Gedichte

von

Christ. Kuffner.

Teplitz,
bei Konrad Adolph Hartleben.
1817.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Inhalt

der

Gedichte.

	Seite
Die Wälder.	3
Der Dichter. Vier Oden.	8
Dädalus. Zwey Romanzen.	20
Bergmännerlied.	32
Die Todesglocke. Ballade.	36
Andenken und Vergessen. An Selma.	49
Weinleselied.	52
An Ninna, bei Uebersendung eines Rosenstraußes im Spätherbste.	54
Der Crampampoli. Idylle.	57

	Seite
Das Fest aller Seelen.	239
Die Lebensjagd. Nach Casauben.	240
Die Hoffnung.	241
Grabschrift eines Ungeliebten.	243
An die Edelknaben am Sarge der Fürstinn.	243
Streben und Ruhe.	244
Böse Gesellschaft.	245
Das unauflösliche Räthsel. Nach Casauben.	245
Am Grabe eines Reichen.	246
Der alte Bräutigam.	246
Der Werth der Freyheit.	247
Die Traumdeuterinn.	247
Eros und der Jüngling.	248
Auf ein neugeadeltes Fräulein.	249
Der sterbende Trinker.	250
Grabschrift eines grosen Essers.	250
Der verzweifelnde Liebhaber.	251
Liebe und Phantasie.	252
Glückliche Liebe.	254
Bild der Liebe.	254

Seite

Frühling und Liebe. 255

Vorgefühl. 255

Charaden. 256

(Auflösung: Stammbuch. Griesgram. Freundschaft.)

Logogriph. 259

(Herz, Scherz, Schmerz, Erz.)

Räthsel. 261

(Die Haube. Der Schleyer.)

Der Winterfrühling. 263

Reimreiterlied. Parodie von Schiller's Reiterlied. 265

Gesang der Horen. 268

Das Leblose. 271

Am Grabe eines zu früh verstorbenen Kindes. 274

Gedanken des Pilgers. 277

Thusnelda an Arminius. Heroide. 279

Der Stab des Popilius. Romanze. 296

Die Nelke und die Sonnenblume. 301

Das Johannisfeuer. Idylle. 304

Oesterreichs Wappenschild. 312

Seite

An den Abendstern. Epithalamium. 316

Guiskard und Nelly. Ballade. 320

Lichtleben und Schattendasern. Auf Herrn Doktor J. B. Friedrich, ausübenden Augenarzt in Wien. 324

Die vier letzten Dinge. 327

Der Tod. 329

Das jüngste Gericht. 341

Die Hölle. 345

Der Himmel. 350

Andromache. Tragödie in einem Act. 353

Die Wälder.

Lebenduftende Wälder, ihr heiligen Tempel der Stille!
Grüßend mit Opfergeräth komm' ich und betend zu euch.
Nehmet den Flehenden auf mit seinen Freuden und Schmerzen!
Lasset euere Ruh' gleiten ins schlagende Herz!
Weihegeschenke sey mir vergönnt an die Bäume zu hängen,
Und im Schattengelüft töne mein voller Gesang!
Euch, ihr Musen, die einst den hellenischen Sänger entflammten,
Dich, o hehre Natur, Mutter beglückender Ruh',

Euch ruf' ich um freundlichen Schutz an, euch um Erhebung,
Euch um Labsal und Trost, euch um den reinsten Genuß!
Morgenroth: glühender Hain, sey Vorbild meinem Beginnen,
Daß sich gestaltend gleich dir ordne das wechselnde Blatt,
Daß sich mit schauriger Nacht verbünde die freundliche Helle
Und dem erhabenen Schwung folge der lächelnde Reiz.

Düster drängen sich hier die tausendjährigen Eichen,
Und kein Lichtstrahl dringt zitternd ins Dunkel hinein.
Dort steigt himmelan unerschaulich ein Berg zu den Wolken,
Und ein Abgrund stürzt neben ihm schrecklich hinab.
Aber lieblich und hold eröffnet sich jetzo die Waldnacht,

Und die lächelnde Flur wallet und woget dahin.
Quellen sprudeln den silbernen Schaum aus grünenden Hügeln,
Und der schlängelnde Bach führet den Himmel mit sich.
Jubelnd durchschwelgen die Vögel des Aethers unendliche Bläue,
Und das Blumenchor blicket in glühender Lust.
Doch nun weichet der Lichtglanz leisewaltender Dämmerung,
Und von Felsen umdroht schließt sich wehmüthig ein Thal,
Und die Nachtigall klagt um moosig erhobene Gräber.
Hier thront Einsamkeit; stiller verblutet der Schmerz.
Schatten wandeln umher im schaurigen Glanze des Vollmonds:
Friede sey mit euch! seyd mir gesegnet im Grab! —
Schnell verschwinden die gleitenden Luftgestalten des Nachtgraums,
Und der Sonne Glanz hebet sich siegreich empor.

Aber es ſtimmet zu heiligem Ernſt nun ein trauern-
der Anblick;
Ach, das bewegte Gemüth ſchaut der Vergäng-
lichkeit Bild!
Auf geſtürzten Säulen ruht die Ruine des Tempels;
Moder zertrennt das Gebälk, Diſteln umziehn
den Altar.
Herrlicher Tempel, von Göttern bewohnt und von
Opfern durchſtrahlt einſt —
Nun verlaſſen und öd', und der Vergeſſenheit
Raub!
Ueber die Trümmer dahin hallt plötzliches Stim-
mengejauchze,
Flöten ſchmeicheln darein, Saitenſpiel rauſchet
und herrſcht.
Jubelnd nahet ein Zug aus ländlich umſchatteten
Hütten,
Ceres und Bromios Lob rufet die fröhliche Schar.

Alſo waltet der Wechſel im heiligen Raume der Wälder.
Gönnet, auf Geiſtesgebieth euch überpflanzet zu ſehn!
Gönnet, zum muth'gen Geſchäft mir Leib und Seele zu ſtärken,
Hauchet Geſundheit mir ein, Heiterkeit, Kraft und Geduld,
Daß ich mit fröhlichem Muth' mein frohes Beginnen vollende,
Euerem gleich mein Blatt, Leben ausathme und Geiſt,
Und auch Kränze davon ſich winde der Freund meiner Muſe,
Kränze zum Freudengelag, Kränze zum Kampf! und fürs Grab!

Der Dichter.

Vier Oden.

I.

Weihe der Natur.

Lächelnd und liebevoll gleich dem erwachenden Frohsinn, erhebt sich
Auf entglühtem Gewölk der Morgen. Hellfluthend entlodert
Des Stromes mildes Blau
Mit schwebenden Rosen.

Schön war die mystische Nacht; die Ruhe des Himmels umgab sie.
Aller Gestirne Chor vereinte den segnendsten Einfluß;
Verweilend sah der Mond
Das Schönste der Schöpfung.

Auf den Blumen lag die ſeelenvoll lächelnde Mutter,
Blaß vom Mond' ihr Geſicht, umflattert die flüſternde Laube.

Von jedem Sterne floß
Empfindung und Liebe.

Ueber ſie ſchwang Eros die ewigleuchtende Fackel;
Mit diamantenem Schild ſtand ihr die Treue zur Seite,

Entzog profanem Aug',
Was Edle nur fühlen.

Geiſterhände hielten empor den göttlichen Knaben;
Nachtigallen ſangen Gefühl, wie es nie ſie entflammte.

Zur Wiege trugen ſie
Die Blüthen des Lorbers.

Und ein Seraph goß die ſeligen Träume der Mutter,
Ihrer Empfindungen Luſt und Schmerz in die Seele des Knaben,

Des Vaters edlen Stolz,
Den lichten Gedanken,

Und das erhabene Bild. Dann vereint' er die Gaben mit Wohlklang,
Und entfloh. Nie wich vom Knaben das Auge der Mutter,
Des Vaters Hand wich nie
Vom blühenden Denker.

In der Natur allerheiligsten Tempel führt' er den Jüngling,
Zeigte die Göttin ihm selbst, die Geweihten an ihrem Altare.
Zum Himmel sandt' er dann
Die betenden Worte:

„Von der Sternenhöh' bis zur sterbenden Blume verbirg dich,
„Schönheit, ihm nie! sink bebend mit ihm an den Busen der Liebe!
„Sey ewig ihm ein Bild
„Im Leben und Tode!

„Irdischem Fröhnen und frevelndem Hochmuth wehre den Zutritt
„Edler Sinn! Ihm sey die Schöpfung ein festlicher Tempel!
„Kühn sey der freye Geist
„In Reinheit des Herzens!“ —

II.

Gesang der Phantasie.

Sinnig saß in einer Rosenlaube, umstrahlt vom Himmel, die Phantasie; ihr flammt' Entzücken im Auge.

Sie sang; es horchten ihr
Die Geister der Sphären:

„Jüngling! Jüngling, sey mir begrüßt, du Myrten-bekränzter!
„Jüngling, wach' auf! zwar ist süß dein Schlummer; doch wird dein Erwachen
„Noch süßer, schöner seyn;
„Erwache, Geliebter!

„Geh aus der Laube hervor, wo Geister Träume dir webten!
„Was dir auch Morpheus sang, die Wirklichkeit soll es beschämen.
„Es harren deiner schon
„Die Reigen der Silphen.

„Dichter begrüßt dich die Welt, der himmlischen Schönheit Geweihten.
„Tritt hervor in Stolz und Huld mit strahlendem Auge!
„Was Aphroditens Ruf
„Belebet, umschwebt dich.

„Kühnheit und Kraft sind dein; die Liebe lehret dich Wahrheit,
„Leidenschaft jeder Thräne Quell und die Tiefen des Herzens.
„Begeist'rung weihet dir
„Die Schwingen zum Aether.

„Scharfsinn, Geschmack und Gefühl sind deine treuen Begleiter,
„Jedes Scheidewegs Räthsel dir lösend; es reichet die Fackel
„Dir Platons kühne Hand,
„Das Geisterreich hellend;

„Und die Natur, der du einſt die Fülle des blühenden
Lebens
„Weihteſt, verkläret dich ſelbſt; das reiche, göttliche
Daſeyn
„Erhebt Unſterblichkeit
„Zum Sitze der Götter!“ —

III.

Ruf der Wirklichkeit.

Hörteſt du, Jüngling, das Lied, floß ſchneller beim Traume das Blut dir?
Armer Getäuſchter, entflieh dem Klippengeſang der Sirene!
Mit Blumen deckte ſie
Den gierigen Abgrund.

Sieh doch die Laube der Ruh'! wie Roſenglanz ſie umſtrömet!
Kühlenden Fittigs umwehn ihr Lager Geſundheit und Frohſinn;
Ein Schlummerlied ertönt,
In Wonne betäubend.

Sieh, wie die Wange ihr blüht! ſie bleichet nicht Sorge des Strebens,
Wohlbehaglich fließt ſanftwallend das Blut in den Adern;
Was geſtern Freude gab,
Entzückt ſie noch heute.

Jüngling, laß ab! entflieh der gefährlichen Bahn,
und zerreisse
Kühn der Phantasie romantisch verschlungene Kränze!
Erblicke schaudernd
Der Wirklichkeit Schreckbild!

Sieh, schon lauert der Neid mit doppelhackigem
Giftpfeil!
Schon wirft Stumpfsinn auf dich sich hin mit bleier-
ner Masse,
Und Heuchelei drängt dich
Nachheulend zum Abgrund.

Hoffest du für dein blutendes Herz den Balsam der
Liebe?
Sprach ihr leuchtender Blick Empfindung im Früh-
ling der Schönheit?
War jeder holde Zug
Ein Spiegel der Seele?

Wird nicht Menſchenhand zerreiſſen, was Götter vereinten?
Wird nicht über ihr Grab hinweinen die einſame Liebe?
Wird nicht treuloſer Schwur
Zur Schlange verwandelt?

Höre — noch iſt es Zeit — die warnende Stimme der Wahrheit!
Jüngling, laß ab! Früh ſcheidet vom Pfad des Ruhmes der Frohſinn.
Verkennung harret dein,
Entheiligung, Trauer!

Eilen wirſt du ans Grab; doch wird das Geſpenſt der Verleumdung
Frechen Blickes ſich noch an die Stätte der Ruhe hinlagern!
Laß ab! — Nie wirſt du das? —
Stirb, Phönix, in Flammen!

IV.

Das Endlose.

Jüngling! kennst du den Kranz, der über der Scheitel mir schwebet?
Dringet wie Morgenroth der Ton meines Ruf's in das Herz dir? —
Verschwinde, Erdennacht!
Hell strahle das Ziel dir!

Er, dem meine Stimme schon früh ertönte, verläßt nie
Jene Bahn, die hinauf zu den Sternen führt; nicht Verkanntseyn,
Noch Hohn schreckt ihn zurück;
Kühn geht er — entsaget.

Denn ihm dämmert ein Bild vor dem Geist, verdunkelnd der Erde
Farben. Er sucht und strebt, ruht nicht, bis ers fand, und das Daseyn
Verkläret sich in ihm
Zu ewigem Leben.

Sey belobnt! Dir hieß ich Natur in den Thälern
der Erde;
Ewigkeit iſt mein Name am Ziel! Der Flug der
Begeiſterung,
Hier Gluth im Hauch des Nords,
Sey ewiger Frühling!

Dädalus.

Zwey Romanzen.

I.

Künstler-Neid.

In seines Himmels Kunstgenuß
Schuf, göttlichbildend, Dädalus
Gestalten reich an Reiz und Leben.
Von Seele strahlten Blick und Mienen;
Mit jedem Augenblicke schienen
Sie zum Olymp emporzuschweben.

Weit aus Minervens Heiligthum *)
Erschallt des Künstlers hoher Ruhm.
Es drängen sich zu seinen Lehren

*) Athen.

Aus den entfernteſten Gefilden,
Des Geiſtes Schöpferkraft zu bilden,
Kunſtjünger, die den Meiſter ehren.

Vor Allen doch im Pantheon
Hob Talus ſich, der Schweſter Sohn.
Auch er ſchafft himmliſche Geſtalten,
Und zieht aus der Erfindung Tiefen
Sich Kräfte, die noch leblos ſchliefen,
Um neues Kunſtwerk zu entfalten.

Des Schlangenkinnes ſtarkes Bein
Mit ſchneid'ger Zähne ſpitzen Reih'n
Lehrt ihn, der Säge Schwert erzwingen;
Es muß das Eiſen ſich bequemen,
Am Rand der Zähne Form zu nehmen,
Und trennend in die Stoffe dringen.

Zwey gleiche Eiſenfüße fügt
In einen Knoten er geſchickt;
Steht einer, zieht der Andre Kreiſe *),

*) Der Zirkel.

Damit nicht Willkür die Geſetze
Des Ebenmaßes kühn verletze,
Das Aug' des Schönen Wahrheit preiſe.

Allein des Schülers frühe Kunſt
Raubt ihm des bangen Meiſters Gunſt.
„Nicht ſoll er meinen Ruhm verkürzen!"
Er ſpricht's, und führt mit falſcher Miene
Den Jüngling auf Eckrepia's Zinne —
Zum Abgrund muß der Arme ſtürzen.

Entrüſtet ob der Frevelthat,
Bannt Richterſpruch aus Land und Stadt
Den Künſtler mit entweihter Seele:
„Die Hand, befleckt mit reinem Blute,
„Sie bild' uns nicht das Schön' und Gute,
„Daß Schmach die Tempel nicht entſtelle!" —

Gequält von Reue, foltert Schmerz
Des Künſtlers allzu raſches Herz,
Sein Friedenshimmel iſt verſchwunden,

Zerriſſen der Begeiſterung Schleyer;
Im Buſen brennt ein Todesfeuer;
Der Seele Flügel ſind gebunden.

„Weh mir!“ — er ſtöhnt's aus tiefer Bruſt,
Der Schlangenbiſſe ſich bewußt —
„Weh mir! entblättert iſt mein Kranz,
„In Nacht verhüllt des Ruhmes Glanz.
„Wenn Frevel Herz und Hand beflecken,
„Kann keine Kunſt den Genius wecken;“

„Kein Gott ruft den entweihten Sinn
„Ins heitre Reich der Schönheit hin.
„Wie bild' ich himmliſche Geſtalt,
„Wenn Höllengluth im Herzen wallt?
„Was frommt's, den Marmor zu beleben?
„Kann Leben ich dem Todten geben?“

„Weh mir! am Meiſſel klebet Blut,
„Zur Schöpfung fehlen Ruh' und Muth,
„Ich ſchaffe Götter — doch kein Glück!

„Mit jedem neuen Meiſterſtück
„Erbt ſich des alten Frevels Kunde
„Unſterblich fort von Mund zu Munde.“

So klagt' er, fern vom Vaterland,
Bis er in Kreta Ruhe fand,
Wo König Minos, ſchwer gekränket,
Der Tochter Schmach in dunkeln Stellen
Dem Aug' der Sonne zu verhehlen,
Dem Künſtler Huld und Gnade ſchenket.

Beſeelt von fremder Zone Gluth,
Erwacht ſein Geiſt mit neuem Muth,
Und ſchafft, Verbrechen zu verſtecken,
Ein labyrinthiſches Gedränge
Voll Windung vielverſchlung'ner Gänge,
Die kreiſend meilenweit ſich ſtrecken.

Drin hauſ't des Minotaurus Wuth,
Genähret von dem jungen Blut,
Das ihm Athen alljährlich ſpendet.

Zerreiſſend faßt das Ungeheuer
Die Opfer ſchnell mit wildem Feuer,
Die, kaum entknospet, ſchon geendet.

Doch Theſeus naht voll Heldenſinn,
Die Liebe ſelbſt zur Führerinn.
Sein Schwert durchbohrt das Ungeheuer.
Zum ſchönen Lohn der ſchönen Thaten —
Ein kurzes Glück im Arm des Gatten!
Folgt Ariadne dem Befreyer.

Zur Rückkehr iſt das Schiff bemannt.
Voll Sehnſucht nach dem Vaterland,
Eilt Dädal an die Meereswogen.
Froh an der Hand des Vaters wallet
Sein Söhnlein Icarus. Schon ſchallet
Der Schiffer Luſt zum Himmelsbogen.

Doch König Minos, ernſt und ſtreng,
Tritt in das wimmelnde Gedräng,
Den flieh'nden Künſtler zu erfaſſen:

„Nicht Rückkehr kann ich dir gewähren.
„Leb' hier in Freuden und in Ehren!
„Im Tod nur darfst du mich verlassen."

„Mein mußt du bleiben, Dädalus!
„Zu lieblich ist's, dem Genius
„Und seiner Schöpferkraft gebieten." —
Der Künstler: „Wisse! Kunst und Leben
„Kann nur in Freyheit sich erheben;
„Dem Zwang' entkeimen keine Blüthen.

„Den Genius hält nicht Zeit und Raum,
„Das Schicksal selbst bezwingt ihn kaum.
„Nicht hemmt ihr seinen Sternenflug,
„Der stets hoch über euch ihn trug.
„Mögt ihr auch Meer und Erde sperren —
„Den Himmel könnt ihr mir nicht wehren!" —

Dädalus.

II.

Ueberspanntheit und Kunstregel.

Entrüstet heißt der König ihn
Nebst seinem Sohn vom Ufer zieh'n
In des Pallastes Marmorhallen.
Den Schein der Freyheit doch zu geben,
Läßt er die Gärten ihn durchschweben
Nach Künstlerlaune und Gefallen.

Doch alle Pracht birgt nicht den Zwang,
Kühlt nicht des glüh'nden Herzens Drang:
Er fühlet sich nur eingeschlossen;
Elysiums Gärten, goldne Mauern
Erheitern nicht der Seele Trauern;
Der Genius schweigt, von Schmach umflossen.

Doch schnell wie Himmelsstrahl durchfliegt
Ein Bild ihn, das den Geist entzückt,
Und Ahnung gibt von dem, was oben.
Das ganze Reich der Kunst entfaltet
Sich plötzlich, groß und schön gestaltet;
Er fühlt sich hoch emporgehoben.

Rasch wird die irdische Natur
Geformt zur hohen Aetherflur.
Des Vogels glänzendes Gefieder
Versucht er künstlich nachzubilden
Zur Reis' in himmlischen Gefilden;
Nicht Müh', noch Schwierigkeit beugt nieder.

Vor Freude zitternd und doch bang,
Vereint er Federn kurz und lang;
Kein bindet sie; Wachs muß verkleben
Der Kiele stets verlängte Reihen,
Daß mit beweglichem Gedeihen
In sanfter Krümmung sie sich heben.

Das Ganze ſcheint ihm noch ein Traum;
Er glaubet ſeinen Augen kaum.
Des Söhnleins zarter Schulter ſchmieget
Er nun zuerſt die Wunderſchwinge;
Dann wird mit mancher ſtarken Schlinge
Sie an den eignen Leib gefüget.

Nun Vater nur, nicht Dädalus,
Faßt er den Sohn mit heißem Kuß,
Und drückt an's Herz die zarten Hände:
„Eh' du den Flug beginneſt, höre
„Der Kunſt und Weisheit kluge Lehre,
„Daß glücklich das Beginnen ende!“

„Stets fliege auf der Mittelbahn,
„Weil Aeußerſtes nie währen kann!
„Schwebſt du zu nah an Staub und Fluthen,
„Wird Laſt dich bald zu Boden drücken.
„Laß Höh' auch nicht dein Ziel verrücken!
„Vermeynes ſchmilzt an Sonnengluthen.“ —

Die Schwinge trägt den Vogel kaum
So leicht hin durch den lichten Raum,
Als jetzo Sohn und Vater schweben.
Gleich ferne von den tiefen Wogen
Und von dem hohen Himmelsbogen,
Entzückt sie unbeschränktes Leben.

Allein des Knaben rasches Blut
Entflammt zu bald verwegner Muth.
Der Erde niedriges Gewimmel
Wird ihm verhaßt; hoch will er schweben;
Der junge Geist, voll kühnem Streben,
Brennt vor Begierde nach dem Himmel.

Die Klugheit däucht ihm klein; empor
Schießt er zum nahen Sternenchor,
Und schwimmt in einem Meer der Wonne.
Nicht glaubet er des Fluges Grenzen,
Scheut nicht des Mondes mild'res Glänzen,
Und stürmt im Wahn bis an die Sonne.

Jetzt ſchmilzt das Wachs; der Schwinge Bug,
Die zu hoch den Verweg'nen trug,
Dient, federlos, nicht mehr zum Fliegen.
Kahl ſieht er ſich an beyden Armen;
Um Hülfe rufend und Erbarmen,
Stürzt er ſo ſchnell, als er geſtiegen.

Das Meer empfängt den bleichen Raub,
Verſchlingend ihn wie leichtes Laub.
Zu ſpät erſpäh'n des Vaters Blicke
Verſchmähter Lehre böſes Enden;
Er kann das Unglück nicht mehr wenden,
Und weichet ſeufzend dem Geſchicke.

„Mir raubet Nemeſis Geboth
„Den Sohn für Schweſterſohnes Tod.
„Kunſt tröſtet kein entweihtes Herz;
„Unſterblich währen Ruhm und Schmerz!" —
So klaget er. Mittrauernd grüßten
Den Landenden der Heimath Küſten.

Bergmännerlied.

In Tiefen und Schlünden,
In nächtlichen Gründen,
Wo Leben und Sonne
Den Menschen gebricht,
Da finden wir Wonne,
Da ist es uns Licht.

In Höhlen und Klüften
In Schachten und Grüften
Erglühen, dem Kühnen,
Dem Muthigen hold,
Aus düsteren Minen
Juwelen und Gold.

Und will sich's nicht zeigen,
Dem Grab nicht entsteigen,
Nur tiefer fort immer!
Dem rastlosen Muth
Wird Alles bald Schimmer,
Wird Alles bald gut.

Tief ruht ja verbergen
In Nächten der Morgen,
Die köstliche Wahrheit,
Des Herrlichen Glanz;
Aus Dunkel strahlt Klarheit,
Dem Forscher der Kranz.

Zu necken uns, kommen
Wohl böswliche Gnomen;
Sie hauchen und zischen
Uns kalt in's Gesicht,
Und löschen mit Zischen
Des leitende Licht.

Dann weicht das Gefunkel;
In nächtlichem Dunkel
Ertosen Gewässer
Aus Klippen hervor.
Unthiere, stets größer,
Schau'n heulend empor.

Wir aber erzittern
Vor keinen Gewittern;
Und wenn uns erschölle
Der Todesruf schon —
Den Göttern der Hölle
Selbst böten wir Hohn!

Wir eilen frohmunter
Stets jäher hinunter,
Und rauben den Tiefen
Die schimmernde Gluth;
Denn Kräfte, die schliefen,
Erwecket der Muth.

O Menſchen! wir bringen
Euch freudiges Klingen.
Braucht edel und weiſe
Das herrſchende Geld!
Im ſchimmernden Kreiſe
Bleibt Dürftigen held!

Nur Edles entwalte
Dem edlen Metalle!
Für Unſchuld und Tugend
Gebt freudig es hin!
So blüht aus der Jugend
Des Alters Gewinn.

Die Todesglocke.

Ballade.

I.

Den Becher voll von duft'gem Wein,
Lag Ritter Wolf von Hartenſtein,
Ein glühend Nordlicht anzuſchauen,
Die Blicke ſelbſt im Frohſinn wild;
Doch ſaß, voll Liebe und Vertrauen,
Ein Brautpaar ihm zur Seite mild,
Die Tochter Kunigunde,
Sanft wie die gute Stunde;
Das Herz von Liebe warm,
Ruht ſie in Heinrichs Arm.

Rasch treten Knappen in den Saal;
Wolf hebt den Schedel derb und kahl.
Es stehen in des Treffes Mitte
Zwey schöne Knaben blaß und zart.
Der Ritter frägt mit rauher Sitte:
„Sprecht, weßhalb ihr ergriffen war't!“ —
„Den Bübchen that behagen,
„Ein Häelein zu erjagen
„Nah an der Burg im Wald.“ —
So laut der Troß erschallt.

Der Ritter höhnt: „Hat's wohl behagt?
„Ihr habt euch nur den Tod erjagt.
„Will euch die künft'gen Frevel sparen,
„So fährt ihr doch gen Himmel auf.
„Bis morgen sollt sie aufbewahren —
„Dann schließt den jungen Lebenslauf!“ —
Vergebens ruft der Armen
Gewimmer um Erbarmen;
Ihr Stöhnen dringt nicht ein
In's Ritterherz von Stein.

Sie faßt des Felſenkerkers Nacht;
Doch als die Sonne kaum erwacht,
Naht ſich ein Zug ehrwürd'ger Bürger,
Und wird zum Ritter eingeführt.
Sie ſtehen zitternd vor dem Würger,
Den keine ihrer Bitten rührt:
„Wollt nicht zu ſtrenge richten,
„Und Gottes Gab' vernichten!
„Ach ſchont das junge Blut,
„Des Vaters einz'ges Gut!"

Und bleich tritt nun ein Greis hervor,
Kniet hin, und hebt die Händ' empor.
Die Thräne ſchleicht von hohlen Wangen,
Es ſinkt das Haupt, von Schnee umkränzt;
Die Stimme hält der Schmerz gefangen,
Im Auge kaum noch Leben glänzt.
Mitleid ergreifet Alle;
Von Seufzern ſtöhnt die Halle.
Er ſcheint ein Bild von Stein
Am Kirchhofgrab zu ſeyn.

Und endlich rufet dumpf und leis
Aus ſeinem Innerſten der Greis:
„Gott iſt der Vater von uns Allen —
„Der Knaben Vater — ach — bin ich!
„Laß nicht den Todesruf erſchallen!
„Er tönt zu früh, zu fürchterlich.
„Gott ſpeiſet ja die Armen;
„Drum hab' auch Du Erbarmen!
„Mir blieb kein Biſſen Brod,
„Sie trieb die bittre Noth.“ —

Wolf ſchlürft den Becher aus voll Ruh;
Dann ſpricht er grinſend: „Wer biſt du?
„Hat dich das Grab zurückgegeben?“ —
Der Greis: „Ein Glöckner bin ich, Herr,
„Und nähre kümmerlich mein Leben;
„Es wird die Arbeit mir zu ſchwer.
„Daß ich nicht Hungers ſterbe,
„Hilft mir in dem Gewerbe
„Des ältern Knaben Hand
„Treu bis zum Grabesrand.“ —

Und Wolf: Der Brut gebührt der Tod!
„Sünd' bleibet Sünd' auch in der Noth.“ —
Ohnmächtig stürzt der Greis darnieder,
Der Schmerz nur läßt ihn nicht vergeh'n;
Auf rafft er sich vom Boden wieder,
Vermag mit Wunderkraft zu sieh'n:
„So stirb denn selbst nicht minder,
„Herzloser ohne Kinder.
„Dein blut'ges Leichentuch
„Umheule Menschenfluch!“ —

Hin schreitet er; es schweigt im Saal.
Die Stille bricht des Ritters Schall:
„Halt! nur des Jüngern Blut soll fließen;
„Doch mußt du für die Gnade mir
„Alsbald ein Todtenglöcklein gießen;
„Das sey des Kerkerthurmes Zier.
„Und geht der Bub' zum Blocke,
„So ziehst du selbst die Glocke,
„Und machst die Sterbestund'
„Dem ganzen Gaue kund!

„Du ſelber haſt den Tod verdient,
„Weil du dich frevelhaft erkühnt,
„Mir Flüche auf das Haupt zu ſenden.
„Gehſt du nun die Bedingniß ein,
„Magſt du den Tod von dir abwenden,
„Und einen Buben auch befrey'n.
„Willſt du nicht dieß erfüllen,
„So höre meinen Willen:
„Du ſtirbſt nach Beyder Tod,
„Von ihrem Blute roth!“

Umſonſt ſtürzt Kunigunde hin,
Zu beugen den entmenſchten Sinn;
Umſonſt ſind Heinrichs heiße Bitten;
Die Hölle fühlt kein Sonnenlicht.
Als lang der Greis mit ſich geſtritten,
Wankt er zum Ritter hin und ſpricht:
„Kann ich den Einen retten,
„Magſt du den Zweyten tödten!
„Den Einen ſchütze Gott —
„Ich folg' des Andern Tod!“ —

Der einen Rettung hocherfreut,
Vergißt der Greis des Andern Leid,
Und ſchreitet ängſtlich raſch zu Werke
Mit raſtlos eifrigem Bemüh'n;
Den morſchen Leib hebt neue Stärke,
Daß von dem Fleiß die Adern glüh'n.
Die Glocke zu vollenden
Gelänge ſeinen Händen,
Doch fehlet zu dem Schall
Der Glocke noch Metall.

Was er vom Ritter auch begehrt,
Ihm wird nicht Stoff noch Hülf' gewährt;
Der wünſcht der Glocke kein Gelingen,
Damit er labe ſeine Wuth,
Säh' er das Werk ihn nicht vollringen,
Und ſtrömen aller Dreyen Blut.
Der Greis den Freunden allen
Läßt ſeine Klag' erſchallen:
„Errettet mir den Sohn,
„So werd' euch Gottes Lohn!" —

Und ſieh! von allen Straßen nah'n
Die Freunde ſchon zur Burg heran;
Verehrter Heil'gen Bilder tragen
Sie auf den Schultern fromm und ſtill:
„Wo Stolz und Härte Menſchen plagen,
„Iſt Helfen Gottes heil'ger Will';
„Nimm hin des Hauſes Schilder,
„Der Heiligen Schutzbilder!
„Sie ſchützten uns ſo lang;
„Sey ihrer Hülf' nicht bang!" —

Aufflechzt des Feuers rothe Gluth;
Drin ſchmilzt der Freunde frommes Gut.
Die Glocke ſteht in ihrer Schöne;
Da blickt der Greis zum Himmel auf:
„Bald ſchallen nun die Schreckenstöne,
„Zu enden eines Sehnes Lauf!
„Wer darf auf Menſchen bauen?
„Nur Gott will ich vertrauen.
„Das Leben ſchuf uns Gott —
„Und ſchuf uns auch den Tod!" —

Doch wie er noch zum Himmel blickt,
Naht ihm, vom Ritter abgeſchickt,
Ein Knappe; dem erſchallt's vom Munde:
„Erfahr', o Greis, die höchſte Noth!
„Der Ritter will zu dieſer Stunde
„Erblicken deines Söhnleins Tod!
Eh' zehn Minuten fliehen,
„Mußt' du die Glocke ziehen!" —
Verzweifelnd ſpricht kein Wort
Der Greis — und eilet fort.

II.

Er klettert auf, den Thurm entlang:
Schon ſchwebt die Glocke hoch am Strang.
Er ziehet raſch, er ziehet wild;
Dumpf ſchallt die Glocke durch's Gefild,
Sie ſtöhnet gräßlich, ſchwer und bang —
Und alle faſſet wüthender Drang.
Er aber ſteht, ein Geiſt der Nacht,
Hoch oben, und Verzweiflung erwacht

Tief unter ihm in der Erde Tiefen,
Daß aufſteh'n die Todten, die lange ſchliefen,
Und, von den ſchrecklichen Klängen verletzt,
Der Himmel verdunkelnd ſich entſetzt.
Es ächzet der Greis, er müht ſich hart,
Es weht in den Winden der graue Bart,
Und durch die Wolken dringen
Sein Bitten und ſein Singen:

„Raſe, Glocke, raſe,
„Raſe von dem Thurm!
„Raſe, Glocke, raſe,
„Heule durch den Sturm!
„Herauf, herauf, ihr Todten,
„Zum Todesfeſt erſcheint!
„Verzweiflung iſt dem Armen
„Der letzte Freund.
„Herab, herab, ihr Wolken,
„Sendet euern Blitz!
„Vernichtet des Entmenſchten
„Gräuelvollen Sitz!

„Raſe, Glocke, raſe,
„Aechze von dem Thurm!
„Bis die Todten auferſteh'n,
„Burg und Frevler untergeh'n,
„Raſe, Glocke, raſe,
„Heule durch den Sturm!
„Fort und fort und ohne Ende
„Reg' ich hier die Knochenhände,
„Bis Verzweiflung Alle faßt,
„Und der Tod hier ſchwelgend praßt.“

So ſchallet ſchrecklich das Geläute
Herab vom grauenvollen Thurm,
Schallt unermeßlich in die Weite;
Drein heulet wilder Sturm.
Die Glocke ſtöhnt, die Glocke drühnt,
Bis rings umher Verzweiflung ſtöhnt.
Wahnſinn ergreift das junge bräutliche Paar,
Und Heinrich ſtürzt in den eigenen Stahl,
Und mit ſträubendem Haar
Sauſt Kunigundens ſtürzender Fall

Vom Erker auf die Klippen hinab,
Auf rauhem Geſtein ihr blutiges Grab!
Und in den Wolken ſtürmt an ein Gewitter,
Und ſtrömt ſein Feuermeer herab,
Zerſchmettert Burg und Fels in Splitter,
Und es dampfen die rollenden Trümmer
In des Feuers Höllenſchimmer,
Und es hallet zu des Todes Beute
Noch immer fort und immer
Das gräßliche Geläute,
Bis — ein Fluch ſein letztes Wort —
Des Blitzes Strahl den Ritter durchbohrt.
Nun ſchweigt des Sturmes Toben,
Und Helle glänzt von oben;
Die düſtern Wolken fernhin ziehen;
Weſte ſchmeicheln, Blumen glühen.
Entathmet und entſeelt,
Und unverſehrt dem Tod vermählt,
Sinkt nun der Greis vom Thurm hinab,
Und wo er ſinket, wird zum Grab
Die Ruheſtelle ihm erwählt;

Und hold, im lichtumfloßnen Schimmer
Der eingestürzten Trümmer,
Erscheinet, kniend sich umschließend,
Das Tageslicht begrüßend,
Das Knabenpaar, in Glorie verklärt:
Denn Unschuld ist dem Himmel werth;
Und mag die Welt in Schutt versinken —
Dem Reinen wird sein Engel winken!

Andenken und Vergessen.

An Selma.

Wenn mich das goldne Glück umfächelt,
Und jeder Stern mir Wonne lächelt,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn kein Gott mir Freude gibt,
Und Bosheit meinen Himmel trübt,
Laß mich von dir vergessen seyn!

Wenn Ruh' und Frohsinn mich umwallen,
Aus Fels und Quell mir Blumen strahlen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn in banger Lebensnacht
Die Sorge mir zur Seite wacht,
Laß mich von dir vergessen seyn!

Wenn Frevler kühn dir Liebe schwören,
Arglose Reinheit zu bethören,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn mein einst willkommnes Bild
Dich je mit Schmerz und Haß erfüllt,
Laß mich von dir vergessen seyn!

Wenn mich des Ruhmes Lorber kränzen
Und Huldigungen mich umglänzen,
O Mädchen, dann gedenke mein!
Doch wenn des Strebens schönstes Ziel
Kein guter Gott mir gönnen will,
Laß mich von dir vergessen seyn!

Wenn deine Tag' im Maylicht blühen,
Dir alle Herzen Liebe glühen,
Gedenke dann noch einmal mein!
Doch bricht das Schicksal mir den Stab,
Sink' ich verzweifelnd hin auf's Grab,
Laß ewig mich vergessen seyn!

Ein Morgenroth sey dir das Leben;
Mir wird noch Trost die Hoffnung geben:
Auch hochbeglückt gedenkst du mein!
Nur dir gab ich mich ganz dahin;
Doch — bringt es deinem Glück Gewinn —
Will ich von dir vergessen seyn!

Ja wandle du auf Tugendwegen
Des Lebens schönstem Glück entgegen —
Gedenke nur voll Ruhe mein!
Lohnt uns ein himmelreines Herz
Für unsrer Liebe schönen Schmerz —
Dann ist's auch schön, vergessen seyn!

Weinlesselied.

Aurora blinkt;
In Purpur winkt
Aufschwellend der Traube hellschimmernde Gluth.
Die Freude schallt
Durch Feld und Wald,
Es gaukeln die Scherze, es jubelt der Muth.

Die sanfte Braut
Des Tages schaut
Mit rosigem Lächeln vom Osten kaum hin,
Da zieht hinein
Zum Rebenhain,
Was wankt und was schwebet, mit lachendem Sinn.

Sanft blickt empor
Ein Mädchenchor,
Gebückt an der Rebe volllaubigem Kranz;
Der Jüngling hebt
Die Kuf', und ſchwebt
Laut jubelnd vorüber in wonnigem Tanz.

Und alles dreht,
Und alles weht,
Es taumelt der Greis noch am knotigen Stab;
Und Luna ſchaut
Bei frohem Laut
Der Leier mitſchwebend vom Himmel herab!

An Nina.

(Bei Ueberſendung eines Roſenſtraußes im Spätherbſte.)

Selbſt wenn ſchon rauhe Lüfte ſtürmen
Und bleich das Jahr zu Grabe geht,
Erblühen, wenn wir ſie nur ſchirmen,
Uns Blumen, die kein Nord verweht.
Nur dem Hoffnungsloſen
Blühen keine Roſen;
Er ſieht rings umher
Alles blumenleer.

Weih'n wir auf unſern Pilgerpfaden
Der holden Freude Herz und Sinn,
Spinnt Heiterkeit den Lebenspfaden:
Dann ſind die Fluren immer grün.

Nur dem Freudeloſen
Blühen keine Roſen;
Er ſieht überall
Nur ein Leichenthal.

Wem bei den Leiden ſeiner Brüder
Mitleid das weiche Herz belebt,
Dem blüh'n die Lebensblumen wieder,
So oft der Tag ſein Haupt erhebt.
Nur dem Mitleidsloſen
Blühen keine Roſen;
Denn ſein Herz von Stein
Starrt, und bleibt allein.

Wer ſich den Frieden ſeiner Seele
In junger Schönheit rein bewahrt,
Dem blühen an der Lebensquelle
Die ſchönſten Blumen jeder Art.
Nur dem Ruheloſen
Blühen keine Roſen;
Auch bei Scherz und Luſt
Tobt's in ſeiner Bruſt.

Wer ſein Gemüth von Schmerz und Freude
Durch leiſen Hauch ſich regen fühlt,
Dem kränzt der Blumen Huldgeſchmeide
Die Bruſt, mit ſchönem Trieb erfüllt.
Aber dem Herzloſen
Blühen keine Roſen;
Seine Lebensau
Schmachtet ohne Thau.

O könnt' ich doch nur dieſen Roſen
Für dich Unſterblichkeit verleih'n!
Sie würden liebend dich umkoſen,
Und dir, wie ich, ihr Leben weih'n!
Denn dir Makelloſen
Blühen ewig Roſen;
Doch die ſchönſte blüht,
Dem Dein Herz erglüht.

Der Crampampoli *).

Tobend brauſte der Nord durch dürres Gezweige des Waldes,
Und aufliegendes Laub wirbelte ſchaurig umher.
Halmlos düſtres Gefild und des Rebenhains Ulmengeſtäbe,
Kahl ohne Trauben und Blatt, ſtarreten einſam und öd'.
Aus der verwaiſten Natur zog nun das entfliehende Leben

*) Ein ſehr geiſtiges Getränk; aus angezündetem Rum, in welchen man über die Flammen gehaltenen Zucker hinein tropfen läßt. Die Kerzen werden während der Zubereitung gewöhnlich ausgelöſcht.

In die Wohnungen ein und den Familienkreis.
Schaudernd erbebte die Flur im frostigen Hauche des Spätherbsts;
Aber am hellen Kamin herrschte gesellige Lust.
„Sind doch in Sicherheit nun die sorglich gesammelter Früchte,
„Ist doch die Arbeit belohnt und für den Winter gesorgt!
„Lasset uns nach vergossenem Schweiß jetzt mit der Natur ruh'n,
„Und für's kommende Jahr Kräfte sammeln und Muth!
„Lasset geselligen Scherz nun wechseln mit kluger Betrachtung!
„Heute jubelt und lacht, Kinder, bei frohlichem Schmaus!
„Eduard, eingestimmt! geglüht von Hoffnung und Freude!
„Bau vor allem auf Gott, dann auf dich selbst und die Zeit!"
Also sprach, im grauen Haare noch blühend, der Pächter,

Setzte die Stühle zurecht um den gründeten Tisch.
Mattem Silber gleich ergoß sich über die Tafel
Blumendurchwebter Damask, vom Großvater
ererbt.
Unten am Rande des köstlichen Stoffes schaute
hellglühend,
Farb' an Farbe gedrängt, freundlich ein Teppich
hervor.
Zwey Kronleuchter, geschmückt mit kerzentragenden
Mohren,
Herrschten strahlend und hoch über die Fläche dahin.
Lieblich dampfende Speisen, gereiht mit duftenden
Weinen,
Prangend in Purpur und Gold, deckten freund-
schaftlich den Tisch.
„Sehen sie doch," so sprach, den Zeigefinger vor-
streckend,
Witternd die Nase erhöht, und mit genießendem
Blick,
Ueberglücklich im Vorgefühl und von Holdseligkeit
leuchtend,

Zu dem Kaufmann des Orts lächelnd Magiſter
chen Schneck:

„Welchen Zauberglanz die blinkenden Flaſchen ver=
breiten!

„Wie voll Majeſtät hoch die Paſtete ſich hebt,

„Aehnlich dem Chimborasso, bekanntlich dem höch=
ſten Gebirge!

„Welchen köſtlichen Schatz birgt wohl ihr Inne=
res erſt?

„Und was ſoll ich nun erſt von dem Kalbsbraten
dort ſagen?

„Keinem Mahler gelang's, ſchöner zu mahlen
das Fleiſch!

„Und daneben die Schinken, ſo ſanft vorglühend dem
Dunkel,

„Welches, mit Blumen geziert, noch vor dem
Meſſer ſie ſchützt!

„Aber riechen Sie nicht den welſchen Salat noch
vor Allem?

„Von dem Rande des Grabs rief mich ſein Duft
noch zurück!“

So verloren in geiſtiges Anſchau'n, wär' vor Entzücken
Er vergangen, wenn nicht jetzo begann das Gelag.
Um die Schüſſeln zog ſich eine Guirlande von Aſtern,
Aber die Gäſte ſelbſt bildeten ſchöneren Kranz.
Mancher würdige Greis bei ehrenwerther Matrone
Saß mit verjüngtem Geſicht, labend im Körper den Geiſt.
Munter neckte ſich leicht in ſcherzender Laune die Jugend,
Rein an Seel' und Leib, ſorgenlos innig vergnügt.
Eduard nur, der biedere Sohn des redlichen Pächters,
Sprach mit ſtillem Ernſt, Bläſſe im guten Geſicht,
Zu der Nachbarinn, dem Fräulein Emma von Werding,
Welche die Wiederkehr pries in die rauſchende Stadt.
Vieles erwog, man ſah's, im innerſten Buſen der Arme,

Aber bemüht, daß er nicht Aeußeres ließ außer Acht.
Liebend glühte das Herz des edeldenkenden Jünglings;
Aber spröde zog Emma sich immer zurück.
Und so war dem Leidenden Frühling und Sommer entwichen,
Und der schaurige Herbst klemmte noch mehr ihm die Brust.
Neben ihm saß Emma, strahlend in siegender Schönheit,
Herrlich an Wuchs und Gestalt, lieblich von Mien' und Geberd';
Stolz im frohen Bewußtseyn einer Fülle von Reitzen,
Heischte sie Aufmerksamkeit, Huldigung, Fröhnen und Neid.
Ohne Spur je nagenden Grams, von Leben erblühend,
Klang melodisch ihr Ton, herrschte der leuchtende Blick.
Nicht verkannte sie zwar den edelmüthigen Jüngling,
Aber sie fühlte auch nicht Liebe, wie er sie empfand.

Noch voll Begierde, bewundert zu ſeyn von aller Umgebung,
G'nügt ihr ein Herz nicht, voll zu belohnen das Herz.
Glomm in ihr auch die Morgenröthe leiſen Gefühls auf,
Kämpfte ſie gegen den Ernſt und der Empfindung Gewalt.
Freyheitliebenden Sinns gleich ſcheuem Gevögel des Waldes,
Floh ſie jedes Band, war's auch von Blumen geknüpft.
Alſo angezogen und abgeſtoßen von Emma,
Kennt' ihr nicht Eduard nah'n, konnt' ihr auch ferne nicht ſeyn,
Und unendlicher Schmerz zernagte die Blüthe des Jünglings,
Daß er lebensmüd' wünſchte zu ruhen im Grab.
Aber Emma, von bunten Freudenbildern umgaukelt,
Kannte nicht, was er litt, fühlte nicht, was er empfand.

Da verbarg der Jüngling tiefer sein Leiden und Lieben,
Lebte, scherzte und sang — aber sein Inneres starb.
Doch den Blicken der Aeltern entging der verhelene Schmerz nicht;
Liebe verrieth, was die Lieb' sorglich im Herzen verschloß.
Und schon war ein Theil des festlichen Abends verschwunden,
Als, Crampampeli, jetzt deine Feyer begann!
In weiträumiger Opferschale kräftig aufduftend,
Ward der begeisternde Rum schon auf die Tafel gestellt,
Und es erlosch sogleich der Kerzen strahlende Menge;
Im Gemach rings um herrschte düstere Nacht.
Aber plötzlich flog in bläulich lodernden Flammen
Der entzündete Geist wallend und wogend empor;
Doch es entzog das ätherische Licht den Wangen und Augen
Lebensröthe und Glanz; trauernd schien jedes Gesicht.

Unerkennbar und beinah' fürchterlich wurden die Züge,
Bei dem fröhlichen Feſt, von der Beleuchtung entſtellt.
Schäkernd neckte man ſich; dort flüchtete ſich der Geſtehne,
Hier ſah'n Geiſter ſich lachend in's Todtengeſicht.
Aengſtlich ſetzte das Mädchenvolk ſich näher zuſammen,
Aber ihr Kichern verrieth Männergeſpenſtern den Spuk.
Praſſelnd glitt indeß, in Tropfen gelöſet, der Zucker
In das Feuermeer ämſig verſüßend hinab.
Heller entbrannte die Loh', bei jedem Tropfen aufziſchend.
Gegenüber ſtand Eduard dem Gefäß.
Leichenblaß erſchien des Leidenden trauerndes Antlitz,
Und der Arme glich einem Bewohner des Grabs.
Sieh, da lenkte Amor den Blick des reizenden Mädchens
Auf die Trauergeſtalt plötzlich aufmerkſam dahin!
Und ſie fühlte ſich erſchüttert im innerſten Herzen,

Fühlte den ganzen Schmerz, welchen der Jüngling empfand.

„Ach" — so flüsterte jetzt die zärtlich erwachende Liebe —

„Ach, wie wenn er nun todt da läge vor mir?

„Oder sterbend aus Liebe, aus lebenzerstörender Liebe,

„Mit durchdringendem Blick tief aus dem brechenden Aug',

„Kaum von schwerer Brust aufathmend anklagende Seufzer,

„Und die Hände nach mir ringend, und ächzend verging?

„Jede Stunde wär' er bereit, für mich zu sterben —

„Und durch fühllosen Stolz raubt' ich ihm Leben und Glück?

„Wird wohl Einer so wahr mich lieben, so treu und so edel?

„Weh mir! blässer wird immer sein sanftes Gesicht.

„Eduard! traure nicht mehr! dein bin ich, dich liebend und lohnend;

„Laß das bleiche Geſicht glühen von Liebe und Luſt!

„Eduard!“ — Ach, es entfloh von der Zärtlichkeit roſigen Lippen,

Lauter, als ſie geglaubt, Eduards Name dahin,

Und erreichte zu ſchnell das Ohr des ſtaunenden Jünglings,

Der zum melodiſchen Schall freundlich gewendet ſich beg.

Plötzlich erglänzte der Saal — es war vollendet der Nektar —

Wieder vom Kerzenlicht, ſchöner noch Emma's Geſicht.

Himmliſches Lächeln umfloß die wonneathmenden Lippen,

Und der Wangen Gluth ſtrahlte wie Morgenroth auf.

Hoffend blickte der Jüngling hinein in die leuchtenden Augen;

Seinem Herzen entſtieg feurigbeflügelter Muth,

Und mit heimlicher Freude reichte der redliche Pächter

Nun das erste Glas Emma, der lächelnden, hin.
„Eduard!“ flüsterte sie, vom Purpur nippend des Nektars,
Bath dem Jüngling dann freundlich das eigene Glas.
„Emma!“ rief der Wonnetrunkene: „schlürf' ich des Lebens?“ —
„Unser Glück und Wohl!“ sagte sie freudenverklärt.
„Eins auf ewig sey's!“ sprach lauter der glühende Jüngling.
Aber ein mächtiges Glas hob nun der Vater empor:
„Darf ich?“ — Lächelnd schwiegen sie. — „Wohl denn: es lebe das Brautpaar!“ —
Gläser — und Stimmenklang scholl im Gemache sogleich.
Jubelnd wurde der Nektar zum Geist der Liebe erhoben,
Und die Grabgestalt glühte wie Rosen des May's.

Das Räthsel.

Ein Gesellschaftslied an Geburtstagen.

Das Räthsel.

Aurorens milder Purpurschein
Umhüllt mein kaum gebornes Seyn,
Und goldner Stunden leichte Tänze
Verschlingen mich in ihre Kränze,
Und führen mich in's Leben ein.
Mir folgen Stolz und Liebe nach;
Es horcht, es flüstert sanft um mich.
Die Erde ist mein Prunkgemach:
Nun, Freunde, rathet: wer bin ich?

Die Löser.

Es muß ein liebes Wesen seyn,
Wir möchten uns mit ihm erfreu'n.

Das Räthsel.

Ich blühe schön, doch ein Mahl nur
Auf jedes Jahres bunter Flur.
Der thätig sanften Lebensweise
Erschein' ich oft im frohen Kreise,
In Frühlingspracht auch der Natur.
Wie sieht die Jugend mich so gern!
Doch ist der Greis dem Ziel nicht fern,
Mischt Wehmuth in die Feyer sich.
Nun, Löser, rathet: wer bin ich?

Die Löser.

Es muß ein holdes Wesen seyn,
Weil Alle sich mit ihm erfreu'n!

Das Räthsel.

Mit Liedern und Geschenken zieh'n
Vergnügte Freunde um mich hin.
Ich lächle selbst, und Alles lächelt,
Was meines Odems Hauch umfächelt,
Wenn Hochgefühl und Frohsinn glüh'n.

Getrennt und einſam, klag' ich ſtill:
Doch jauchz' ich, winken Scherz und Spiel,
Und ſchwind' im frohen Schlummer hin.
Nun, Freunde, rathet: wer ich bin?

Die Löſer.

O Tag des Lebens, Tag der Freude!
Wir kennen dich, dein holdes Seyn;
Bejauchzen dich im Feyerkleide.
Du mußt dich heut mit uns erfreu'n,
Dich ſchöner jedes Jahr erneu'n.

An die Verſöhnung.

O Verſöhnung, Engel Gottes
Mit dem Glanz des Morgenrothes!
Milde, himmliſche Geſtalt,
Sanft von Harmonie umwallt!
Schweb' aus deinem Himmel nieder,
Bring' uns Lieb' und Freundſchaft wieder!
Oeffne das geſchloſſ'ne Herz,
Heb' es mächtig himmelwärts!
Gott Verſöhner ſtieg empor,
Der für uns den Tod erkor.

Wer von Zorn und Haß entbrennet,
Liebles — kränkend ſich verkennet,
Zögre keinen Augenblick,

Fliege raſch und froh zurück
In die langentbehrten Arme,
Daß ihm Bruſt an Bruſt erwarme:
Was uns einſt getrennet hat,
Schwinde hin — Wort oder That!
Nur das alte Gute ſey
Dem Gedächtniß ewig neu!

Ach, wir ſind ja keine Engel!
Selbſt den Beſten drücken Mängel;
Einer böſen Stunde Hand
Trennet oft das ſchönſte Band.
Doch all unſer Irren, Fehlen,
Soll den Frieden nicht vergällen.
Bleibt an Lieb' und Schonung reich —
Und ihr ſeyd den Engeln gleich!
Was ein Augenblick entzweyt,
Mache gut die Ewigkeit!

Blicket hin nach jeder Seite,
In die Nähe, in die Weite,
Blicket über Berg und Thal —
Gräber seht ihr überall!
Gräber rufen euch ohn' Ende:
„Brüder, reichet euch die Hände!
„Schließet Haß die Herzen zu,
„Flieht auf ewig euch die Ruh';
„Und durch Schuld verwirktes Glück
„Bringet euch kein Gott zurück!" —

An die Freundlichkeit.

O Freundlichkeit! Holdselige,
Von Rosen mild umblühet!
Es segnet dich, du Himmlische,
Wer nur dein Lächeln sieht!
Wo du waltest, herrschet Licht,
Uebt man leicht die schwerste Pflicht;
Wonne, Fried' und Freude
Wandeln dir zur Seite.
Lieblich und selig
Gleitest allmählig
Du in das wallende Herz,
Und singest, mit Tönen
Der Tröstung, den Söhnen
Des Jammers in Ruhe den Schmerz.

Der Herzensgüte Freundinn! schön
Umstrahlt dein Zauberglanz
Das Haupt des edlen Glücklichen,
Des Ruhmes goldnen Kranz.
Sanftgewinnend und doch stark
Dringt dein Ton in's tiefste Mark;
Reizend muß dein Walten
Selbst den Gram gestalten.
Immer umschwebe,
Immer belebe
Jeden geselligen Kreis!
Gib Milde dem Leiden,
Veredle die Freuden,
Und schmücke mit Blumen den Fleiß!

Gefährtinn du der Grazien!
Der Liebe süße Braut!
Sanft bist du, wie der Myrte Wehn,
Wie Aeolsharfenlaut.

Wo du lächelst, hebt die Bruſt
Voll Vertrauen ſich und Luſt;
Denn mit zarten Scherzen
Oeffneſt du die Herzen.
Nimmer, o nimmer
Weiche dein Schimmer
Weg von der irdiſchen Nacht!
Gebücket am Stabe
Geleit' uns zum Grabe,
Daß Leben dem Tode noch lacht!

Aus holdem, leuchtendhellem Blick,
Mit ſüßem Zaubermund,
Machſt du uns der Verſöhnung Glück,
O Friedensgöttinn! kund.
Wenn dein Lächeln mild erblüht,
Deiner Wangen Frühling glüht,
Will uns mit Entzücken
Der Olymp beglücken.

Waltet Unfrieden
Störriſch hienieden,
Scheuch' ihn dein Strahlengeſicht!
Die Menſchlichkeit wohne
Mit dir auf dem Throne,
Verklare uns Leben und Pflicht!

Der Nachtwandel des Liebenden.

Umleuchtet vom freundlichen Mond,
Von Sternen überblinkt,
Von Lüftchen leis umspielt,
Führen holde Phantaſieen
Mich den Pfad der Liebe hin.
Still und lieblich ſchläft die Erde,
Nur der Himmel lebt und glüht,
Und mit leiſem Silberfuße
Gleiten Duft und Thau herab.
Leitet mich, ihr holden Sterne,
Durch das Reich der Mitternacht!
Nein, ihr Guten,
Nein, ihr Milden,

Waltet ſanft in eurer Ferne
Ewigruhigen Gefilden,
Da die Sehnſucht in mir wacht,
Und der Liebe ſüße Gluthen
Mir zu hellen Flammen facht! —
Holde Stille rings umher,
Süßer Friede in mir ſelbſt!
Holde Stille! ſüßer Friede!
Zieht dahin mit meinem Liede
In der Theuern ſchönes Herz!
Umſchwebet, umwallet, wie Genien, leiſe
Die liebliche Holde mit himmliſcher Weiſe! —
Immer tiefbewegter wird mein Geiſt,
Wie die Sehnſucht ihrem Ziele naht.
Sieh! in holdem Zauberglanze
Steht der Liebſten Haus vor mir,
Und in leichtem Elfentanze
Scherzen Weſte im Revier.
Glühend beug' ich meine Wangen
An des Pförtchens Eiſenring;
Aber kalt wird das Verlangen,

Kalt und liebeleer empfangen,
Und ein Schauder faßt mich an.
Ach, Lenette! wirſt auch du,
Wenn dir Lieb' und Sehnſucht nah'n,
So erwiedern meine Gluth,
Daß erſtarren Herz und Blut,
Daß mich fliehen Glück und Ruh?
Fort von dir, du feindliches Schloß,
Das kalt des Herzens Gluth erwiedert!
Dir war kein Hauch je warm verbrüdert;
Dich meide Sonn' und Mondenſchein!
Sturm und Hagel geißle dich!
Ein Bliz zerſtöre dich! — — —
Doch nein, o nein!
Vergib! geſegnet ſey dein froſt'ges Band!
Dich drückte ja Lenettens Hand.
Willkommen mir, willkommen!
Du öffneſt mir das Pförtchen,
Und niemand hat's vernommen.
Des Hofes Wächter regt ſich nicht,
Sanft wedelnd nur an ſeiner Kette;

Und aus des Hofes letzter Ferne
Strahlt, gleich der Liebe holdem Sterne,
An meines Mädchens keuschem Bette
Des kleinen Lämpchens mattes Licht.
Und sieh! beim säuselnden Gewinde
Der Reben, rauscht die Linde
Am offnen Gitterfenster duftigkühl:
Traget mich, ihr Zweige,
Daß ich aufwärts steige
Zu dem süßen Aufenthalt,
Wo der Liebsten Odem wallt!
Wie leicht ich mich schwinge!
Wie munter ich dringe
Durch dichtes Laubwerk bis zum Wipfel,
Auch meiner Wonne Gipfel!
In den Blüthenzweigen,
Die sich wiegend neigen,
Ruh' ich sanft und weich,
Einem Vogel gleich.
Doch ach! des kühnen Spähers schönes Ziel,
Das holde Götterbild

In des Gemaches innerm Raum,
Wird mit zu strengem Ernst verhüllt
Von des grausamen Vorhangs Spiel,
Das keinen Blick mir gönnen will!
So schlummre süß, du Theure!
Schlaf süß und ungestört!
Hier auf dem liebeholden Baum
Schweb' ich, so friedlich wie dein Traum,
Rein wie dein Genius,
Sanft wie dein Kuß,
Froh wie dein Blick, und feyre,
Du Liebliche, du Theure,
Der Geisternähe seliges Fest!
Ihr ewigen Sterne, höret,
Was meine Seele schwöret:
So wie ich hier erhaben schwebe
Hoch über der Sinne glühendem Raum
Und nichtiger Freuden vergänglichem Schaum:
So kühn und muthig leb' und strebe,
So hehr und rein erhebe
Sich meiner Liebe Göttertraum! —

Du Liebliche, du Theure!
Dürft' ich dir mit Mondesſtrahlen,
Dürft' ich dir mit Roſendüften,
Dürft' ich dir mit Lautenklängen
Huldgefühle, die mich drängen,
Liebewarm und glühend mahlen,
Leiſe wie in Frühlingslüften
Wonnelispelnd Quellen wallen:
O ſo würden jede Stunde
Mondesſtrahlen, Roſendüfte,
Lautenklänge, dich umwallen,
Und bei leiſen Harmonieen
Dir Elyſiums Zauber blühen! —
Doch — welche Himmelstöne klingen mir
In's wonnetrunkne Ohr?
O ſchweigt, ihr Lüfte! regt euch nicht, ihr Blätter!
Ach, faſſe dich, zu Glücklicher!
Vergehe nicht! — — Lenettens Stimme!
Bin ich im Traum der Lieblichen erſchienen?
Mein Name floß von ihren holden Lippen!
Die Treue preßt' ihn aus dem tiefſten Herzen,

Und immer zärtlicher und inniger
Ergießt die ganze volle Seele
Sich in den weichen Flötenton!
Entzückungsſchauer durchbeben
Das Herz und des Blutes beſchleunigten Lauf;
Und namenloſe Wonnen heben
Mich immer höher und höher hinauf.
Schon wall' ich, ein reiner Geiſt, empor,
Und ſchaue näher der Sterne Chor,
Die lieblich des Liebenden Scheitel umſchweben.
Dem freudeentkörperten Seligen
Erſcheinen die himmliſchen Götter, die Fröhlichen.
Hat Amor, hat Hebe mich ihrem Olymp geraubt?
Die Nacht entflieht,
Der Himmel erglüht,
Aurora umleuchtet des Glücklichen Haupt!
Ha, welches Gewimmel
Im erwachenden Himmel!
Wie immer gedrängter
Die Götter wallen,

Und tauſend Stimmen
Lautjubelnd erſchallen!
Doch weh mir! aus flammendem Wolkenkranz
Strahlt Phöbus verrätheriſch blendenden Glanz.
Herab, herab von der himmliſchen Höh',
Daß mich des Neides Auge nicht ſeh'!
Herab! denn nur im Stillen
Darf uns des Glückes Wonne füllen.
Meine Näh' verkünde
Ihr, du holde Linde!
Zum Liebesmale beug'
Ich dieſen Blüthenzweig,
Umſchlingend ſeine Rinde
Mit ihrem Buſenband,
Deß myſtiſches Gewinde
Verrathe meine Hand,
Wenn durch des Gitters Stäbe
Ein Zephyr ſein Gewebe,
Von leiſem Hauch bewegt,
Zum ſeidnen Vorhang trägt.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Glaube, hoffe, liebe!
Hältſt du treu an dieſen Dreyen,
Wirſt du dich nie ſelbſt entzweyen,
Wird dein Himmel nimmer trübe.

Glaube feſt an Gott und Herz!
Glaube ſchwebet himmelwärts.
Mehr noch als im Sternrevier
Lebt der Gott im Buſen dir.
Wenn auch Welt und Menſchen lügen,
Kann das Herz doch nimmer trügen.

Hoffe dir Unſterblichkeit
Und hienieden beſſ're Zeit!
Hoffnung iſt ein ſchönes Licht,
Und erhellt den Weg der Pflicht.
Hoffe, aber fordre nimmer!
Tag wird mählig, was erſt Schimmer.

Edel liebe, feſt und rein!
Ohne Liebe biſt du Stein.
Liebe läutre dein Gefühl,
Liebe leite dich an's Ziel!
Soll das Leben glücklich blühen,
Muß der Liebe Sonne glühen.

Willſt du dich nie ſelbſt entzweyen,
Halte treu an dieſen Dreyen!
Daß nichts deinen Himmel trübe,
Glaube, hoffe, liebe!

Der Kirchhof zu Berchtoldsdorf.

Durchflüſtre mich mit mildem Seelenſchauer,
Cypreſſe, Grabumdufterinn!
Umgib, o Stille, mich mit deiner Trauer,
Verhüllte Nachtbewandlerinn!
Die Todten ſind's, für die des Schmerzes Auge thaut;
Auf Grabgelispel wallt des Liedes Geiſterlaut.

Willkommen, Friedenshain belohnter Seelen!
Willkommen, Todesheiligthum!
Kein Monument will Wahrheit hier verhehlen,
Kein goldnes Wort lügt kalten Ruhm.

Entſchlummert iſt des Schickſals Wuth, und Ruhe thront
Auf euerm Moos, ihr Gräber, ernſt und leicht bewohnt!

Die Schwermuth weilet hier mit Grabgeſange,
In ihrer Hand ein Todtenbein,
Und Sehnſucht drückt die bleichverfallne Wange
An's Kreuz am niedern Leichenſtein.
O weint, ihr Guten! wer den Staub der Todten ehrt,
Erhebt zur Engelwürde ſeinen Menſchenwerth.

O ſüßer Troſt! kein Laub winkt mehr am Strauche,
Des Winters düſtrer Fittig weht;
Und dennoch knie'n, ſtarr von des Nordwinds Hauche,
Noch Freunde an der Särge Bett.
Die Gräber ſteh'n geſchmückt, bethränte Kränze blüh'n
Auf ſchwarzen Kreuzen, und der Andacht Flammen glüh'n.

Dort, wo das Beinhaus still im Eichengrauen
Der Todtentrümmer Rest beschirmt,
Wo tausend hohle Augen gräßlich schauen,
Gebein Gebeinen aufgethürmt —
Dort, Richter, horcht dem schaudervollen Knochen=
schall,
Dann gebt den Urtheilsspruch vom hohen Tribunal!

Unwandelbare, reine Lebensfreude,
Die ruhig Todeslieder singt,
Sanft lächelt noch im dunkeln Sterbekleide,
Da keine Gruft zur Thräne zwingt —
Hier unter Trümmern, hier im stillen Leichenthal
Beschwör' ich deinen Bund bis zum Posaunenschall!

Ja, Liebliche, du reichest ohne Trauern
Dem milden Tod den Freudenkranz.
Horch, außenher um diese düstern Mauern
Fliegt Jubellied und Wonnetanz!

Vom Traubenhügel zeigt ein Greis das nahe Grab;
Der Jüngling sieht's, und jauchzt, und schwingt
den Ulmenstab.

Der Waizenflur enteilt, das Herz voll Freude,
Das Mädchen zu der Kirchhofwand,
Und reicht dem Trauten bei der Gräberweide
Zum Hut das neue Hochzeitband.
Wohl ihm, dem reines Sinns des Lebens Heimath
strahlt;
Er sieht das Düstre fern, wie's Lust und Hoffnung
mahlt.

Nur ich seh' gern das Grab mir nahe glänzen
Schon in der Jugend Morgenduft,
Und ungestörter Ruhe Bilder kränzen
Wie Blüthenpracht die Todeskluft;
Dann blick' ich nach der Erde hin, wie nach der Braut
Der Jüngling, wenn der Tag der Hochzeit graut.

Vom Schickſal zu Erinnyen mir berufen
Sind Ruhmſucht und der Schwermuth Fluch!
Sie ruh'n an keines Tempels Altarſtufen,
Sie ſcheuchet kein Orakelſpruch.
Zufriedenheit und Lebensfreude ſind ihr Raub,
Und ſie entſchlummern erſt auf ihres Opfers Staub.

Der Kampf der Pflichten, der Begeiſt'rung Glühen,
Verzehret jeder Sehne Macht,
Und bleichet der Geſundheit Wonneblühen,
Auf deren Ruf der Muth erwacht.
Es lechzt der Geiſt, und gleichet ohne Lebenskraft
Der ernſten Marmorbüſte, die ein Grab begafft.

Mein Berchtoldsdorf! wo in der Unſchuld Laube
Der Kindheit Frühling mich umfloß —
Gewähr' einſt des Vollenders müdem Staube
Ein Grab in deines Kirchhofs Moos!

Lebt wohl, der Jugend Freunde, weit von mir zer-
ſtreut!
Seyd mir gegrüßt, die vor mir ſich der Tod geweiht!

Schon weh'n vom Dorfe her die frommen Lieder,
Schon klirrt der Sand, die Spate blinkt;
Die Bahre ſank — die Kette ſchwirrte nieder;
Der graue Abend kömmt, tief ſinkt
Die Mitternacht; neu ſtrahlt am Morgen die Natur:
Es währt von Menſchen — Schmerz und Wonne
keine Spur!

Frühlingsgesang.

Freundlich wogen blaue Lüfte,
Lieblich athmen süße Düfte;
Zweige blüh'n, es grünen Haine,
In Aurorens Purpurscheine,
Und voll milder Wolkengluthen
Spielt der Bach mit seinen Fluthen.
Glüh, o Rose,
Bald im Schooße
Lauer Weste!
Nähre, Quell,
Silberhell
Blüthenäste!
Ihr Freunde, blühet
Von Freuden und glühet
Von Lebensgenuß!

Ihr Mädchen, o liebet,
Und nimmer verſchiebet
Den lieblichen Kuß!
Ja, küſſet und koſet!
Denn unverhofft toſet
Der nächtliche Fluß.
O tanzet! ihr Mädchen! ihr Jünglinge ſinget!
Lebt nochmal die Jugend, ihr fröhlichen Greiſe!
Genoſſene Freuden der Lebenskraft zwinget
Kein Gott mehr aus unſerem heiligen Kreiſe!

Melancholie der Liebe.

O Götterglück der Liebe! kaum
Vermag ich ganz dich zu ertragen;
Oft scheinst du mir ein kühner Traum,
Den Frevler nur zu träumen wagen;
Oft beben Herz und Sinn,
Weil ich zu glücklich bin.

Nicht währen kann zu großes Glück;
Beschränkt sind ja des Lebens Freuden;
Zum Himmel kehrt es schnell zurück,
Sobald die Götter uns beneiden:
Drum sendet mir auch Schmerz
Für das zu bange Herz!

Ach, wenn die Lieb' vergehen muß,
Wenn Sie ſich treulos von mir wendet —
Dann ſey willkommen, Tod, dein Gruß,
Der mit der Qual das Leben endet!
O ſchließe meinen Blick
Noch vor entflohnem Glück!

Halb ſey mir nimmer ein Genuß,
Gleich blödzufriednem Weltgewimmel!
Erſtreben will ich Hebens Kuß,
Erringen Hölle oder Himmel.
Glück oder Tod für mich —
Doch keines ohne Dich!

Amor, der Gast.

Speisen dufteten auf, vom prächtig erleuchteten Tische,
Und es setzten sich froh Herren und Damen hinzu.
Aber bescheiden stand und sinnig der liebende Sänger,
Ferne von Maja's Stuhl, näher im Geiste dabei.
Neben dem Mädchen ließ zwey Stühle nur leer noch das Schicksal,
Und ich wählte bestürzt endlich den ferneren Sitz,
Daß ein Stuhl nun zwischen uns beiden noch herrenlos klagte.
Ueberlistiger Schalk! einzig gesehen von uns,
Nahte sich Amor sogleich, des leeren Stuhls in der Mitte
Schnell sich bemächtigend; ach! Schrecken ergriff uns zugleich.

Aber der Gott, als sah' er's nicht, ließ sich in ein Gespräch ein,
Und es kam in's Gespräch Leben und Feuer sogleich.
Was zu verschweigen wir uns bemühten, das sagte der Gott schnell,
Half uns Stotternden nach, lächelnd mit freundlichem Blick.
Endlich ergriff er im Eifer der Rede mir leitend die Rechte,
Legte auf Maja's Hand eilig die zitternde hin,
Beugte schnell mein Haupt, sich wegzuwenden bemühet,
Beugte die Lippen zur Hand, selbst kaum gewahrend die That,
Und es entblühte um uns, vom Entzücken erleuchtet, ein Tempe;
Himmelsgesang erscholl, Freuden erfüllten den Saal!
Aber plötzlich verschwand, von ausbrechendem lauten Gelächter

Schnell verscheuchet, der Gott, Freuden und Tempe mit ihm,
Und, wie erwachend vom Traum, bedecktest du, Maja, das Antlitz,
Denn der Gäste Blick haftete scherzend auf uns!
In der Wangen Gluth den Verräther strafgierig entdeckend,
Zürnt' ich; da bath er, und ich — küßte verzeihend den Schalk!

Der graue Tag.

Bescheiden eingehüllt in deinen Schleyer,
Verbirgst du, stiller Tag! im Nebelgrau
Dich vor der Sonne sprüh'ndem Strahlenfeuer.
Im Dämm'rungsschoße ruhen Berg und Au',
Und die Natur, prunklosen Reitz entfaltend,
Zeigt sich befreundet uns und leise waltend.

Du theilest lieblich mit der Nacht die Milde,
Sanftlächelnd mit dem Tag den halben Glanz.
Klar thront der Landschaft thauiges Gebilde;
Verjüngt erscheint der Bäume frischer Kranz.
Froh athmend opfern dir durch kühle Lüfte
Die nicht gebeugten Blumen ihre Düfte.

Frey hebet ſich des Menſchen Aug' zum Himmel,
Und ſchwelget thränenlos am Wolkenflor.
Gemildert ſcheint das grelle Weltgetümmel;
Es jubelt, lechzend ſonſt, der Vögel Chor.
Des Graſes Häupter ſteh'n in hellerm Grüne,
Und wählig ſchwärmt umher die leiſe Biene.

Verſchwiſtert wallen Heiterkeit und Stille
Wie in der Kindheit makelreinen Luft.
Froh ſchaut der Menſch der Schöpfung ganze Fülle,
Und ruhig freyer athmet ſeine Bruſt.
Nicht wünſcht er ſehnlichbang herbei den Abend;
Denn Tag und Nacht vereinigt ſich ihm labend.

So miſcht das weiſe Schickſal Leid und Freude,
Und unſer Blick ſtrebt auf zum Himmelsflor,
Der, gleich der Zukunft ernſt, im dunkeln Kleide
Sich vor den Späher ſtellt. Auf geht das Thor;

Das Heer der Wünsche strahlt und schwelgt in Träumen:
Der Gläubige sieht sich in goldnen Räumen.

Wohl ihm, der Trost erspähet selbst im Trüben,
Und Licht vermag aus Dunkelheit zu zieh'n!
Er bleibet sanft im Streben und im Lieben,
Da ihn des Gleichmuths Blumen stets umblüh'n.
Drum laß, o Mensch, nie eitle Klage walten!
Geduld und Muth! dein Glück wird sich entfalten.

Und wenn dein Geist in einsam düstrer Trauer
Vergebens nach verwandten Seelen blickt,
Und bittrer Schwermuth kalter Todesschauer
Dir tiefe Wunden in dein Inn'res drückt,
So hasche schwächlich nicht nach Retterhänden,
Die, heut gereicht, sich morgen trüglich wenden!

Die Welt iſt dein, wenn du nicht ihr gehöreſt;
Drum ſteh' kühn — unerſchütterlich allein!
Wenn, hellen Blicks, du dich nicht ſelbſt bethöreſt,
Vermagſt du's auch, dir Ziel und Lohn zu ſeyn.
Nur dem Verzagenden erlahmt die Kraft,
Da Muth durch Kampf ſich neue Stärke ſchafft.

So hülle, wie der Tag in ſeinen Schleyer,
Dich in dein ruhiges Gewiſſen ein!
Der Leidenſchaften ewigreges Feuer
Verberg' im Flor der Tugend Gluth und Schein!
Dann wird die Seelenruh' dein ſtilles Leben
So lieblich wie ein grauer Tag umgeben.

Die Würde der Kraft.

Wie schrecklich tobt der Waldstrom über Klippen hin!
Die Gegend um ihn her ist gräßlicher Ruin.
Wild schäumt er in die wilde Schlucht hinab,
Und stürzt zerstörend in's zerstörte Grab.

Wie fürchterlich stürmt jenes Berges Flammenwuth!
Die Erde lodert auf, der Himmel steht in Gluth.
Wie bebt der Tiefe Nacht! Abgründe öffnen sich;
Versunkner Städte Spur zeigt kaum ein Lavastrich.

Entsetzliches Gebrüll durchheult den düstern Wald;
Hyän' und Tiger kämpft, des Würgens Mordlust schallt.

Der Donner ſtürzt herab — Paläſte lodern auf,
Und die Vernichtung folgt der Seuche bleichem Lauf.

Im Blute watend ſchwingt der Krieg das glüh'nde Schwert;
Hinſinken Tauſende — Elyſien ſind verheert,
Die Leidenſchaften zieh'n mit Dolch und Gift umher;
Der Rache Grimm begränzt nicht Himmel, Erd' und Meer.

Wilde, tobende Kraft,
Die nur zerſtört und in den Abgrund rafft,
Sey ferne ſtets, wo Menſchen wohnen,
Vom Kreiſe der Geſelligkeit!
In öden Wüſten ſollſt du thronen!
Dort, wo kein Flehen und kein Schonen,
Sey die Vernichtung dir geweiht!

Du nur, edle heilige Kraft,
Die schützt und rettet, erhält und schafft,
Nur du trittst in der Menschen Kreis,
Geschmückt mit Oelzweig und Palmenreis!
Du, des Mannes Stolz und Ruhm,
Umschlingst dann in der Menschheit Heiligthum
Ihn mit der Priesterbinde hehren Zierde.

Weib und Kind und Greis
Flüchten in seinen Kreis;
Er stützt der Schwachen Bürde,
Er schützet Stadt und Hürde,
Erhält und schafft
Durch Kraft,
In ihm verklärt durch Würde.
Was auch der Elemente Wuth verheert,
Was auch der Wilde und das Thier zerstört,
Der edle Mann
Ebnet des Lebens verwilderte Bahn.

Dem Schrecklichen ſchrecklich und kühn,
Sieht nur Zerſtörendes ihn
Zerſtörend glüh'n;
Aber mit ſchützend erhobenen Armen
Faßt er den Guten und Schwachen mit edlem Erbarmen,
Und bildet durch Muth und Geiſtesſtärke
Beglückende, göttliche Werke.

Drum ehren im Manne, der rettet und ſchafft,
Kinder und Greiſe und Frauen
Voll Liebe und ſüßem Vertrauen
Das Bild von der Würde der Kraft!

Die Entstehung der Thränenweide.

Emeline.

Bräutchen bin ich, mein Schatz! verstanden? ein freudiges Bräutchen!
Alles jubelt und tanzt um mich her und duftet und leuchtet.

Agnes.

Nicht so hoch gethan und nicht so sehr sich gebrüstet!
Werden ja wohl auch andrer Leute Mädchen noch Bräute,
Wohl zu bemerken, mein holder Engel: wenn sie nur wollen!

Emeline.

Freylich, ich weiß es wohl; das iſt's ja, worüber ich klage,
Daß du nicht willſt, was du ſollſt: beglücken dich ſelbſt und den Gatten.
Glücklich bin ich ſchon jetzt; wie wird's erſt im Eheſtand werden!

Agnes.

Werde das glücklichſte Weib! es treffen dich immer doch Leiden.
Ich will einſam leben in hoher jungfräulicher Stille.

Emeline.

Nimmer geb' ich es zu! heirathen muſt du mir nächſtens.
Auguſt liebt dich ſo innig und treu, wie Robert mich liebet.
Willſt du gleich Steinnelken verblüh'n, auf Felſen verödet?
Schließe dich an und eröffne das Herz! Gott ſchuf uns für Gatten.

Agnes.

Gott auch gab in die Brust mir den Hang zum einsamen Leben.
So wie der glänzende Tag mit der sinkenden Sonne verschwindet,
Also verlischt auch Männerliebe mit weiblicher Schönheit.
Bleib' ich allein, bin ich frey und beliebt bei Allen, und ruhig.

Emeline.

Ist die Einsame schön und ehrbar, so folget ihr Mitleid,
Ach, ein trauriger Gast, vor dem mich der Himmel bewahre!
Aber mehr noch als das ist Keckheit verwegener Männer.
Jeder glaubet ein Recht an die Herrenlose zu haben,
Und der freye Scherz verfolgt die von Keinem Beschützte.
Ist dein Frühling vorbei, dann kommt die erbärmlichste Zeit erst,

Weder Jugend noch Alter; da wird der Scherz zum
Gespötte.
Folg' mir und reiche geschwind dem August beyde
Hände!
Sonst erleb' ich es noch, daß auf schwarzem Bocke
du reitest
Oder auf langem Besenstiel Rauchfänge besuchest,
Lache laut auf, und es flieh'n vor der alten Hexe
die Kinder.

Agnes.

Lache nur jetzt! du wirst oft genug noch Thränen
vergießen.
Bräute sehen ja stets, Emeline, den offenen Himmel;
Du kennst von der Ehe so wenig als ich noch zur
Stunde,
Ach, und träumst nur Wünsche! Laß doch Erfahrne
sprechen!
Ey, sie reden nicht so, gequält von Männern und
Kindern.

Emeline.

Lieben will ich den Mann und die Kinder, ſo lieben
auch ſie mich.
Sieh, dort über die Flur geht Bertha! jetzt naht ſie
dem Schlehdorn.
Vor ihr hüpfet ein fröhlicher Knabe mit glühenden
Backen,
Lärmend dahin über Graben und Strauch und den
Schmetterling haſchend;
Aber ſchmeichelnd ruht am wallenden Buſen der
Säugling,
Mit der ſpielenden Hand das holde Geſicht ihr be-
fahrend.
Doch ſie lächelt und hat uns entdeckt, weil der Wind
das Gebüſch trennt.
O du Glückliche, immer von Sorgen voll und von
Freuden!
Sey der Himmel mir gnädig wie dir! gern will ich
auch leiden.

Bertha.

Liebliches Bräutchen, nun bald geehrt im Chore der Frauen,
Sey mir willkommen, und werde doch ja so glücklich als ich bin!

Agnes.

Geb' es der Himmel! allein der Frühling dauert nur Wochen,
Dann kömmt Sommerschwüle, dann schädlicher Nebel des Herbstes,
Endlich gar der stürmende, eiskalt schneidende Winter!

Emeline.

Immer doch bespöttelt die Lästerzunge den Ehstand.
Duld' es ihr nicht! du kennst ihn ja länger schon; sag' ihr die Wahrheit!

Bertha.

Manche spröde Spötterinn wurde nachher zum Gespötte!
Liebe will Muth zum Ertragen, doch Muthwill' tödtet die Liebe.

Emeline.

Riesenhaft steht der Sonnenscheibe blendende Goldgluth,
Hinter farbigem Saum gebirgten Gewölkes versinkend.
Seht doch; wie brennet der Teich! die ganze Sonne liegt drinnen.
In den Busen verbirgt der Kleine das schimmernde Antlitz,
Denn es schießen uns ja die Strahlen gerade entgegen.

Bertha.

Kommt! wir wollen zur schattenden Thränenweide uns flüchten!
O wie kühl ist's hier! wie die Lüfte so schauerlich flüstern!
Leise wehen die klagenden Geister unglücklicher Liebe
In den hängenden Zweigen, die schmerzlich zum Teiche sich bücken,
Gleichsam als wollten sie noch im Thränenmeere sich baden.
Armer Baum, den spröden Schönen ein warnendes Beyspiel!

Emeline.

Weißt du, Traute, wohl etwa geheime Geſchichten vom Baume?
Ach ſo erzähle ſie doch! wir ſind aufmerkſame Kinder.
Wenn's nur recht ſchauerlich iſt! das hör' ich lieber als Alles.

Agnes.

Aber woher weißt du die Geſchichte? verbürgſt du die Wahrheit?

Bertha.

Meine Muhme hat viel uralte, kaum lesbare Bücher.
Nun, in einem derſelben, dem dickſten und größten von allen,
Steht die überaus traurige, aber ſehr wahre Geſchichte,
Und ein Kupferſtich zeigt gar das Ganze ſo deutlich,
So zum Sprechen, als ſäh' man's wirklich mit eigenen Augen!
Hört nun! es trug ſich zu vor tauſend Jahren und länger.

Agnes.

Nun denn, die Ohren gespitzt!

Emeline.

Vor tausend? o das
muß schön seyn!

Bertha.

Vor Zeiten einst, als es noch Götter gab, — — —

Agnes.

Götter? ey nun, wo sind sie denn hingekommen, die
Götter?

Bertha.

Ja, Mädchen, darnach mußt du mich nicht fragen!
Genug: es gab einst Götter; das ist sicher;
Dieß lehren uns ja alle alten Bücher.
Wohin sie kamen — kann ich dir nicht sagen.
Willst du es wissen, mußt du selbst nachschlagen!
Jetzt horchet, und seyd stille wie das Grab! —
Vor Zeiten einst, als es noch Götter gab,
Da lebte euch ein guter junger Schäfer,

Schön wie Endymion der Siebenſchläfer;
Der liebte eine Schäferinn von Herzen,
Doch ſeine Liebe trug ihm nichts als Schmerzen.
Er ſang ſo hold und lieblich wie die Muſen;
Doch Lied und Wort drang nicht in ihren Buſen.
Er gab die ſchönſten Blumen jeder Flur,
Sie aber ihm die ſchärfſten Dornen nur.
Er klagte, bath — ſie lachte oder floh;
So wurde er nie ſeines Lebens froh.
An Schönheit däuchte ſie ſich Cypris gleich,
Kein Jüngling ſchien der Stolzen gnügſam reich.
Nur Sklaven ſollten knieend ſie umgeben;
Sie aber wollte frey und herrſchend leben.
Da nichts ſein herbes Schickſal konnte wenden,
Entſchloß er ſich, ſein Leiden ſchnell zu enden,
Und löſchte in des nahen Sees Fluth
Den bittern Schmerz verſchmähter Liebesgluth.
„O daß dich, Harte, Cypris Zorn nie ſtrafe!“ —
Er ſprach's; ſein Aug' ſchloß ſich zu ew'gem Schlafe.
Die Göttinn hörte nicht die fromme Bitte.
Die Welle trug ihn vor des Mädchens Hütte,

Und Freunde gruben ihm ein Grab voll Trauer.
Da faßte die Entſetzte wilder Schauer.
Verhallt war Klang und Sang, und auf dem Grabe
Lag ſchimmernd manche treue Todesgabe.
Kaum wehte noch des Abends kühler Flügel,
Da eilte die Grauſame zu dem Hügel,
Der dicht emporſtieg an des Sees Rand,
Zerreiſſend Kleid und Haar mit frevler Hand,
Denn ihrer Seele war die Ruh' entwichen
Vor der Erinnyen gift'gen Schlangenſtichen.
So heulten ſie: „Nicht wollteſt du beglücken;
„Nur fremdes Leiden konnte dich entzücken.
„Du aber, prunkend und dir ſelbſt nur hold,
„Verſchmähteſt Herzen, ſtrebteſt nur nach Gold.
„Dir ward der Schönheit Göttergabe Fluch,
„Und Manchen hüllteſt du in's Leichentuch.
„Nicht Menſchen ſey, Unmenſchliche, geſellt!
„Fühlloſem bleibe künftighin vermählt!“ —
Da ward gerührt der Spröden ſtolzes Herz,
Durchbohrt von Sehnſucht und von Liebesſchmerz.
Vor ihrer Seele gleitet eine Reih'

Der schönsten Liebesbilder hold vorbei:
Die Namen: „Gattinn, Freundinn, Mutter!“ ziehen
Um sie dahin wie Himmelsmelodieen.
Ein Gatte nennt sie seines Lebens Glück,
Und hängt an ihr mit weinetrunknem Blick,
Und lächelnd, eifernd, drängend, jubelnd, füllt,
An Mien' und Herz der Mutter Ebenbild,
Ein heil'ger Kreis von Kindern sich umher,
Und Haus und Tenne sind von Segen schwer!

Agnes.

Schweig! o schweig! ach du zerreissest mir Armen die Seele!

Emeline.

O wie gut will ich seyn, beglücken und glücklich auch werden!

Bertha.

„Und dieses Glück hast du von dir gestoßen,
„Dein Herz der reinen Liebe stolz verschlossen!
„Die Gattinn nicht und Mutter nicht will seyn,

„Soll auch der Weiblichkeit sich nicht erfreu'n!
„So bleibe denn in Zukunft auch allein!
„Die Wehmuth nur soll die Gefährtinn seyn!" —
So scholl Cytherens strenger Richterspruch,
Und schnell vollzogen ward des Stolzes Fluch.
Die Füße wurzeln in den Boden fest,
Der, trotz des Sträubens, sie nicht von sich läßt.
Nur noch im schmerzenvollen Antlitz Weib,
Umziehet starre Rinde ihren Leib.
Dem Lockenhaar entkeimet Laub, es beugen,
Umsäuselt und verhüllt von grünen Zweigen,
Die Arme ausgestreckt sich nach dem Hügel,
Abwärts, und streifend auf des Sees Spiegel.
So starrt sie einsam, eine Thränenweide,
In der gesenkten Aeste Trauerkleide,
Und kühlet in des Sees stiller Fluth
Den ew'gen Brand der innern Liebesgluth! —

Emeline.

Weinen muß ich! Und wär' auch, was du erzählest,
nur Fabel,

Hat es doch tief mich gerührt. Nun, Agnes, du
bist ja so sinnig,
Und viel blässer als kurz noch vorher? Hat das
Märchen gewirket?

Agnes.

Schauerlich ist's; wenn gleich erdichtet, — doch treff-
lich die Lehre.
Nimmer lob' ich den Stolz und der Spröden ein-
samen Wandel!
Ist mir doch völlig, als wär' ich schon Baum: Im
Innersten graut mir!
Ach, ich fühle mich wahrlich so eingeengt und be-
klommen!

Emeline.

Sieh doch, wie hold anlächelnd der Säugling erwacht,
und der Knabe,
Ganz vergessend des Spiels, großäugig horchend
noch dasitzt!

Bertha.

Gute Nacht! ich fliege nun heim, den Gatten er-
wartend,

Daß er, wie immer, auch heut mit herzlichem Kuß mich empfange,
Und den Ermüdeten schnell ein duftendes Tischchen erquicke.

Emeline.

Ach, mein Bräutigam naht, mit stets vergrößerten Schritten!
Mädchen, leb' wohl!

Agnes.

Und ich muß einsam verlassen hier bleiben? —
Merk' ich doch nun erst, wie tiefe Dämm'rung die Erde umdüstert.
Hu, wie schauerlich droh'n die schwarzen Gestalten der Büsche!
Weh mir! was rauschet hervor? ich bin des Todes!
o Himmel!
Du, mein August, du bist's? willkommen! geleite mich, Lieber! —

Das ſcheidende Jahrhundert an den Eroberer.

Mitternacht! halte den Fittig ein,
Daß der Laute dumpfſter nicht ſtöre den Tiefſinn!
Und ihr, der Sterne heil'ge Flammen, ſtrömt die Strahlen
Herab auf der Erde weiten Kirchhof!

Laß ab, o Mond, und ſtarre nicht ſo todtenbleich
Hin auf die leichenvolle Ebne! laß ab,
Fürchterlich heulender Sturm! zerreiſſe nicht
Ihr blutiges Haar, — laß ruh'n die Erſchlagenen!

Verwehe nicht den Bürgerſegen,
Der über ihnen ſchwebt,
Nicht der Erinn'rung Thräne,
Die um Mitternacht fließt!

Stille Sturm und Todesklage;
Und bei hellerm Monde tritt
Die leichenvolle Ebne gräßlicher hervor.
Könige und Feldherrn ſteh'n und ſchaudern.

Tief in ſich ſelbſt gehüllet weint die Nacht,
In Blut gekleidet, ſeine Stimm' ein Röcheln,
Schreitet hoch mit Rieſenſchritten ihr zur Seite
Der Mord über Reiche dahin.

Und um ihn drängen der Erſchlagnen
Anklagende, zürnende Seelen,
Seelen, im Leben leidenvoll gereift,
Seelen, am Morgen gepflückt.

Die Klage ſchweigt, die Stille ſpricht entſetzlich,
Daß des Jahrhunderts geſchiedener Geiſt
Sich nochmahl erhebt vom Grabe der Ewigkeit,
Schrecklich-drohenden Blicks, glühend von
Schmerz:

„Arme! Arme! (ſo ſtöhnt es)
„Ach, es iſt eure Aſche
„Des Windes Spiel,
„Wie ihr dereinſt des Elends!

„Zu ſegnen, war ich euch erkoren.
„Doch Vieler Schwäche, Vieler Wuth
„Gab mich dem Fluch. Er iſt erfüllt —
„Ich trauere um Millionen!

„Wetteifern ſolltet ihr in Edelthat und Liebe,
„Und lächeln in weiſeren Freuden;
„Die ſeligſte Stunde
„Gebar der Natur den Menſchen.

„Großer Mörder! wo war dein Freybrief
„Zum Morde? wer gab ihn dir?
„Das Recht, das ihm der Himmel nicht gab,
„Konnte nicht gewähren der Mensch.

„Feyernd beging die Stunde
„Deiner Geburt der Fluch; und die Wuth
„Stand hölliſch-lächelnd an deiner Wiege,
„Zerſtörer der Menſchheit!“ —

Die Stimme ſchwieg; ſo verſiegt ein Meer.
Dumpf raſſelten Gebeine
In tiefer Erde,
Und des Patrioten Fluch erſcholl.

Morgengemälde.

Noch ſchwebt des Mondes blaſſes Silberhorn
Auf dunkler Fluth;
Noch brauſet dumpf die dunkle Fluth,
Und heil'ge Ruhe thronet
Tiefſchweigend,
Erwartend,
Tiefſchweigend in dämmernder Feyer,
Erwartend die öſtlich entglimmende Gluth.

Schon hellet ſanftes Roſenlicht den Oſt;
Die Schatten flieh'n.
Schon naht Aurorens Horentanz
Von Titons goldnem Torus.

Süß lächelt,
Schön tönen,
Schön tönen ihr bräutliche Hymnen,
Süß lächelt die Erd' ihr im blühenden Schmuck.

Hold wallet sie auf reiner Aetherflur,
Strömt Duft und Thau
Auf halberwachtes Leben hin,
Der Liebe Gluth im Antlitz.
Erblassend,
Hinschmachtend,
Erblassend verläßt sie den Himmel,
Hinschmachtend nach träumendem, dämmerndem Glück.

Triumph! schon dringt durch graue Meeresfluth
Des Tages Gott;
Der Ruhe immer noch zu früh
Hat er die Nacht besieget.

Lichtwogend,
Siegſchallend,
Siegſchallend begrüßen die Haine,
Lichtwogend die Gipfel der Berge den Gott.

Im Siegespompe fährt er himmelan;
Die Täuſchung flieht.
Zerriſſen hat der Mächtige
Der Dämm'rung Zauberſchleyer,
Und ſtrahlet
In Mitte
Des Himmels wie ewige Wahrheit,
Dem Adler entzückend, dem Schwächlinge Nacht!

Heroide der Rose.

Schön war der Abend; ich schwelgte mit Thau und Küssen des Westes;
Trieb des Gescherzes gar viel mit den Gespielen am Stamm.
Aber, o Schrecken! als nun, Gewinn im rechnenden Auge,
Mit der glänzenden Scheer' langsam der Gärtner mir naht'.
Zitternd wankt' ich am Strauch und meiner Gespielinnen jede,
Und mit süßem Gedüft flehten wir Rettung umsonst.
Weh mir Aermsten! ich fühlte nun schon das sich theilende Eisen,

Wie's den bedorneten Leib frostig und schmerzlich durchdrang.
Leblos sank ich dahin in des Gärtners haschende Linke,
Die, dem Mitleid fremd, mich meiner Heimath entriß.
Als die Empfindung zurück kam, stand ich in reinlichem Glase;
Jedes Wellchen war mich zu ernähren bemüht.
Unweit dem Fenster am Putztisch saß ein holdseliges Fräulein,
Zeigte lächelnd mir oft blendende Zähne im Mund.
Nun schlug's zwölf; schnell schlang mich in wallende Locken die Schöne;
Aller Stutzer Reih'n mußte mit ihr ich durchzieh'n.
Rings umher erscholl der niedlichen Herrchen Geflüster:
„Wie wetteifernd doch Rose und Wangen erglüh'n!“ —
Welk und müde kam ich zurück in die Wohnung, und Wasser
Mußte mich, lebenssatt, wieder zum Leben erfreu'n.

Abends aber erſtieg die höchſte Stufe mein Elend:
In die Aſſemblee trug mich Nanine mit ſich;
Kerzendampf und Parfüms, — die Neidiſchen, wollten mich tödten!
Bleichend lag ich im Haar. Spiele begannen voll Scherz.
Ach! mich Arme löſ'te das Mädchen zum Pfand aus den Locken,
Und ein Stutzer verlangt' kühn den befreyenden Kuß;
Aber Nanine verweigerte ſtandhaft den heimlich erwünſchten:
So erhielt ich nun gar einen Stutzer zum Herrn.
Doch, o Jammer! mein Herr war nebſt dem Stutzer auch Dichter,
Und voll Uebergefühl. Hundert Mahl jeglichen Tag
Lief er in Haſt mit Feder, Dint' und Papier an mein Fenſter:
Oft entfloſſen dem Aug' Thränen, ſo wie er mich ſah.

Meinen Busen zerriß die allzuliebende Rose.
Er schrieb Ode, Sonett, Lied, Elegie, Madrigal
Auf den Tod einer Rose, auf ihre Geburt und ihr Blühen,
Und wie die Schönheiten all sein Manuscriptum noch zeigt.
Aber als einst er das Zimmer verließ, schlich leise durch's Fenster
(Seine Wohnung war hoch, nah' dem Parnasse zu seyn)
Mauend ein Kater herein, warf spielend die zärtlichen Schriften,
Und in der thierischen Wuth gab er die Lieder dem Wind.
Unter Ruinen saß der Sieger, sprang dann nach mir hin,
Bleich von Schrecken und welk, raufte die Blätter mir aus.
Noch zur Stunde des Todes hüpfte mein Herrchen in's immer;

Ihn nahm, als er dieß sah, Ohnmacht in eisigen Arm.
Doch sein schöner Geist beliebte sich zu erholen;
Lächelnd trug er mich fort, Alterthumsforschern zur Schau:
„Siehe, es hat sie ein Reisender sorgsam gepflücket an Pestums
„Tempelruin:“ Ich ward zierlich gelegt auf Papier
In ein übermächtiges Foliobuch, und es stand mein Nahme in großem Latein unter mir stattlich gemahlt.
Doch mein Duft verhauchte zerstreut im Raume des Aethers;
Blätter waren wohl da, aber kein Ganzes, kein Geist.

Keller und Felbiger.

(Schweizerballade.)

In Schlachtensturm und Kampfgewühl
Erlischt des Hasses Rachgefühl,
Es wird das Schwert zum Pilgerstab.
Versöhnung wallt, wo Herzen bluten,
Dem Phönix gleich, aus wilden Gluthen,
Und Liebe kränzt das stille Grab.

Entbrannt von gleicher Liebe Gluth,
Bestürmt von gleiches Hasses Wuth,
Besaß Ein Mädchen Beyder Herz.

Die Holde wählt nicht, schwankt und bebet,
Und Furcht, die zwischen Neigung schwebet,
Vermehrt getheilter Liebe Schmerz.

Erwarb sich Keller ihren Blick,
Rief Felbiger ihn schnell zurück
Durch der Verehrung holdes Nahn.
Und überall ist Kampf und Ringen,
Und überall Kraft und Bezwingen;
So schwankt im Sturm ein Schifferkahn.

Von Lieb' und Haß jetzt übermannt,
Verfolgen sie sich grimmentbrannt,
Und Einer sinnt des Andern Tod.
Von Leidenschaft den Sinn entweihet,
Wird kühner Frevel nicht gescheuet,
Und keiner denkt des Mädchens Noth.

Doch nun erſcholl des Krieges Klang
Vom Zürcherthale wild und bang
Herüber in das Schweizerland.
Getreu der Väter Heldentugend,
Verſammelt ſich die raſche Jugend;
Es blinkt das Schwert in kräft'ger Hand.

Erfahren in des Krieges Kunſt,
Gehoben durch der Freunde Gunſt,
Führt **Keller** einen Heerzug an;
Auch gibt, nach ſeiner Macht Belieben
Der Rache ſüße Wuth zu üben,
Das Glück den Feind ihm unterthan.

Doch **Felbiger**, mit ſtillem Muth,
Erduldet jeder Kränkung Wuth,
Womit des Führers Macht ihn drückt;
Denn ihn erfüllt des Glaubens Würde,
Und leicht trägt der auch ſchwere Bürde,
Den goldner Zukunft-Lohn entzückt.

Schon raſt die Schlacht im Trommelſturm;
Geläute heult von Burg und Thurm,
Und blutbeſpritzte Fahnen weh'n.
Schon ſchallt der Schweizer Siegesſchreyen;
Durchbrochen ſind der Zürcher Reihen,
Die ſich zur Flucht den Pfad erſpäh'n.

Mit bleichen Mienen, Flug das Haar,
Ereilt und drängt die bange Schaar
Den ſchwachen Steg, der Rettung winkt.
Ihn trennt die Laſt; die Stützen weichen;
Der Sihlſtrom ſchäumt und ſchwillt von Leichen
Den Ufern zu, wo Keller ſinkt.

Den Todesſchrey hört Felbiger —
Und kennt in ihm den Feind nicht mehr,
Des Nebenbuhlers Ingrimm nicht!
Den Leidenden nur ſieht er lechzen,
Den Sterbenden nur hört er ächzen,
Der ſchwach noch mit den Wellen ficht.

Ein Gott an Kraft, voll edler Gluth,
Entreißt er ihn vom Fels der Fluth.
Ein Kleinod wird ihm Feindeslaſt,
Als plötzlich durch die Lüfte ſauſend,
Vom Tod geſendet, dumpf hinbrauſend,
Ihn einer Bombe Macht erfaßt.

Er ſtürzt; die Laſt entſinkt dem Arm;
Das Blut hüllt beyde raſch und warm
In ſeinen Purpurmantel ein,
Und der Gerettete erwacht,
Um ſich der ſchönſten Todesnacht
Am Freundesherzen zu erfreu'n.

Er küßt ihn, ihrer Wunden Blut
Löſcht, warm vereint, des Haſſes Gluth;
Ihr letzter Athem iſt Ein Sinn.
Erſtarrt und doch feſt umſchlungen
Erblickt das Heer ſie, ſchmerzdurchdrungen,
Gibt Beyden Eines Hügels Grün!

Des Lebensmüden Sehnsucht nach dem Grabe.

Viel bringt die Erde, viel des Schönen;
Viel Blüthen, die das Leben krönen;
Mond, Sonne, Herbst und Frühling streben,
Mit Wechselluft uns zu erheben.
Ja Vieles kann uns hier erfreu'n —
Doch besser ist's, im Grabe seyn!
Zwar tönt kein Jubellaut in's Grab,
Auch dringt kein Strahl des Lichts hinab;
Doch schließet seine heil'ge Ruh'
Dem Schmerz sich wie der Freude zu.
Stolz und Kränkung thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;
Nur im Todeshause
Ist des Friedens Klause.

Unzählig, Freundſchaft! ſind die Freuden,
Die deinen Pfad mit Blumen kleiden;
Dein Balſam lindert bittre Schmerzen,
Belebet uns in Geiſt und Herzen.
Gleich Göttern kannſt du uns erfreu'n —
Doch beſſer iſt's, im Grabe ſeyn!
Zwar ruhen einſam wir im Grab,
Kein Wort des Troſtes tönt hinab;
Doch ſchließet ſeine heil'ge Ruh'
Der Freundſchaft wie dem Haß ſich zu.
Trotz und Bosheit thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;
Nur am Aſchentopfe
Klebt kein Wermuthstropfe.

O Liebe! welche ſel'ge Stunden
Hat dein Erwählter ſchon gefunden!
Dir leuchten tauſend goldne Sterne,
Und vom Olymp biſt du nicht ferne.

Hoch kann dein Zauber uns erfreu'n —
Doch beſſer iſt's, im Grabe ſeyn!
Zwar hält uns düſtre Nacht im Grab;
Kein Blümchen blüht zu uns hinab:
Doch ſchließet ſeine heil'ge Ruh'
Der Lieb' wie ihrer Qual ſich zu.
Trug und Falſchheit thronen,
Wo Lebend'ge wohnen;
Nur im Grabesſchooſe
Sticht kein Dorn der Roſe.

Was ſind des Lebens Hochgefühle?
Des Regenbogens Farbenſpiele!
Nicht Einer kann ſich ſelbſt verläugnen;
Die Welt will Jeder ſich aneignen.
Drum kann dieß Leben nicht erfreu'n,
Und beſſer iſt's, im Grabe ſeyn!
Die ſchwerſte Laſt für Menſchenbruſt
Iſt Leben ohne Lebensluſt!

Drum, Müder, ſchließ dein Auge zu,
Im Mondlicht heil'ger Grabesruh!
Wenn in Stürmen oben
Qual und Frevel toben,
Löſt am dunkeln Bette
Sich die Sklavenkette.

Des einsamen Jünglings Eintritt in's thätige Leben.

Endlich sendet das Geschick
Mittagsglanz auf meine Tage;
Thaten glänzen auf im Licht.
Weiche, träges Gleichgewicht!
Nun muß steigen oder fallen
Immerfort die Lebenswage;
Meine Stimme muß erschallen,
Rüstig muß der Körper seyn
Und der Geist im Sturm gedeih'n:
Denn eröffnet sind die Thore
Zu des Kampfes Ehrenbahn!
Mit der Streiter raschem Chore

Stürz' auch ich zum Ziel' hinan.
Aus der Ruhe Schattenthal
Führet mich das holde Glück;
Bis zum hohen Götterſaal
Dringe nun der kühne Blick!
Jahre ſind dahin geſchwunden
In der Bildung ernſtem Ton,
Aber freudevoll verbunden
Schallen Siegeshymnen ſchon
Thatenreicher Mannheit Lohn.

Nimm, o Geiſt geſchiedner Stille,
Nimm dieß Lied aus Herzensfülle,
Nimm's zum Todesopfer an!
Doch nach Leid und Vollgenuß
Bleibe ſtets mein Genius,
Selbſt wenn Kraft und Frohſinn flieht
Und der Hoffnung Strahl verglüht!

Mich erhuben Meiſters Jahre
Und Oreſtes Schweſtertreue;

Thränenvoll an Friedlands Bahre,
Fühlt' ich Stunden hoher Weihe.
Nie soll mir der Muth erbleichen,
Wenn auch Haß und Stolz mir nah'n:
Unter deinen guten Zeichen
Tret' ich, Kunst, das Leben an!

Die Morgana *).

(Sicilianiſche Idylle).

Traulich umhüllte die Nacht den Schlummer der ruhenden Erde,
Wie auf geſättigtem Neſt ein Muttervogel ſich wieget,
Und in die Fluthen verſchmolz der ſternenſchimmernde Himmel,

*) An der ſicilianiſchen Meerenge und andern Küſten zeigen ſich zuweilen kurz vor dem Aufgang der Sonne, durch eine beſondere Strahlenbrechung, auf der Oberfläche des Waſſers mancherlei Geſtalten, als Städte, Kirchen, Männer, Weiber, Thiere u. ſ. w., welche, ſo wie die Sonne höher ſteigt, ein gemiſchtes Chaos werden, und endlich verſchwinden. Das Volk ſchreibt dieſe Naturerſcheinung der Fee Morgana zu; daher ihr Name. —

Feuriges Bild des geistigen Traums in friedlicher Seele.
Wonnebeflügelt entschwebte der Duft den blühenden Hainen,
Die am Gestade des Meers umschirmten die freundliche Hütte,
Freudig bewohnt von Althea, mit Catalina, dem zarten
Töchterlein, innig verschwistert an Farb' und Milde den Rosen.
Athmend kaum, erlabte sich still am Schlummer die Greisinn;
Aber am Lager des Mädchens stand der lieblichste Traumgott,
Lieblich fürwahr, denn er glich der Gestalt des fernen Roberto,
Welcher nun seit zwölf Monden auf fremden Meeren hinschiffte.
Mit des Geliebten Entfernung entglühte die Liebe des Mädchens
Immer zu höherer Gluth, und durch vermeinte Gefahren

Machte die Sehnsucht ihn stets dem geängsteten Herzen noch theurer.
Jetzo verscheucht' eine Mücke den Traum des lieblichen Mädchens;
Plötzlich entflog dem erglänzenden Auge die seidene Wimper,
Und es spiegelten sich in den Sternen die Sterne des Himmels.
Schnell nun sendend den Blick zum östlich anglimmenden Dunkel,
Sah sie das Fenster umwebt vom dämmernden Purpur des Morgens,
Sah das leuchtende Weiß der linnenen Decke des Bettes,
Ruhend darauf des Lilienarms vorglänzende Rundung,
Flüsterte: „Mutter, der Tag!" mit leise melodischer Stimme,
Und sprang auf, wie im Walde das Reh vom duftenden Lager.

Also schwebete leicht Catalina wie Nebel des Morgens.
Kaum vermochte mit freundlich-mühsamer Eile die Mutter
Gleich zu kommen dem Schritt des freudebeflügelten Mädchens,
Angestrahlt und verklärt von der mailichen Röthe des Himmels,
Und begrüßt vom tausendfachen Gesange der Vögel.

Durch den Uferhain, von strömenden Düften umfluthet,
Schritten sie vor, gesprächig in steigender Wärme der Hoffnung,
Bald zu schau'n die Morgengestalten der Fata Morgana.
Jetzo traten hervor die Beyden am Rande des Fruchthains,
Und es empfing sie der Tag, in seiner Herrlichkeit Fülle

Herrſchend über des Meers und der Erde verſchmelzende Schönheit.

Da begann Catalina, nicht minder ſchön als der Morgen:

Catalina.

Ach Mütterlein, faſt will mir grauen,
Morganens Wunderſpiel zu ſchauen!
Wie ſeltſam wandelnde Geſtalten
Im Meere und am Himmel walten!
Mir engt und weitet ſich das Herz
Zugleich in Freude und in Schmerz.

Althea.

Morgana, Kind, iſt eine gute Fee;
Drum bebe nicht! Die Zukunft läßt ſie uns
Im Spiegel ſchau'n des Himmels und der Fluthen.
Wenn mit der Nacht die Morgenröthe kämpft,
Beginnt ihr Zauberwerk. Dem Böſen nur
Zeigt ſie, — mir ſchaudert, da ich's ſagen ſoll —
Gräßliche Höllenbilder, die ihn treiben,

Hinabzustürzen in den Meeresgrund,
Wo Ungeheuer grimmig ihn zerreissen.
Der Gute sieht lichtstrahlende Gestalten,
Die ihm befreundet mild entgegen lächeln,
Wie Blumen sich erschauen in dem Quell.
Ist gut dein Herz und rein und liebevoll,
So bebe nicht!

Catalina.

Nun darf ich ohne Sorge seyn;
Mein Herz ist liebevoll und rein,
Ja liebevoll, lieb Mütterlein!
Im Busen fühl' ich stilles Glüh'n;
Das soll mir froh zu Tage blüh'n,
Wenn durch Morganens Zaubermacht
Ein schöner Hoffnungsstrahl erwacht.

Althea.

Sie naht, mein Kind, in ihrer Herrlichkeit.
Nun harre sittig-ernst in heil'gem Schweigen,
Soll sich der Zukunft Wunderreich uns zeigen!

Catalina.

Wie wunderlieblich ist die Welt!
Wie rosenlicht das glänzt und strahlt,
In sanftem Tanze wogt und wallt!
Ach Mutter, wie mir das gefällt!
Doch sprich, läßt uns auch die Gestalten,
Die wir am liebsten sehen,
Die freundlichste der Feen
Bedeutungsvoll im Spiegel walten?

Althea.

Wie jung das pipt! Was eitles Mädchenvolk
Zu sehen wünschet, das sieht es fort und fort,
Wenn auch kein Punkt davon zu sehen ist.
Doch was Morgana uns erscheinen läßt,
Hat seinen guten Grund; es ist zwar nicht,
Doch in der Zukunft wird es uns gewährt.

Catalina.

So? Nun — zum Beyspiel, setzen wir,
Ein Mädchen käm' in dieß Revier,

Um ihren Auserkornen hier,
Der in der Zukunft ihr beschert,
Im Gaukelbilde zu erspähen, —
Ließ ihn die Fee vorübergehen
Im Morgenlicht?

Althea.

Ey, liebes Mägdlein, zweifle nicht!
Doch höre, diese sonderbare Frage,
Die deine Wangen sonderbar entzündet. —

Catalina.

Ey sieh doch, o Mutter, wie Flammen entsprühen
Dem spiegelnden Meer!
Wie tausend bewegte Gestalten erglühen,
Ein fliehendes, kommendes Heer!

Althea.

Ergreifend ist die hehre Doppelfeyer
Des Aethers und der Wasserwelt!

O, trüg' der Mensch den Himmel so in sich,
Wie ihn des Meeres treue Brust empfängt,
Er würd' ein Abbild selbst des Heiligsten!
Doch er ist nimmer ruhig, nimmer klar,
Und gleichet nur dem sturmzerwühlten Meer,
Deß schwarzer Wogendrang, so kühn er auch
Zum Himmel steigt, doch keinen Strahl von oben
Erleuchtend aufnimmt und beruhigend.

Catalina.

Was siehst du in dem Flimmerglanz?

Althea.

Kind! einen großen, großen Rosenkranz!
Wie er mit hoher Andacht mich erfüllt!

Catalina.

Ach, Mutter, ja ein Rosenkranz
Hüpft auf und ab im Wogentanz!
Wie schön die lieben Blumen glänzen! —
O könnt' ich ihn damit bekränzen!

Althea.

Dort wölbt sich einer Kirche hoher Dom.
Wie macht der hehre Anblick uns so fromm!

Catalina.

Und sieh! wie herrlich ist zu schauen
Ein Zug von Männern und von Frauen,
Die alle wunderschön geschmückt!
Nun kommt ein holdes junges Paar;
Sie trägt ein Myrtenreis im Haar,
Und Er scheint allerliebst entzückt,
Und ihnen folgt Musik,
Und noch mehr frohe Gäste —
Fürwahr, das geht zum Hochzeitfeste!
O welches Glück!

Althea.

Du keckes Kind! wer wird so weltlich denken!
Die Kirche soll uns zur Erbauung lenken!
Doch sieh! Dort strahlt, so wahr ich lebe,
Gar freundlich unser kleiner Garten
Und unsre niedre Hütte. —

Catalina.

Und nun — wie seltsam das sich fügt! —
Dort — an die Pinie in voller Blüthe
Hat sich ein Jüngling lauschend angeschmiegt —

Althea.

Nun fühl' ich erst, daß meine blöden Augen
Nicht viel mehr taugen!
Den ganzen Hochzeitschwarm konnt' ich nicht sehen,
Und kann nun auch den Jüngling nicht erspähen.

Catalina.

Ich, Mutter — ich — ich seh' ihn nur zu gut!
Jetzt schwingt er freudig seinen Hut —
Er kommt uns näher — dicht
Am Ufer steht er schon — er spricht —
Wie er die Arme hebt —

Althea.

Ach, fasse dich! Gott — wie das glüht und bebt!
Du Kind des Jammers, komm zu dir!

Catalina.

Jetzt winkt er mir —
Hörst du nicht seine Stimme klingen?

Althea.

Ich hör' und sehe nichts! Komm, laß uns eilen!

Catalina.

Ich kann nicht — bin bezaubert — muß hier
weilen —
Mir will das Herz zerspringen —
Ach, rings um, welches Gluthgewimmel! —
Hülf, Mutter — mir schwinden Erd' und
Himmel —
Er ist's — er ist's —

Althea.

So rede: wer?
Verwünschtes Meer!

„Mutter! ich bins!“ so erscholl nun der Klang einer
männlichen Stimme;
Und Roberto lag zu den Füßen der staunenden
Greisinn,
Und sie umfangend sank ihr an's Herz das zitternde
Mädchen,
Und die Schwankenden beyde zu stützen, umfaßte
Roberto
Beyde zugleich, und segnend erhob Althea die Hände:
„Ist doch höhere Macht hier im Spiel; ich folge
dem Winke!“ —
Glühender schien das Morgenroth dem erglühenden
Brautpaar,
Welchem nun Liebe, die gute Fee, das Leben be-
glückte.

Empfindungen in einem Wachsfiguren-Kabinet.

Ist hier des Todes Wohnung? ist's des Lebens Reich?
Es lacht der Farbe Reiz auf Formen zart und weich,
Es sinnen Blicke rings und seelenvolle Mienen —
Doch nimmer tönt ein Laut; Bewegung fehlet ihnen.
Ein jedes Antlitz spricht, doch ewig schweigt der Mund,
Und was das Aug' verräth, thut mir kein Wörtchen kund.
Entfloh der Geist, und lebet durch ein Wunder nur
Der Leib allein noch, ohne reger Triebe Spur?

Mit vorgestrecktem Arm, den Blick hinausgesenkt,
Steht hier des Feldherrn Ernst, und ordnet, mißt und denkt.

Weh euch, ihr Städte! weh dir, segenreiche Flur!
Bald seyd ihr Trümmer, bald entsetzt sich die Natur. —
Du, schönes Mädchen, dort, was frommt der Schönheit Spiel,
Wenn herzlos du nicht kennst der Liebe Hochgefühl?
Die himmlische Gestalt, des Lächelns milde Huld,
Was sollen sie, wo keine Tugend, keine Schuld?

Bewegungslos gesellt sich dort zu tiefer Trauer
Stumm einer Gruppe Kreis in kläglichem Verein.
O redet, Arme! euch, ich seh's, faßt kalter Schauer.
O redet! hat der Schmerz verwandelt euch in Stein?
Was schauet ihr mich an mit Augen, die nicht sehen?
Was klaget ihr so bang die schrecklichstummen Wehen?
Umglänzt mich Sonnenlicht? umwallt mich Erdenluft?
Fast zweifl' ich an mir selbst in dieser Lebensgruft.

Rings Menschenbildung — und kein menschliches Gefühl!
O reget euch, lebend'ge Todte! weicht vom Scheine!
Ach endet schnell dieß gräßlich starre Lebensspiel!
Denn kalter Schauder strömt mir schon durch die Gebeine.
Gefühllos selbst und stumm und starr, — erwecket ihr
Die ganze Macht fruchtloser Sympathie in mir.
O reichet sprechend mir die lebenswarme Hand!
Zeigt mir ein Herz — so bleib' ich selbst im Schattenland!

Der Schlummer in der Jahreszeit.

Wem schon von der Natur ein leichterer, edlerer Körper
Ward, durch dessen Hülle der Geist, wie Helios durch die
Morgenwolken, schimmert —
Selig zu preisen ist der!

Ihm ward langes hochgenießendes Wachen und kurzer
Schlummer, selten nur Schlaf; denn das Feuer ist stäte Bewegung,
Und durch reges Streben
Flieht von der Flamme der Rauch.

Herrlich ist Uebung der Kraft, doch schön ist auch die Erholung;
Schön wenn in duftender Nacht des Sommers vom leuchtenden Fenster
Lufthauch ihn umsäuselt,
Mild wie der Liebenden Kuß.

Wie von Mondlicht umhüllt, umweh'n ihn dann himmlische Träume,
Gleich dem Tanze der Elfen im Hain, und er fühlt, was zu denken
Ihm der Tag versagte,
Lächelnd im magischen Spiel.

Minder schön ist nicht die ernstere Winternacht, wenn bei
Engverschlossenem Fenster, nun ruheliebender, er sich
In die hohen Hüllen
Eilig und freudig verbirgt.

Freundlich hegt ihn die Wärme, erzählend und horchend dem Neuen;

Was er, von Kälte umſtarrt und von leiſe ſinkender Schneelaſt,
Kaum zu denken wagte,
Wird nun Empfindung und Bild.

Sey, o göttlicher Schlummer, mir hold, du Gefährte der Reinheit!
Drückende Schlaflaſt kennt nur die Schaar trägbrütender Gnomen.
Liebend ſprachen mit den
Menſchen die Götter durch dich.

Blutvoll flüchtet um ihn das Heer vom drängenden Schlachtpfad' —
Marius ſchlummert im Schatten des Baums!
Schon ſtöhnet die See vom
Flottenſturm — Auguſtus
Schlummert, erwachet und ſiegt!

Die Todtengräber.

Ein Nachtstück.

August.

Das Schauerliche liebt mein holdes Kind?
Und graut dir nicht dafür?

Minchen.

O lieber Freund, erzähle nur geschwind!
Ich zittre vor Begier.

August.

Des Schreckens Macht ist groß;
Ich fürchte fast, in Ohnmacht dich zu seh'n.

Minchen.

Und sollt' ich auch vor Schrecken fast vergeh'n —
Erzähle schonungslos!

August.

So horch, und schmiege dich
Beim stärksten Grauen fest an mich! —
Schon sank die schwarze Mitternacht,
Schon war die Geisterwelt erwacht.
Sieh, dicht am klagenden Gesträuche
Lag starr und blutig eine Leiche,
Bleich und leblos hingestreckt,
Und mit Wunden überdeckt.

München.

Das ist entsetzlich!

August.

Doch plötzlich
Eilt eine feindlich düstre Schaar herzu,
Todtengräber, schwarz verhüllt!

München.

Die brachten ihn wohl in das Haus der Ruh',
Das Schmerz und Leiden stillt?

August.

Nein! die Unmenschlichen ohn' Ehre und Gewissen!
Am wehrlos Todten raf't ihr Uebermuth;
Sie faßten ihn mit Wuth —
Die Leiche ward zerrissen!

Mincben.

Und traf sie nicht des Himmels Rache?

August.

Noch schrecklicher ging bald die Sache.
Sie schleppten ihn
In eine tiefe Mördergrube hin,
Und riefen ihre Kinder schnell herbei.

Mincben.

Die armen Kleinen!
Ich sehe sie schon weinen,
Ich höre ihr Geschrey!

August.

Du irrest. Menschlichem Gefühle taub,
Ward bald die Leiche neuen Frevels Raub.

Nicht Eine Thräne ward vergossen; —
Sogar von seinem Fleisch genossen —

Minchen.

Halt ein! halt ein!

(Nach einer Pause.)

Und wann und wo soll dieß geschehen seyn?

August.

Fast scheu' ich mich, es dir zu sagen.

Minchen (schwer athmend.)

Ich bin gefaßt; du darfst es wagen.

August.

Erst gestern Nachts; das Mordrevier —
Es war — in unserm Garten hier!

Minchen.

So ist es wirklich eine wahre
Geschichte?

August.

Ja, wisse, daß ich treu verfahre
Und nichts erdichte!

Minchen.

Mein Gott! Ich fühle Frost und Glüh'n.
Ach stütze mich! O laß uns flieh'n!
Den Rest erzähle mir im Zimmer;
Mir wird mit jedem Augenblick hier schlimmer!

August.

So laß uns gehen; doch vorher
Vernimm nur noch das Eine: wer
Die Frevelthat verübt!

Minchen.

Kannt' ich den Todten? ach!

August.

Ja, liebes Minchen!
Es war — das jüngste der Kaninchen,
Und jene schauderhaften Frevler,
Sie waren —

Minchen.

Wer denn?

August.

Käfer,

Die man, wie ihr Geſchäft bekennt,
Die Todtengräber nennt.

Minchen.

Du böſer Menſch! haſt mich geneckt,
Und ſo umſonſt erſchreckt?

Auguſt.

Ey, für den überraſchend guten Schluß
Verdien' ich wahrlich einen Kuß!

Minchen.

Die Freud' iſt dankbar; und — ich bin von Herzen froh,
Daß die entſetzliche Geſchichte ſo
Erfreulich ſich geendigt hat.

Auguſt.

So durch ſich ſelbſt als durch den Lohn, um den ich bath.
Es lebe die poetiſche Gerechtigkeit!

Minchen.

Und auch des Schauſpiels Menſchlichkeit!

August.

Entlarvung ist dem Bösewicht beschieden,

München.

Und der erschütterte Zuhörer fühlt,
Kaum hat der Schmerz die Brust durchwühlt,
Sich schon getröstet und zufrieden.

August.

Wollt' uns Geschicht' und Poesie von manchen Helden,
Was sie recht eigentlich gewesen, offen melden, —
Bald würde der entschlafne Schrecken
Das lauteste Gelächter wecken. —
Doch nun zum Schluß?

München.

Den Kuß.

Heiterer Sinn.

O heitrer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Du treuer Freund der Seelenruh',
Erwach' mit mir, und schließ mir zu
Die Augen, wie im Kummer,
So auch zum letzten Schlummer!
Flieh aller Prunk dahin,
Bleibt mir nur heitrer Sinn!

O heitrer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Mißlingt im Leben mancherlei,
Du hältst die Seele dennoch frey,

Und treibst im reinen Herzen
Maiblüthe selbst aus Schmerzen.
Flieh alles Glück dahin,
Bleibt mir nur heitrer Sinn!

O heitrer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Mag Frost und Nacht die Welt umzieh'n, —
In dir muß Lebenswärme glüh'n!
Kein Haß kann dir verwehren
Der Liebe Macht zu ehren.
Flieh Glück und Prunk dahin,
Bleibt mir nur heitrer Sinn!

O heitrer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Wo Gram und Groll nur Böses seh'n,
Laß du auch Gutes mich erspäh'n,
Wo Menschen sich vergessen,
Der Menschheit Werth ermessen!
Bleibt mir nur heitrer Sinn,
Kann Hoffnung nie entflieh'n.

O heitrer Sinn, du Himmelslicht,
Nur du, nur du verlaß mich nicht!
Und wird dir's manchmal gar zu arg, —
Wähl' dir Gesang zu deinem Sarg,
Mit neuem Phönix-Leben
Verjüngt dich zu erheben!
Bleibst du mir, heitrer Sinn,
Muß ew'ger Frühling blüh'n!

Die Memnonssäule *).

Ein Gleichniß.

Der Memnonssäule gleicht fürwahr
Ein unverdorbenes Gemüth,
Das, himmelrein und still und klar,
Vom Strahl des Guten und des Schönen
Zu hoher Seligkeit entglüht,
Und selbst des Lebens herben Schmerz,
Der sonst zermalmt des Erdensohnes Herz,
Aushaucht in sanften Trauertönen.

*) Der griechische Mythos erzählt von ihr, sie habe, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, freudig erklungen, bei Sonnenuntergange aber Trauertöne von sich gegeben.

Der Memnonssäule gleicht vor Allen
Des Dichters mystische Natur.
Auf buntverwebter Lebensflur
Sieht er wohl Vieles um sich wallen:
Doch läßt ihn das Gemeine kalt;
Es flieht vorüber ohne Spur,
Wie Wolken zieh'n durch Windeshallen.

Das Heilige, das Große nur
Hat zum Geweihten ihn erkoren;
Wenn dieser Strahl sein Herz berührt,
Dann wacht er auf, und neugeboren,
Vom Himmelslicht verklärt,
Fühlt er ein Götterleben
Dem Innersten gegeben;
Und was von oben ihm gewährt,
Das kündet er, beglüht entglühend,
Schmerzerbleichend, freudeblühend,
Doch stets die Echo nur des Schönen,
In Himmelsklang und Wundertönen.

Abendbild.

Des Lebens reiches Farbenspiel, das rege Feuer,
Das warme Strahlenreich der Sonne, —
Sie sind verloschen und verglommen.
Sey, grauer Abend, mir, in deinem heil'gen Schleyer
Herzlich mit Wehmuth und mit Wonne,
O du, des Alters Bild, willkommen!

Allmählig schwinden rings umher die Lichtgestalten;
Unkennbar wird, uns lieb und theuer,
Des Schöpfung Antlitz, wie im Grabe.
Der Thränenthau und schaurigkühle Lüfte walten,
Und immer stiller wird die Feyer,
Und schwächer strömt die Lebensgabe.

So zeigt des Alters Bild uns mahnend jeder Abend;
So bleicht der Jugend Gluth; das Leben
Wird immer einsamer und kühler.
Die Ruhe nur erscheint als Freude noch uns labend;
Die Ahnung will uns aufwärts heben,
Und Welt und Busen werden stiller.

Ach! weichen muß die Dämm'rung auch der Nacht Eindringen,
Die Erde gleicht dem tiefen Grabe.
Fern sind die Sterne, nah' die Sorgen.
Doch klage nicht, o Greis! Nacht kann dich nicht bezwingen.
Greif' muthig nach dem Wanderstabe!
Am Himmel glüht ja schon dein Morgen.

Die Messe um Mitternacht.

Ballade.

Stolz stand Graf Hugh im Rittersaal
In Mitte seiner Ahnenbilder;
Laut schmetterte Trompetenschall,
Hell schimmerten die Wappenschilder.
Ihm huldigten beim lauten Feste
Die heitern Schaaren hoher Gäste,
Ihm kost die Tochter zart und weich,
Ludmilla, mild und Engelgleich.

Verklärt erscheinet die Gestalt,
Und jeder Blick ist eine Seele,
Und haucht der Liebe Allgewalt. —
Auf daß sie einen Gatten wähle,
Versammelte zum schönen Feste

Der Vater die erlauchten Gäſte;
Doch ſie hat — ach! zu früh gewählt,
Ihr Herz dem Edelſten vermählt.

Vergebens ſchimmert Band und Stern;
Der Freyer Mühe iſt verloren:
Ach, Ludwig ſteht dort, ſtill und fern,
Und ihn hat ſie ſich auserkoren.
Entſproſſen adligem Geſchlechte,
Gab ihm Natur auch hohe Rechte;
Doch ſtürzt' ein feindliches Geſchick
Sein Haus, es ſtehen Macht und Glück.

Der Graf, dem Hauſe fern verwandt,
Berief zu ſich den armen Knaben,
Der, für das Edelſte entbrannt,
Mit jedem Tage ſchön're Gaben
Entfaltet. Wohl dem Wackern, — bliebe
Nur ſeinem Herzen fern die Liebe!
Doch ſie wächſt auf mit ihm zugleich,
Und öffnet ihm ihr Zauberreich.

Wohl schmettert nun Trompetenschall,
Wohl schimmern Gäst' und Wappenschilder
Im vollgedrängten Rittersaal —
Ludmillen sind es Marmorbilder!
Doch als der Vater seinen Willen
Befehlend bittet zu erfüllen —
Will Sinn und Leben ihr entfliehn,
Und athemlos sinkt sie dahin.

Schnell ahnt der Graf des Weigerns Grund
Und Ingrimm tobt in seinem Herzen.
Verbannung thut er Ludwig kund,
Nicht achtend seiner eignen Schmerzen.
„Geh, spricht er, such' dir andre Sterne!
„Denn Heilkraft wohnt in Zeit und Ferne;
„War Vater dir; aus Kindespflicht
„Beraube mich des Kindes nicht!" —

Die schweren Worte graben sich
Tief in des Jünglings edle Seele;
Sie fordern drohend fürchterlich,

Daß er das Elend ſich vermähle.
„So fahret hin, der Erde Freuden!
„Von Lieb' und Leben muß ich ſcheiden;
„Mein Herzensblut, geweiht dem Tod,
„Ihr wandle ſich's in Morgenroth!“ —

So ruft er Lebewohl der Welt,
Und bleich zwar, doch mit feſtem Schritte,
Trägt er, der Liebe Todesheld,
Zum Grafen ernſt die letzte Bitte:
„Die Liebe iſt des Lebens Zierde,
„Drum werd' ihr nie des Fluches Bürde!
„Ihr nahmt mich einſt an Euer Herz —
„Für Euch zu groß iſt mir kein Schmerz.

„Nichts kommt der Lieb' hienieden gleich;
„Doch Dankbarkeit iſt ihre Schweſter.
„An Gram und Luſt ſind beyde reich,
„Und wer ſie trennt, vereint ſie feſter.
„Verzeiht der Jugend Träum' und Schwächen!

„Die Pflicht gebeut — das Herz muß brechen.
„So laßt mich zieh'n in Tod und Schlacht,
„Daß Ruhe mir und Euch erwacht."

Es fühlt der Graf sich tief gerührt
Von seines Pfleglings Blick und Rede,
Und aus der Scheide schnell geführt
Hat er das Schwert und rufet: „Bethe!" —
Der Jüngling stürzt mit Frost und Glühen,
Zur Erd', und ruht auf seinen Knieen;
Und dreymal steigt und sinkt das Schwert,
Das Ritterehre ihm gewährt.

„Zieh hin, mein Sohn! Gott sey mit dir!
Erfüllter Pflicht folgt Glück und Friede.
Erwirb dir Ruhm, des Ritters Zier,
Und werde nie des Guten müde!
Als eignes Kind bleibst du mir theuer;
Doch nimmer duld' ich jenes Feuer,
Wovon dein Herz zur Schwester glüht,
Daß äußrer Glanz dem Hause blüht."

Und bebend fühlt Ludmillens Hand
Den Abſchiedskuß, die letzten Thränen,
Und flüſtert, ſchmerzvoll abgewandt:
„Dein Schutzgeiſt ſey mein heißes Sehnen!“ —
Schon zieht er an des Heerbanns Spitze,
Schaut Helmesflammen, Lanzenblitze,
Geleitet von getreuer Schaar
Zu Ruhm, und Sieg, Schmerz und Gefahr.

Drey volle Jahre ſind dahin
Und zwanzig Schlachten ſind geſchlagen,
Und Ruhm und Ehre ſein Gewinn;
Das Aeußerſte ſieht man ihn wagen,
In's wildeſte Getümmel ſtürzen,
Der Lebenstage Zahl zu kürzen.
Oft iſt ſein Leib vom Blute roth —
Doch flieht ihn der geſuchte Tod.

Einſt, auf dem Schlachtfeld liegend, ſtöhnt
Der bleiche Jüngling auf in Schmerzen:
„Wie ſehr der Wunden Menge brennt,

Mehr ſchmerzt die Wunde tief im Herzen;
Wenn Ruh' entfloh, vermag kein Kämpfen,
Kein Sieg den Flammentrieb zu dämpfen;
Die Ruhe Gott allein verleiht —
Ihm ſey mein Gram ſofort geweiht!" —

Ab legt er Panzer, Helm und Schwert,
Eilt in des Büßerkleides Trauern,
Gebeugt und ſtill in ſich gekehrt,
In eines Kloſters dumpfe Mauern.
Selbſt in der Mönche heil'gem Kreiſe
Wird angeſtaunt des Jünglings Weiſe.
Was Feindeswaffen nicht gelang,
Vollendet hier des Schmerzes Drang.

Einſt ward er von der Brüder Schaar
Vermißt im Chor und in der Zelle;
Ach! — leblos vor dem Hochaltar —
So lag er an der Stufen Schwelle,
Wie im Gebethe hingegoſſen,

Vom Licht der Lampe hell umfloſſen;
Und in des Kreuzgangs Mauer barg
Der Mönche Todtenlied den Sarg.

Ludmilla! arme Dulderinn!
Empfand dein Herz die Todesſtunde?
Vergebens tönt dem bangen Sinn
Verehrung aus der Freyer Munde!
Vergebens eifern Pracht und Feſte!
Es fehlt dem Leben ja das Beſte,
Dir fehlt das heißgeliebte Herz;
Das ruht im Grab' mit ſeinem Schmerz!

Es ſtirbt des Auges Aetherglut,
Im Antlitz trauert Geiſterblaſſe;
Entſchwunden iſt der Lebensmuth,
Und ſie erliegt des Schmerzes Größe.
Sie faßt unendlich banges Sehnen;
Dem Einen fließen ihre Thränen.
Ihn denkt ſie nur, Ihn ſieht ſie nur;
Sein Grab und Tempel iſt Natur.

An's Krankenlager feſſelt bald
Verhohlner Gram die jungen Glieder;
Die ſeelenvolle Huldgeſtalt
Welkt blumengleich zur Erde nieder. —
Geſpenſtiſch-grau der Abend ſinket;
Geheim das Chor der Sternlein winket,
Umhüllt vom Trauerflor der Nacht;
Und Ahnungsſchauer kalt erwacht.

Nur eine Lampe ſchwach erhellt
Des goth'ſchen Saales weite Räume;
Des Zwielichts düſtres Graun vermählt
Mit Wirklichkeit die Fieberträume.
Und einſam ſchmachtet ſie im Harme,
Und hebt zum Himmel auf die Arme,
Und ſtöhnet matt, und ſieht zu Gott:
Er wolle enden ihre Noth.

Schlafähnlich faßt Ermattung ſie;
Doch plötzlich Licht um's Lager wallet,
Wie Purpurgluth der erſten Früh

Den dunkeln Himmel schwach durchstrahlet.
Matt bebet sie die bangen Glieder;
Entzückt und bebend sinkt sie wieder,
Hoch schlägt das Herz, hoch wallt die Brust
Von Gluth und Frost, von Schmerz und Lust.

Ein schwarzes Leichentuch erscheint,
Das aufgespannt im Saale schwebet;
Auf dessen dunklem Grund vereint
Ein weißes Kreuz sich hell erhebet;
Und am Altar in Todesblässe
Ein Priester liest die stille Messe,
Das Haupt gesenkt, und ohne Laut,
Wie einer, der auf Gott nur baut.

Und Andacht füllt Ludmillens Herz;
Sie bethet, faltet fromm die Hände,
Und blicket fest und himmelwärts,
Gewiß, daß nun ihr Leiden ende.
Und auf von seinen Knieen hebet
Der Priester schweigend sich und schwebet

Die Stufen des Altars hinan,
Um sich dem Heiligsten zu nah'n.

Sich wendet jetzo die Gestalt,
Und hebt den Arm empor zum Segen,
Und: „Friede sey mit dir!“ so schallt
Der Dulderinn sein Ruf entgegen.
Schon schwelgt sie an den theuern Zügen
Und muß der Himmelsluft erliegen;
Das Auge sinkt, es ruht das Herz —
Den Geist trägt Liebe himmelwärts.

Der Greis und das Mädchen *).

Greis.

Was neigst du, Mädchen, sinnigstill
Die Aeuglein nach dem Blumenspiel?

Mädchen.

Ich suche nach Schmuck für Busen und Locken,
Nach Veilchen, Rosen und Maienglocken;
Dann eil' ich, von Jugend und Frohsinn umspielt,
Den Sieg zu entreissen von Hoffnung erfüllt.
Den duftig im Abendroth schimmernden Hain
Durchtanzen die Schäfer in lustigen Reih'n,
Es schwebet Glycere mit ihnen dahin;

*) Frey nach dem Französischen.

Man nennt sie der Jungfrauen Königinn.
Nun soll mir nicht länger die Siegerinn funkeln;
Ich will sie besiegen, ich will sie verdunkeln.

Greis.

Kennst du das dunkle Plätzchen dort?

Mädchen.

Neu ist mir dieser düstre Ort.

Greis.

Nun änd're deinen stolzen Sinn!
Dort ruht der Jungfrau'n Königinn.
Die Blumen, dich zum Sieg zu schmücken,
Magst du auf ihrem Grabe pflücken!

An die Wehmuth.

Wie der Mond in Blumen, gleiteſt du
In unſre Seele, weckeſt die entſchlafne Ruh'
Wie leiſes Abendlied,
O Wehmuth!
Milder geht die Freud' an deiner Hand,
Nicht brauſend mehr und kühn an des Verderbens Rand,
Wenn ſie dein Flor umzieht,
O Wehmuth!

Wenn die Liebe treulos uns verläßt,
Dann lächelſt weinend du mit uns, ein Götterfeſt
Gibt dann der Aſchenkrug,
O Wehmuth!

Iſt Vergeſſen goldner Treue Lohn,
Tritt auf geliebter Herzen Staub der freche Hohn,
Hemmſt du des Troſtes Flug,
O Wehmuth!

Hat uns jede Blume ſchon verblüht,
Bleibt die Cypreſſe noch; die Leichenfackel glüht
Durch dich uns Himmelsglanz,
O Wehmuth!
Uns Geweihten lächelt Schmerz und Grab!
Trennt liebend uns der Tod, reichſt du auch dort hinab
Noch weinend uns den Kranz,
O Wehmuth!

Rettung im Sturme.

Leise segelte mein Nachen
Bei des Morgensterns Erwachen
Auf dem Lebensstrom dahin.
Die Jugend saß am Vordertheil,
Die Lust regierte Mast und Seil,
Das Ruder führte leichter Sinn.

Sanft hauchten die Lüftchen des Glücks und der Liebe;
Schnell brauseten Stürme, der Himmel ward trübe.
Es stürzte die Jugend vom Schiffe herab;

Ein Donner zerſchellte die Luft bei dem Maſt:
Der leichte Sinn auf dürrem Aſt
Entging allein dem Wellengrab.

Und er iſt nun mein Geſpiele,
Weichet nie, und die Gefühle
Sonnen ſich an ſeinem Licht;
Er hält mich aufrecht in Gefahren,
Und wird die Ruhe mir bewahren,
Wenn auch die letzte Stütze bricht!

An das Sterbeglöckchen.

Klage, sanfte Schwärmerinn!
Aechze durch die Stille hin!
Bist vielleicht die Einzige,
Die der Trennung letztes Weh,
Die den Röchelnden beweint!

Wenn die Freunde um ihn steh'n,
Nur die offne Erde seh'n,
Starr und sinnenlos vergeh'n:
Da klingst du wie ein Ruf der Ruh'
Vom Himmel ihnen tröstend zu.
Die Thräne kehrt in's Aug' zurück,
Von Hoffnungsflammen strahlt ihr Blick;

Sie bethen, sinken auf das Knie
Am Todtenbette hin;
Den Glücklichen nur sehen sie
Vom Erdenelend flieh'n.

Klage, sanfte Schwärmerinn!
Aechze durch die Stille hin!
Bist nicht mehr die Einzige,
Die der Trennung letztes Weh,
Die den Röchelnden beweint!

Du tönst! geheimer Schauer dringt
Durch tiefe Mitternacht,
Und durch der Gräber Tiefen klingt
Des Aechzens leiser Ton;
Und aus dem langen Schlaf erwacht
Der Todten Schaar; sie flieh'n
Zum neuen Freunde hin;
Wie Lautenklang
Tönt Trostgesang.

Klage, ſanfte Schwärmerinn!
Mit deiner Klage tönſt du hin
Die düſtre Zeit
Zur Ewigkeit!
In deinem Klange ſtirbt der Schmerz,
Die Unſchuld wallet himmelwärts!

Nah und ferne.

An Selma.

Wie schmerzlich ist mir deine Nähe,
Da ich dann fühl' und deutlich sehe,
Daß du mir ewig fern mußt seyn!
Wie schmerzlich ist mir deine Ferne,
Da ich dann fühl' und schmerzlich lerne,
Daß du mir ewig nah wirst seyn!
Ach ewig nah und ewig ferne,
Ach ewig fern und ewig nah!
So schwinden mir, die kaum ich sah,
Des Himmels und des Glückes Sterne!

Wenn einst im schönsten Herzensbunde
Der Glücklichste an deinem Munde

Wie ich an meinem Schmerze, hängt,
Wenn deiner Liebe Zauberroſen-
Mit ſeinem Glücke freundlich koſen,
Und Gram mein Leben bang umfängt:
Dann leb' ich dir nur lebensferne —
Doch du gedenke nimmer mein!
Denn ſtrahlend müſſen dich erfreu'n,
Des Himmels und des Glückes Sterne!

Die Werbung.

Idylle.

Michel! rief Hanns, und sah mit kleineren thränenden Augen
Auf zum Kirchenthurm, von der Morgensonne bestrahlet,
Sieh, schon wieder vergaß der alte betrunkene Küster
Aufzuziehen die Uhr; nun horch! schon läutet die Glocke
Fünf, und immer noch steht der Zeiger beim rostigen Zehner.
Zeit ist's nun, in's Horn zu stoßen, damit sich die Kühe
Und die Ziegen den weitgeöffneten Thoren entwinden,
Und mit bedächtigem Schritt zur geselligen Weide sich sammeln.

Michel.

Alle ſind ſie nun da; es kömmt ja ſogar ſchon die weiße
Kuh daher; von allen iſt ſie wohl immer die letzte!
Aber, das ſag' ich dir, Hanns! kommt mir die junge Zigeun'rinn
Nächſte Kirchweih' wieder in's Dorf, ſo muß mir die Hexe
Deuten, und thut ſie's nicht anders, ſchenk' ich den durchſchoſſenen Hut ihr,
Den mein ſeliger Pathe vom Türkenkriege mitbrachte;
Doch ſie muß alles geſteh'n! denn ich hab' es nun einmal beſchloſſen:
Will die Lene mich nicht, geh' ich als Freywilliger heut noch
Unter die Grenadier, die im nächſten Dorfe jetzt durchzieh'n.

Hanns.

Nein! da träteſt du wohl dein Glück muthwillig mit Füßen,
Wollteſt du unſer Dorf, das ruhigblühende, tauſchen

Mit bluttriefenden Feldern und mit zertrümmerten Städten.
Keinen Klugen hat noch die Liebe zum Narren berücket.

Michel.

Schweige mir, Hanns! denn so wenig verstehst du vom starken Verliebtseyn,
Als ich die vollgeschriebenen Zettel des Doktors verstehe.

Hanns.

Aber bedenke doch! nächsten Herbst kann's nimmer dir fehlen,
Hüter zu werden der Weinberge mit den herrlichen Trauben.
Alles fürchtet dich dann in deinem gewaltigen Amte,
Und es wird manch blinkendes Lösegeld dich erfreuen,
Ja, geschmückt mit Säbel und Strauß, erwirbst du dir Reichthum,
Und an deiner Seite wird schöner sich dünken das Mädchen.
Aber im Kriege da stirbst du vor Angst, wie ein Feind dir erscheinet.

Michel.

Was bekümmert der Rebenhain mich und die herrliche Traube?
Was mein Anseh'n im Amt, wenn Lene doch nimmer mich liebet?
Gegen die Feinde zieh'n will ich, und schießen und stehen.
Sterb' ich auch vor Angst — so will ich der Lene erscheinen!

Hannß.

Weine nicht! Weinende fürchtet kein Feind und liebet kein Mädchen.

Ein Grenadier.

Bärschchen, juchhe! was sitzt ihr so kläglich hier unter den Mühen?
Froheres Leben wohl führt der Soldat: in Eigenthum wandelt
Ihm sich bald, wornach ihn gelüstet; denn Länder beherrscht er!

Werft den knotigen Stab, den unrühmlichen, weit in das Feld hin!
Nehmet dafür das blinkende Schwert und die donnernde Büchse!
Ist's denn nicht besser gethan, auf dem Felde der Ehre zu glänzen,
Als hier auf dem Feld bei trägen Kühen zu schnarchen?
Scheint's euch gescheiter, das Heer zu führen oder die Heerde?
Laßt doch sein Wasser dem Bach! im Kriege gibt's fröhliche Krüge.

Michel.

Herr Grenadier! er kömmt mir erwünscht und recht wie gerufen;
Meines Lebens bin ich nun satt, will stechen und schießen!

Grenadier.

Bist ja ein herrlicher Bursch! nicht übel gewachsen, und rüstig!
Prächtig muß die Mütze dir steh'n; versuch' sie doch einmal!

Hanns.

Thörichter Michel, thu's nicht! wer sie einmal versuchet, dem bleibt sie
Ewig fort auf dem Kopf, bis der grimmige Tod sie herabschießt.
Sieh! da kömmt die Zigeunerinn; höre sie, eh' du den Schritt wagst!

Michel.

Sey's denn! aber es wird nichts nützen; ich weiß es schon voraus —
Heda, du Hexe! wie steht's? guk mir in die Hände bedächtig!
Wird die Lene mir gut, oder mag sie nimmer mich ausstehn?

Zigeunerinn.

Und was gibst du mir denn, damit ich die Wahrheit dir sage?

Michel.

Einen alten Hut.

Zigeunerinn.

Und was noch?

Michel.

Genüget dir das nicht?

Mehr ist der Hut werth als du Hexe mit Leib und Seele.

Zigeunerinn.

Nun, so gib mir die Hand! ey, ey! das ist mir bedenklich.

Michel.

Hanns! was hab' ich gesagt?

Hanns.

Geduld! verliere den Muth nicht!

Grenadier.

Laß dich nicht prellen vom Weib! was versteht die alberne Trude?

Sey kein Narr, und gib der Spröden auf ewig den Abſchied!
Biſt du Soldat, ſo finden ſich hundert Mädchen für Eines.

Michel.

Doch auf der ganzen Welt nur eine einzige Lene!

Zigeunerinn.

Armer Junge! du dauerſt mich. Dieſer verzweifelte Querſtrich
In der Hand hier, welcher die lange Linie durchzieht —
Ach, er bedeutet kein Glück! die Dirne — ach du verkennſt ſie!

Michel.

Nein, ich verkenne ſie nicht; die Abſcheuliche will mich nicht; ſag's nur!

Zigeunerinn.

Nimmer ſag' ich dir das.

Michel.

Das iſt ja ſo viel als geſagt ſchon.
Nun, Kamerad, die Mütze her! da iſt die Hand.

Hanns.

O so warte!

Michel.

Vivat! es lebe der König!

Grenadier.

Wohlan, Kamerad! du bist mein jetzt.

Michel.

Dein auf immer und ewig — ach Lene!

Grenadier.

Du weinest? pfui, schäm' dich.

Hanns.

Nun, so leb' wohl!

Grenadier.

Jetzt marsch mit mir fort zum gestrengen Herrn Hauptmann!
Denn ich kann hier nicht länger verweilen; man rühret die Trommel.

Michel.

Hanns! ach die Trommel! leb' wohl! sag' Alles der Lene, fein Alles!

Zigeunerinn.

Sag' es ihr ſelbſt doch! kennſt du mich nicht? das entſchwärzte Geſicht? nun?
Kennſt du es nicht? wart', ich werfe den Mantel weg und den Strohhut!

Michel.

Lene! du biſt's!

Lene.

Was haſt du gethan? unglücklicher Michel!
Haſt gar keine Geduld und verdirbſt den unſchuldigen Scherz mir!

Michel.

Lene, ich liebe dich mehr als die Welt, mehr als alle Armen.

Lene.

Wenn du mich liebſt, bleib hier und geh nicht zu den Soldaten!

Michel.

Wirſt du dann auch mein Schatz?

Lene.

So wahr ich hier ſteh' — dein bin ich!

Michel.

Nun, Herr Korp'ral, so leb' er denn wohl, und zieh' er von dannen!
Nehm' er die Tobakspfeife! die schenk' ich ihm; laß er sich's schmecken!
Er ist noch jung und kann's weit bringen; ich wünsch' ihm viel Gutes.

Grenadier.

Bursche, das geht nicht so an! folg' mir gutwillig! ich rath' es;
Denn sonst brauch' ich Gewalt, komm' mit zehn Mann, dich zu holen
Mit dem Bajonet!

Lene.

Ach Erbarmen! Erbarmen!

Michel.

Habt Mitleid!

Hanns.

Ach, er wußte ja nicht, was er that; er kannte das Ding nicht.

Grenadier.

Ey, was kümmert mich das! er trägt mir nun einmal ein Handgeld.

Lene.

Hör' er doch! dieſe vier Groſchen, die geb' ich ihm gleich auf der Stelle,
Und ein Guldenſtück bekömmt er noch gleich nach der Ernte.

Grenadier.

Viel zu wenig!

Michel.

Mein ledernes Beinkleid.

Grenadier.

Das kann ich nicht brauchen.

Hanns.

Und noch meinen Hund, das wachbarſte Thier auf der Erde!

Grenadier.

Sorge nicht gern für Andre, bin froh, hab' ich ſelber zu nagen!

Michel.

Ist er von Stahl und Eisen?

Grenadier.

Keine Pardon! nicht gezaudert!

Michel.

Lene! er faßt mich!

Lene.

Wehre dich, wehre dich!

Hanns.

Schlag ihn zu Boden!

Grenadier.

Rührt euch nicht! sonst zieh' ich vom Leder und spalt' euch die Schedel.
Aber hört: gebt einen anderen Burschen für den mir!
Geh du, Hanns, mit mir! so laß ich den Michel der Dirne.
Willst du?

Hanns.

Was würde dazu die muntere Lise wohl sagen?

Sie will keinen Soldaten, und darum werd' ich auch keiner.

Grenadier.

Wieder ein Mädchen im Weg? ihr seyd doch erbärmliche Gecken!
Komm doch, Hanns! sey ein Mann! laß die Lieb' und befreye die Memme!
Zieh' mit mir! da findest du Wein und Mädchen und Alles.

Hanns.

Aber die Lise nicht!

Grenadier.

Auch! sie kömmt dir nicht von der Seite,
Bliebe dir treu in den Tod und gingst du an's Ende der Welt auch!
Bleibe denn hier! Ja sogar dir, Michel, schenk' ich die Freyheit.
Liebet euch redlich und lebt noch lange vereinigt und glücklich!
Wenn euch die Ruhe erquickt, so gedenket noch meiner in Ehren!

Zum Andenken nehmet von mir die Mütze, den Säbel,
Diese Jacke, den Quercriem sammt der ledernen
Kuppel —
Und auch diesen — mächtigen — Bart!

Hanns.

O Himmel! was seh' ich?
Lise! du warst der Soldat? und schälest dich ab wie
die Zwiebel?

Lise.

Nimm mich denn hin als Leibgericht, du lieber Ge-
foppter!
Ja hat mein Vater gesagt, und schenkt uns das
Haus und den Acker.
Nehmet denn gnädig den Scherz auf, der euch zu
fröhlichem Ernst führt!
Glückliche werden ja, wie euch bekannt ist, gerne
muthwillig. —

Plinius Sekundus.

Eben wankte die Erde, eben bebte der Himmel,
Es tobte erbrausend das schäumende Meer:
Als, gräßlich geborsten, mit Donnergetümmel,
Felstrümmer und flammendes Fluthengewimmel
Vesuv heraufsandt' — ein vernichtendes Heer!

Bang dränget auf Wegen der Eilenden Flüchten,
Es hemmet der Eilenden Flüchten der Tod.
Nicht achtend die schönsten, die heiligsten Pflichten,
Denkt jeder, vernichtend im weiten Vernichten,
Nur eigene Rettung, nicht Anderer Noth.

Nur Plinius hegte, umdroht von Gefahren,
Noch hohes Gefühl für nicht eigenen Schmerz,

Nur Plinius konnte noch Liebe bewahren,
Sah flüchtend die Mutter, gefesselt von Jahren,
Sah eig'ne Gefahr nicht, und flog ihr an's Herz.

„O Sohn, o Geliebter! ach rette dein Leben!
„O flüchte aus Liebe zu mir von mir fern!
„O Sohn, o Geliebter! erhalte dein Leben!
„Als ich dir, das theure, mit Wonne gegeben,
„War nah' ich dem Tode — drum duld' ich ihn gern."

Mit Jugendkraft rett' ich dir, Mutter! das Leben.
Du trugst mich am Herzen, dich trage mein Arm!
O Mutter, du Theure! ich rette dein Leben.
Als du mir das süße mit Wonne gegeben,
Warst nah' du dem Tode, drum schützt dich mein Arm!

„Mich fesselt die Last, ich erliege den Jahren,
„Mich rettest du nimmer, so rette nur dich!
„Mich tödtet dein Weilen in diesen Gefahren;

„In deinem nur ſollſt du mein Leben bewahren!
„Es blühe dir fröhlich, mein Segen für dich!“ —

O Mutter, o Theure! werth iſt mir dein Leben,
Wenn ich dich entreiſſe dem nahenden Tod.
O laß mich das ſüße, das du mir gegeben,
O laß mich das Leben durch Liebe beleben!
Ich rette dich dankbar, mich rettet ein Gott.

Da faßt er die Mutter mit frohem Bemühen,
Mit Jugendkraft eilend auf ſchwankendem Pfad.
Des Erebus ſchreckliche Nächte umziehen,
Schnell düſter aufleuchtend mit ſtygiſchem Glühen,
Die Flüchtigen, kraftlos dem Meere genah't.

Wild folgen nacheilend die flammenden Fluthen,
Ein Feuermeer woget im Nachtgrau'n das Land;
Doch Liebe glüh't länger als irdiſche Gluthen!
Es ſtockt der erſtaunende Strom, und den Guten,
Den Rettenden rettet der Himmliſchen Hand.

Punsch- und Bundeslied, beim Friedensfeste, im Jahr 1814.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig gesellt,
Sie schaffen die Freude dem Menschengeschlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.
Denkt bei dem Genusse des Göttergetränkes
Stets des erfreulichen Göttergeschenkes!
Bedenkt, wie sie kämpften, und was sie uns gaben;
Dann laßt an den feurigen Fluthen uns laben!

Eine Stimme.

Wie braust und dampft die ungeheure Masse,
Der hochentglühte Kräutersee!

Sie dehnt ſich wogend, daß ſie Alles faſſe,
Und keine Kraft ihr widerſteh'.
Hoch lebe Ruthenia! Zahlloſer Heere
Raſtlos aufwimmelnde, mächtige Meere
Entſendet ſie rettend, und ſchützet und ſchirmt
Den Tempel des Friedens, zum Himmel gethürmt.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig geſellt,
Sie ſchaffen die Freude dem Menſchengeſchlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

Eine Stimme.

Zwar minder zahllos, doch nicht mindern Kernes,
Entfließet der Citronen Saft
Dem Innerſten des goldgeſtählten Sternes;
Schon duftet neue Lebenskraft.
Hoch lebe Boruſſia! ſingen und melden
Werden Jahrhunderte noch ihre Helden.
Zerdrücket ſchon, quillt die unendliche Kraft,
Die Labung ſich ſelbſt und Germanien ſchafft.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig gesellt,
Sie schaffen die Freude dem Menschengeschlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

Eine Stimme.

Vereinend naht des Zuckers Stoff den Wellen,
Und saugt in sich den kühnen Bund,
Das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen;
Bald gibt sich die Vollendung kund.
Hoch lebe Britannia! stürzend in Gluthen,
Wirkend in wilden, in gährenden Fluthen,
Gesellt es sich standhaften Muthes und schafft
Gedeihen des Ganzen durch bindende Kraft.

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig gesellt,
Sie schaffen die Freude dem Menschengeschlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

Eine Stimme.

Nur Eins fehlt noch dem flüss'gen Wundenwerke,
Daß es unwiderstehlich sey;
Und sieh'! es träuft des Rumes heil'ge Stärke —
Vollendet ist des Bundes Weih'!

Hoch lebe, hoch, Austria! volles Gedeihen
Eilt es, dem Herrlichen groß zu verleihen.
Beseelt von den Menschenwohls höchstem Gefühl,
Erhebet es sich, und erreicht ist das Ziel!

Chor.

Vier edle Gewalten, vier hohe Mächte,
Zur Eintracht innig gesellt,
Sie schaffen die Freude dem Menschengeschlechte,
Sie geben den Frieden der Welt.

Denkt bei dem Genusse des Göttergetränkes
Stets des erfreulichen Göttergeschenkes!
Bedenkt, wie sie kämpften, und was sie uns gaben —
Nun laßt an den feurigen Fluthen uns laben!

Des Wanderers Einkehr am Festabend.

Mit dem Saitenspiel zur Seite,
Wandr' ich über Thal und Flur,
Bin zu Hauf' auch in der Weite,
Und mein Schatz ist die Natur.
Zwar bleib' ich den Städten ferne,
Singe nur im freyen Feld;
Aber heute komm' ich gerne,
Weil ein häuslich Fest gefällt.

Chor.

Sey uns willkommen! Dem häuslichen Feste
Ziemen nur herzliche, fröhliche Gäste.
Wo ich gute Menschen finde,
Schlag' ich auf mein leichtes Zelt;

Will mein Freund ein Angebinde,
Geb' ich ihm die ganze Welt!
Kann er ſeine Wünſche ſingen,
Lieben jeden braven Mann,
Und das Herz dem Herzen bringen,
Blüht ihm ſtets die Lebensbahn.

Chor.

Sey uns willkommen! Holdſelige Luſt
Fülle den Freunden die freundliche Bruſt!
Wem ich in der That gefalle,
Der ruft mich vergebens nie;
Und ſo grüß' ich euch denn Alle:
Lebet ſtets in Sympathie!
Lebet froh und laſſet leben,
Liebt den Menſchen und die Pflicht!
Wo die Frühlingslüfte ſchweben,
Fehlen auch die Blumen nicht.

Chor.

Sey uns willkommen! Die Liebe, ſie ſucht
Nimmer vergebens nach Blumen und Frucht.

Lebe lange, frisch und fröhlich,
Jeder wahre Herzensfreund!
Lebe lange, gern und selig,
Wer das Herz mit Geist vereint!
Und so geb' ich denn die Weihe
Diesem würd'gen Kreis zum Glück:
Freude bin ich, und voll Treue,
Komm' ich, wie ihr wollt, zurück!

Chor.

Sey uns willkommen! Lautjubelnde Gäste
Laden dich, Freude, zum häuslichen Feste.
Gib uns Kraft und Muth und Lieder!
Bleib' uns treu, und kehre wieder!
Ertönet, o Freude, dein himmlischer Schall,
Dann hebt sich das Leben uns zum Ideal!

Die Karten.

I.

Verwünschung der Karten.

Ihr bitterbösen Karten!
Euch haß' ich wie den Tod.
Ich haßt' euch von der Wiege,
Und haß' euch bis in's Grab.
Auf welche Folter spannet
Ihr arme Liebende!
O Schmerz, dem keiner gleicht:
In der Geliebten Nähe,
An Einen Tisch gebannt,
Von Schauenden umringt,
Die Schauenden zu täuschen,

Die Liebe zu verhehlen!
Kein Blick soll von euch weichen?
Kein Wörtchen mir entfallen
Als nur für eure Kunst?
Eh' lernten Vögel schweigen,
Wenn sie den Frühling fühlen,
Als Liebende auf euch
Aug' und Gedanken heften,
Wenn Ein Tisch sie vereint.
Ha seht ihr, wie mein Freund
Grimmglühend nach mir schielt?
O weh! was ist geschehen?
Verloren ist der König,
Die Dame selbst dahin!
Der Einundzwanziger
Erlag, der Thörichte,
Des Skises Todesstreich!
O welche bittre Wuth,
O welches laute Schelten
Bricht über unserm Haupt
Gleich Ungewittern los! —

O Liebchen, ſey behutſam!
Auch ich will mich wohl hüthen.
O Liebchen, ſchleudre Treff,
Pique, Carro, Dame und König,
Und alle bunten Mörder
Leichtſinnigkeiter hin —
Nur wahre mir das Herz!

II.

Lob der Karten.

Ihr lieben, lieben Karten!
Euch lieb' ich wie mein Leben.
Euch liebt' ich von der Wiege,
Und lieb' euch bis in's Grab.
O welche Wonne schafft
Ihr armen Liebenden!
O Lust, der keine gleicht:
In der Geliebten Nähe,
An Einen Tisch gebannt,
Von Schauenden umringt,
Die Schauenden zu täuschen,
Von heißer Liebe voll!
Was Eltern, Vettern, Basen,
Mit jeder bösen List
Oft ränkevoll verhindern,
Oft von einander trennen,
Das führet ihr zusammen
An Einen trauten Tisch.

Dann bilden sie euch schlau
Zu ihrer Liebe Zeichen,
Zur stummen Wonnesprache,
Erfüllen mit Bedeutung,
Und jedes Blatt verkündet
Dem Freund geheimen Sinn.
Ha seht ihr, wie mein Liebchen
Die sanften Aeugelchen
Hellblinkend über euch
Nach mir herübersenkt,
Wie über Rosenwolken
Der Stern des Abends blickt?
Verloren in Gedanken
Sieht sie mein ernster Freund;
Nun sinnt sie einen Streich —
So denkt er — gegen ihn.
Es bebt der König ihm
Schon in der kalten Hand.
O bebe nicht, mein Freund!
Mein Liebchen sinnet nicht
Auf dich, noch auf den Streich.

Die dunkle Wetterwolke,
Die deinem Haupte droht,
Und dich mit Schrecken füllt,
Zieht schadenlos vorbei.
Er jauchzt, des Sieges froh,
Und Ruh' verklärt sein Antlitz.
O lieber ernster Freund!
Noch oft mag Sieg dich krönen
In bunter Blätterschlacht —
Ein gutes Zeichen mir,
Denn Liebchen denkt an mich!
O lieber erster Freund!
Oft strahle dir Gewinn
Von leuchtendhellem Gold —
Der göttlichste Gewinn
Strahlt mir aus ihrem Blick! —

Maja's Buſenſtrauß.

Der Dichter.

Ueberglücklicher Strauß! ſüßduftend ruhſt du am Buſen;
Wäre, wo du ſanft ruhſt, mir doch zu ruhen vergönnt!

Maja.

Thörichter Wunſch! verwegener Sänger! ruhteſt du, wo der
Strauß ruht, all' deine Gluth würde mein Fächer verweh'n.

Der Dichter.

Ach, wie zürnet dein Blick! doch kann ich die Wünſche nicht hemmen.

Maja.

Freylich sind sie fürwahr, kränken durch Kühnheit mein Herz.

Der Dichter.

Kränket mir nicht mein zärtliches Mädchen, verwegene Wünsche!

Die Wünsche.

Ach wir erglühten ja nur, näher dem Herzen zu seyn!

Der Hesperidenhain.

Klage nicht immer, mein Geist, von heiliger Sehnsucht erglühend!
Hülle, von Thoren gequält, nicht immer in drückende Nacht dich!
Laß sein Reich dem Stumpfsinn, lächle der grinsenden Bosheit!
Laß mit bleiernem Scepter den Stolz die Erde beherrschen!
Winket dir doch ein Götterhain voll labender Früchte,
Immer neu und schön durch alle Jahrhunderte blühend,
Und der Lethestrom fließt ewig dem reinen Gemüthe.
Klage nicht! sehnender Geist! Dem Begeisterten leben die Götter.

Die Leichenfackeln.

Dumpfig rollt er dahin mit dem Sarge, der Wagen des Todes;
Um den düstern weh'n leuchtende Fackeln umher.
Habet Dank, ihr Flammen des Trostes am Rande des Grabes!
Keine Nacht, lehrt ihr, sey ohne Hoffnung und Licht.

Das Feſt aller Seelen.

Hellas Sitte war ſchön. Hold kränzte die Dichtung das Leben,
Wie auf ſchimmernder Flur Nahrung und Schönheit ſich ein't.
Zu dem Sterbenden kam der Tod mit geſenketer Fackel:
Doch uns Todten weh'n Flammen der Liebe am Grab!

Die Lebensjagd.

Nach Casaubon.

Wie, gejagt aus nächtlichem Winkel, der Hase sich aufrafft,
Fallen mit scharfem Gebiß wüthende Hunde ihn an,
Sultan hier und Adrast, dort Herkules, Kastor und Pollux;
Dieser faßt ihm das Ohr, jener zerreisset den Fuß.
So hat kaum der Mensch aus der Nacht in die oberen Lüfte
Sich erhoben, als schon zahlloses Weh ihn umringt.
Krankheit entstellet den Leib, und Schmerzen zerreissen die Seele,
Bis ihn die irdische Kluft wieder beschützend empfängt.

Die Hoffnung.

1.

Ist ihm die Hoffnung entflohn, so duldet noch muthig der Starke,
Da der Schwache noch hofft, wenn ihn das Elend zermalmt.

2.

Tadle den Menschen ja nicht, daß er immer und ewig noch hoffet!
Ist von Hoffnung ihm doch selber ein Sinnbild das Grab.

3.

Dich, Geweihte des Kummers, dich, Mutter der goldenen Stunden,
Veste, dich flehen wir an: laß nicht erstarren das Herz!

4.

Milton, der Gottgeweihte, verbannt von der Hölle dich, Hoffnung.
Schwebe zum Himmel nicht auf — bleibe den Menschen getreu!

Grabschrift eines Ungeliebten.

Der Mann, auf dessen Staub dieß Grabmahl sich erhebt,
Kann nicht gestorben seyn — er hat ja nie gelebt!

An die Edelknaben am Sarge der Fürstinn.

Drückt fester an den Sarg die sanfterglüh'nde Hand!
Daß nicht, gelöst die Fugen, von der Bahr
Der Purpurdeckel sich erhebe,
Daß nicht, ätherisch, wie sie war,
Der Fürstinn Hülle zu den Sternen schwebe!

Streben und Ruhe.

Eile hinan mit dem Geiste der Zeit, und genieße sein Bestes,
Was er entzückend gefühlt, was er vortrefflich gedacht!
Aber genieße mit Ruh', damit du dich selbst auch genießest,
Und aus fremder Saat eigene Ernte erblüh'! —

Böſe Geſellſchaft.

Wer das Böſe beginnt, leicht ſammelt er Frevelgenoſſen;
Iſt der Sumpf erſt da, finden die Kröten ſich bald.

Das unauflösliche Räthſel.

(Nach Caſaubon.)

Von allen Räthſeln iſt der Tod das Größte,
Das Alles löſ't und das noch Keiner löſ'te.

Am Grabe eines Reichen.

Auf aus dem Grab! siehst du nicht den Armen,
der einst dir am Fuß nicht
Tasten durfte den Staub, treten mit Füßen
dich, Staub?\

Der alte Bräutigam.

Er sah Sie kaum, und blieb der Regel treu,
Daß dürres Holz vor Allem brennbar sey.

Der Werth der Freyheit.

Mensch zu seyn hör' ich auf ohne dich, belebende Freyheit!
Sieh! doch werd' ich ein Gott, rauber Gott Amor dich mir.

Die Traumdeuterinn.

Glaube mir, Kind! die Träume sind Luft, geh'n nie in Erfüllung;
Darum träume, o Kind, nimmer von Liebe und Glück!

Eros und der Jüngling.

Der Jüngling.

Eros! warum iſt verloſchen das Licht der gebrochenen Fackel?
Warum ſinket dein Blick trauernd zur Erde hinab?

Eros.

Jüngling, nicht poche zu ſehr! Auch des Todes Genius bin ich.
Brannte zu heftig die Gluth, leuchtet die Fackel zu Grab!

Auf ein neugeadeltes Fräulein.

Hoheit thronet im Blick, es strahlet die Sonne der Schönheit
Ueber das Adelsdiplom heller und blendender hin,
Und ihr gesellte sich schnell auch Plutus! Welch' glänzender Zirkel!
Was dich ehmals umgab, schmiegt sich mit tieferem Knicks;
Alles drängt sich an dich seit dem großen wächsernen Siegel —
Nur die Grazien floh'n — schüchterne Kinder — davon!

Der sterbende Trinker.

Als man den wackern Mann schon sterbend fand,
Lag er umringt von Flaschen und von Krügen,
Und hielt ein volles Glas in schwacher Hand —
Der Aermste lag schon in den letzten Zügen!

Grabschrift eines großen Essers.

Dieß Grab bedeckt den größten aller Esser;
Er äße noch, hätt' ihn des Todes Messer
Nicht selbst zerstückt zu kleinen Theilen.
Nun weiß man zwar nicht, wo er ist,
Doch wo er nun auch mag verweilen,
Bleibt's außer Zweifel, daß er ißt.

Der verzweifelnde Liebhaber.

Trotzig verschmäht von der innig Geliebten, stürmte voll Schmerzen
Theanor wütend hinaus, klagend sein Leiden der Nacht.
Als nun aus nächtlichem Grau'n der tägliche Morgen ergraute,
Faßt' er ein Messer wild an, schwang's — und — barbierte sich schnell!

Liebe und Phantasie.

Lieb' und Phantasie, nach Vereinigung streben sie beyde;
Strahlet der Einen das Licht, leuchtet der Andern Blick.
Lieblich und hold begrüßen sie sich beim heitern Erwachen;
Beyd' entschlummern zugleich, blühen und welken zugleich.
Lieblich verklärt das Lächeln der Einen die Wange der Andern;
Beyder Thränen und Klag' einet der trennende Schmerz.

Leiſe wie Echohall, wie Erklingen äoliſcher Harfen,
Tönet die Phantaſie, Liebe! dein Flüſtern dir nach.
Dichtend hüllet die Liebe ſich gern in himmliſche Träume;
Doch Phantaſie dichtet ihr liebend den Himmel in's Herz.

Glückliche Liebe.

Liebe gleichet dem Säugling, sie gleicht der Blume des Sommers;
Pflückt sie am Morgen der Tod, sengt sie nicht Schwüle noch Schmerz.

Bild der Liebe.

Maja, sieh jenen Bach! klar trägt er den Himmel im Busen.
Aus dem Herzen zurück strahlt deine Liebe mir so.

Frühling und Liebe.

Frühling iſt Leben der Liebe, und Liebe der Frühling des Lebens.
Lebſt du der Liebe, ſo lebt ewiger Frühling in dir!

Vorgefühl.

Warum hüllet die Thräne den Blick? was ſchauert mir Wehmuth
Ueber die Seele dahin? ſcheidet vom Leben ein Freund?
Thränen und Wehmuth, ihr ſeyd ja der Trennungen treue Gefährten?
Seyd mir, Gefährten, gegrüßt! — Scheidende Liebe, leb' wohl!

Charaden.

1.

In Selma's Stammbuch.

Zwey Worte sind's in mystischem Geschneide,
Die ich für Scharfsinn und Gefühl,
Auch der Erinnerung zum Spiel,
In räthselhafte Hülle kleide.

Aus dunkler Tiefe strebt des Ersten Lauf,
Geschmückt mit einer Krone, himmelauf.
Es sey die Sinnbild der Charakterstärke,
Der hehren Mutter edler Werke!
Gerad' und aufrecht sey das schöne Streben,
Daß Gold- und Purpurfrüchte es umgeben!

Das Zweyte bannet feſt den flücht'gen Geiſt,
Daß ihn, ſich labend, noch die Nachwelt preiſ't.
Ob Tauſende gleich ſchöpfen aus der Quelle,
Verſieget democh Keinem ihre Welle;
Soll aber ſie uns Kräfte geben,
So muß ſie übergeh'n in's Leben.

Das Ganze gleichet einem Garten,
Wo Blum' und Blüthe Deiner warten.
Nach Jahren kehre noch dein Blick
So rein als jetzt darauf zurück!

2.

Der erſten Sylbe kleines Wort
Verwahret man an trocknem Ort.
In Suppe oder Milch erweicht,
Erhält es deinen Beyfall leicht.
Und wählſt du Geiſtesſpeiſ' dafür,
So nennt es einen Dichter dir;
Was Arioſt und Taſſo ſangen,

Ließ er in deutschen Reimen prangen. —
Die zweyte Sylbe nagt am Herzen,
Und füllt die Seele dir mit Schmerzen.
Besitzt ein Mensch das ganze Wort,
Machst du dich eilig von ihm fort.

3.

Wer meine erste Sylbe seyn und haben kann,
Der war zu jeder Zeit ein hochbeglückter Mann.
Ihn wird nicht Eigennutz noch Wahn bethören,
Denn er wird Wahrheit lieben und auch hören.
An meiner zweyten steckt ein sonderbares Eisen;
Das brauchte man einst, Recht und Unrecht zu beweisen.
Das Zweyte schwang der Erste für den Ersten oft,
Auch haben Damen sich davon gar viel gehofft.
Das Ganze halte uns in reiner Gunst,
Im Leben so wie in der Kunst.

Logogriph.

Das Erſte ward und wird gar oft genannt,
Und iſt den Meiſten dennoch unbekannt;
Wie Frankreich, hat es ſeine beyden Kammern,
Und will im kleinſten Raum die ganze Welt um-
klammern.

Setzeſt du nun auch
Vor den erſten Hauch
Ein großes S mit kleinem e noch hin,
Dann jubelt es mit frohem Sinn,
Und wird in geſelligen Kreiſen
Die Zauberkraft lachend und lächelnd beweiſen.
Doch ſtellt die Liebe in das kleine Wort
Das kleinſte m, — iſt aller Frohſinn fort;

Das Erſte gießt ſich aus in Klagen,
Und will ſich ſelbſt zu Grabe tragen,
Und wünſcht, es wäre kalt und auch
Hart wie dieß Wörtchen ohne erſten Hauch.

Räthsel.

1.

Kennst du das schimmernde Gebäude,
Von Kranz und Blumenschön erhellt?
Sein Aeuß'res schmücket Prunkgeschmeide;
Sein Inn'res deckt, was hoch gefällt,
Wenn Liebe sich's zum Spiel erwählt.
Es wechselt mit dem Stundentanz
In stets erneutem Flitterglanz,
Wird oft zerstört, oft neu beseelt;
Und trauerst du in bangem Leide,
Schwärzt sich das sympathetische Gebäude.

2.

Es wird geliebt,
Von dem selbst, der es haßt;

Es hüllt und trübt,
Selbſt wo es Freude giebt.
Den Seladon bringt's zum Verzweifeln,
Und leiht oft Engelreiz den Teufeln.
Mit Wonne wird's frey angefaßt;
Doch wer es nehmen muß, erblaßt.

Der Winterfrühling.

Es gibt ein Land, in dem zugleich
Der Frühling ſtarrt, der Winter blüht;
Wohl gar ein wunderbares Reich,
Wo zwiſchen Schnee die Roſe glüht.

Papierbelaubte Bäume ſäuſeln
Sanft über'n halbgefror'nen Bach,
Und froſt'ge Nordweſtwinde kräuſeln
Das Eis im duft'gen Blumendach.

Die Vögel ſingen zwar — doch was?
Man möcht' es lieber gar nicht hören.

Die Sonne scheint — wie kalt und blaß!
Man hält den Ofen hoch in Ehren.

Und die Bewohner glauben doch,
Es sey nichts Schön'res unterm Mond;
Und jeder Fremdling schätz' es hoch,
Mehr als das Land, in dem er wohnt.

Das reizt die Fremden nur zum Spott,
Sie lachen sich fast halb zu Tod:
„Wo Winter sich dem Lenz vermählt,
„Da kommt der Unsinn auf die Welt!"

Habt ihr die Mähre wohl bedacht,
Und ihre Seltsamkeit belacht?
Es gibt ein Land, — dort ist sie wahr; —
Liegt Hunger dem Geschmack im Haar.

Reimreiterlied.

Parodie von Schiller's Reiterlied.

Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
Hinein in das Blaue geflogen!
Im Blauen, da ist der Reim noch was werth,
Da wird der Sinn nicht gewogen;
Der Klang tönt so leicht in die Ohren hinein,
Der Gedanke steht schwer auf sich selbst allein.

Vom Parnaß nun das Bess're verschwunden ist,
Man sieht wohl gedeihen das Schlechte;
Die Flachheit herrschet, Cabale und List,
Beim rüstigen Reimergeschlechte.
Wer den Schimpf ohne Murren ertragen kann,
Der Reimer allein ist der glückliche Mann!

Das Bedenken wirft er verächtlich weg,
Er braucht für den Magen zu sorgen;
Er reitet der Schande entgegen keck,
Trifft sie heute nicht, trifft sie doch morgen;
Und trifft sie morgen, so lasset uns heut
Noch reimen und klimpern, so viel es uns freut!

Ein flottes Leben ist unser Loos!
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben!
Der Denker, der sucht in der Wissenschaft Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er sinnet, und müh't sich, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er selber sein Grab sich gräbt.

Der Reimer und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Glänzt irgend ein Lämpchen im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste;
Er denkt nicht lange, er will nur Gold,
Und soll er euch loben, so nehmt ihn in Sold.

Was weinet die Muſe, zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er will ja auf dem Parnaß kein Quartier,
Die Mühe läßt ſich erſparen;
Und geht's mit dem Reimen ihm gar zu ſchlecht, —
Zum Critikus iſt er noch immer recht.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet;
Der Uebermuth brauſet, die Bosheit ſchäumt,
Friſch auf, und das Beſte vergiftet;
Denn ſetzet ihr nimmer die Ehre ein,
Nie wird euch die Nothdurft gewonnen ſeyn!

Gesang der Horen.

Wir kommen von Jovis ätherischen Sitzen,
Bald lastend wie Felsen, bald schwindend gleich Blitzen;
Wir fügen und trennen des Lebens Gestalt;
Die rauschenden Flüge hemmt keine Gewalt!
Die Räder der Schöpfung, das himmlische Feuer,
Die Schlüsse des Schicksals, verhüllt unser Schleyer,
Und Welten vergeh'n, wenn der Stunde Ruf schallt.

Des Schuldigen Scheitel umbrüten wir, stricken
Das Todesnetz leise, unsichtbar den Blicken;
Wir heben den Frevler zu glänzendem Loos,
Und schleudern ihn dann in der Furie Schoos.

Daß Ungeduld nimmer, tollwüthend, uns zürne!
Gleich Felsen von Demant ist unsere Stirne —
Der Wüthende trümmert sein Leben im Stoß!

Wir geben dem Todten die Form und das Leben;
Es fröhnet der Stoff uns, und Ringen und Streben,
Dem Ruf der Natur durch Jahrhunderte taub,
Vernichtet ein Wink uns zu flüchtigem Staub.
Wir saugen die Kraft und die Liebe des Lebens;
Doch haschet ohnmächtige Reue vergebens
Verwellender Freuden himwirbelndes Laub!

Mildlieblich erwachend in rosiger Stunde
Der Jugend, umgaukeln, mit Frohsinn im Bunde,
Wir, Silphen gleich, lächelnd und strahlend und rein,
Der Mädchen und Weichlinge scherzendes Seyn,
Indeß wir mit lechzendem, ewigem Glühen
Den Kämpfer zum Ziele des Lorbers durchsprühen,
Nicht eigenem Wohle den Rastlosen weih'n.

Doch ruft dem Vollender mit ehernem Mund
Der Todesnacht ruhegebiethende Stunde
Nicht thränenverdüstert, mit himmlischem Glanz:
Dann heben wir ihn zu des Sternenchors Tanz,
Und senken von Jovis ätherischer Flur
Zur Weihe der Nachwelt, ein Fest der Natur,
Hernieder des Zieles errungenen Kranz!

Das Lebloſe.

Sieh die Knospe der Roſe! wie lauſcht ihr der fröhliche Gärtner!
Denket den Frühling voll Luſt, da er den Reiſer gepflanzt,
Denkt mit Entzücken den Tag, an dem er die Glühende pflücket,
Strömt am Abend den Quell freudevoll über ſie aus!
Dir nur, o Kind, wird von Pedanten und geiſtloſen Eltern
Frühe verkrüppelt der Leib, Herz und Seele verzerrt!
Luſtig wächſt mit den kommenden Jahren das Bäumchen von ſelbſt auf,

Und der sich röthenden Frucht lauscht der Bewohner des Hains;
Jeden Lenz vermehrt ihm die kräftige Wurzel das Leben:
Nur im Jünglinge keimt Tod mit der Leidenschaft auf.
Steht dann der nützliche Baum mit weitverbreitetem Schatten,
Und des Wipfels Gesang deutet von ferne ihn schon,
O wie dankt ihm der Wand'rer, und sieht in dem Stamm eine Gottheit!
Nur den Mann quält Haß, tödtet nieruhender Neid,
Hat er die Stuf' erreicht, auf welcher er wirket und nützet;
Und sein Genius flieht hohnbelacht von der Welt.
Lebloſe Wesen! ihr, von der Natur nicht so herrlich gebildet,
Euch gibt die nagende Zeit immer nur größeren Reiz.

Lebloſe Weſen, euch neidet der Greis! Ach, Münzen, kaum lesbar,
Suchet der Sammler noch auf; Bilder, vom Moder benagt,
Achtet der Kenner noch hoch, und ſtaunend weilet der Wand'rer
Bei des Tempels Ruin, an der umdiſtelten Burg!
Ach, ſo erhebet das Alter zu hohem Werthe Lebloſes;
Nur dem Menſchen folgt Hohn und Verkennung in's Grab:
Ihr nur, lebloſe Weſen, ihr trauert mit dem Vergeſſ'nen,
Mit dem Verlaſſ'nen! und nehmt Miene des Mitgefühls an!
Euer Elyſium theilt ihr mit der glücklichen Liebe,
Lebt mit dem Sohn der Natur, ſtarrt mit dem Todten im Grab.

Am Grabe eines zu früh verstorbenen Kindes.

Kaum bemerkbar schwellt dein Hügel,
Sanft umrauscht vom Windesflügel,
In des Todes stillen Gründen;
Nur die Liebe kann ihn finden.
Sie, die in dem bangen Herzen
Ewig lebt mit ihren Schmerzen,
Sendet in das kleine Grab
Ihre Seufzer noch hinab.
Schaurig ziehen kalte Lüfte
Und des Herbstes Nebeldüfte;
Keine lieben Blumen blühen;
Ueber unſ're Thränen glühen
Auf dem halbentfärbtem Mooſe,

Noch dein Schmuck im Grabesſchooße!
Fried' und Freude ſtrahle dir!
Uns bleibt nur die Sehnſucht hier.

Ueber der verſenkten Bahre
Spielt des Dorfes Kinderſchaare,
Und von ihrem Fußtritt eben
Kann dein Hügel ſich nicht heben.
So verſchwinden Klag' und Schmerzen
Endlich ſelbſt aus treuen Herzen;
Schmerz und Klage ſchwinden wohl —
Doch das Herz bleibt ewig voll.

Kaum vertraut dem Erdenleben,
Sah'n wir dich zum Himmel ſchweben.
Ach! das Liebſte zu entbehren
Mußte uns dein Anblick lehren,
Und des Daſeyns kurze Freuden
Ohne Groll und Klage meiden.
Kleiner Engel! Fried' und Ruh'
Sende uns von oben zu!

Zürne nicht, daß du dein Leben,
Blühend kaum, hin mußtest geben!
Selig, wessen Augen brechen,
Ohne daß ihn Thränen rächen!
Gab dich ein Vergeh'n dem Staube,
Hob dich Tod zur Himmelslaube.
Selbst ein Opfer frevlem Sinn,
Nimm jetzt reine Opfer hin!

Mütter ohne Mutterliebe!
Erst der Tod weckt eure Triebe.
Folget Reue euern Schwächen,
Scheint versöhnt euch das Verbrechen.
Waget nicht, am Grab zu weinen!
Euer Schmerz mißfällt den Reinen.
Seyd durch Tugend hochgeehrt —
Sonst seyd ihr nicht Kindeswerth!

Gedanken des Pilgers.

Ich geh' in dem Kleide des Pilgers;
Es ziehen die Träume mich an,
Und hin über Blumen und Dornen
Entführt mich die wechselnde Bahn.
Was soll ich verlassen? was soll ich gewinnen?
Schnell fliehen die Freuden,
Schwer brüten die Leiden,
Es blühen die Blumen, es stürzen die Zinnen.
Rasch jagt sich das Aeußre wie Tag und Nacht,
Hin sinket ein Mädchen, ein Veilchen erwacht!
Den innern Menschen hält nur Eines:
Er sucht das Edle, flieht Gemeines!

So weile denn, eilender Pilger!
So eile denn, weilender Freund!
Die Eile, sie führet zum Grabe,
Der Weilende wird nicht beweint.
Was frommet der Abscheu? was nützet das Streben?
Oft tödten die Freuden,
Oft retten die Leiden,
Oft adelt der Tod erst ein sündiges Leben.
Entwürdigt das Laster, lohnt Tugend hier nicht,
Vergiftet die Leidenschaft, schmachtet die Pflicht.
Sey groß und stark und festen Muthes!
Nur weise Kraft saugt immer Gutes.

Thusnelda an Arminius *).

Heroide.

Darf die schnöde Römersklavinn wagen,
Ihrem freyen Hermann noch zu sagen,
Daß auch unter schwerer Fesseln Last,
Ihrem Volk, Rom und sich selbst verhaßt,
Dennoch Hermanns Nahme, Hermanns Bild,

*) Geschlagen war die Schlacht bei Teuteburg, Deutschland durch Hermanns Muth und Klugheit vom Römerjoche befreyt. Die Leichen dreyer Legionen und ihres Feldherrn bedeckten das Schlachtfeld, aber Thusnelda, Hermanns schwangere Gattinn, gerieth durch Segests, des eigenen Vaters, Verrätherei in die Hände der Römer, ward nach Italien gebracht, als Gefangene im Triumphe aufgeführt, und gebar während dieser Zeit einen Sohn. — In diese Periode fällt die folgende Heroide.

Ihren Mund so wie ihr Herz erfüllt?
Durch Lieb' und Freyheit einst in Thuiskons *) Hain beglückt,
Doch nun gebeugt von Schmerz, von Zorn und Scham erdrückt,
Wag' ich es kaum, die Augen aufzuschlagen,
Des Joches Schmach dem Himmel laut zu klagen.
Vergebens fleht' ich unter Thränengüssen:
„Laß, Freya **), schnell mein Leben mich beschließen!
„Verbergt, ihr Wälder des Cheruskerlandes ***),
„In eure Nacht die Qual des Sklavenbandes!
„Stärkt die Heimath unser Herz,
„Trägt es leicht den herb'sten Schmerz;
„Verlust der Freyheit schmerzet mehr als Tod;
„Ein Sklavenjoch verfüßt kein Glück, kein Gott!" —
Mein Hermann! zürne der Betrübten nicht!

---

*) Thuisko, Teut, Woden, Odin u. s. w., Nahmen des höchsten Gottes, welcher als Urheber alles Lebens verehrt wurde.

**) Freya, die erste Göttinn, und zugleich die Göttinn der Liebe.

***) Ein deutsches Volk zunächst an der Weser.

Das leidenvolle Herz, es bricht
Des Heldenmuthes felsenfesten Schwur
In dieser schmerzlich-süßen Stunde nur.
Verkennst du mich? entziehst du deine Liebe?
Glaubst du mich treulos meinem schönsten Triebe?
Treulos dem Vaterlande, treulos dir?
Treulos der Ehre, treulos auch selbst mir?
O ja! du fluchest meinem feigen Sinn,
Ergrimmest, nennest mich Verrätherinn!
Es gab ja jede Klippe, jeder Baum
Der Muthigen zu schnellem Tode Raum!
Verdamme nicht zu rasch! hör' die Verhaßte,
Die Bosheit, voll der Tücke, schrecklich faßte!
Vernimm die ganze Reihe meiner Leiden,
Vernimm, wie Stolz und Trotz an mir sich weiden,
Wie, Deutschlands Retter! deiner Gattinn Thränen
Der Römer Schaaren Mitleid heuchelnd höhnen!
O ja, mein Hermann, ja dir sagt dein Herz
Die Größe meiner Schmach und meinen Schmerz.
Wär' alle Hoffnung mir geraubt — doch bliebe,
Mir Hermanns Ruhm und Hermanns Liebe;

So höre denn, und laß mit Grimm und Zittern
Die Heldenbruſt zur Rache dir erſchüttern!

Was frommen Tapferkeit und Edelmuth
Im Kampf mit Hinterliſt und feiger Wuth?
Der Frevler ehrt kein heil'ges Band,
Das uns Natur und Vaterland
Zur Treue bis zum Tode wand!
Die eig'ne Tochter gibt er hin
Dem Feindesarm für Goldgewinn!
Wer nicht liebt ſein Vaterland,
Kann ſein eig'nes Kind nicht lieben,
Iſt ein Raub unedlen Trieben,
Ohne Sinn für Schmach und Ruhm,
Ohne Gott und Heiligthum! —
Mein Hermann, faſſe dich! Mit Zaudern,
Gehemmt von Thränen und von Schaudern,
Wag' ich allmählig nur dir zu enthüllen,
Was mit Entſetzen muß erfüllen. —
Weh mir!
Entriſſen ward ich dir

In dunkler Nacht,
Nicht durch der Römer Siegesmacht,
Ach, durch kein tapfres Schwert,
Das selbst der Ueberwund'ne ehrt; —
Weh mir!
Entrissen ward ich dir
Durch eine Freveltat, —
Durch gräßlichen Verrath —
Den — ach des eig'nen Vaters Hand
Beging an Kind und Vaterland!
Segest! Segest! warum hast du ein Leben
Zur Schande dir, und mir zur Qual gegeben?
Warum nahmst du es nicht zurück
In meiner Freyheit letztem Augenblick?
O hättest du mein Herzensblut vergossen,
Dich segnend hätte sich mein Aug' geschlossen! —

Schwer liegt die Nacht auf Strom und Wald,
Am schwarzen Himmel leuchten keine Sterne;
Nur dumpfes Schlachtgebrüll' erschallt
Aus weiter Ferne.

Ein einziger eisgrauer Barde sang
Zu Wodan; seine Harfe klang
Nach Geisterweise
Dumpf und leise.
Mit düstrer Miene, schweigend und stets trüber,
Saß ihm Segestus gegenüber.
Jetzt klirrte außer'm Thurme leises Rasseln;
Bald lauter scheil das Prasseln
Von Schwert und Kette; Fackelschein
Drang in's Gemach herein.
Aufsprang Segest in grimmigwilder Lust;
Sein Blick ward hell, hoch hob sich seine Brust.
Er schwang den vollgefüllten Römerbecher,
Und brüllte: „Hermann, meine Rächer!
„Sie sind's. Nun magst du herrschen, siegen —
„Durch Weib und Kind mußt du erliegen!" —

Er rief's, und öffnete die Pforten
Dem Strom eindringender Cohorten.
Verzweiflung schafft
Der Schwachen Muth und Kraft.

Dem Vater, nicht des Vaterlandes werth,
Riß von der Seit' ich rasch das mächtige Schwert,
Und der ergraute Barde schwang
Die Keule neben mir mit sausendem Klang.
Ein fliehender Pfeil durchbohrt
Dem sinkenden Greis die Seite;
Von Purpurblut umflort
Ruht an der Harfe der Gottgeweihte.
Auch ich will sterben, rief ich, Hermann, deiner
werth!
Und stürze mit gehobenem Schwert
Entgegen den gedung'nen Scharen,
Die mein mit vergebalt'nen Schilden harren.
Auf die verwirkte Vaterwürde kühn,
Tritt schnell Segestus vor mich hin.
„Fühlst du, ruft er, zu morden Lust,
„Verbirg zuerst dein Schwert in meiner Brust!" —
Mich faßt Entsetzen; Schauder bebt durch alle
Glieder —
Bewußtlos starrend stürz' ich nieder —
Und finde mich — in Ketten wieder —

Im ſchwarzen Eichenwald
Auf öden Felſenwegen!
Es brauſet der Sturm, es praſſelt der Hagelregen;
Berg und Wald
Zittert und hallt
Von Donnerſchlägen;
Der zuckende Blitz
Entſtürzet Wodans Wolkenſitz;
Bären und Wölfe heulen,
Es ächzen Raben und Eulen: —
Mitleidiger als das Vaterherz
Beklagten ſie meine Noth
Und meinen ſtummen Schmerz!
Die Elemente bath ich um den Tod,
Vergebens, ach vergebens!
Des Sturmes Wuth,
Der Blitze Gluth —
Sie ſchonten meines Lebens,
Sie ehrten meinen Schmerz —
Mitleidiger als das Vaterherz!
Gräßlich ſtürzten mir zur Seite

Roß und Mann
Von der ſchmahlen Klippenbahn
In die Tiefe, eine Beute
Für Wolf und Bär.
Unverſehrt ſchritt ich einher,
Und ſuchte nicht des Abgrunds Weite —
Ich trug am Herzen ja das Pfand,
Das mich an's Leben band.
Ihm, deinem künft'gen Ebenbild,
Von deinem Geiſt erfüllt,
Mußt' ich das keimende Leben
Für dich, für Deutſchlands Rache geben!

Am Eingang einer Ebne ſchlug
Ein Lager auf der feige Zug.
Hier dehnte ſich, vom Mond erhellt,
Ein unermeßlich weites Feld,
Ein offnes Grab, erfüllet mit den Leichen
Drey unbegrab'ner Legionen,
Wo unter aufgethürmten, bleichen
Gebeinen Schwert und Lanze friedlich ſchronen.

Deutſchlands großes Siegeszeichen
Erhob mein Herz mit neuem Muth:
„Ihr Väter, rief ich, euer Blut
„Sey nicht vergebens hier gefloſſen!
„Hermanns Ruhm und Geiſt
„Möge draus den ſpäten Enkeln ſproſſen,
„Daß auch ſie die ferne Nachwelt preiſt!“ —

So rief ich, und ein deutſches Grab
Nahm mich in ſeinen Schooß hinab.
Sanft ſchwoll der Hügel,
Beſchattet vom Eichenbaum,
Umſäuſelt vom Windesflügel,
Und drey mächtige Steine
Umgaben den heiligen Raum
Mit freundlichem Vereine.
Hier ſchloß der Geiſt der Ruh'
Der Dulderinn die Augen zu.
Als ich erwachte, ſchwieg des Sturms Getümmel;
Mein Innerſtes war ruhig wie der Himmel.
So folgte ich dem Zuge fort und fort,

Und hielt dir, Hermann, redlich Wort.
Selbſt als der goldumſtrahlte Wagen
Im feyerlichen Siegeszug
Den Imperator durch Roms Straßen trug —
O daß bald neue Römerſklaven dieß dir ſagen! —
Nicht eine Thräne, nicht ein Klagelaut
Hat meinen Schmerz vertraut
Des Volkes dichtgedrängtem Troß,
Der ſtaunend ſich um mich ergoß.
Nicht Seufzer durften dich, mein Hermann, ſchänden;
Ich will des deutſchen Nahmens würdig enden,
Und nun und nimmer ſchlage
An ein Römerohr Thusneldens Klage!
Der Feige nur erliegt
Dem Sklavenjoch der Tyranney;
Ich war gefangen, nicht beſiegt,
Und auch in Ketten frey.
Wie klein erſchienen mir all' jene Scharen,
Die Tauſende der erzumſchloſſ'nen Krieger,
Die, weil durch Liſt ſie einmahl glücklich waren,
Sich brüſteten als meines Volkes Sieger!

O des tapfern Heeres, das sich schmückt und ziert,
Weil ein wehrloses Weib es im Triumphe führt!
Verachtend blickt' ich auf die Miethlinge voll Hohn,
Und dachte dich, mein Hermann, dich und deinen Sohn *).

Erst als die Einsamkeit
Des Kerkers mich umschloß,
Erst da ergoß
Sich meine Thräne, dir geweiht.
Was nun der Cäsar auch beschloß —
Ich dulde muthig, Hermann lebt,
Und Roma bebt,
Bei allen ihren Siegen
Dem deutschen Muthe zu erliegen!

Um meine Kräfte zu beleben
Und meine Hoffnung zu erheben,

---

*) Tacitus rühmt von ihr: sie zeigte sich mehr im Geist des Gatten, als des Vaters, nicht mit Thränen einer Ueberwundenen, nicht im Tone einer Gnadeflehenden; ihre Hände über den Schooß zusammengelegt, ihren Blick auf den schwangern Leib herabgesenkt.

Ward mir aus Freya's milder Hand
Ein Traum voll Wirklichkeit gesandt.
Auf einem lieblichen Gefild,
Vom dunkeln Eichenwald begränzt,
Vom Monde silberblaß umglänzt,
Saß ich auf meines Hermanns Schild.
Die leichten Elfen webten
In luftigen Reih'n *);
Velleda's Jungfrau'n **) schwebten
Mit leuchtendem Schein.
Die Walküren führten ***)
Dich singend aus dem Hain;
Den waffenlos-Bekränzten zierten
Freya und Hertha in holdem Verein.
Du ruhtest bei mir, heiter, sanft und müde;
Aus Blick und Miene sprach ein süßer Friede.

---

*) Die Elfen; schöne Waldgötter.

**) Velleda, eine Seherinn der Deutschen.

***) Walküren, Göttinnen, die den Tapfersten in der Schlacht erschienen, und ihnen die frohe Botschaft brachten, sie würden nun bald in Walhalla, dem Wohnorte der Heldengeister, seyn.

Doch plötzlich nahte, blutig und bleich,
Sigmar aus Walhalla's Reich;
Er winkte dir, er rief mit dumpfem Ton;
Segest erschien, ergrimmt, mit bittrem Hohn.
Da sprangst du auf aus meinem Schooß,
Und von den abgefall'nen Blumen floß
Dein Blut. Mit schmerzlicher Geberde
Versankst du ächzend in die Erde.
Ich rufe, klage; wilder Schmerz
Zerreißt mein Herz;
Doch plötzlich erschallt
Ein Bardencher;
In verjüngter Gestalt
Schwingst du dich empor —
Und ich erwachte
Entkräftet und beklommen,
Und sieh! es lachte,
Wie von Geisterhänden entnommen,
Der Aechzenden schöne Gabe —
Ein holder Knabe,
Mit geschlossenem Blick

Wie das ſchlummernde Glück
Mir Wonne für jeden Schmerz
In's jubelnde Herz *)!
Hermann! Hermann! dein Ebenbild,
Kühn und mild!
Hermann! Hermann! du lebſt im Sohn
Mir zweyfach ſchon!
Geboren unter tauſend Gefahren,
Führten ihn Götter in's Leben ein;
So müſſeſt du einſt mit grauen Haaren
Dich ſeiner Thaten noch erfreu'n!
O daß ich ihn dir reichen könnte!
O daß der Himmel mir vergönnte
Nur einen ſolchen Augenblick
Für jedes andre Lebensglück! —
Doch, mein Gatte — traure nicht,

---

*) „Hermanns Gattinn brachte einen Knaben zur Welt, der zu Ravenna erzogen wurde, und deſſen ſonderbare Schickſale ich zu ſeiner Zeit erzählen werde.“ Tacitus. — Schade, daß dieſer Theil der trefflichen Geſchichtsbücher verloren ging!

Daß dieſe Wonne mir gebricht!
Mutterliebe, Mutterpflicht
Werden mich und ihn erhalten;
Götter werden um uns walten,
Daß von dir und ihrem Sohn
Thusnelda ernte ihren Lohn!
Mein Hermann! komm, o komm nun bald
Mit deines Sieges Allgewalt,
Des Sklavenjoches Schmach zu enden!
Entreiſſe deinen Sohn den Händen
Der Feinde, daß ihn, deiner werth,
Thuiskons edles Volk verehrt!
Erſcheine an des Herres Spitze
Siegreich vor den ſieben Hügeln!
Roms Adler falle vor deines Schwertes Blitze!
Flieg heran auf des Verderbens Flügeln!
Und führe zu der Liebe Friedensglück,
Zu deiner Edelthaten Lohn,
Die Gattinn und den Sohn
In's freye Vaterland zurück! —

Und will dir Wodan dieß nicht gönnen,
Nicht so dein Heldenleben krönen,
Soll Rom nicht untergeh'n,
Jahrhunderte noch herrschend steh'n, —
So eile unaufhaltsam hierher, sprenge
Des Kerkers Felsengänge,
Brich unsre Fesseln und gewähre
Nur einmahl noch uns Freyheit, Ruhm und Ehre,
Nur für den letzten Augenblick;
Auch frey zu sterben ist ein Glück!

Der Stab des Popilius.

Romanze.

Kühnheit, Beherrscherinn erstaunter Zeit!
Des Heldenthumes Mutter fort und fort!
Du siegst — oft ohne That — durch bloßes Wort.
Weil du dich zeigst hoch über Sterblichkeit!

Auf Aegyptus glüh'nden Fluren,
Sonst an Erntesegen reich,
Dampften jetzt Verheerungsspuren,
Scholl der Schwerter Todesstreich.
Voller als des Nilus schwarze Wogen,
Ward des Krieges Blutstrom fortgezogen.

Aus der Ptolomäer Herzen
War die Bruderlieb' entfloh'n;

Mit der Rachſucht Höllenſchmerzen
Trennte Zwietracht Land und Thron,
Und es ſtürzten fremder Feinde Schaaren
Auf die Bürger, die ſich feindlich waren.

Schon erſchien mit Heeresmacht
Syriens Herrſcher, Antioch,
Des entzweyten Landes Pracht
Schnell zu beugen ſeinem Joch.
Seiner Krieger wilde Horden zogen
Unaufhaltſam wie des Nilus Wogen.

Sieh, da ſtiegen feyerlich
Roms Geſandte jetzt an's Land;
Wuth und Sturm vor ihnen wich,
Denn ſie waren hergeſandt,
Ruh' und Eintracht herzuſtellen wieder
In dem Reich der königlichen Brüder.

Weiſe, ſtreng, gerecht und kühn
Tritt Popil, den nichts erweicht,
Ernſt zu Syriens König hin,

Der voll Huld die Hand ihm reicht.
Doch der Römer, trotzig und gelassen,
Säumt, die dargebothene zu fassen.

„Erst," so spricht er, „thu' mir kund,
„Ob du des Senates Freund?
„Ob zu Roms verehrtem Bund
„Geist und Wille sich vereint?
„Lies vor Allem des Senates Schreiben!
„Dann beliebt's, Freund oder Feind zu bleiben!" —

Schnell befolgt der Fürst das Wort,
Lies't des Schreibens strengen Sinn,
Der ihn heißt, sein Kriegsheer fort
Aus Aegyptus Land zu zieh'n,
Daß die beyden königlichen Brüder
Der vereinte Thron erfreue wieder.

Da schweiget betroffen der Fürst, den Busen voll Grimme,
Die Miene voll Lächeln, beschwört er mit freundlicher Stimme:

Er wolle gern schonen, die Roma beschützt;
Nicht länger sey heiliges Blut mehr verspritzt!
Doch fänd' er zu reifem Entschlusse vorerst noch vonnöthen,
Sich wohl zu besprechen mit seinen erfahrenen Räthen.

Da flammen Popilius Augen von zürnenden Blicken,
Daß Aufschub und List ihm das Ziel seiner Sendung verrücken.
Ein König der Könige, senkt er den Stab; ein Geleis,
Im Sande gezogen, umschließet den Fürsten im Kreis.
„Nicht wag's, aus dem Kreise zu setzen den Fuß,
„Bis du mir verkündet den wahren Entschluß!" —

Die Kühnheit wirkt auf den erstaunenden König sogleich;
Es schweigen die hülflosen Räthe betroffen und bleich.
Gebannt in den heiligen Kreis durch das mächtige Wort,

Ermannt er ſich nicht, zu verlaſſen den feſſeln-
den Ort.
Gehorſam, als ob ihm befähle ein Gott,
Spricht er: „Es geſchehʼ des Senates Gebothʼ!“ —

Jetzt reichet Popil erſt dem König die Hand
Als römiſchem Bundesgenoſſen und Freund:
„So räume denn ſchnell mit dem Heere das Land!
Das Bruderpaar herrſchʼ auf dem Throne ver-
eint!“ —
Da verläßt, wie entzaubert, der König ſogleich
Den Kreis — und ſein Heer das befriedete Reich.

Die Nelke und die Sonnenblume.

Sorgsam gepflegt im Kreise bunter Vasen,
Erfrischt von kühler Quellen Silberfluth,
Hob einer Nelke purpurhelle Gluth
Sich zu der Sonnenblum' auf schlichtem Rasen.

„Wie bist du zu beklagen, arme Blume!
(Sprach sie) Wer sucht, wer pflückt dich auf der Flur?
Einsam welkst du im Schooße der Natur.
Doch mich strebt man zu hegen und zu pflegen;
Mir lächelt jedes Mädchen hold entgegen.
Beim Lustgelag, im Brautkranz prang' ich hoch,
Und nach dem Tod leb' ich in Liedern noch.
Hochroth gleich mir glüh'n der Geliebten Wangen,
Wenn Lieb' und Scham ihr keusches Herz durch-
drangen.

Und meng' ich mich in einen Blumenkranz,
So weicht mir selbst der Rose Duft und Glanz.
Voll Wechsel, froh und siegreich, ist mein Leben,
Der Lieb' und der Geselligkeit ergeben.
Doch du, zu Schmuck und Freude nie erwählt,
Taugst nicht für die Gesellschaft und die Welt,
Schwerfällig wie du bist,
In keinem Kreis vermißt" —
Gelassen, ohne Spott, voll stiller Würde,
Entgegnet ihr der Sonnenblume Zierde:

„Nicht pass' ich in der bunten Blümlein Kranz,
Nicht zu des Busens und der Locken Zier.
Prang immerhin bei Lustgelag und Tanz!
Ach! diesen Vorzug gönn' ich gerne dir.
Sey ich bei Scherz und Spiel auch nie vermißt,
Sey ich auch nicht von Tausenden begrüßt —
Mein Platz ist nur auf offner freyer Flur,
Im großen weiten Raume der Natur;
Da folg' ich meines Gottes hoher Spur!
Magst du der Mädchen Herz erfreuen,

Magst du zu Prunk und Hochmuth dich vermessen!
Noch heut gesucht zum taumelvollen Reihen,
Bist du am nächsten Tag verwelkt, vergessen,
Und, kaum gepflegt von zarten Mädchenhänden,
Wirst du, in Staub getreten, schmählich enden.
Die Größe fordert großen Raum,
Und reifet nur in heil'ger Stille;
In ihres Innern reicher Fülle
Lebt sie des höhern Daseyns Göttertraum!" —
So sprach der Sonne Ebenbild,
Von hohem Sinn erfüllt,
Als jetzt die Mittagssonne
Die glüh'ndsten Strahlen niedersandte
Und das Gefild entbrannte;
Da hob die Heliade sich voll Wonne
Empor zum leuchtendsten der Götter —
Die Nelke senkt ihr Haupt — bald ohne Blätter!

Das Johannisfeuer.

Idylle.

Sanft verglimmend entsank die Sonne hinter den Bergen;
Bläulicher Nebel umschwamm, nachglühend, Himmel und Erde.
Kühlig wehte Gebüsch und Schilf am blinkenden Teiche,
Und großblättrige Erlen erglänzten aus purpurnem Duftflor,
Mit dem Silbergrün wetteifernd der zitternden Espe.
Leise, thauig und schattend, entstieg aus freundlichen Wolken
Jetzo die trauliche Nacht, verhüllend die zirpenden ...eWiesen.

Flimmernd traten die Sterne hervor am dunkelnden Himmel,
Und Johanniskäfer, die lieblichen Kinder des Frühlinge,
Glommen auf Büschen und Gras und durchglitten, mit bläulichen Flammen
Plötzlich aufleuchtend wie Elfen, das dichter verbreitete Nachtgraun.
Nun versammelte sich des Dorfes fröhliche Jugend
Zu geselligem Spiel auf Dufteathmender Wiese.
Dürres Gehölz ward eifrig gethürmt von ämsigen Händen,
Und mit Gepraſſel erhob sich die Menge der wehenden Flammen.
Ueberschwebend der feurigen Gluth, erblaßte der Vollmond.
Hoch und jubelnd flog in leichtem muthigem Luftsprung
Ueber des Feuers Gelüst, in wartender Reihe geordnet,

Hurtiger Bursche und schwebender niedlichgeschürzeter Mädchen
Jauchzende Schaar, beflügelt von Beyfall lächelnden Alten.
Dreymahl ward gewagt der Zukunft kündende Loos-sprung,
Welcher Glück in der Liebe verhieß durch gutes Gelingen,
Aber, wenn er mißlang, eh' der flammende Raum übersetzt ward,
Mit dem versengten Gewand auch die Hoffnung des Liebenden sengte.
Froh des gelungenen Werks umarmt sich Mädchen und Jüngling,
Muthiges Herzens, indeß ihr Unglück, Andre beklagend
Ueber ihr hartes Geschick in Thränen zerschmelzend, entflohen,
Doch nur Wenigen ward liebloſe Trauerverkündung,
Denn mit vorgeschwungenem Fuß wie spielende Flammen

Leicht sich schnellend, sprang mit verbreitet erhobenem Kleide
Kühnes Mädchenvolk, aufregend der Jünglinge Eifer.
Nur Marie, die liebliche, stand bescheiden-genügsam
An die Mutter geschmiegt, mit Erröthen die Augen abwendend,
Wenn zu frevlen Sprung im wilden Spiele das Mädchen
Wagte, gerühmt von männlichem Scherz, der Verwegenheit jauchzend.
Sittiges Lächeln umfloß ihr Gesicht, wenn Freundinnen nahten,
Freundlich tadelnd den Ernst des keusch hinblickenden Mädchens;
Aber sie blieb gleich fest dem Tadel der neckenden Mädchen
Und der Jünglinge dringendem Flehn, und wagte den Sprung nicht,
Treu den Lehren der Mutter, die ihr die Sittsamkeit priesen.
Also stand sie, bald verlassen vom taumelnden Kreise:

Wilhelms Blick allein wich nicht von der lieblichen Stillen.
Monden waren entfloh'n, seit er der Holden entbrannte,
Aber die Liebe verbarg, sich selbst und das Mädchen noch prüfend,
Ob die Sittsamkeit ihr im Grunde des Herzens gewurzelt,
Oder als trügliches Netz, den Gatten zu locken, gestellt sey.
Als er nun sah, wie einsam die Zartfühlende dastand,
In dem stillen, reinen Bewußtseyn sich selber genügend,
Und den Beyfall der heirathslustigen Bursche verschmähend:
Da erhob sich sein Herz, aufpochend mit schnelleren Schlägen;
Sanft und ernst, mit freundlichem Gruß und edlerem Anstand,
Trat er zur Mutter und Tochter, sich stellend zwischen sie Beyde,

Und von Beyden mit Huld auszeichnend und würdig empfangen,
Wie es dem biederen Jüngling vom beſten Rufe gebührte.
Aber voll Offenheit pries er ſogleich die Zartheit der Sitte.
Leben kam in's Geſpräch; Mariechens Athem erglühte
So wie Wilhelms Blick — und frey geſtand er die Liebe.
„Unter allen Mädchen des Dorfs,“ ſo ſprach er mit Wärme,
„Hab' ich die ſittigſte dich befunden und darum die ſchönſte.
„Weibliche Würde, die leicht ein Wort verletzet, ein Lufthauch,
„Du haſt mehr ſie geachtet als Beyfall ſchmeichelnder Menge,
„Höher als Jugendluſt und Begierde, den Gatten zu forſchen,
„Haſt dich ſelber beſiegt und der Eitelkeit waltende Herrſchaft.

Oesterreichs Wappenschild.

Entzündet von heiliger Gluth,
Beflügelt von Eifer und Muth,
Drang über Ströme, Berg und Meer,
Das völkerreiche Christenheer,
Verschmachtend oft in Wüstencien,
Im fernen Saracenenland,
Um schnell aus der Ungläub'gen Hand
Das Grab des Heilands zu befreyen.

Schon war Ptolemais bedrängt *);
Die christliche Heerschaar umfängt

*) Ptolemais, der alte Nahme der heutigen Stadt Jean d'Acre an der syrischen Küste.

Die hohen Mauern rings umher,
Erbrausend wie das nahe Meer;
Und Sultan Saladin *), verlassen
Vom Glück, das ihn sonst stets gekrönt,
Sieht sich vom Schicksal nun verhöhnt,
Kann weder Rath noch Hülfe fassen.

Zwar siegreich das Christenheer walt',
Doch herrlich vor Allen noch strahlt
Oesterreichs Herzog Leopold **),
Jeder edlen Tugend hold;
Der Menschlichkeit den Muth verbindend,
Weht seine Fahne stets voran,
Den blut'gen Weg der Heldenbahn,
Dem Heere Glück und Sieg verkündend.

Schon wankt Ptolemais bestürmt,
Von Leichenhügeln umthürmt;

*) Saladin, Sultan von Aegypten und Syrien.

**) Leopold von Babenberg, mit dem Beynahmen der Tugendhafte, Sohn des ersten Herzogs Heinrich Jasomirgott und Enkel des heiligen Leopold.

Allein mit der Verzweiflung Wuth
Wächst auch der Saracenen Muth,
Und auf den schon erstieg'nen Mauern
Beginnt ein neuer Todeskampf.
Heiß qualmt empor des Blutes Dampf,
Es weicht der Tag der Pfeile Schauern.

Umringt von ungläubigem Troß,
Steht Leopold, herrlich und groß,
Sein Schwert, ein reger Himmelsstrahl,
Schlägt einen Feind mit jedem Fall.
Schon schwächer wird das Schlachtgebrülle;
Was lebt, sucht seinen Arm zu flieh'n,
Nur Leichenhügel sind um ihn.
Bald jauchzt der Sieg durch Todesstille.

Erhaben, ein Gott der Schlacht,
Prangt Leopolds glorreiche Macht,
Ernstblickend auf der Leichen Kreis.
Sein Waffenrock, erst glänzend weiß,
Doch nun ein hehres Siegeszeichen,

Getränket in der Feinde Blut,
Strahlt auf in hoher Purpurgluth,
Wie Morgenroth auf See und Teichen.

Jetzt löset er Gürtel und Schwert:
„Gelobet sey Gott und geehrt!“
So ruft er tiefgerührt, und senkt
Den Stahl vor dem, der alles lenkt.
Und sieh! wie roth sein Kleid auch glühte,
Da, wo der Gürtel ihn bedeckt,
Dem nah das edle Herz ihm schlägt,
Strahlt's schneeweiß um des Leibes Mitte.

„Seyd ewig, ihr Farben, im Schild
„Und bleibt der Gerechtigkeit Bild
„In Oestreichs Wappen immer fort!“
So tönte Heinrichs Kaiserwort.
„Umströmt euch gleich der Feinde Blut,
„Ihr ehret Gott, und bleibet gut!
„Drum leuchte wie der Tugend Kranz,
„Im Roth der weißen Farbe Glanz!“

An den Abendstern.

Epithalamium.

Freundlich schimmert der Stern der Liebe am dämmernden Morgen,
Wenn, in Schweigen gehüllt, leblos noch schläft die Natur.
Freundlich schimmert der Stern der Liebe am dämmernden Abend,
Wenn die verdunkelnde Nacht Leben und Schöpfung umhüllt.
Er verkündet den Tag, das Morgenroth und die Sonne;

Seinem wohlthätigen Strahl folget die Thätigkeit nach.
Er verkündet die Nacht, den Mond und die heilige Stille;
Seinem wohlthätigen Strahl folget die Ruhe gern nach.
Heiter und wohlgemuth lagert sie sich nach der Mühe des Tages
In den heiligen Kreis, der sie vertrauend umschließt.
Sey gesegnet, o Stern, der den Tag beginnet und schließet!
Oeffnet und endet nicht auch Liebe das Leben wie du?
Sie, das schönste Geschenk der menschenbeglückenden Gottheit,
Ward uns gegeben zum Stern, welcher das Leben erhellt;
Denn wo Liebe strahlt, glänzt auch ihr Widerschein: Freude;

Denn wo Liebe lebt, liebt auch das Leben der Menſch.

Freundlichſchimmernder Stern, ſey vielmahl begrüßt und willkommen!

Heute vor allen ſchön, heute vor allen erwünſcht!

Sende heut deinen ſegnendſten Einfluß, dein freundlichſtes Lächeln,

Sende dein ſchönſtes Licht heute zur Erde herab!

Denn es vereint, erzeugt in den edelſten Herzen, die Liebe

Vor dem Altare der Treu' fröhlich ein würdiges Paar.

Strahl', o freundlicher Glückſtern, immer herab auf ihr Leben,

Daß es an Freuden reich ſey, wie du an Strahlen es biſt!

Strahl' in die Freudenthränen des Vaters herab und der Mutter,

In des Jünglings Blick und in das Auge der Braut!

Strahle glänzend und hold, ſo wie am Morgen der Liebe,
Auch wenn der Abend ſich neigt, über des Lebens Gefild'!
Wechſelnd heißeſt du Stern des Abends uns und des Morgens;
Wechſelnd werde denn auch Freundſchaft und Liebe genannt!

Guiskard und Nelly.

Leis' entschläft auf stiller Flur
Die Nacht am Busen der Natur.
Das Leben und das Todte ruht;
Der Mond beleuchtet Berg und Fluth;
Doch aus der Linden Mitte
Glänzt heller Nelly's Hütte.

Ach, die Arme weint sich bleich!
Denn schön ist Guiskard, sanft und weich;
Doch schätzt der Vater Geldgewinn
Mehr als ein Herz voll Edelsinn,
Und flucht dem jungen Paare
Den Segen vom Altare.

An der Mutter Seite wacht
Sie harrend noch in tiefer Nacht.

Die Lampe ſcheint ihr in's Geſicht,
Der Schlummer ſchließt ihr Auge nicht:
„Der Docht iſt bald verglommen,
„Und Guiskard ſäumt zu kommen!“ —

Sie entſchläft; die Gluth erwacht;
Und Guiskard eilt in tiefer Nacht
Zum vielgeliebten Mädchen hin.
Es ſchnaubt ſein Roß, die Mähnen flieh'n —
Ach! aus der Linden Mitte
Strahlt flammenhell die Hütte.

Guiskard läßt den Zügel los,
Erſtarrend auf dem ſcheuen Roß,
Gleich einem wuthdurchglühten Geiſt,
Der Nacht und Grab erzittern heißt!
Schon dröhnt aus dumpfer Weite
Das wilde Sturmgeläute.

Mond und Sternenglanz erbleicht,
Und Guiskard hat das Dorf erreicht.
Die Gluth bricht aus der Nacht hervor;

Geheul der Angſt umſchallt ſein Ohr,
Und von der Treppe Stufen
Aechzt Nelly's banges Rufen.

Alles flieht des Feuers Wuth;
Nur Guiskard ſtürmt durch Dampf und Gluth.
Doch die verbrannte Treppe ſinkt. —
Ihn ſchreckt kein Schmerz, kein Tod! Er ſchwingt
Sich aufwärts, und die Flammen
Weh'n über ihn zuſammen.

Sieh! es ſtirbt des Feuers Wuth,
Und Guiskard dringt durch düſtre Gluth
In Nelly's enges Schlafgemach:
„Mein Mädchen! eile, folg' mir nach!
„Laß ſchwinden Angſt und Qualen!
„Auf, eh' die Trümmer fallen!“ —

Aber alles ſtill und ſtumm!
Nur Guiskards Stimme ſchallt herum:
„Auf, faſſe Muth, und folg' mir nach,
„Mein Mädchen, aus dem Schlafgemach!“ —

Doch tief'res Todesſchweigen
Starrt aus den glüh'nden Reigen!

Horch! wie Himmelsklang erbebt!
Leicht über Graus und Trümmer ſchwebt
Süß Liebchen, mild, voll Engelruh',
Und ſchöner noch, als je, ihm zu;
Es ſtrahlt ihr vom Geſichte
Mit ungewohntem Lichte.

Bräutlich reicht ſie ihm den Mund:
„Kein Tod zerreißt der Seelen Bund!
„Und wehrt ihn auch die Erde ſchon —
„Im Himmel blüht der Treue Lohn.“ —
Der Liebe Geiſter wallen
Empor — die Trümmer fallen.

Lichtleben und Schattendaseyn.

Auf Herrn Doktor

J. B. Friederich,

ausübenden Augenarzt in Wien.

Als einst in ihrer Gottheit vollen Herrlichkeit
Tiresias Minervens Glanz erblickte,
Und ihn, dem Himmlischen geweiht,
Vergängliches nicht täuschend mehr entzückte:
Umschloß, geblendet von der Strahlenfülle,
Sein Auge nächtigdunkle Hülle;
Doch in des Erdenlebens Nacht
War ihm des Sehers heil'ge Kraft erwacht,
Dem Irdischen entnommen,
Ein Himmelslicht in seinem Geist entglommen.

So waltet in der Sinne nicht'gem Reich,
Der Wolken flüchtig-wesenlosem Gaukel gleich,
Des Reizes und der Ohnmacht nachtumhülltes Spiel.
Von Wohl und Weh ein wechselhaftes Ziel
Ist er, der nicht, für Nichtiges erblindet,
Die Spur des höhern Lichtes findet
Und Erdendaseyn auf ein Geistesleben gründet.
Im Innern ist der Mensch; die inn're Welt allein
Bleibt unzerstörbar ewig sein.
Was sichtbar und ihm fröhnend sich kann zeigen,
Es wird, je mehr er's faßt, je weniger ihm eigen.
Der Siechе, bleich und hager,
Starb früher nicht sein Geist, lebt auf dem Sterbe-
lager;
Doch todt ist der Gesundheit vollste Körperkraft,
Wenn nicht der Geist ihr Leben schafft.
Wie aus des Bodens dunklem Schooß,
Die Wurzeln fest im dichten Grunde,
Der Baum mit hellem Wipfel, schlank und groß,
Aufstrebt, des Sonnenstrahls sich zu erfreu'n:
So ward auch uns ein Doppelseyn,

Der Himmel und die Erd' im Bunde;
Und aller Zauber der zweyfachen Welt
Erscheint im Auge hold vermählt.
Wie göttlich kann aus leuchtendhellen Blicken
Das Unsichtbare sichtbar uns entzücken!
Zu schau'n die Millionen der Gestalten,
Der Schöpfung Wunder zu entfalten,
Schuf Gott der himmelklaren Geisteshülle,
Dem Aug', des Lichtes Strahlenfülle.
Und Dir, des Geistes lichter Freund!
In dessen Innern, mild vereint,
Licht und Wärme walten:
Dir ward der göttliche Beruf,
Dem Menschen zu erhalten,
Was Gott ihm schuf!

Die vier letzten Dinge.

Der Tod.

Chor der Fröhlichen.

Wallt jubelnd und fliegend im Tanze dahin!
Dem Frohen bringt jede der Stunden Gewinn.
Es hat sich die Freude das Leben erkoren;
Der Düstre geht sich, und den Brüdern verloren.
Uns duften die Kränze,
Uns flügeln die Tänze;
Es öffnen die Herzen
Sich gerne den Scherzen.
Willkommen, o Erde, du holde, du schöne!
Willkommen, o Mond und o Sonne!
O laßt uns vereinen, wie liebliche Töne!
Das Leben sey Liebe und Wonne!

Chor der Krieger.

Hinan, hinan zum glänzenden Ziel!
Erdonnert, Kanonen, zum blutigen Spiel!
Flieget, ihr Schwerter und Speere,
Rastlos dahin durch die Heere!
Brauset, ihr Kriegesgesänge,
Stürmt in das Schlachtengedränge!
Entfließe den Wunden, du dampfendes Blut!
Wir scheuen nicht Schmerzen, nicht stürzende Gluth.
Im Hochgefühl der Ehre
Geh'n wir durch Sturm und Nacht,
Daß unser Ruhm sich mehre,
Wenn Glück und Sieg uns lacht.
Hinein in die brausendste Nacht!
Hinein in die glühendste Schlacht!

Festgesang.

Jubellaut und Siegesfeste,
Schallet durch das weite Land!
Eilt zum Mahl herbei, ihr Gäste!
Friede knüpft das Freundschaftsband.

Schallet, Lieder, weit und breit
Von des Reiches Herrlichkeit!
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Mahle
Herrsche Götterluſt!
Selig fließet uns das Leben,
Brauſend, wie der Saft der Reben,
Fröhlich, wie das Glück uns kränzt,
Schimmernd, wie der Sieg erglänzt.
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Mahle
Herrsche Götterluſt!

Ruf des Todes.

Verſtummt! erbebt! ſinkt hin!
Das Loos der Sterblichkeit
Werf' ich über euch:
Wiederkehren ſollt ihr in den Schooß der Erde!
Euer Nahme ſchwinde hin
Wie des Echo letzter Schall!

Ein Mädchen.

Ach, welch' ein ſtarres Angſtgefühl
Durchſchaudert mich?
Woher der Schmerzen Kampfgewühl,
So fürchterlich?
Und dieſer Nebel träges Schweben,
Und dieſes niegefühlte Beben —
Muß ich des Daſeyns Freuden,
Noch kaum empfunden, meiden?

Stimme des Todes.

Schuldloſe, zarte, keuſche Seele!
Zage nicht!
Des Körpers ledig, kleide dich
Himmelslicht!

Das Mädchen.

So lebet wohl, Geſpielinnen!
Wir ſcheiden nur zum Wiederſeh'n.
Weint nicht! mein Tod iſt ſüß,
Die Seligkeit gewiß.

Chor der Mädchen.

Ihr Mädchen, klagt! sie ist dahin.
Streut Blumen auf des Hügels Grün.
Die Erde muß verwehen,
Die Schönheit muß vergehen;
Nur das Gute währt,
Nur die Tugend ehrt.

Der Selbstmörder.

Wohin? wo find' ich Ruhe? welches Aechzen
Durchschaudert alle Tiefen der Natur?
Aus dumpfer Ferne steigen Todesbilder,
Und immer düstrer, immer schwärzer sinkt
Die Nacht mit kaltem Druck auf's glüh'nde Leben.
Weß Ruf ist's, der so laut und fürchterlich
Aus Wolken schallt und aus der Erde Tiefen?
Von allen Seiten dröhnt's:
Rache an dem Mörder!

Chor der Qualgeister.

Auf! deiner Sünden Maaß ist voll,
Und dem Gericht entfloh kein Sünder.

Der Selbstmörder.

Ha, welche Macht ergreift und faßt
Mich mit der Hölle Allgewalt?
Sie waffnet meine Hand mit Gift und Dolch,
Der Sünden grinsende Gespenster um mich her!
Vernichtung sey mein Loos!
Fluch dir, o Stunde der Geburt!

Todesruf.

Verzweiflung sey dein Loos;
Leb' ewig, dir zum Fluch!

Die Qualgeister.

Stirb, Verruchter, stirb!
Sey dir selbst die Hölle!

Der Dulder.

Sey willkommen, Tröster Tod,
Schönem Lebens Morgenroth!
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Ausgestoßen vom Geschicke,
Schwer an Leib und Seele krank,

Wehtest du mir Tröstung zu;
Schmerz und Auge sank in Ruh'.
Und entfloh der Traum vom Glücke,
Strahlten mir noch deine Blicke.
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank:
Sey willkommen, Tröster Tod,
Schönern Lebens Morgenroth!

Stimme des Todes.

Schließ dein Aug', und ruh' in Frieden!
Viel der Leiden,
Wenig Freuden,
Dulder, war dein Loos hienieden.
Leicht sey dir die Mutter Erde!
Stärkend sey dein Schlummer,
Dein Erwachen ohne Kummer!
Schließ dein Aug', und ruh' in Frieden!

Die Freunde.

Dulden war dein Loos hienieden;
Schließ dein Aug', und ruh' in Frieden!
Tragt den Todten froh zu Grab!

Senkt ihn still zur Erd' hinab,
Daß er schlummre sanft und kühl!
Seiner Leiden waren viel.

Der Held.

Mein ist der Sieg! der Feind erlag;
Willkommen mir, o Tod der Ehre!
Mir wird die Grabesnacht ein Tag,
Mein Tod ein Siegesfest dem Heere.
Gerettet ist mein Vaterland —
Mag starren mir nun Herz und Hand!
Wohl mir! ich lebe lange noch,
Hab' euch befreyt von fremdem Joch.
Schon flieht mein Leben mit dem Blut;
Doch — auch zu sterben hab' ich Muth!

Chor der Krieger.

Schließet euch, und hebt die Speere!
Ruhm und Sieg, und Glanz und Ehre
Sey dem großgefallnen Helden!
Lorber, Inschrift und Trophäen
Soll die ferne Nachwelt sehen,
Seinen Tod Aeonen melden!

Stimme des Todes.

Auch ihr müßt ſcheiden, treue Liebende!
Die Liebe ward für dieſes Leben nicht;
Der Himmel iſt ihr Vaterland.

Das Mädchen.

O nimmer, Theurer, werd' ich von dir ſcheiden!
Von dir getrennt, erliſcht das Licht der Freuden;
Bei dir allein iſt Seligkeit.

Der Jüngling.

Uns können Sarg und Todesnacht nicht ſcheiden.
Wir ſchwingen uns empor zu höhern Freuden;
Die Liebe lebt der Ewigkeit.

Beyde.

Mund an Mund, und Herz an Herzen,
Soll das Leben uns entflieh'n;
Reiner Liebe ſchöne Schmerzen
Sind in jener Welt Gewinn.

Ein Kind.

Mutter! Vater! welcher Schmerz!

Mutter.

Gott des Himmels, hab' Erbarmen!

Kind.

Hilfe! ach wie ſchlägt das Herz!

Vater.

Weh! es ſtirbt in meinen Armen.

Mutter.

Schon erbleicht der Wangen Blüthe.

Vater.

Alles ſtarrt, was kaum noch glühte!

Beyde.

Kleiner Engel, ſchweb' empor
Zu der Engel goldnem Chor!
Makellos und blüthenrein
Geh in's Reich des Himmels ein!
Weiß wie Schnee ſey dein Gewand,
Roſig Blumenſtrauß und Band!

Chor.

In die Erde pflanzen wir
Dich, o zarte Blume, hier.
Schließe dich auf kurze Zeit —
Blüh' dann fort in Ewigkeit!

Mutter. Vater.

Reiner Liebe erſtes Pfand
Ruhet wohl in Gottes Hand.

Chor.

Mutterliebe! Vaterſorgen!
O wie groß, wie ſtark ſeyd ihr!
Euch ſtrahlt einſt ein ſchöner Morgen;
Aber dulder muthig hier!

Ruf des Todes.

Dein Ende naht auch dir, o Erde!
Verwehe in des Himmels Winden,
Und ſey ein Nichts, wie du es warſt,
Ein Leichenfeld, der Keime voll,
Von Leben voll und von Vernichtung!
Entweiche du, des Menſchen Seele,
Vom Staub, vom Tode der Natur!
So iſt's des Ew'gen Wille.

Ein Halbchor.

Horch! welches Beben, welches Schwanken?
Zertrümmert ſind der Ordnung Schranken;

Schon ſchreitet der Tod über Reiche dahin,
Und Völker verſinken im weiten Ruin.

Zweyter Halbchor.

Weh uns Hilfloſen! welches Wanken?
Die Ströme ſtocken, es weichet das Meer,
Und der Gebirge Gipfel ſchwanken.
Zerſtörung brauſet und wüthet umher.

Voller Chor.

Die Erde erzittert,
Und Monden und Sonnen und Sterne ergreift
Des Todes gewaltige Hand,
Sie ſinken, ſie ſtürzen dahin
Wie Blumen, der Senſe des Schnitters gereift.
Vernichtung dampft und ſtarrt umher;
Auf Thal und Höh'
Regt ſich kein Laut des Lebens mehr.
Weh! weh! weh!

Das jüngste Gericht.

(Dreymahliger Posaunenschall. Ithuriel und Abadonah, Engel des Gerichts.)

Ithuriel.

Ihr Todten, wachet auf!
Zertheile dich, o Erde!
Ihr Gräber, öffnet euch
Dem Strahl der Himmelssonne!
Der große Tag der Ewigkeit
Und des Gerichtes ist erschienen.

Abadonah.

In euren Leib gehüllt,
Verlaßt der Erde Tiefen!
Denn Gottes Odem weht.

Was, durch Jahrhunderte getrennt,
In feindlicher Entfernung schlief,
Vereine sich in Harmonie!

Ithuriel.

Und horch! es reget und beweget sich
Wie fernen Sturmes dumpfes Brausen
Auf nachtumhüllter Meeresfluth;
Und durch der Erde Tiefen schallt
Das Rasseln der Gebeine!

Abadonah.

Und auf dem weiten Leichenfelde
Erheben sich Gestalten auf Gestalten.
Kein Raub zaumloser Leidenschaft,
Herrscht Ruhe, da sie sich versammeln;
Und Reich und Arm, und Groß und Klein
Steht harrend in Geduld und Liebe.
Wenn einst der Thränen letzte floß,
Hin auf das Grab erblaßter Zeit,
Und in den Schooß der Ewigkeit

Der letzte Seufzer sich ergoß:
Dann wird der schöne Morgen strahlen,
Von Geistern nur allein begrüßt,
Wenn Trauer nicht dem Tod entsprießt,
Und der Vollendung Lieder hallen.

Chor der Anbethung.

Gott Erbarmer, sey uns gnädig!
Richte nicht nach unsrer That!
Frey von Trug, des Körpers ledig,
Stehen wir zerschmettert hier.
Laß die Reu'gen Gnade finden,
Herr des Weltenalls, vor dir!
Zähl' uns nicht der Schwachheit Sünden!
Richte nicht nach unsrer That!

Stimme des Richters.

Schuldlose Dulder, hebt empor den Blick!
Unsterblich ist die Tugend und ihr Glück.
Entweiche, Laster, von der Ruhe Thron!
Unendlich sey der Sünde Qual und Hohn!

Ithuriel und Abadonah.

Erfüllet euch, des Richters Worte!
Geſchloſſen ſey der Thaten Pforte!

Chor der Engel des Gerichts.

Geht ein zu ew'ger Freuden Spende,
O Auserwählte!
Fahrt hin zu Elend ohne Ende,
Dem Fluch Vermählte!

Die Hölle.

Chor der Verdammten.

Entfliehet, entfliehet, ihr Geister der Sünden!
Laßt einmahl, nur einmahl noch Ruhe uns finden
Währt ewig dieser Qualenbund?
Schließt nirgend dieser Höllenschlund?
Wie tief ist der Verworfnen Fall!
Verwirkt der Gnade Himmelsstrahl!
Entfliehet, entfliehet, ihr Geister der Sünden!
Laßt einmahl, nur einmahl noch Ruhe uns finden!

Eine männliche Stimme.

Hilflose Waisen, die auf Erden
Ich ihrer Habe frech beraubt,

Mag meine Qual verdoppelt werden —
Nur sey ein Blick zu euch erlaubt!

Ein Qualgeist.

Sie sehen sollst du, und erzittern;
Ihr Glück soll deine Qual verbittern!

Kindesmörderinn.

Fluch dir! einst nanntest du
In jener Welt dich meinen Freund,
Nahmst Tugend mir und Seelenruh',
Und keine Thräne ward geweint.
Kein Segen schloß die frechen Bande,
Von Sünd' und Schande
Zu frevelvoller Lust vereint.
Folg' nun der Kindesmörderinn,
Verruchter, in den Abgrund hin!
Fort, meines Kindes Blutgestalt,
Eh' dir sogar mein Fluch erschallt!

Ein Qualgeist.

Horch, wie der Unschuld Wimmern hallt,
Von Mutterhänden frech erwürgt!

Erlieg' unmenschlicher Gewalt,
Da du der Menschheit Glück verwirkt!

Eine männliche Stimme.

Mit frechen Reizen lockteſt du,
Verführte, zur Verführung hin!
Dein Herz ſchloß ſich der Tugend zu,
Und Luſt entweihte deinen Sinn.
Fluch dir und mir, und Fluch dem Kinde!
Die Luſt floh mit dem ſiechen Leben,
Doch ewig währet fort die Sünde!
Nicht mich noch dich ſoll Ruh' umſchweben!

Zwey Stimmen.

Erſter.

Verräther! flieh vor meinem Blick!
Dir nahe ſeyn, mehrt meine Qual.

Zweyter.

Hohn geb' ich dir mit Hohn zurück;
Fluch ſey des Haſſes Widerhall!

Erſter.

Gewährte Gott nur einmahl noch,
Den Dolch zu bohren dir in's Herz!

Zweyter.

Wie leidet meine Seele! doch —
Dich leiden ſeh'n, labt meinen Schmerz.

Beyde.

Ja, ewig, ewig ſollſt du leiden!
An deiner Qual will ich mich weiden.

Eine andere Stimme.

Vor welchen Schlangenbiſſen
Entſetzt ſich mein Gewiſſen!
Wehgeheul und Angſtgeſtöhn
Aechzen mir aus Tief' und Höh'n.
Ihr Armen, deren Glück und Wohl,
Mir einſt vertraut, ich frech zertrat,

Verfolgt mich nicht! mein Maaß iſt voll,
Gerächt der Menſchlichkeit Verrath!

Die Qualgeiſter.

Von Rache und von Wuth zerriſſen,
Sollſt du des Hochmuths Frevel büßen!

Reuige Sünder.

Zu ſpäte Reue! ach vergebens
Beweinen wir die Schmach des Lebens!
Nicht um Seligkeit und Glück
Flehen wir dich an, o Gott!
Gönne aufwärts einen Blick —
Dann vernichte uns der Tod!

Die Qualgeiſter.

Ewig leiden, hoffnungslos,
Sey verworfner Sünder Loos!
Blickt empor zu jenen Höh'n,
Gottes Friedensreich zu ſeh'n!

Die Verdammten.

Verſchlinget uns, ihr Qualenſchlünde!
Daß uns nicht Gottes Auge finde,
Daß kein beglückter Geiſt uns ſeh'!
Weh! weh! weh!

Leiſe Harmonieen beginnen; es öffnet ſich

Der Himmel.

Erſter Chor.

Heilig! heilig! heilig! rufen
Wir an deines Thrones Stufen.

Zweyter Chor.

Verſchwunden ſind der Erde Leiden;
Unendlich ſtrömt der Quell der Freuden!

Beyde Chöre.

Seelenfriede! ſüße Stille!
O wie reich iſt eure Fülle!

Eine Seele.

Selig, ſelig ohne Scheiden,
Schweſterſeele, jubeln wir.

Eine andere.

Seligfroh in deinen Freuden,
Jauchz' ich unter Engeln dir.

Beyde.

Liebend darf mein Geiſt dich finden,
Sich an deinem Glück entzünden.

Eine Seele.

O ſegenvolles Wiederſeh'n!
O meiner Lieben theurer Kreis!

Eine andere.

Willkommen mir in Himmelshöh'n!
Dir, Gott der Gnade, Dank und Preis!

Die Engel.

Vom beglückten Geisterchor
Schalle Lob und Dank empor!
Gerecht ist Gott, groß seine Macht,
Unendlich seiner Werke Pracht!

Voller Chor.

Tugend, Glück und Wahrheit schmücken
Glorreich Gottes Weltenthron;
Ueber Grab und Nacht erblicken
Schmerz und Unschuld ihren Lohn.
Ewig, ewig, ewig freuen
Sie sich in der Engel Reihen!

Andromache.

Tragödie in einem Act.

An

Joseph Freyherrn von Retzer.

Noch strahlt des Schönen und des Guten
Glanz
Von Hellas ewigblühenden Gefilden
In's Reich der Kunst und auf des Lebens
Kranz.
Mit gleichem Glücke Beydes sich zu bilden,
Vermag nur, dem gleich Dir Geist und
Gemüth
Wie Helios Strahl in Licht und Wärme
glüht.
Drum sey, was aus dem schönen Mythenglanze
Des Jugendvolks der Erde ich erneut,
Als eine Blume zu dem Ehrenkranze,
Der Dich — und uns durch Dich schmückt,
Dir geweiht.

Personen des Stückes.

Andromache.

Astyanax, ihr Kind.

Ulysses.

Ein Greis.

Mehrere Griechen.

Scene. Im Hintergrunde das Meer mit segelfertigen Schiffen der griechischen Flotte. In der Mitte der Mühne Hektors Grabmahl. Zur rechten Seite ein Theil der noch rauchenden Trümmer des zerstörten Troja.

Erſte Scene.

Andromache. Der Greis.

Andromache, verbeiſtend.

Wohin verberg' ich ihn? gewährt die Erde,
Die weite, keine Höhle dem Verfolgten?
Will kein Altar, kein Götterhain ihn ſchützen? —
Doch ach! vergebens, wenn auch Land und Meer
Zur Rettung tauſend Heiligthümer bieten —
Dem Frevel iſt kein Ort zu heilig!
Mein Kind, o mein Geliebter! Bild des hohen Vaters
In dem ich wie vom Todesſtaub aufblühen ſah
Des Gatten und des Helden liebekühnen Geiſt,
Soll dich Andromache, ſoll Troja dich vermiſſen,
Und, tiefer ſich in die Zerſtörung hüllend,

Hilfloser noch, schmachvoller noch vergeh'n? —
Der du die Hände ringend, Schmerz und Weisheit
Im Antlitz, stumm und bleich der Klage herchst,
Vernimm, o Greis! was mir das Herz zerreißt. —
Schon war im trauervollen Schweigen
Der erste Theil der Nacht verschwunden,
Als nun die Ruh', mir lange fremd,
Mich sanft berührte, und der Schlummer
Süßathmend mir die Augen schloß.
Da stand mir vor der Seele Hektors Geist,
Nicht, wie sein Arm die Mächtigen zerschlug,
Und Leichenhügel um sich thürmte,
Und Todesfackeln in die Griechenschiffe schwang —
Nicht jener Schreckensglanz war nun in seinem Antlitz.
Kraftlos und gesenkt die Heldenglieder,
Thränenschwer das Aug', dem meinen gleich,
Staub- und blutentstellt das Haupt, die Stimme
Düstres Leichenfeu'r, das wehend stirbt.
„Verscheuche, sprach er, von gesenkter Wimper,
„Den süßen Schlaf, den Freund der Glücklichen
„Wach' auf, Geliebte, Gattinn! fasse schnell

„Den zarten Sohn mit sanften Mutterarmen!
„Verbirg ihn! Dies nur rettet dir den Theuern.“ —
Empor vom grauenerfüllten Lager riß ich mich,
Und forschend irrt' mein scheuer Blick durch das Gemach;
Doch dem geschlungnen Arm entglitt die Luftgestalt,
Dahin, dahin, wie Nebelduft und Traumgebild. —
Nun eile, Greis! von Jugendkraft den Schritt beflügelt,
Zu meinem Zelte hin, daß nicht in Hellas Fürsten
Argwohn erwach' — denn Argwohn faßt der Arge bald.
Geh, wie in lehrendes Gespräch mit ihm versenkt,
Lustwandelnd hier und da, führ' ihn auf krummen Pfaden
Zu mir! ihn retten will ich, oder vor ihm sterben.

(Der Greis geht ab.)

Zweyte Scene.

Andromache. (Nach einigem Schweigen voll Unruhe.)
Ach! welcher Ort wird sich mir hold erzeigen,
Den Kleinen freundlich bergen?

(Sie durchspäht ängstlich die Gegend.)

Verschließ' ich ihn in Priams Burg? — Gestürzt sind ja
Die Zinnen, düstre Gluth lechzt in den Hallen auf,
Und Sturm und Wolken zieh'n durch offne Pforten hin.
Wo nun? O Troja — Vaterland! — wo nun?

(Ihr Blick haftet auf dem Grabmahle.)

Von Ehrfurcht ernst umdämmert und von tiefem Schweigen
Stehst du in deiner Größe, Todesmahl des Gatten!
Nur du allein noch unverletzt in weiter Oede?
Nur du allein von keines Frevlers Hand berührt?
Ja, heilig sind die Gräber!
Im Grabe lebt der Todte,

Des Todten Ruhm und Ehre.
Es weicht der kühne Haß
Vom kalten Aschenkopf;
Nur Vaterland und Freundschaft,
Nur Liebe wacht am Grab.

(In Verzweiflung.)

Wem kann ich, Liebling, sich'rer dich vertrau'n,
Als deinem Vater? Ja dein Leben rette
Der Tod! Den Sohn schütz' seines Vaters Staub!

Dritte Scene.

Andromache. Der Greis mit Astyanax.

(Andromachens Blick ruht lange mit schreckendem Entzücken auf dem Kinde; dann fliegt sie zu ihm, und drückt ihn wild in Inbrunst an sich.)

Andromache.

Ihr Griechen, bebt! so waren Hektors Züge,
Die euch entsetzten, so befahl die Stirne,
So wölbte sich ihm Brust und Schulter —
Er lebt, er lebt, mein Hektor lebt!
Der Rächer lebt, die Mutter lebt! —
Nun höre, Greis! was mich ein Gott gelehrt:
Das Grab des Vaters muß den Sohn verbergen.

Greis. (Mit ernstem Erstaunen.)

Ja — dies hat dich fürwahr ein Gott gelehrt!

Andromache. (Sie nähert sich dem Grabmahle.)

Doch — Schauder faßt mich, wenn ich näher trete;
Denn ein ungünstiges Anzeichen ist,

Und unglückdeutend, Sterblichen ein Grab.
Wer sich ein Grab zur Zuflucht wählen muß,
Der eignet nicht mehr froh dem Leben an;
Die Todesgötter fassen bald den Nahen,
Der ihrem Schutze sich ergab.

Greis.

Und doch kann nur der Schein des Todes ihn
Vom Tode retten, nur die Nacht des Grabes
Dem Licht des Lebens ihn erhalten;
Denn listig-furchtsam sinnt und horcht der Grieche noch,
Mißtrauend seinem Glück und seinen Götterſprüchen.

Andromache.

Allein mit welcher Sage täusch' ich sie?

Greis.

Von Troja's Trümmern ward sein Leib zermalmt.

Andromache.

Doch ach — nicht immer kann das Grab ihn bergen?

Greis.

Des Siegers Wuth mag noch so rastlos flammen,
Sie muß dennoch der Kraft der List erliegen,
Die ewig-jung das Neue rasch gestaltet,
Und aller Menschen Sinn und Thun verwirrt,
Sichtbares birgt und Unsichtbares zeigt.
Trau ihr! Die Götter gaben sie vor allen
Bedrängter Mutterlieb' in ihrer Noth.

Andromache.

Tritt näher, Knabe, an das Heldengrab!

(Astyanax tritt zurück.)

Du fliehst zurück? Verschmähst du feigen Schutz?
Den angebornen Geist erkenn' ich so.
Doch nun entsag' dem Stolz des Ahnenruhms,
Und lerne seyn, wie dich das Schicksal heißt!
Erretten kann dich Eines nur:
Wag' in die heil'ge Ruhestätte
Der Vaterurne einzugeh'n!
Schützt Elende ein Gott, so wird dir Heil;
Wo nicht — du Armer, doch ein Grab zu Theil.

Greis.

Ich höre Schritte schallen, Waffen klirren.

Andromache (den Knaben umarmend.)

Leb' wohl! bald jauchze mir im Strahl der Sonne!

(Der Greis verfolgte den Knaben in das Grabmaal, indeß Andromache niederkniet.)

Andromache.

Dich ruf' ich, Vater und Gemahl!
Dich, Hektor, Held, Bedrängter Schutz —
Bei allen Nahmen unsrer Liebe!
Wenn dir der Todesgötter Macht
Das Licht des Lebens nochmahl gönnt,
So wach' empor in deinen Manen,
So komm' in deines Stahles Kraft,
Zu schützen deinen Sohn!

Greis (vom Grabe kommend.)

Der Erde Schooß hat ihn empfangen;
Er ruht in Sicherheit beim Todten. —
Schon naht Ulyß. Sey schlau und ohne Furcht!

Beherrsche nun Geberden, Ton und Miene,
Und wäge jedes Wort! Sprich langsam wenig,
Als hemmte Schmerz den Strom der Rede dir!
Laß nicht dein Aug' zu fest auf seinem ruh'n,
Allein auch nicht zu unstet irre schwanken,
Und blicke ja nicht nach dem Grabe hin!
Folg' still und ernst ihm durch das Labyrinth
Der kalten Schlauheit kluger Männerrede!

Andromache.

Er naht mit unentschloßnem Späherschritte,
Und wählend jede ränkevolle Miene,
Wälzt er in seiner Seele List und Trug. —
Gesicht der Nacht — mein Hektor! welche Ahnung
Schleicht sich mit Todesfrost durch mein Gebein?

Vierte Scene.

Ulyß kömmt mit Gefolge, welches im Hintergrunde bleibt.

Ulyß (feyerlich vortretend.)

Des düstern Schicksals Bothe muß ich nahen;
Doch fleh' ich dir vor allem: glaube nicht,
Daß mein der Wille sey, den ich verkünde! — —
Einmüthig schallt im Griechenheer die Sage,
Daß Hektors Sohn der Griechen Rückkehr hemme.
Sie fordern ihn von dir; das Schicksal will:
Er soll den Opfertod für sie erdulden.
Denn nimmer wird der Grieche auf den Bund
Des Friedens bauen, nimmer in die Halle
Die vielgeschwungnen Waffen niederlegen,
So lange Hektors Sprosse den gebeugten
Trojaner noch mit Muth und Hoffnung füllt.
Denn schrecklich bleibt fürwahr der Großgefallne;
Aus seinem Staube steht sein Rächer auf.

(Er hält inne, und fährt nach einigem Schweigen fort:)

Es mißt der Schmerz unbillig Recht und Werth;
Doch wenn du ruhig-klar den Fall erwägest,
Dann wirst du uns verzeih'n, daß, nach zehn Jahren
Voll Kampf und Blut, der alte Krieger nun
Das Schlachtfeld scheut und die gestürzte Troja.
Ein künft'ger Hektor schreckt die Griechen noch;
Verderblich ist er dem Hellenenvolk.
Sein Daseyn kündet sich schon feindlich an,
Sein Daseyn wehrt den Schiffen, schon bereit
Am Ufer harrend, die ersehnte Rückkehr.
O nenne mich unedel nicht und grausam,
Daß ich des Götterspruchs Vollziehung fordre.
Auch Agamemnons Tochter mußte bluten;
Drum dulde, was dein Sieger dulden mußte!

Andromache.

Mein Sohn — o könnte dich die Hand der Mutter
fassen!
O wäre mir vergönnt zu wissen, welcher Frevel
Dich mir entriß! Doch nun — hat dein Gebein die
Gluth
Der Vaterstadt in Staub gewandelt? floß dein Blut

Ein Spiel dem Sieger, dem unmenschlichen?
Ja, ihr Zerstörer, ihr Erbarmungslose!
Ihr habt ihn mir entrissen, ja ich seh's — —
Aus deinen Mienen spricht sein Tod mich an.

Ulyß.

O spare doch die wohlbedachten Worte!
Ich bin Ulyß; der Grieche nennt mich schlau. —
Wo ist dein Sohn?

Andromache.

Wo Hektor? wo die Helden alle?

Ulyß.

Der tapfre Mann will edlen Frau'n nur Milde zeigen,
Und haßt den Zwang, da Schönheit ihn zur Güte zwingt;
Darum zwinge du mich nicht zu tiefverhaßter Härte!
Es schlägt mein warmes Herz von Freundschaft gern für dich;
Doch wisse: leicht ergrimmt der Griechen rasches Volk,
Wenn seinem Willen sich ein Wille herrisch sträubt;
Und gegen ihren Zorn kann ich dich nimmer schützen.

Wo sie die Strafe heischen, muß ich folgen.
Schmach, Schwert und lichtberaubte Kerkerkluft,
Sie würden uns dem mütterlichen Busen
Das sträubende Geheimniß bald entwinden.

Andromache.

Droh immerhin mit Qual und Schmerz und Tod —
Ich bin ja Mutter, und am Tage der Vermählung
Schließt jede Mutter mit dem Bund der Wonne
Den Bund der Leiden auch zugleich!

Ulyß.

Doch eben diese Liebe für den Liebling,
Die dich mit Muth und Felsensinn bewaffnet,
Zwingt mich, auf dem Begehren zu verharren.
Nach zehen Jahre lang gethürmten Leichen
Bebt noch Ulyß. Mir lebt ein Telemach,
Und ihm ist Qual und Kampf durch dich bereitet.

Andromache.

Nun wohl; so jubelt denn, Atriden, jauchzt!
Und du erfreue sie mit froher Kunde!
Ja, wisse nur — dahin ist Hektors Sohn!

Ulyß.

Und wie zeig' ich den Griechen deiner Rede
Wahrheit?
Dem Freunde sind die Worte heilig, Spreu dem
Feinde.

Andromache.

Ich schwöre kühn bei allen Göttern im Olymp,
Bei allen Göttern in des Orkus düstern Nächten,
Den mächtigen, allwissenden und rächenden —
Mich treffe jede Schmach, die freche Sieger droh'n,
Wenn meine Lippe reine Wahrheit nicht bekennt:
Nicht mehr erfreut das Licht des Tages Hektors
Sohn,
Ihn deckt das Grab und bei den Todten ruht er.

Ulyß.

Wohl; Hektors früh verloschnen Saamen und den
Frieden,
Den sicheren, will ich dem Griechenheere bringen.

(Er will sich entfernen, bleibt aber wieder in der Nähe stehen.)

Doch wie, Ulyß? wird es auch deiner Kunde glauben?
Und wem glaubst du? — Der Mutter.

(Nach einigem Sinnen.)

Ja, ich darf ihr trauen,
Denn hehr und heilig ist das Grab dem Menschen,
Und schreckt den kühnen Meineid bleich zurück.

(Pause.)

Doch — wenn der Angst Betäubung sie zu Meineid riß? —
Nun auf denn, Kraft der List! ersinne Trug und Täuschung!
Sey ganz Ulyß! zu tief liegt Wahrheit nie verborgen.

(Nachdem er Andromachen lange forschend betrachtet hat.)

Sie trauert, ächzt, und Thränen gleiten von der Wange.
Hieher und dorthin schwankt ihr ängstlich rascher Schritt,
Und gierig scheint ihr Ohr nach Tönen hinzuhorchen.
Es zeigt sich eine Spur; verfolgen muß ich sie.

(Er nähert sich langsam Andromachen.)

So wandelt deines Kindes Schatte in Elysium?
Wohl ihm, wohl dir! mit freyer Seele red' ich jetzt;
Denn du kannst ruhig nun das Schreckliche vernehmen,
Das ihn bedroht, für den du nichts mehr fürchten darfst.
So höre denn: er soll, geboth das Griechenvolk,
Herabgestürzt vom Thurm in grausen Tod vergeh'n,
Zermalmen sein Gebein, sein schuldlos Blut verströmen.

Andromache. (Ueberrascht und abgewendet.)

Ihr Götter, rettet ihn!

Ulyß. (Bey seite.)

Sie bebt, erblaßt, ihr Auge forscht;
Die Mutterlieb' verräth die Mutter,
Die Mutter soll das Kind verrathen.

(Er tritt zurück und spricht leise mit einem von dem Gefolge, dann tritt zu den vorigen.)

Nur schnell! schleppt ihn herbei, und schleudert ihn
Sogleich vom hohen Thurme wirbelnd nieder!

(Andromache eilt an das Grabmahl, und stellt sich in Extase schützend vor dessen Eingang.)

Andromache.

Hektor! Hektor! Gatte! Vater!
Düstrer Schatte! Todesgötter!
Sendet alle bleichen Schrecken,
Furcht und Grauen, Nacht und Tod
Schützend vor das Heiligthum!
Rettet Troja, Kind und Gattinn!

Ulyß. (Beiseite.)

Ha was soll das? sie schützt das Grab?
Es gelte denn; nichts sey verschont! —
Verzeiht den nothgedrungnen Frevel,
Ihr Götter!

(laut.)

Griechen! laßt das Grab
In Trümmer stürzen, gleich der Erde!
Denn so geboth es Kalchas Spruch,
Damit uns frohe Rückkehr werde.

Andromache.

Halt't ein! ihr Griechen, haltet ein!

Ulyß.

Was kann ein leeres Grab dich kümmern?
Zwar preis' ich höchlich dein Gemüth,
Daß es den Todten noch verehrt;
Auch würd' ich ohne strenge Noth
Die heil'ge Stätte nie betasten:
Doch Götterspruch befahl uns selbst,
Die dunkle Wohnung schnell zu ebnen,
Wenn uns dein Sohn nicht fallen kann.

Andromache. (Weinend.)

Wie nun? zweifache Qual
Zerreißt die Seele mir!
Verräth'rinn muß ich werden
An der Geliebten Einem.
An dem hülflosen Kinde?
An meines Gatten Asche?
Schütz' ich des Kleinen Leben?
Rett' ich des Gatten Grab? —
Ja, Hektor, Vater, Held!
Sey du mein Zeuge selbst —

Im Sohne rett' ich dich;
Er räche dich und Troja,
Er lebe nur für euch!
Fall' immerhin dein Grab! — —

(Sinnend.)

Doch, wenn sie nun das Grab zertrümmert haben,
Wird dann der Mörder glüh'nder Blick nicht schnell
Den Kleinen an der Vaterurne schauen?
Nicht schnell ergriffen ihn zum Tode führen?

(Schmerzvolles Schweigen.)

So will kein Gott mir Hilfe senden?
So bin ich rettungslos verloren?

Ulyß.

Schwingt schnell das Beil! zertrümmert sey das Grab!

(Die Griechen eilen an das Monumente.)

Andromache. (Vor dem Grabe stehend.)

Nein, nimmer soll ein Streich das Grabmahl treffen,
Eh' mich der Todesstreich getroffen hat!

Ulyß. (Zur sich.)

Wie faßt der Schmerz der tiefbewegten Mutter
Mich mit Gewalt! Kaum kann ich widerstehn.

O Griechenland! wie vieles heißt dein Wohl
Von mir, weil Klugheit mir vor vielen ward.

(Zu Andromache.)

Ich fühle deine Qual; doch fühllos ist
Das Schicksal. Jeder strebt nach seinem Wohl,
Und wen die Macht beglückt, der führt es aus.
Du liebst den Sohn, und er ist deiner werth;
Doch lieben Hellas Mütter auch die Söhne.

Andromache. (Ulyſſes Kniee umfaſſend.)

Ulyß! auf meinen Knieen nah' ich dir,
Und thränenvoll umfaſſ' ich deine Kniee!
Ich weiß es, Griechenland horcht deinem Wort,
Und deiner Klugheit folgt das edle Volk —
O laß es einmahl deinem Herzen folgen!
Erbarme dich der Gattinn! höre mild
Hilfloſer Mutterliebe frommes Bitten!
Dem Milden zeigen ſich die Götter mild;
Je höher dich das goldne Glück erhob,
Um deſto ſanfter drücke die Gefallnen!
O zeige deine Größe durch Beglücken!

Dann fühle alles Glück, das du gegeben;
Mit unverletzter Treue schließe dich
Die Gattinn, schöner noch als je, an's Herz,
Und kräftig aufgeblüht, den Ruhm im Antlitz,
Begegne dir dein Sohn an froher Schwelle
Des freundumjauchzten schönbekränzten Hauses!
Gastfreundlich sey die weite Erde dir!
Dein Grab, es sey geehrt, wie Hektors Grab!
Und auf den Marmorwänden steh' geschrieben:
„Sanft ruh' Ulyß in seiner Urne Schooß,
„Der Feindesasche heilig ruhen ließ!" —

Ulyß.

So reich der Lethe stiller Strom auch wallt,
Es wallt kein Tropfe doch in's Leben über.
So meine Brust; von regem Mitleid voll,
Darf sie dir dennoch keine Lindrung schaffen.

(Beiseite.)

Rauh muß ich seyn; so lang der Mensch im Menschen
Noch Menschlichkeit erblickt, hört er nicht auf,
Sie anzurufen.

(laut.)

Genug des Wimmerns und der Lügen!
Willst du des Gatten Grabmahl retten —
So schaffe Augenblicks den Sohn!
Wo nicht — so soll des Vaters Grab
Sogleich des Kindes Grab auch werden.

(Andromache deutet dem Greise mit wehmuthsvoller Geberde das Monument zu öffnen.)

Fünfte Scene.

Vorige. Andromache. Der Greis, und Astyanax, welcher freudig aus dem Grabmahle hüpft, und sich an die Mutter schmiegt.

Astyanax.

O Mutter, Mutter! wie schön ist's hier!
Die Sonne leuchtet; ich bin bei dir.
Dort war's so kalt und die Nacht so dicht;
Doch hier ist's freundlich und warm und licht.

Andromache.

O ſage Lebewohl der ſchönen Sonne!
Umſtarren wird dich bald noch dicht're Nacht.
Senke die Knice, ſenke die Hände!
Bücke dich, Armer, tief in den Staub!

Ulyß.

Die Stunden flieh'n; nicht länger darf ich zaudern.
(Zu den Griechen.)
Vollzieht! Die Flotte lichtet ſchon die Anker.

Andromache.

So will kein Gott der Mutter ſich erbarmen?
Vermag kein Mitleid deine Bruſt zu rühren?
(Ulyß verneint ſchweigend.)
Andromache. (Das Kind ſanft von ſich wendend.)
Mein Hektor — nimm ihn auf! ich folge bald.
(Aſtyanax umarmend.)
O ſüßes Pfand! o Schmuck
Des hingeſtürzten Hauſes —

Leb' wohl! leb' wohl! —
Weh dir, du Armer, daß ich dich gebar,
Und deine Kindheit dir zum Grabe gab!
Weh dir! weh dir!
Deine Rechte wird kein Scepter ſchmücken,
Du wirſt Völkern nicht Geſetze ſprechen,
Nicht das Schwert in Siegesſchlachten ſchwingen,
Ruhmlos, freudlos, freundlos wirſt du ſchlummern,
Und das Mitleid nur wird deinen Nahmen nennen,
Wenn's der Armen denkt, die nicht ihr Ziel erreicht!

Ulyß.

Nun ende deine Thränen! Deine Liebe
Folg' ihm in's ſtille Schattenreich!

Andromache.

Laß mich zum letztenmal an's Herz ihn drücken!

Ulyß (bitter.)

Es würd' ein Heldenweib ſich größer zeigen,
Wenn ſie im Land der Griechen heimiſch wäre.

Andromache (gefaßt.)

Am Streben, groß zu ſcheinen, mag ich wohl
Der Griechinn weichen — doch an Mutterliebe
Soll mich kein Weib der Erde je beſiegen.

(Nach einigem Schweigen und Handeringen.)

Das Schickſal will des Kleinen Tod — er falle!

(Zu Astyanar.)

Stirb! Armer, ſtirb! — zwar ſtirbſt du klein dahin,
Doch furchtbar ſchon. Geh! auf Elyſiums Fluren
Erwartet dich dein Troja und dein Glück.
Zieh frey dahin in's Land der Seligen!
Befreyt ſollſt du dort die Trojaner ſchauen.

Ulyß (zum Gefolge.)

Ergreift ihn! führt ihn fort!

Astyanar (zu Andromache flüchtend.)

O Mutter! Mutter! Hilfe!

Andromache.

O was umſchlingſt du meinen Schooß?
Vergebens ſuchſt du Schutz bei mir;
Ich ſelbſt bin unbeſchützt, wie du.

Nimm dieſe Thränen, dieſe Küſſe,
Und bringe ſie beim freudigen Begegnen
Dem Vater in dem ſtillen Schattenlande.
Dann ſprich: mich ſendet dir Andromache,
Zum Pfand der Treue, die bald folgen wird.

(Die Griechen wollen das Kind ergreifen.)

Ulyß (leiſe zum Gefolg.)

Ihr Griechen, haltet ein! o haltet ein!
Zu ſchrecklich iſt's, das Kind den Mutterarmen
Entreiſſen! Liſt ſoll uns den Kleinen ſchaffen.

(Er nähert ſich wieder Andromachen.)

Andromache — nah' mir! ich mein' es gut.
Tritt her zu mir! ich will dir leiſe ſagen,
Wie du das Schrecklichſte vermeiden kannſt.

Andromache.

So ſchlüg' ein Menſchenherz in deinem Buſen?
Sey mir geſegnet, Fürſt der Kephallenen!
O ſprich der Rettung liebliches Geheimniß!

(Sie tritt zu Ulyß, indem ſie den Astyanax von ſich läßt, welcher in dem Augenblicke von den Griechen ergriffen und fortgetragen wird.)

Andromache (den Griechen nacheilend.)

Mein Kind! mein Kind! Verräther! ach, mein Kind!

(Zum Greis.)

Ach, folge mir!

Greis.

Unmenschen!

Ulyß (beyden den Weg vertretend.)

Bleibt! Mitleid hieß mich listig seyn.
Nicht mit Gewalt wollt' ich durch fremde Hände
Das Kind vom Mutterherzen reissen. —

(Bewegt.)

Andromache! nicht wir — das Schicksal will!

(Ab.)

Andromache. (Knieend.)

O hört mich, ihr Götter! seyd gnädig der Mutter!
Ach, schützet die Unschuld! erbarmt euch der Liebe!
O rettet, o rettet, ihr Götter des Himmels!
Euch stehen ja wallende Wolken bereit,
Hilflose, zum Tode geschleppt, zu entrücken.
O sendet den Adler, den Armen zu fassen!

O ſendet den Blitz, die Verruchten zu tödten!
Ihr Himmliſchen — — — —

(Sie fällt dem herbeieilenden Greiſe bewußtlos in die Arme.)

Greis.

(Nachdem er Andromachen auf eine Raſenbank gelegt hat.)

Ruhe ſanft! die Götter ſenden dir den Schlummer,
Daß du nun nicht Zeugin ſey'ſt des Schrecklichen.
Dank ſey euch, ihr Himmliſchen! für dieſe Wohlthat.

(Man hört hinter der Scene einen lauten Schrey von vielen Stimmen.)

Was kündet dieſer Ruf? Errettung oder Tod?
Iſt's Freudejauchzen oder Todesklage?
Ich kann es nicht erkennen; zu vermengt
Iſt das Gedräng' der wild verworrnen Stimmen. —
Ihr Götter! gönnt Andromachen den Schlummer,
Bis mir Gewißheit wird, was nun geſchah!

Sechste Scene.

Andromache (schlummernd.) Der Greis. Mehrere Griechen eilen vorüber.

Greis.

Ihr Griechen, weilt! laßt euch die Freude doch
Nicht alles Mitleid aus dem Herzen bannen!
Seht hier die Mutter! stiller Schlummer hält
Ihr noch die Welt und ihre Leiden fern.
O saget: lebt das Kind? wallt's bei den Schatten?

Ein Grieche.

Wir eilen, ihm das Leichenholz zu thürmen.

Greis. (Sich verhüllend.)

Leb' wohl!

Grieche.

Nun wird uns frohe Rückkehr.
Laßt uns den guten Göttern danken,
Die Troja's Mauern hingestürzt,

Und uns zur süßen Heimath führen!
Laßt uns durch laute Hymnen danken!

Greis. (Das Haupt enthüllend.)

O nicht, ihr Griechen! laßt die Stimme
Des Dankgebetes nicht die Mutter
Vom Schlummer zur Verzweiflung wecken!

Grieche.

Nein, sie auch muß den Göttern danken;
Denn hochbegabet war ihr Kind,
Und starb großherzig schönen Tod.

Greis. (In dankbarer Wonne.)

Und starb großherzig schönen Tod?
Hektor — dein Geist wallt unter uns!

Ein Grieche.

In unsern Hymnen lebe
Die Mutter und ihr Schmerz;
Beginnt den Lobgesang!

(Die Griechen entfernen sich singend, und man hört ihre Lieder leise aus der Ferne, indeß Andromache erwacht.)

Siebente Scene.

Andromache. Der Greis.

Andromache. (Erwachend.)

O welche ſüßen Huldgeſänge!
Wo wandelt ihr? mein Sohn! mein Gatte!

Greis.

Sie ſind noch ferne, die du liebſt;
Du wandelſt nicht im Reich der Schatten.

Andromache. (Nach ſchmerzlicher Beſinnung.)

O ſchöner Traum — wie kurz biſt du! —
(Haſtig.)
Mein Sohn, wo iſt er?

Greis.

Wo du zu ſeyn dir wünſcheſt, wo
Die Helden und die Guten wandeln,
Wenn Urnen ihren Staub umſchließen.
Er ſtarb großherzig ſchön dahin,

Sein Tod erfüllte mit Bewund'rung
Der Griechen dicht umſteh'ndes Heer.

Andromache.

Und gaben ſie mir nicht einmahl die Leiche?

Greis.

Den Uebermuth des Siegers rühret nichts.
Vielleicht iſt er beſtimmt, der Vögel Beute,
Der Thiere Raub zu werden, ach, vielleicht
Grablos zu ſeyn, bis ihn der Wellen Spiel
An eines Eilands öde Küſte wirft.

Andromache.

Sang dieſes ihnen auch der Seher Kalchas?
Gab nicht Achill, der mächtig Zürnende,
Selbſt Hektors Leiche Priams Thränen wieder?
Des Feindes Leiche gab er ſeinen Feinden —
Und die Unmenſchlichen verweigerten
Der Mutter ihres Sohnes todten Leib?!
So wird denn ſelbſt der letzte arme Troſt
Der Leidenden Verlaſſenen geraubt?

Der Kinderlosen nicht des Kindes Leiche
Vergönnt?

(Man hört auf den Griechischen Schiffen zum Abzuge blasen.)

Ha, welches frohe Lied entwirbelt jenem Schiff?

Greis.

Man bläst zum Abzug.

Andromache.

Eile denn zu Agamemnon,
Dem Völkerfürsten, bitte und beschwöre ihn,
Der Mutter nur des Sohnes Leiche zu gewähren;
Dann beuge dich zur Erd', umfass' Ulyssens Knie:
Er, der das Kind der Mutter nahm, dem Kind das Leben,
Er möge durch die Leiche mir das Leben fristen,
Und edel seyn, da er nicht gütig durfte seyn.
Dann wende dich mildflehend an die Fürsten alle:
Wenn sie bei ihrer Rückkehr in die süße Heimath
Nicht ihre Kinder auf der Bahre wollen schau'n,
Wenn sie im Unglück einst Mitleid und Hilf' erwarten,

So mögen sie ihr Mitleid der Hilflosen gönnen,
Und Agamemnons Herz mit mildem Sinn erfüllen.

Greis.

Ich gehe, deinen Auftrag zu vollzieh'n;
Doch hoffe nichts; denn Siegestaumel schwellt
Der Griechen stolzerfülltes Gemüth;
Nur Hohn und Spott wird ihre Antwort seyn.

(ab.)

Achte Scene.

Andromache. (Allein.)

O Götter, die ihr den Verlaßnen schützt,
Dem Unglück selber Ziel und Lohn bestimmt —
Erfüllt ist euer Wille und der Spruch
Des Sehers durch des Kleinen schnellen Tod.
Seyd nun versöhnt! und euer Haß verlösche,
Wie Troja's Gluth in Staub und Asche fällt.

Neunte Scene.

Greis und Andromache.

Greis.

Die Götter sind versöhnt, dein Fleh'n erhört,
Auf halbem Wege schon begegnet' ich
Dem Zuge, der die Leiche deines Sohns
Mit Ernst und Liebe feyerlich dir bringt;
Ihn führt Ulyß. Laß uns den Göttern danken,
Daß sie dir noch der Wehmuth Wonne gönnen.

Zehnte Scene.

Ulyß mit mehreren Griechen, welche Aſtyanax Leiche auf einer von Zweigen geflochtenen Bahre tragen, und mit Blumen bekränzt ſind.

Greis. Andromache.

Ulyß.

Dir ſendet Agamemnon dieſe Leiche,
Der Mutterliebe hohe Würde ehrend,
Doch auch die Schwäche ſeiner Macht beklagend,
Daß er dir nur ſo nichtigeitlen Troſt
Gewähren kann, da er gehorchen mußte
Des unbeugſamen Schickſals Allgewalt.
Dein Leide, was wir Menſchen geben können,
Dein werde wieder Ruhe, Glück und Wonne,
Da nun des Sturmes Wuth verbrauſet hat.

(Die Leiche wird niedergeſetzt, Ulyß nimmt das purpurne Tuch ab, und ſteht mit empor gehobenen Rechten dann.)

Ulyß.

Holder Knabe! Freude dir
Auf Elyſiums ſtillen Fluren!
Deiner Kindheit gold'ne Tage
Werden dort in Götterjugend
Wandellos unſterblich blüh'n.
Heil dir, o Heldenkind,
Im Land der Seligen!
Es hat dein ſchöner Tod
Der Zwietracht Gluth gedämpft,
Des Schickſals Zorn verſöhnt.

Andromache.

Und wie ſtarb er? ſprich, Fürſt der Kephallenen!

Ulyß.

Die reine Wahrheit ſoll mein Mund bekennen:
Hold im Opferkleide ſtand der Knabe,
Und die Todesweihe war vollzogen.
Da ergriff ich ſanft des Kleinen Hand;
Doch das Kind, unwillig der Gewalt,

Bog sich weg, und ging so stolz als frey.
O wie schnell ward unser Haß zu Mitleid! —
Schweigend gingen wir zum hohen Thurm,
Welcher Troja's Zinnen überschaut.
Thränen traten in des Kindes Auge,
Wie es sich dem Schreckensziele naht';
Aber mit des Opferkranzes Blättern
Pflückt' es schnell die perlenden hinweg.
Und nun zeigten wir uns auf dem Giebel;
Da — so zahllos auch die Menge war —
Regte sich kein Laut im ganzen Heer.
Plötzlich, plötzlich wie die Silberquelle
Leicht und still vom Hang der Klippe fällt,
Wie die Taube glänzend abwärts schießt
Von des blauen Aethers leiser Höh':
So, kaum hörbar flog vom Thurm das Kind,
Lag nun todt und schön vom Blut umblüht,
Fast wie unverletzt auf milder Erde.
Da rief alles Volk erstaunend aus:
„Ja, die Götter sind der Unschuld hold!" —

Da flog, von Begeiſt'rung ergriffen,
Herbei die Menge mit heiliger Scheu,
Entriß den Fluren die duftenden Blumen,
Entriß den Bäumen die blühenden Zweige,
Und ſtreute Blumen und Zweige lobpreiſend,
Dahin auf den lieblich entſchlummerten Leib.

(Andromache kniet ſich knieend über die Leiche, welch ſie mit Küſſen bedeckt, indeß Ulyß mit den Griechen die Bahr feyerlich umgeht.)

Ein Grieche. (Zum Greis.)

Sieh, dieſe Blumen, dieſe Kränze,
Gepflückt auf Troja's öder Flur!
Sie ſollten uns ein Denkmahl ſeyn
In unſrer Heimath ſchönen Hallen.
Ihr Freunde, ſtreuet ſie der Mutter!

(Es ſtreut Blumen.)

Sie ſeyen ihr ein Heiligthum!

Andromache.

Ein Heiligthum für meinen Schmerz!

Ein zweyter Grieche.

Der Geiſt des Kindes weh' aus ihnen!

(Streut Blumen.)

Andromache.

Des Kindes, das ihr mir entrißt!

Ulyß.

Der Geiſt der Ruhe wehn' in ihnen!

(Streut Blumen.)

Andromache.

Der aus dem Leben mir entfloh!

Der Greis (zu den Griechen.)

Ihr ſeyd der Götterhilfe würdig,
Ja, Freunde! werth des großen Opfers.
Andromache wird euch verzeih'n.

(Die Griechen entfernen ſich bis auf Ulyß, welcher in Wehmuth verſunken vor Andromache ſtehen bleibt.)

Andromache. (Zu ihm.)

Verzeihen? — nimmer darf ich euch verzeih'n!
Die hohe Mutterpflicht verbietet es. —

Daß ihr die schöne Troja mir zerstört,
Die theure Vaterstadt — sey euch verzieh'n;
Ihr kamt als Feinde schrecklich gegen Feinde.
Daß ihr den Gatten grausam mir erschlugt,
Den herrlichen — auch dieß sey euch verzieh'n;
Er fiel im offnen Kampf, Schwert gegen Schwert.
Daß Frau'n und Mädchen ihr als Sklavinnen
Von hinnen führt — auch dieß sey euch verzieh'n;
Es ist unmenschlich, doch des Siegers Recht.
Und hättet ihr den Busen mir durchbohrt —
O glaube mir — ich würde euch verzeih'n,
Denn Leben ist mir schwere Last, kein Gut:
Allein, daß ihr den Kleinen mir hinwürgtet,
Der schuldlos blühte wie die stille Blume,
Daß ihr das Leben mir vom Leben raubtet —
Darf ich es euch verzeih'n? bin ich nicht Mutter? —
Weh mir! durch euch nicht mehr!

Ulyß.

Uns ward des Himmels Gunst. Bedenke dieß:
Wen Götter lieben, hasse nicht der Mensch!

Andromache. (Schnell einfallend.)

So flieht, o flieht, und laßt mir meinen Schmerz!
Zieht nach der Heimath, jauchzt — lobsingt den Göttern —

(Sie wehmuthsvoll die Hand reichend.)

Mein Fluch soll euer Dankgebeth nicht stören!

(Man hört nochmals zum Abzuge blasen.)

(Der Vorhang fällt.)

Schilder-Schau.

Eine

Geschichte meines nachmittägigen Spaziergangs durch die Stadt.

Von

Christoph Kuffner.

Erster Band.

Brünn 1824,
bei Joseph Georg Traßler.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorſpiel 3

Schilder = Symbolik. — Parade = Haupt-Idee. — Lebendiger Meilenzeiger.

1tes Schild: Die drei Grazien . . 8

Die Grazien als Göttinnen, und als Mädchen. Victorine, die Weiße. Flora, die Grüne. Serena, die Päonienrothe.

2tes Schild: Die Spitzenhändlerinn . 13

3tes Schild: Das ſchwarze Lamm . 16

Frühſtück und Frühzwiſt. Wohlſchmeckender Friedensſchluß. Der Zuckerhammer als Mediateur.

4tes Schild: Das grüne Fäßchen . 19

Geburtstags = Verlegenheit. Die unſichtbaren Anbeter.

Seite

5tes Schild: Der Prinz von Würtemberg 22

Weibliche Neugierde. Der potenzirte Mehlsdorfer.

6tes Schild: Der ſchwarze Hund . 31

Die langweilige muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung. Rede eines Hundsliebhabers und eines Hundes.

7tes Schild: Der Tieger . . . 53

Maskirte Romantik. Intereſſante Menſchen. Der Oheim als Tieger. Scharmützel mit meinem Freunde Prel

8tes Schild: Die Verbündeten . . 72

Verſchwörung gegen die Romantik der ſchönen Katharina-Thusnelda. Tiegerjagd in Böhmen. Die Grazien als Hülfstruppen der geſunden Vernunft.

9tes Schild: Die rothe Birne . . 95

Aufgang verſchiedener Liebesſterne. Falſchheit eines erotiſchen Birnenkörbchens. Die Verzweiflung des glücklichen Freiherrn. Die betrogenen Grazien. Das Eingeweide der Franzmadam.

10tes Schild: Die Stadt Neapel . 106

Das Panorama als Kriegsliſt der Herzensangſt. Der Kuß im Mittelpunkt von Neapel. Das trockene Waſſer. Rezenſenten-Panorama.

Seite

11tes Schild: Die Großfürſtinn von Rußland 117

Die ſtumme Whiſtpartie. Der dienſtfertige Wenzel. Die unglückliche Fürſtinn. Intereſſante Wehmuth einer Naſe.

12tes Schild: Der Frühling . . 126

Par force-Frühlingsfeier. Ingredienzen zu einer lärmenden Unterhaltung. Poetiſche Dach-Teraſſe. Charakter des weißen Schwans. Genießbare Leichenzüge. Babyloniſche Thurm-Gruppen. Großes Oratorium: »Die ſieben Wunder der Welt.« — Der Mord des Todten, ein Trauer- und Schauerſpiel.

13tes Schild: Die weiße Fackel . 176

Helions Declamatorium privatiſsimum in nuce. Tod und Leben. Der Blumenkrieg. Fackelrede auf der Treppe. Rede des Todes bei ſeinem Eintritt ins Leben.

14tes Schild: Die goldene Treßborde 193

Vier verſchiedene Geſichter. Das grüne Friedens-Aſyl. Philemon und Bauzis im Wirthshauſe. Landſchaft-Gemählde. Die Herren mit Treßborden. Zärtlicher Fauſtkampf der Berühmtheit.

15tes Schild: Apollo . . . 208

Bitterſüßliche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. Preisaufgaben und Preiſe — ohne Vertheilung.

Seite

16tes Schild: Der Kosak . . 230

Die sterbende Akademie. Maskirte Leichenspiele. Ball-Schlachtfeld. Der Kosak als Genius. Auferstehung der Todten. Unschuldige Mordlust. Der wilde Adalbert. Die verdeutschten Russen.

17tes Schild: Die goldene Sonne . 244

Recidiv des romantischen Fiebers. Bilder des Ruhms in umgekehrten Vergleichungen.

18tes Schild: Der silberne Mond . 253

Herzens-Krankheiten. Transparente Menschen. Schilderschlacht. Nächtliche Wanderung.

19tes Schild: Die drei Afrikaner . 264

Natürliche Masken. Die häßlichen Doppel-Mohren als Liebhaber der Grazien.

20tes Schild: Die Mahagony Tasse . 271

Festivitäten-Sucht. Zwei Hochzeiten auf Einer Kaffee-Tasse.

21tes Schild: Der Erzherzog Karl . 276

Angeflogene Gemählde-Liebhaberei. Oesterreichs jetzt lebende Mahler.

22tes Schild: Der König von Spanien 287

Der verstümmelte Don Carlos. Der — nicht Feuer fangende Funke Wahrheit. Unerwartete Rede. Zu früher Epilog. Unglück durch ein ungeladenes Schießgewehr.

Seite

23tes Schild: Die eiſerne Krone . 295

Die glühende Eiſenkrone im Eheſtand. Die Gattinn als Belladonna. Die Drehkrankheit. Falſche Melancholie. Erſter Todesfall.

24tes Schild: Die Schöpfung . . 303

Reiner Eheſtands-Himmel. Haydn. Adam und Eva. Gute Hausordnung. Der erſte Geburtstag. Die Reuige. Chor der ſeligen Geiſter.

25tes Schild: Der ſchwarze Hund . 309

Die vierfüßige Nemeſis. Hunds- und Guitarre-Schlacht. Eheliche Erbauungsrede. Swaran, der Rächer. Serenaden-Spuck.

26tes Schild: Die weiße Roſe . . 310

Verklärung der trauernden Liebe. Die weiße Traumroſe; die lebende, und die ſilberne Roſe.

27tes Schild: Der Wallfiſch . . 323

Der zweifüßige Wallfiſch. Das Familien-Angſt-Kleeblatt. Blitz- Todes- und Katzen-Scheu. Das ſeidene Zimmer. Der Sekretär-Vogel. Monolog eines Wallfiſches an der Küſte von Grönland während des Häringfangs.

Seite

2tes Schild: Prinz Karl von Lothringen 342

Die Geisterfische. Lustiger Tod der Liebe. Punsch = Heroismus. Sarg = Bestürmung. Die vergnügte Leiche. Rede eines Todten über die Macht der Liebe.

Schilder-Schau.

Erster Band.

Vorspiel.

(Schilder-Symbolik. Parade-Hauptidee. Lebendiger Meilenzeiger.)

So wie manches Projekt auf dem Papier sich gar herrlich zeigt, die Ausführung aber nicht verträgt, so stand auch der Frühling zwar im Kalender, in der Natur aber ließ er sich entweder gar nicht sehen, oder höchstens auf solche Art wie ein junger Herr in den Flegeljahren.

Dessen ungeachtet unternahm ich mit meinem Freunde Pr, am 20ten März um 4 Uhr Nachmittags einen Spaziergang durch die Stadt, der eine Art von Frühlingsfeier vorstellen, und mit so mancher andern Feier wenigstens das frostige Wesen gemein haben sollte. Wir setzten uns zwar die schwere Aufgabe: höchst sentimental zu seyn, waren aber, eh' wir's glaubten, in die frohlichste Stimmung hineingerathen.

Bei mir hatte das folgenden Grund: Ist mein Inneres licht, so halt' ich mich mehr aufrecht als gewöhnlich, und schaue gern zum Himmelslicht hinauf; es ist dann, als ob mein schwaches Auge, das sonst hellen Glanz nicht vertragen kann, von der Freudigkeit der Seele gestärkt würde.

Dieß geschah auch bei der Stadtpromenade, die ich mit meinem Freunde Pr, dem Kalender-Frühling zu Ehren unternahm. Ich war gestimmt mit Allem und Jedem zu konversiren, darum sprachen mich sogar die bunten Schilder freundlich an, die wie Schutzgötter oder Votivtafeln über den glänzenden Auslagen schweben, und bald als historisch-bedeutungsvolle Gestalten, bald als reiche Sinnbilder, gleich jenen auf den alten Ritterschildern, bald als stadtkundige Räthsel, bald als gemahlte Stiftungsbriefe von guten oder bösen Eigenschaften und Zuständen, bald als Lockvögel, bald als Warnungszeichen wider ihren Willen, bald als Prologe und Epiloge zu sehr drastischen Dramen aus dem wirklichen Leben gelten können.

In dieser lustigen Stimmung, da alle heitern Bilder des Lebens und der Literatur an meiner Seele vorüberzogen, errinnerte ich mich auch des beliebten Einfalls, kleine Romane

nach aufgegebenen Worten zu ſchreiben. Der Dichter läßt ſich da freiwillig feſſeln, um mit ſeinen Feſſeln Muſik zu machen, indem die Phantaſie mit ſich ſelbſt ein muthwilliges Spiel treibt.

So erwachte denn in dem Augenblicke, da wir vor der ſchimmernden Auslage zu den drei Grazien ſtanden, in mir der Gedanke, eine Erzählung nach dem Befehle der über mir funkelnder Bilder zu geſtalten. Mit gänzlicher Aufopferung meines Willens, der doch, wie das Sprichwort ſagt, des Menſchen Himmelreich iſt, ergab ich mich in den Willen meines Freundes Pr, den ich zu meinem Tyrannen und Meilenzeiger ernannte, indem ich ihm die Vollmacht gab, den noch zurückzulegenden Weg nach ſeinem Belieben zu beſtimmen. Er that es, und wir gingen nun wohlgemuth über den Kohlmarkt, durch das Paternoſtergäßchen über den Graben, Stephansplatz, hohen Markt, und durch die Tuchlauben, an deren Ende wir beim Peilerthor von einander Abſchied nahmen. Ich las meinem tyranniſchen Freunde und Meilenzeiger Pr, — den ich des charakteriſtiſchen Klangs wegen lieber Prr! ſchreiben möchte, — das Geſchriebene von Zeit zu Zeit vor. Er fand jedesmahl daran viel zu tadeln. Um dem geſchätzten Leſer einen Beweis meiner Unpar-

theilichkeit gegen mich selbst zu geben, werde ich Alles, was er zu meinem Nachtheil bemerkte, getreulich niederschreiben und in das Werk selbst einflechten.

Dadurch wird zugleich meinem künftigen Rezensenten die Mühe sehr erleichtert, denn er braucht das Werk selbst gar nicht zu lesen. Schaut er nur die Stellen, welche den Tadel des Tyrannen Prr enthalten, flüchtig an, so findet er sogleich eine Menge von Mängeln und Gebrechen aufgedeckt, und hat dann nichts weiter zu thun, als über sie und über mich selbst nach Herzenslust zu schimpfen. Im Eingang zur Rezension kann er z. B. sagen, daß die ganze Manier, solches Zeug nach Aufgaben zu schreiben, abgedroschen, allen höhern Kunstforderungen schnurstraks entgegen, einfältig und erbärmlich — folglich verwerflich sey.

Um nun meinen Freund Prr recht zu ärgern, dem Rezensenten aber eine Freude zu machen, stelle ich hier, weil jedes Kunstwerk eine durchgreifende Hauptidee haben soll, eine solche auf, die man in diesem Werke vermuthlich sehr wenig, höchstwahrscheinlich gar nicht finden wird, denn sie steht eigentlich nur

zur Parade da, weil ich weiß, daß solche Hauptideen à la tête dem Werke ein gewisses vornehmes Ansehen geben, wie das Ordensband einem abgetragenen Frak. Nun sage ich, daß die, in diesem Werke nicht durchgeführte Hauptidee so lautet: »Der Mensch hält auf dem Marktplatze des Lebens gewöhnlich sein eigenes Aushängschild vor sich, um dadurch zu erklären, wofür er selbst sich hält und für was er von Andern gehalten seyn will; doch gibt's auch Manche, die ihr Schild ohne ihr Wissen, bisweilen sogar gegen ihren Willen aushängen.« —

Und nun, du liebe Phantasie, laß dir von der guten Laune einen herzlichen Kuß geben, dann geh' frisch ans Werk!

Wien am 8ten März 1821.

Erſtes

Schild.

Die drei Grazien.

Die Grazien als Göttinnen, und als Mädchen. Victorine, die Weiße; Flora, die Grüne; Serena, die Päonienrothe.

„Zu den Grazien.“ Herrliches Schild! Es ſollte das Schild des Lebens ſeyn; denn was iſt ohne Grazien unſer Leben? — Opfere den Grazien! ſagte Plato; und fürwahr, in dem wortarmen Spruche liegt der höchſte Reichthum der Lebensweisheit, der mit andern Worten ſagt: Nicht was, ſondern wie wir genießen, darin beſteht das Glück des Lebens. Wie könnte man ſonſt mit Wenigem glücklich, bei Vielem unglücklich ſeyn?

Der Grazien, — ſagt die heitere Griechenwelt, die uns noch jetzt wie der Abendſtern am dämmernden Himmel funkelt, — der Grazien waren drei: Aglaja (der Lichtglanz),

Thalia (die Grünende), Euphrosine (die Heiterkeit). Sie hatten vereint die schöne Bestimmung, die Unsterblichen zu beglücken. Daraus geht die Lehre hervor, daß man, um des Glückes der Grazien fähig zu werden, kein irdischer Thor seyn darf.

Außerdem gehört zum glücklichen Leben die wechselseitige Bedingniß, daß die Welt uns gefalle, und wir der Welt gefallen. Die Grazien stehen hier wieder oben an, denn sie sind auch das Bild von der höchsten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck es ist, durch unser geistig verschönertes Wesen, das in der äußern Anmuth sich abspiegelt, das gesellige Vergnügen zu veredeln, indem wir durch Güte und Frohsinn die Herzen gewinnen. Nicht zu vergessen, daß man den lieblichen Huldgöttinnen auch den süßen Zauber des Wohlthuns und der Dankbarkeit zuschrieb! Aber nicht nur auf das Leben, auch auf die Kunst strahlte das milde Feuer dieses lieblichen Drillingsgestirns; denn so wie die Kunst ihren himmlischen Farbenbogen über das Leben wölbt, eben so öffnet das Leben der Kunst seine Millionen von Quellen und Blumen.

Drei waren der Grazien, aber ihr Wesen verschmolz in Eines. Hören wir die Mythe, so hielt eine von ihnen eine Rose, das Sinn-

bild der Schönheit, die andere einen Myrtenzweig, das Symbol der holden Liebe, die dritte einen Würfel, andeutend den Frohsinn der Unschuld und der harmlosen Jugend.

Man schwor — sagt die Mythe — bei den Grazien, und weihte ihnen den ersten Becher. Wer kennt einen schönern Schwur als den bei Schönheit, Liebe und Frohsinn!

Mit diesem Schwur — Glückauf — zu dem ganzen Werke, das die Grazien beschützen wollen!—

Nach dieser feierlichen Anrufung lasse ich das erste Schild fröhlich ins Leben treten.

Der Sokrates der drei Grazien unsrer Zeit hieß Hillmar, ein praktischer Philosoph so gut als Jener; auch glichen sich Beide darin, daß sie dem Schreiben feind waren, folglich nichts Schriftliches hinterließen. Die griechischen Grazien, ins Hillmar'sche übersetzt, hießen: Menschenliebe, Frohsinn und Freiseyn von jeder moralischen und silbernen Schuld. Wer die Portraits von Hillmars leiblichen Grazien zu sehen wünscht, der muß sich aus den folgenden Einzelnheiten, die ich ihm liefere, in seiner Phantasie ein Ganzes zusammensetzen. Sie sind — das sag' ich lieber schon voraus — von der Art, daß sie, ihrer äußern Gestalt und ihrem inneren Wesen nach, in je-

dem gutgeschriebenen Roman mit Ehren auftreten können.

Victoria hatte in ihrem Wesen etwas Ätherisches; sie schwebte mehr als sie ging; jede ruhende Stellung war mahlerisch, ihre Klage höchst rührend, ihr Zorn reitzend, ihre Freude entzückend. Aus der goldnen Lockenfülle leuchteten zwey hellblaue Augenhimmel, mit denen sie in die Welt so freundlich hineinlächelte, als die Welt sie anlächelte. Die weiße Farbe des sinnigen Gesichtchens war vom mildesten Hauch einer aufglimmenden Morgenröthe angeflogen, manchmahl wie in Verklärung leuchtend. Ihre Stimme klang wie ein weicher Flötenton. Sie kleidete sich gewöhnlich weiß; auch gab sie der weißen Rose den Vorzug vor allen übrigen Blumen. Der blaßgelbe Strohhut mit lichtblauem Bande war das einzige Farbenspiel in ihrer einfachen Kleidung.

Flora erschien gewöhnlich in hellgrünem Taft gekleidet. Aus dem blühendsten Gesicht, von kastanienbraunem Gelock umfluthet, leuchteten die lebhaftesten Augen mit echtem Brillantfeuer. Sie verdiente ihren Namen mit vollem Recht; denn schöneres Lilienweiß und Rosenroth als auf ihren Wangen, lieblicheres Veilchenblau als in ihren Augen, glühenderen Nelkenpurpur als auf ihren Lippen, konnte

man im ganzen Reiche der Blumengöttinn nicht finden. In Allem, was sie sprach und that, zeigte sich Besonnenheit und Gemüthsruhe. Fest und aufmerksam schaute sie in jedes fremde Auge, und wer kein reines Gewissen hatte, konnte ihren Blick nicht lange ertragen.

Nicht weniger ihres Namens würdig war Serena. Schwarzes Auge und schwarzes Haar verkündigten auf den ersten Anblick das rege Leben und den unzerstörbaren Frohsinn ihres freudigen Herzens. Jede Bewegung war rasch, und doch zierlich. In Gesellschaft pflegte sie viel zu lachen, und wenn sie allein war, meistens zu singen, selbst bei der Arbeit. Sie erzählte gern und ließ sich gern wieder erzählen, so wie sie überhaupt Alles, was in ihr vorging, gern mittheilte, und Jedem hold war, der sein Inneres aufschloß, wie sie selbst es that. Bei fremden Leiden war sie mehr als gefühlvoll, sie war thätig und Hülfe schaffend. Weinen sah man sie nur Freudenthränen; fröhliche Musik brachte sie leicht zum Tanzen, manchmahl sogar zum Jauchzen. Ihre Lieblingsfarbe war das Purpurroth der Päonie.

So haben wir denn einmahl die drei Grazien, und wo die sind, da muß wohl jeder vernünftige Leser einsehen, daß — heut zu Tage, im

Zweiten

Schilde:

Die Spitzenhändlerinn

unentbehrlich wird. Sie tritt so eben zu den drei Grazien ins Zimmer, die der wohlbekannten Frau mit der gewöhnlichen Freudigkeit entgegen hüpfen.

Frau Susanne Herold hatte den Namen nicht umsonst, denn sie war wirklich eine Art von Fama der schönen Welt. Sehr angenehme Gesichtszüge mit frischer Farbe, dabei die äußerste Reinlichkeit und Zierlichkeit im Anzuge verdeckten einen beträchtlichen Theil ihrer sechs und sechzig Jahre. Guter-Humor und Dienstfertigkeit waren ihr gleichsam wie ein paar Geniusflügel angesetzt. Sie stand in vielerlei Verbindungen von der verschiedensten Art, de-

ren Brennpunkt und Ariadne-Faden ſie war, beſaß eben ſo viel Waaren- als Menſchenkenntniß, und eine nicht gemeine Kunſtbildung, denn ihr ſeliger Mann war Horniſt in Dienſten eines ruſſiſchen Fürſten geweſen. Sie breitet nun ihre mannigfaltigen Schätze auf dem Tiſche aus, und weiß den holden Schweſtern während dieſes angenehmen Geſchäfts mit beiſpielloſer Beredſamkeit nicht nur die Schönheit ihrer Kunſtwerke, ſondern auch die Schönheit der Schönen ſelbſt zu preiſen, von der man, wie ſie verſichert und auf Ehre betheuert, in allen Häuſern entweder mit Neid, oder mit Bewunderung und Entzücken ſprechen höre. Obſchon die gute Frau deshalb von den drei Grazien eine Schmeichlerinn, ja ſogar eine Lügnerinn genannt wird, ſo kann ſie doch merken, daß Schmeichelei und Lüge den Menſchen nicht immer ſehr verhaßt machen, weil man, jenes Schmollens ungeachtet, von ihren Spitzen, Bändern und Stoffen mehr als gewöhnlich kauft.

Frau Suſanna Herold ward darüber, wie billig, ſo erfreut und zugleich ſo muthig, daß ſie beim Weggehen verſicherte: Man werde ſich wohl ſehr bald ſelbſt überzeugen, ſie habe keine leeren Worte geredet; und es dürften ſich wohl Dinge ergeben, über die ein ſchönes Fräulein eben nicht böſe zu werden pflege.

Die drei schwesterlichen Grazien hatten bisher ungefähr so gelebt, wie junge Dichter, die ihre Unsterblichkeit schon in sich tragen, ohne noch eine Zeile geschrieben zu haben, und deshalb auch von jener nichts ahnen. Die Lobrede der geschwätzigen Heroldinn machte sie zuerst auf die Macht ihrer Schönheit aufmerksam. Bisher hatte ihre Liebe sich nur auf einander und auf ihre nächste Umgebung beschränkt. Die enthusiastische Lobrede der jugendlichen Greisinn war der Zauberschlag, mit dem die weite Welt mit allen ihren Herrlichkeiten, mit allen ihren Huldgestalten voll offener Arme und knieender Verehrer plötzlich vor ihnen aufging. Hatte jede von ihnen bisher ihre beiden Schwestern für schöner als sich selbst gehalten, so fühlte jede von diesem Augenblicke an, daß sie doch selbst auch etwas gelte, und um ja keiner der beiden Schwestern unrecht zu thun, erkannte jede sich den Preis der Schönheit zu, dessen Vertheilung leicht Zwistigkeiten verursachen konnte.

Drittes

Schild.

Das ſchwarze Lamm.

Frühſtück und Frühzwiſt. Wohlſchmeckender Friedensſchluß. Der Zuckerhammer als Mediateur.

Vater Hillmar ſtand während dieſer Kriegs-Machinazionen der Schönheit neutral im Hintergrunde, wo ich ihn indeſſen auch ſtehen laſſe; ich würde ihn ſogar, wenn er ſich etwa ſchon jetzt gewaltſam vordrängen wollte, eben ſo wieder zurückdrängen, weil ich ihn noch nicht brauchen kann. Nur ſo viel will ich dir, neugierige Leſerinn, ſagen, daß er recht wohl merkte, was in ſeinen drei Töchtern vorging, weil er vernünftig war, und ſie von der Verſtellungskunſt bisher nur ſo viel kannten, als die freigebige Mutter Natur jedem Weibe zur Lebensausſteuer mitgibt. —

Der Himmel erhalte ſie noch lange dabei! Ich fürchte aber, ſie werden bald klüger werden, und fürs Erſte zwar deshalb, weil ſich — zwar noch keine Anbether, wohl aber ſchon allerlei Geſchenke von unſichtbaren Anbethern zeigen.

Eines Morgens — (die drei Schweſtern ſchliefen in demſelben Zimmer) — ſtand auf dem runden Tiſchchen von glänzendem Nußbaumholz, in der Mitte des Zimmers, ein ziemlich großes ſchwarzes — aber lebloſes Lamm, und zwar ſchwarz und leblos deshalb, weil Vließ, Fleiſch und Bein von — Chocolade waren. Der erſte Blick der drei erwachenden Schweſtern fiel auf den ägyptiſchen Gott; ihr Genius zeigte ihnen in dem geduldigen Schäflein ſogleich einen Verehrer incognito. Natürlich ſah Jede in dem Lamm ein der Zärtlichkeit gegen ſie geweihtes Opferthier, eine ſtumme Herzens-Dedikazion.

Schnell entſprangen die erfreuten Mädchen ihren Betten, flogen nach dem Tiſche, und das ſchwarze Lamm ſah ſich von den freundlichſten ſechs Augen aus den lieblichſten drei Geſichtern zugleich angeſchaut. Aber bald verwandelte ſich das ſchwarze Lamm in einen ſchwarzen Dämon, denn jede wollte ſich für die Göttinn halten, der ein Sterblicher dieſes Opfer brachte. Eine nach der andern ſagte

mit möglichſter Beſcheidenheit den Grund, aus dem ſie einen Anſpruch auf das Eigenthum der wohlſchmeckenden Beſtie ableiten zu können glaubte. Victorine führte für ſich an: »Der Kopf des Lammes ſey gegen ihr Bette gerichtet;« Flora: »der Tiſch ſtehe ihrem Bette zunächſt;« Serena: »Sie liebe, wie Jedermann wiſſe, Choccolade über Alles!« —

Nach langem eifrigen Wortwechſel kamen die lieblichen Zänkerinnen endlich überein, den Gegenſtand des Streites, — wie das auch bei manchem welthiſtoriſchen Friedensſchluße ſchon geſchah, — zur Herſtellung der Ruhe — zu zertheilen. Der ſilberne Zuckerhammer vertrat die Stelle des Mediateurs, und die Verſöhnten verzehrten wohlbehaglich die Trümmer, jede mit dem angenehmen Glauben, daß eigentlich das Ganze ihr gebührt hätte.

Viertes

Schild.

Das grüne Fäßchen.

Geburtstags-Verlegenheit. Die unſichtbaren Ankether.

Am folgenden Tage wurde Hillmars Geburtstagsfeſt feierte. Beim Mahle herrſchte ein Wetteifer von Witz und Frohſinn. So kam denn Alles zur Sprache; ſelbſt die Geſchichte und der Tod des ſchwarzen Lammes blieb nicht verſchwiegen. Hillmar rügte zwar, daß man im Genuſſe dieſes Sinnbilds der Sanftmuth zu voreilig geweſen ſey, mußte aber doch lachen, als er von dem Schweſter-Kleeblatt das aufrichtige Geſtändniß vernahm, es ſey nur durch dieſe Zerſtückelung möglich geworden, die Einigkeit zu erhalten. Während jede Schweſter ſich bemühte, den Vorwurf der Eitelkeit oder Läſternheit von ſich zu entfernen, brachte der

Bediente ein zierliches grünes Fäßchen auf den Tiſch.

Vater Hillmar nickte den Töchtern freundlich zu, zapfte, füllte die Gläſer mit dem herausquellenden Madera, und hob ſein Glas empor mit den Worten: »Auch ihr verſüßt mir das Leben, gleich dieſem Nektar! Ich dank euch, Kinder!« —

Zu ſeinem Erſtaunen aber proteſtirten die Mädchen mit der Erklärung, ſie ſeyen nicht Spenderinnen dieſer Gabe. Nun kam ein Gaſt nach dem andern in Verdacht, der überraſchende Geber zu ſeyn, aber jeder verbat die ihm zugedachte Ehre, während das Fäßchen den letzten Tropfen ſeines Inhalts preisgab. Ueber alle die ernſthaften Betheuerungen kam Hillmar in Verlegenheit und ſagte beſchämt: »So hab' ich euch, meine Töchter, den übereilten Mord des unſchuldigen ſchwarzen Lammes zur Laſt gelegt, und mir macht das ſchnell geleerte Fäßchen nun denſelben Vorwurf, ja ich weiß nicht einmahl, ob das Geſchenk mir gilt — oder euch!« —

Raſch fiel Flora ein: »Gilt das Fäßchen Einer von uns, ſo bin ich dieſe Eine, weil das Fäßchen meine Lieblingsfarbe hat.« —

Nun, ſagte Hillmar, ſo muß ich die ganze Tiſchgeſellſchaft auffordern, dir zuzutrinken!

— Dazu ſtand er auf, und rief: »Hoch lebe die ſchöne Flora und der unſichtbare Anbether!«—

Alle Gäſte wiederholten muthwillig den Spruch, und Flora erröthete, vergeblich widerrufend. — »Ich bin doch ewig zu geſchwind, ſagte ſie im Aufſtehen, das will ich mir nun aber ernſtlich abgewöhnen!«

Hillmar umarmte die Gequälte herzlich, ſetzte aber hinzu: »Zu ſpucken fängt's denn in meinem Hauſe doch an; das läßt ſich nicht läugnen. Ob's gute oder böſe Geiſter ſind, wird und muß ſich bald zeigen!« —

Und ich, der Autor, ſetze hinzu: »Wenn's mir beliebt!«

Fünftes

Schild.

Der Prinz von Würtemberg.

Weiblicht Neugierde. Der potenzirte Mehldorfer.

Schon am nächſten Morgen zeigte ſich eine neue Erſcheinung am Horizont der Liebe, doch mit etwas mehr Beſtimmtheit als die bisherigen Phänomene, und für den Genuß des feinſten unter den fünf Sinnen berechnet; nur konnte man eben ſo wenig, als beim ſchwarzen Lamm und beim grünen Fäßchen, ungeachtet alles Nachforſchens bei den Hausleuten, die Perſon des Gebers erfahren.

Um aber dem Leſer einen Beweis zu geben, wie gut ich es mit ihm meine, will ich ihm entdecken, was ſogar dem alten Hillmar und ſeinen Töchtern ein Geheimniß iſt und noch eine Weile bleiben muß, nämlich daß

dieſe drei Gaben durch niemand Andern als durch — die Spitzenhändlerinn des zweiten Schildes und reſpektive Kapitels hereingeſchwärzt wurden. Nummer 3 aber beſtand in einem männlichen Porträt, das auf Floras Nachttiſchchen lag. Die Augen öffnen und einen Ruf der Verwunderung ausſtoßen, war bei dem halb erſchrockenen, halb erfreuten Mädchen die Sache deſſelben Augenblicks. Die Schweſtern, aufgeſchreckt von jenem Schrei, flogen herbei, wie die Singvögel nach der aufgeſtellten Eule, verwunderten ſich, vergaßen aber das Verwundern bald, — weil ſo vieles an dem Porträt zu kritiſiren war, obſchon die dagegen eifernde Flora es für ein Ideal männlicher Schönheit erklärte, vermuthlich deshalb, — weil es auf *ihrem* Tiſchchen lag.

Man ſtritt nun lange hin und her, ob das Gemählde Konterfei einer wirklichen Perſon, oder nur ein Ideal ſey. Flora erklärte es, ihren geliebten Gegnerinnen zum Trotz, hartnäckig für das erſtere, und der Streit währte fort, bis Hillmar eintrat, und zum Schiedsrichter aufgefordert wurde. Dieſer drehte und wendete das Mannsbild lange hin und her, und rief endlich ſehr ernſthaft: »Das iſt kein Geringerer als der Prinz von Würtemberg!!« — Der Prinz von Würtemberg? riefen die

Töchter. Vater! du ſcherzeſt? — Ich ſcherze nicht, erwiederte dieſer, mit wichtiger Miene. Damit ihr euch aber von der Wahrheit ſelbſt überzeugt, ſo kleidet euch ſo ſchön und reizend als möglich; dann folgt mir, wohin ich euch führen werde.

Nun war die Neugier ſo hoch geſpannt, daß beim Ankleiden ſogar das tiefſte Stillſchweigen herrſchte; auch hat man mich verſichert, daß ſeit dem Anbeginn der Welt, noch nie eine weibliche Toilette ſo ſchnell gemacht worden ſey.

Endlich traten ſie mit dem Vater auf die Straße, in dieſen einſtimmig mit der Frage dringend: werden wir's nun bald erfahren? — Hillmar nickte: »binnen vier bis fünf Minuten!«

Jetzt ſtanden ſie vor einer Bude; da rief der Vater: »Halt!« und als ſie ſogleich unbeweglich ſtanden: »Erhebt eure Häupter und blicket empor!« —

Und ſie erhoben ihre Häupter und blickten empor, und erblickten über der Bude ein Aushängſchild, und riefen zugleich: »Er iſts! Er iſts!« — Das beſtimmte Zeugniß für die Wahrheit des Ausrufs legte die Unterſchrift des Schildes ab: »zum Prinzen von Würtemberg.« »Nun die Hauptſache!« fragte Klara: »wie kam das Porträt Sr. königlichen Hoheit zu

mir?« — Liebes Kind, erwiederte Hillmar lachend, — wenn du das nicht beſſer weißt, als ich, ſo bleibſt du in tiefſter Unwiſſenheit.« — »So?« ſagte Flora verdrießlich-weinerlich; »Aber du neckſt mich doch immer!« —

Wir laſſen die ſchmollenden Schweſtern ruhig nach Hauſe gehen, und wollen nachforſchen, ob denn die Sache mit dem Porträt ſo ganz grundlos war. So viel iſt gewiß: der Vater wußte wirklich nichts, und ſcherzte, ſeiner natürlichen Heiterkeit gemäß, hier wie gewöhnlich. Ich aber — um die Leſerinnen nicht lange leiden zu laſſen, faſſe ſogleich die rechte Perſon beim Haar, und zwinge die myſtiſche Spitzenhandlerinn, das Geheimniß zu entdecken, damit wir nicht in ein Labyrinth von Geheimniſſen verſinken. Was ich nun ſage, rede ich ihr nach:

Der auf Flora's Nachttiſch liegende Prinz war eigentlich — ein junger Handlung-Commis, der mit dem Porträt des Aushängſchildes einige Aehnlichkeit hatte, ſichs in den Kopf ſetzte, er ſähe dem Original frappant gleich, und darüber nicht wenig ſtolzirte. Da er einen Drang in ſich fühlte, die erfreuliche Entdeckung bald mehreren Perſonen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitzutheilen, ſo ging das Geheimniß natürlich ſehr ſchnell von Mund zu

Mund, und der gute Narziß ward in seinem vornehmen Wahn immer mehr und mehr bestärkt, bis er endlich so weit ging, daß er sich gegen alle Käufer hoch, gegen die Käuferinnen mit leutseliger Noblesse betrug, die gekaufte Waare nie mehr — wie vormahls — eigentlich einhändigte, sondern sie nur zum Wegnehmen hinlegte, und wenn jemand ihn etwas aufmerksamer als gewöhnlich ansah, höhnisch lächelte, dabei wohl auch mit einiger Indignazion erröthete. Als er eines Tags mit zwei Freunden vom Billard wegging, wo er eben sehr nobel gespielt hatte, drangen diese in ihn, sich doch mahlen zu lassen, und setzten hinzu: Es wäre unverzeihlich, wenn er das nicht thäte. — Der Grund leuchtete dem Männlein sogleich ein, und er ging zu einem der modernsten Porträtmahler, bestellte sein Porträt, und sagte ihm wiederholt; er sähe dem Prinzen von Würtemberg, der vor dem Kaufladen hinge, so ähnlich wie ein Ei dem andern. Der Mahler verstand den Wink, und mahlte ihn Zug für Zug nach dem erlauchten Aushängschild. Gegen das weibliche Geschlecht hatte er einige Geringschätzung gefaßt, theils seiner verwandten Hoheit wegen, theils weil er zu oft hörte, wie Frauen und Fräuleins sich in die Ohren flüsterten: »Er sieht dem Schild wirklich auf

ein Haar gleich!« — Mit der dadurch potenzirten Meinung von ſich ſelbſt wurde ſein Hochgeben natürlich mit jedem Tage höher, ſein Herz immer eherner. Und das ging ſo weit, daß er ſelbſt jenes weibliche Lächeln, das dem Vergnügen über den Anblick der Waare galt, auf ſich bezog, und für eine unwillkührliche Liebeserklärung nahm. Endlich aber ſchlug die Stunde, wo er ſich eingeſtehen mußte, daß auch Fürſten Herzen haben; denn Flora kam — kaufte — und ſiegte. Die Frohſinnige hatte zwar gar nicht bemerkt, welchen Sieg ſie über den merkantiliſchen Potentaten ohne Schwertſtreich erfochten hatte; er aber ruhte nicht, bis die Spitzen — Sybilla die Orakelblätter von Flora's Namen und Familienverhältniſſen ihm offenbarte. Nun war die Zuſtellung des Porträts ſein erſter Gedanke, wovon er ſich die beſte und ſchnellſte Wirkung verſprach. So wollte er als Prinz gleichſam ſein eigener Brautwerber ſeyn, und iſts ſonſt in der Welt gewöhnlich, daß Prinzen in ſolchen Angelegenheiten Großbothſchafter von minderm Range, als dem ihrigen, ſenden, ſo that Mehldorfer gerade das Gegentheil.

Flora ſaß eben in einer Art von Schwermuth auf dem Sopha, hielt das Porträt beſchauend vor ſich, und wiegte das niedliche

Köpfchen, voll Zweifel, ob die ganze Geſchichte Ernſt oder Scherz ſey. Der geneigte Leſer mag daraus erſehen, wie wenig Eindruck derjenige auf ſie gemacht hatte, der das Original dieſes Konterfei's zu ſeyn glaubte. Da trat die Spitzenhändlerinn ins Zimmer, lächelte, als ſie den gemahlten Nicht-Prinzen erblickte, und erwartete während des abſichtlich verlängerten Lächelns von dem Fräulein eine Erzählung der wunderbaren Begebenheit. Als dieſe aber nicht erfolgte, weil Flora ſelbſt den Schein von Vertraulichkeit vermeiden wollte, warf die Sybilla im Verlaufe des Geſprächs ganz gleichgültig hin: Beim Prinzen von Würtemberg habe ſie einen ungeheuer wunderſchönen hellgrünen Perkal geſehen, wohl wiſſend, Flora werde ihre Lieblingsfarbe ſicher nicht unbeſehen laſſen.

Was die Frau Herold dachte, das geſchah auch; — ſchon nach einer halben Stunde trat Flora, vom Schnell-Läufer der Neugier getragen, in den bewußten Waarentempel, und fragte nach dem wunderſchönen Perkal. In demſelben Augenblicke wurde ſie von einer Freundinn begrüßt; beide, über ihre wechſelſeitige Gegenwart erfreut, geriethen in ein lebhaftes Geſpräch, worin Frage auf Frage ſich drängte. Aber wer vermöchte nun Floras

Schrecken zu beſchreiben, als ſie die, auf den neuen Ridikül der Freundinn geſenkten Augen plötzlich aufſchlug, und, mit dem hellgrünen Stoff in der Hand, — vor ihr da ſtand, lächelnd und hocherröthend, — das leibhafte Porträt. Mit Blitzesſchnelle durchzuckte ſie der Gedanke vom Zuſammenhang der ganzen Begebenheit, und eben ſo wie vom Blitz getroffen, ſtand ſie auch da, nicht fähig ein Wort zu ſprechen. Nun bekam Herr Mehldorfer erſt Muth, denn ſeine Eitelkeit konnte nicht umhin, Florens Verwirrung ſich günſtig auszulegen. Vom Feuer dieſes Muthes ſchmolz das Eis ſeiner ſonſt ſtarren Zunge, von der nun ein Strom der Beredſamkeit floß, anfangs zum Lobe ſeiner Waare, endlich mit ſteigender Kühnheit zum Preiſe der ſchönen Käuferinn. Während deſſen erhielt Flora wohl einige Faſſung, ſchämte ſich aber nun über ihre Beſtürzung und aus Furcht vor Mißdeutung ſo ſehr, daß ihr Thränen in die Augen traten. Mehldorfers ſiegreiches — und der Freundinn ſatyriſches Lächeln jagten ſie vollends in Verzweiflung; es blieb ihr nichts übrig, als ihre Zuflucht zu einem plötzlichen Übelbefinden zu nehmen, über angeflogenen heftigen Kopfſchmerz zu klagen, und wegzueilen. Mehldorfer, der ſich zur Begleitung antrug, war nur mit vieler

Mühe abzuhalten. Als Flora fort war, dachte er lächelnd: »Kopfſchmerz? Ja, ja, — das Herz tyranniſirt den Kopf! Aber — wahr bleibt's — einen ſolchen Sieg hat wohl kaum Meißners deutſcher Alcibiades erfochten!« — Wir überlaſſen den Glücklichen ſeinen ſtolzen Träumen, und eilen in Hillmars Wohnung. Hier erſt öffnete Flora ihrem Schmerz Thür und Thor, ließ den Thränen freien Lauf, und klagte den Schweſtern und der Freundinn die wahre Beſchaffenheit ihres Unglücks. Als die Verſammlung in lautes anhaltendes Lachen ausbrach, ging Florens Schmerz in Zorn über, der damit endigte, daß ſie nach einigen Minuten ſelbſt herzlich mitlachte. Nun hielt man geheimen Rath, was mit dem Corpus delicti — dem unſeligen Porträt — anzufangen ſey. Zufolge eines Senatsbeſchluſſes wurde es endlich der kleinen Briefpoſt zugeſendet, aus deren Händen Monſieur Mehldorfer es am nächſten Tage zurück erhielt.

Sechſtes

Schild.

Der ſchwarze Hund.

Die langweilige muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung. Rede eines Hundsliebhabers und eines Hundes.

Abends war Hillmar mit den drei ſchweſterlichen Grazien zu einer ſogenannten muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltung bei einem ehemahligen Lieferanten geladen, der jetzt auf ſeinen Lorbeeren ruhte, deſſen Blätter aber, gleich jenen der Schluß-Dekorazion in der Zauberflöte, von Gold waren.

Herr und Madam Bitterſüß hatten im Dezember der Leidenſchaften nur noch eine einzige, — die noble Paſſion: modern zu ſeyn. Was modern war, das entzückte ſie;

Modern und Schön waren ihnen gleichbedeutende Worte. In Hauseinrichtung, Garderobe und gesellschaftlicher Unterhaltung kannte man kein höheres Ziel, als alles — nicht etwa gut und schön — sondern modern zu haben. Eben darum waren Herr und Madame Bittersüß nie darauf bedacht, etwas Neues zu erſinnen, sondern sie begnügten sich mit einer matten Weise von stolzer Bequemlichkeit, das Neueste zu haben.

So fand man auch in ihren Abendzirkeln jedesmahl die neueste Art von Unterhaltung, jetzt große musikalische Akademien, jetzt Glücksspiele, jetzt Haustheater, jetzt Bälle, jetzt Tableaux, jetzt Charadenkränze und andere Witzspiele, jetzt Kartenspiele u. s. w. Bei so viel Wechsel und Mannigfaltigkeit hatten die bittersüßlichen Gesellschaften nur einen einzigen Fehler — die lange Weile. Diese sanfte Göttinn hatte sich aber in dem Hause schon so eingebürgert, daß sie durch nichts mehr zu vertreiben war. Ihre eigentlichen Beschützer und Lieblinge waren Herr und Madame Bittersüß, und allerdings mit vollem Rechte; denn sie hatten dieser wortarmen Gottheit schon als Liebende und Brautleute gehuldigt, als Ehekonsorten aber ihr ganzes Haus zum Tempel derselben eingerichtet.

Alle Allegorie bei Seite geſetzt, ſo bleibt gewiß, daß das bitterſüßliche Ehepaar dieſelben Geſellſchaften, die es gab, auch langweilig machte. Die Urſachen waren die nämlichen, die wir bei ſo manchen andern Geſellſchaften gebenden Ehepaaren einheimiſch finden: Mangel an Bildung und heiterem Lebensſinn. Manche Menſchen ſind für die lange Weile geboren. Sie ſelbſt befinden ſich ganz wohl, in dieſem ihrem Elemente, welches aber, nach ſeinem Einfluß auf die Andern, dem todten Meere gleicht, in das jeder darüber hinfliegende Vogel todt hineinfallen muß. Eine luſtige Abhandlung ließe ſich insbeſondere über die lange Weile unter den Verliebten ſchreiben. Wer einiger ſolcher Paare habhaft würde, könnte mit ihnen ein Wachsfiguren-Kabinet errichten, ohne die Entdeckung ſeines Betrugs zu befürchten.

Herr und Madame Bitterſüß begingen bei ihrer narkotiſchen Kraft noch zwei Fehler: ſie wußten keine homogenen Gäſte zuſammen zu bringen, nichts von dem, was ſich liebt und neckt, reibt und anzieht; auch war ihnen nicht die Gabe eigen, die Anweſenden unter einen Hut zu bringen; der Gemeingeiſt muß aber jeden geſelligen Zirkel eben ſo beleben, als jeden Staat; wo er nicht iſt, da fehlt der Vegetation die Sonne und mit ihr das Aroma.

So gings denn auch heute. Vieles, ja faſt Alles wurde verſucht, um die Luſtigkeit zu wecken, aber die lange Weile drückte wie der Alp. Vergebens klangen Saiten und Stimmen, vergebens glänzten Geſchirre von Gold und Silber. Jetzt machte man ſich eben über das Deklamiren her; die zu Schlachtopfern auserleſenen Gedichte lagen in zierlichen Bänden auf dem zierlichſten runden Tiſchchen. Eben heulte ein Deklamator die Feuersbrunſt aus Schillers Gedicht von der Glocke herunter, ſo grimmig, daß bei den Zuſchauern zur lange Weile ſich auch die Verzweiflung geſellte: Da ſtürzte mit eben ſo wüthendem Geheul ein großer ſchwarzer Hund ins Zimmer, und warf im Vorüberlaufen den zierlichen Deklamazionstiſch um, daß Leuchter, Kerzen und Bücher auf den Boden umherflogen. Während alles zurückwich, der weibliche Theil in lautes Angſtgeſchrei ausbrach, der männliche aber dem vierfüſſigen Ankömmling Drohungen entgegen ſchrie, ſtürmte der ſchwarze Popanz auf ſeinen wiedergefundenen Herrn los, an dem er voll Entzücken emporſprang.

Von dem Hunde ſelbſt ſage ich nicht mehr, als das er ein Hund überhaupt war, und zwar ein ſchwarzer Hund; zu welcher Hundsgattung er gehörte, das ſag' ich vorſätzlich nicht, um

der Phantaſie meiner ſchönen Leſerinnen freien Spielraum zu laſſen. Dagegen aber ſollen ſie etwas Näheres von dem Herrn dieſes ſchwarzen Hundes überhaupt erfahren. Derſelbe hieß Lichtheim, und zwar Adalbert Lichtheim, war vier und dreißig Jahre alt, Beamter von weder hohem noch ſehr niederm Rang, von mittlerer Statur, gut gewachſen; angenehme, geiſtreiche Geſichtszüge, geſunde Farbe, braunes, etwas gelocktes Haar, blaue Augen, heiter und freundlich, dabei aber ruhig und gelaſſen, mitunter ſelbſt etwas ernſthaft. Seine heutige Kleidung beſtand in einer ſchwarz kaſimirnen Pantalon, einem weißen Gillet und blauen Frak mit gelben Knöpfen. Was ſein Inneres betrifft, ſo war er, um ihn mit wenigen Worten zu charakteriſiren, das, was man im gewöhnlichen Leben einen ſehr braven und gebildeten Menſchen nennt, folglich mehr werth, als hunderte von echten und unechten Kraftgenie's es ihm zugeſtehen würden. Was er ſagte, war immer vernünftig; was er that, immer recht. Übrigens war er ohne Falſchheit und ohne Arroganz, ohne Vermögen und ohne Schulden, ohne große Leidenſchaften, aber auch ohne kleinliche Selbſtſucht. Dabei zeigte er eine einzige auffallende, viel beſprochene Schwäche: ſeine außerordentliche Liebe für das

Hundegeschlecht. Wann und wo man ihn auch sehen mochte, — ohne einen schwarzen Hund sah man ihn nie. Derjenige, den wir zuvor ins Zimmer hereinstürmen hörten, war schon sein dritter vierfüßiger Lebensgefährte. Wer den Herrn bei sich haben wollte, mußte sich auch seinen Hund gefallen lassen; ohne Hund konnte man auch des Herrn nicht habhaft werden. Nur in ganz besondern Fällen ließ er sichs gefallen, daß dem Hunde während des geselligen Zirkels ein entfernteres Seitengemach zur Unterhaltung mit sich selbst, — das ist, zum Schlafen, — angewiesen wurde. Das war auch heute geschehen; allein unglücklicher Weise fand die liebenswürdige Bestie bei ihrem Erwachen die Thüren offen, und flog durch eine Reihe von Zimmern dem gewitterten Herrn mit derselben Zuversicht entgegen, mit welcher weiland Columbus auf das geahnte Amerika lossteuerte. Die Gesellschaft hatte sich kaum von dem ersten Schrecken erholt, so zeigte sich schon, daß der schwarze Hund eigentlich eine sehr wohlthätige Erscheinung war; es schien, als sey der Genius der Geselligkeit, zum Scherz in diese Nachtgestalt vermummt, unter die Anwesenden gefahren.

Alles ward in diesem Augenblicke höchst

beweglich, geſprächig, und wie neu belebt. Man neckte ſich wechſelſeitig über die komiſchen Stellungen und Aeußerungen, die der plötzliche Schrecken hervorgebracht hatte. Der Hund konnte nicht genug Füſſe haben, um zu Allen zu laufen, die ihn von allen Seiten zu ſich riefen, und nicht aufhören konnten, nach ſeinem Namen und Alter zu fragen, und ſich nach allen ſeinen Eigenſchaften und Künſten zu erkundigen. Ein ſolcher Hund, der plötzlich wie aus den Wolken herabfiele, wäre für ſo manche Abendgeſellſchaft ein wahres Glück! Auch für manchen Autor, z. B. für mich ſelbſt, iſt er nicht übel. Man hatte jetzt hinreichenden Stoff zur Unterhaltung gefunden. Der ſchwarze Deus ex machina erhielt zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte die Erlaubniß, im Geſellſchaftszimmer zu bleiben, eine Auszeichnung, die große Herren manchmahl ſogar menſchlichen Künſtlern wiederfahren laſſen.

Jetzt war das Spiel gewonnen. Dem Herrn und der Madame Bitterſüß leuchtete die Freude aus den Augen, daß Alles auf einmahl ſo unerwartet gut ging. Der Schwarze, ſagte Herr Bitterſüß, ſeinem Intimus ins Ohr, iſt, wenn nicht ein Genius, wenigſtens doch ein Hexenmeiſter.

Auf allen Sophen und Stühlen wurde nun geſcherzt und gelacht. Frage drängte ſich auf Frage, und der überall geſchmeichelte Hund ſprang wie närriſch herum. Natürlich wendete ſich das Geſpräch bald auf die Vorzüge der Hunde überhaupt. Lichtheim wußte davon das Meiſte zu erzählen, und hatte über ſich ſelbſt eine kleine ironiſche Freude, weil er ſelbſt unmittelbar nach dem Hunde der vorzüglichſte Gegenſtand der Aufmerkſamkeit war. Auch die drei Grazien, denen er ſchon manches Verbindliche geſagt hatte, ſandten von Zeit zu Zeit einen ſpionirenden Blick nach ihm, um zu entdecken, ob an ihm nicht irgend eine Spur von einem ſchwarzen Lamm oder einem grünen Fäßchen zu finden ſey. Es war aber davon nichts zu erſpähen.

Als die Lebhaftigkeit der Geſellſchaft wieder etwas nachzulaſſen anfing, trat ſogleich ein rüſtiger Deklamator auf, der ſich zu produziren brannte, Lichtheim aber, der dem Unfuge und ſeinen narkotiſchen Wirkungen ſehr abhold war, ergriff die Gelegenheit, und erboth ſich einen luſtigen Aufſatz über das Hundsweſen vorzuleſen. Der Antrag wurde freudig angenommen, und Lichtheim las die folgende Beilage:

Hiſtoriſch-äſthetiſche Rede

eines gelehrten Urenkels des Hundes Bergan za über die großen Eigenſchaften und Kunſttalente des Hundegeſchlechtes.

Es war ein ſchöner Septembermorgen. Das nach geendigter Gluth des Hundsſternes milder gewordene Hundegeſchlecht ſchien ſich einer gewiſſen klaſſiſchen Höhe zu nähern, und mit dieſer zugleich einer ſonſt nicht gewöhnlichen Arroganz. Einige Hunde, die mir ehemahls auf der Straße ſtets mit zuvorkommender Höflichkeit entgegen getreten waren, ſchienen mich nun kaum mehr zu kennen; andere bellten mich keck an, und Einer ſchnappte ſogar nach mir wie ein heimtükiſcher Theater-Kritiker. Mehrere balgten und biſſen ſich unter einander ſelbſt gewaltig; ſie ſchienen über einen wichtigen Gegenſtand verſchiedener Meinung zu ſeyn. Andere liefen ſchaarenweiſe einträchtig, doch haſtig, gegen die lieblichen Ufer des unlieblichen Wienflüßchens.

Nun kam erſt das Sonderbarſte. Um einen Mann — in dem ich bald einen Theaterzettel-Träger erkannte, — ſtand ein dichtgedrängter, aufmerkſam horchender Haufe von mehr als hundert Hunden. Der Mann ſprach laut, mit dem Feuer einer hinreiſſenden

Beredsamkeit, und schien auf die Versammlung starken Eindruck zu machen.

Da er geendigt hatte, näherte ich mich bescheiden, und bat um die Erklärung dieser höchst seltsamen Erscheinung. — Wie! rief er ganz befremdet: Sie wissen nicht, daß dieses edle Geschlecht, in dessen Mitte hier zu stehen ich die Ehre habe, seinen Triumpf feiert? daß heute Abends Einer von ihnen — dieser glänzendweiße Pudel — die Gränzen der dramatischen Kunst erweitern, in einer Hauptrolle unsere Bühne betreten, und — ich darf nicht zweifeln — alle Pferde, Kamehle und Esel, die sich bisher auf das Theater wagten, beschämen wird?

Als ich mich von meinem ersten Erstaunen erholt hatte, ersuchte ich den begeisterten Sprecher um nähere Notizen über den vierfüßigen Schauspieler.

Herr! sagte er, dieser Pudel ist eine Zierde unserer Bühne. Seine fein — und weißgelockte edle Gestalt allein ist schon hinreichend, seinen höhern Beruf zu beurkunden, sein Talent aber wird das Menschengeschlecht mit gegründeten Besorgnissen erfüllen, und meine — im Stillen längst schon genährte Vermuthung bestätigen, daß die Hunde nicht eigentliche Thiere, sondern im wilden Natur-

zuſtande lebende Menſchen ſind, deren bisher zurückgebliebene Ausbildung uns ſeiner Zeit ſo gefährlich werden kann, als Amerika der greifenden alten Welt! Sagt man nicht oft zu einem oder dem andern Menſchen: du Hund! um dadurch anzuzeigen, daß er kein Menſch der edlern Art ſey? Kurz! die Hunde haben mich zu ihrem Vater erwählt; ich fühle mich geſchmeichelt, und will mein Amt rühmlich verwalten. Das verwahrloſte Geſchlecht ſoll durch mich eine Höhe erreichen, die alle Welt in Erſtaunen ſetzen muß. —

Er ließ hier ſeinen Blick mit Wohlgefallen auf der ganzen Verſammlung ruhen, und fuhr dann fort mit gerührter Stimme:

Wie viele ſchlummernde Talente, wie viele verborgene Genies mögen unter dieſen hier ſeyn! Wohlan! ich will ſie ans Tageslicht fördern, vielleicht gelingt es mir noch, eine Hundsbühne im edelſten Sinn des Wortes zu gründen. — Vernehmen Sie, was der heut debütirende vierfüßige Schauſpieler noch geſtern zu mir ſagte, und welche große Anſichten, welche edlen Geſinnungen, welche ungeheure Gelehrſamkeit er dabei blicken ließ! Ich fühle mich, rief er — —

Aber zu meinem Erſtaunen nahm hier der weiße Pudel ſelbſt ſogleich das Wort; mit

lechzender Zunge rief er: Ich wittere große Dinge. Die Zeit iſt gekommen, in welcher das Reich der Kunſt eine neue Geſtalt erhalten ſoll! Bald wird man laut aufbellen: wie war's doch möglich, das herrliche Geſchlecht der Hunde ſo zu verkennen. — Laßt uns in die graue Vorzeit zurücklaufen, und all das Herrliche anſchauen, das Hunde thaten! — Ich frage: worin liegt der ſicherſte Beweiß a priori, daß man in der Kunſt es weit bringen werde? Gewiß vor Allem in der Gelehrigkeit und Bildſamkeit! Was iſt aber gelehriger und bildſamer als ein Hund? Unſere Bildungsfähigkeit verbürgt uns Unſterblichkeit. Sah man nicht genug Hunde ſchon, die Meiſter in der Mimik und Tanzkunſt waren? wie geſchickt gingen und tanzten ſie auf zwei Füßen, als wären ſie beſtimmt, aufwärts einherzuſchreiten gleich dem Menſchen! — Und nun dazu: welche Menſchenkenntniß zeigen wir Hunde nicht! Im erſten Augenblicke haben wir's weg, wer uns wohl will und wer uns haßt, und wiſſen den Einen bald noch mehr zu gewinnen, während wir dem Andern entweder ſelbſt wohlweislich aus dem Wege gehen, oder ihn bewegen, uns aus dem Wege zu gehen. O möchte der Menſch uns doch hierin nachahmen, er, der ſich ſo oft und ſo ſtark täuſchen und betrügen läßt!

Ein glänzendes Beiſpiel hundlicher Hochherzigkeit (ich ſage hundlich, weil das Wort hündiſch von den Menſchen zur Bezeichnung menſchlicher Fehler gebraucht wird, z. B. von kriechender Schmeichelei, Unmäßigkeit u. dgl.) gab jener Hund, welchen Alexander der Große den Indiern ſchenkte. Er hielt nur Löwen für ebenbürtig und als ſeiner würdige Gegner; andere ſchienen ihm ſo unter ſeiner Würde, daß er es verſchmähte, darauf Jagd zu machen, ganz das Gegentheil von ſo manchem Rezenſenten, dem nichts zu ſchlecht iſt, nicht einmahl Er ſelbſt. Ward der Hund nicht von jeher als Sinnbild der Treue verehrt? Wer möchte nicht heulen vor Wehmuth, wenn man nur an den einzigen Hund des edlen Römers Sabinus denkt, der unter dem tyranniſchen Tiber mit ſeinem ſchuldloſen Herrn das Gefängniß theilte, und ſich mit ihm in den Fluthen des Tiberſtromes begrub! Dio Caſſius hat dieſe Geſchichte gar ſchön beſchrieben. Und hat nicht Homer den Argus verewigt, der ſeinen Herrn Ulyß nach zwanzigjähriger Abweſenheit früher als alle übrigen Hausleute erkannte, und nach der Erkennungs-Szene im Übermaße des, ſeinem hohen Alter zu ſtarken Entzückens den Geiſt aufgab? Wurde nicht Mára, der Hund der ſchönen Erigone, welcher den Leichnam

ihres Vaters Icarius aufſuchte, wegen ſeiner Treue unter die Sterne verſetzt, wo er noch jetzt als Hundsſtern ſtrahlt und nicht wenig glüht? — Unſere Wachſamkeit iſt allbekannt. Ein einziges Mahl ſoll ſie verletzt worden ſeyn, — ich meine, damahls, als die Gallier das Kapitol erſchlichen. Das Verſehen wurde ſchwer genug beſtraft; denn man ließ jährlich an dieſem Tage, wie der ältere Plinius berichtet, mehrere Hunde durch die Stadt Rom tragen und ſie zum Schluße ſpießen. Die Strafe war aber nur deshalb ſo entſetzlich, weil der Fall verletzter Wachſamkeit ſo neu und unerhört war. Will man dagegen noch mehr Beweiſe, welcher innigen und unerſchütterlichen Freundſchaft die Hunde fähig ſind? Sprang nicht der Hund des Königs Lyſimachus, ſo wie jener eines gewiſſen Pyrrhus, jeder mit dem Leichnam ſeines nicht freiwillig geſtorbenen Herrn freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen? — Ja, ſelbſt in der erhabenſten Würde, gleichſam als römiſche Cenſoren, als Inquiſitoren der menſchlichen Moralität ſind die Hunde aufgetreten. Hört und erſtaunt! In einem Tempel Vulkans auf dem Berg Aetna gab es einſt Spürhunde, die ſogleich witterten, ob die Ankommenden ſich der Keuſchheit rühmen konnten oder nicht. Wahrhaft Keuſchen traten ſie

wedelnd und liebkosend entgegen; der Unkeusche aber ward mit Wuth angefallen und mit fürchterlichen Gebell von der heiligen Stätte verscheucht. Wohl gut, daß dieses vierfüßige Censorengeschlecht ausgestorben ist! — In Athen hatten die Ehemänner einst Ursache, gegen ihre geliebten Gattinnen etwas mißtrauisch zu seyn. Was thaten sie? Sie hielten sich (wie aus Aristophanes Θεσμοφ. 414—27. gar anmuthig zu ersehen ist) große Hunde als Ehrenhüter der Damen. Welche hehre Kraft den Hunden inne wohnt, zeigt sich auch daraus, daß alte Völker, wie z. B. die Mazedonier, sich ihrer als Sühnungsmittel bedienten. Es wurde nähmlich in solchen Fällen ein Hund mitten aus einander gehauen, dann auf einem großen Platze die eine Hälfte zur rechten, die andere zur linken gelegt. Das ganze bewaffnete Heer zog zwischen den zwei Hundshälften durch, — ward gereiniget und gesühnt! — Aber noch mehr! Oft müssen die Hunde dem Menschen statt der Augen und statt des Verstandes dienen. Sie sind die leitenden Genien des Blinden, und ernähren durch ihre Künste so Manchen, der durch seine eigenen Talente nichts zu erwerben vermag. Ich habe Hunde gekannt, die gescheidter waren als ihre Herren, — was aber bisweilen eben nicht gar viel bedeuten will! —

Ich erinnere hier nur noch im Vorüberlaufen auf die Hunde auf Kamtſchatka, von welchen der Sammler im Jahrgang 1813 ſo viel Schönes aus fremdem Felde eingeſammelt hat; an den Aufſatz im Archiv: die Hunde als Hülfstruppen; an die Ballade: Kaiſer Albrechts Hund, an das Lied von der Treue, an den Hund des Melai u. ſ. w. — Ich komme nun zum Schluß, wozu ich mir das Beſte aufgeſpart habe; es iſt der Hund als rächende Nemeſis und Erynnie. Was die neuere Geſchichte der dramatiſchen Behandlung in dieſer Hinſicht dargebothen hat, werde ich heut Abends als Hund des Aubry zu zeigen die Ehre haben. Es hat uns aber auch das Alterthum eine Geſchichte aufbewahrt, die ich — ungeachtet meiner Beſcheidenheit — zur Ehre unſers Geſchlechts nicht verſchweigen darf. König Pyrrhus fand einen Hund bei der Leiche ſeines Herrn, wo er ſchon drei Tage und Nächte die Todtenwache hielt. Der Mann wurde begraben, der edle Hund des Königs Eigenthum und unzertrennlicher Begleiter. Als der König einſt Heerſchau hielt, erblickte der Hund plötzlich die Mörder ſeines todten Herrn, und ſtürzte auf die Erkannten mit ſolcher Wuth, daß ſie die Faſſung verloren, den Mord geſtanden, und die verdiente Strafe erlitten. Et-

was Aehnliches that auch der Hund des Hesiodus.

So glaube ich die Vorzüge der Hunde hinlänglich beurkundet zu haben. Es bleibt mir nur noch übrig, zu zeigen, daß man keine Ursache habe, über mein heutiges Erscheinen auf der Bühne zu erstaunen, da ein gleicher Fall sich schon im alten Rom ergab. Ja, ich will euch sogar nicht verhehlen, daß es auf dem Theater des Marcellus geschah, unter der Regierung des Kaisers Vespasianus; damit gebe ich zugleich einen neuen Beweis, mit wie vollem Rechte das Gedächtniß der Hunde gerühmt wird. Das Stück, wovon ich spreche, war eine Tragödie, worin ein mitspielender Hund, zum Scheine, vergiftet wurde. Das Gift befand sich in einem Stück Fleisch, welches ein Böſewicht dem Arglosen reichte. Er nahm es mit edlem Anstand; aber kaum war es im Leibe, als er schon die tödtlichen Wirkungen desselben fühlte, und mit ergreifender Wahrheit darstellte.

Er begann mit einem gewissen Zittern, das sich von einem Fuß in den andern zog, endlich sogar in den Schweif; dann fiel er in fürchterliche Zuckungen, die immer gräßlicher wurden; dann fing er an zu heulen, daß den Zuschauern die Haare emporstiegen, dann raste

er einige Mahle übers Theater, endlich fiel er um, ſprang wieder auf, ſtürzte wieder zur Erde — wand und krümmte ſich kläglich — die Stimme ward ſchwächer — nun verſtummte er — zappelte mit den Füßen — ſtreckte ſich lang aus — lag ſtarr — war nicht mehr! — Leſet den Plutarch, wenn ihr mir nicht glauben wollt! —

* * *

Die horchende Verſammlung ſtand bei dieſer Erzählung ſo bewegungslos, als beſtände ſie nur aus todten Bewohnern eines Naturalienkabinets. Auf allen Schnauzen war Schrecken und Wonne vermiſcht. Der Zettelträger erholte ſich zuerſt und rief: Welche große Pinſelzüge! welcher Aufwand und Strom von Gelehrſamkeit! — Nun ſey aber auch mir vergönnt, noch einige Worte zu ſprechen. —

Und er begann:

Hätte das Syſtem der Seelenwanderung bei uns noch Kredit, ſo würde ich gewiß keinen andern Wunſch hegen, als, nach dem Verluſte dieſes meines menſchlichen Leibes, in einen Hundsleib hineinzufahren, und ſo in der Kunſt und im Leben vielleicht das zu erreichen, was mir als Menſch unter Menſchen nicht gelang. Aus allem, was dieſer edle Hund und ich ſelbſt

gesagt, erhellt zur Genüge, daß der Hund künftighin nicht mehr, wie bisher, blos der Naturgeschichte angehört, sondern, von heute an, seinen Platz auch in der Literar- und Kunstgeschichte — folglich sogar in der Weltgeschichte einzunehmen hat, was freilich den Naturhistorikern, die sich seiner bisher ausschließend bemächtigt haben, sehr unlieb seyn wird. Den Hunden fehlt zur vollkommenen Entwickelung ihrer Geistigkeit nur noch ein Einziges, — man muß sie magnetisiren. Dieß aber kann um so leichter geschehen, als sie selbst viel magnetische Kraft besitzen. Beweise davon finden wir täglich, wenn wir sehen, welche Macht die Hunde über so manche Dame, über so manchen Jagdliebhaber u. dgl. ausüben. Ich zweifle nicht, daß die Hunde durch das Magnetisiren noch eigentliche Menschen werden können. — Was den heute debütirenden Schauspieler betrifft, so muß ich nur bedauern, daß ihm ein gar zu unbändiger Ehrgeiz inne wohnt, denn er hat mir entdeckt, er habe keine geringere Absicht, als die bisherigen menschlichen Künstler von der Bühne zu verdrängen. Auf jeden Fall aber darf die dramatische Poesie und die Schauspielerkunst von nun an neue Ansichten und Formen, und beträchtliche Erweiterung ihres Gebiethes erwarten. Künftige Theaterdichter

werden mit beſſem Effekt manche Sentenzen den Hunden in den Mund legen, die, von der Reſonanzkuppel eines tüchtigen Gebells unterſtützt, bei weitem mehr Eindruck auf das Publikum machen werden. Vielleicht kann auch das Winſeln jene Art von Empfindungen ausdrücken, deren Darſtellung bisher dem Verſtummen überlaſſen wurde. Vielleicht kommt es einſt noch ſo weit, daß die Schauſpieler ſich nach den Hunden bilden; manche heulen, wüthen und bellen ja ſchon jetzt auf eine ähnliche Weiſe.

Ich werde nächſtens auf die Gründung einer Akademie für äſthetiſche Hundsbildung antragen. Aus dieſem Inſtitut ſoll mir dann mancher vierfüßige mimiſch-plaſtiſche Darſteller, mancher Virtuos auf der Violin und dem Fortepiano voll Kunſtfertigkeit hervorgehen. Sogar Rezenſenten will ich unter ihnen bilden, und zwar ohne viel Mühe, denn ſie haben weiter nichts zu thun als — nichts zu thun und nach den andern zu bellen und zu ſchnappen.

Hier fingen alle Hunde ein lautes Beifallsgebell an, da aber in dem nämlichen Augenblicke, zwiſchen dem Freuden- und Dankgefühl auch der Künſtler- und Brodneid erwachte, gingen ſie von der Eintracht ſchnell zur Wuth über, ſchrieen, knurrten, heulten,

biſſen, ſprangen unter und über einander ſo grimmig, daß ich mich eilig vom Schlachtfelde entfernte, und den armen Mäcenas ſeiner Künſtlerhorde und ſeinem Schickſal mit der traurigen Betrachtung überließ, wie ſchlecht jede Balgerei ſelbſt den kleide, der nur den Schein einer edleren Natur haben möchte.

Die gelehrte Seifenblaſe wurde mit groſſem Beifall aufgenommen. Lichtheim und ſein Hund waren bei dem folgenden Souper die Gegenſtände des lebhafteſten Geſprächs, die Lieblinge der Damen, die Helden des Abends. Insbeſondere aber war es den beiden Glücklichen gelungen, ſich die Gunſt des Fräuleins von Veilchenklang zu erwerben. Sie hatte bei der Taufe eigentlich den Namen Katharina erhalten; da er ihr aber viel zu gemein ſchien, ſo bediente ſie ſich deſſelben nur bei ſchriftlichen Urkunden; in allen mündlichen Angelegenheiten überhaupt hieß ſie, je nachdem irgend ein modernes poetiſches Produkt und ihre geſchäftige Phantaſie es geboth, jetzt Gurli, dann Ophelia, dann Mignon, dann Cidli, nachher Laura, auch Hildegarde und Melitta, einmahl ſogar Fatime, und in der Periode des deutſchthümlichen Weſens Thus-

nelda. Ich wollte es Keinem gerathen haben, ſie etwa mit dem Taufnamen anzureden! Ich ſelbſt ſetze jetzt den Namen Katharina zum letzten Mahle aufs Papier, weil ich fürchte, ſie könnte das Buch vielleicht doch einmahl zu Geſicht bekommen, und aus gerechtem Zorn dann einen Rezenſenten gegen mich aufhetzen, und ich müßte dann mein beſtes Pulver in einem Federkriege (als Öſterreicher könnt' ich auch ſagen: Zweſchpenrummel*) verſchießen.

Von der bitterſüßlichen muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendgeſellſchaft weiß ich jetzt nichts weiter zu ſagen, ſondern laſſe ſie zu Ende gehen, wie dieſes Kapitel ſelbſt, weil zu lange Geſellſchaften und Kapitel gewöhnlich ein trauriges Ende nehmen.

*) Zum Behuf und zur Ergetzlichkeit aller Preuſſen und Sachſen verklage ich hier die Oeſterreicher, daß viele ſtatt Zwetſchken — Zweſchpen ſagen. Uebrigens iſt jener in Scherz ſogenannte einjährige Feldzug vom Jahre 1778, wobei die Magenverkältenden Zwetſchken auch mit operirten, unter jener Benennung bekannt.

Siebentes

Schild.

Der Tieger.

Maskirte Romantik. Interessante Menschen. Der Oheim als Tieger.

Eh' ich auf den Tieger komme, muß ich noch von seinem Gegenstück, dem Lamme reden. Ein sanftes Lamm zu seyn, überredete sich das Fräulein Katharina — Thusnelda von Veilchenklang; sie war aber nichts weniger als ein Lamm, vielmehr eine kleine Furie, und eben deshalb noch ohne Gatten, obschon sie sich demjenigen Lebensjahre näherte, worin Aristoteles dem Manne zu heirathen erlaubt, — sage: dem sechs und dreißigsten. Um aber den griechischen Weltweisen in Verlegenheit zu bringen, besaß sie die Kunst, sich um zehn Jahre

jünger zu lügen, beſonders wenn die Toilette gemacht war. Thusnelda war im höchſten Grade romantiſch, ja die perſonifizirte Romantik. Wer ſie bethören wollte, brauchte nur zu ſagen: »Sie ſehe heute äußerſt romantiſch aus;« oder: »was Sie da ſage, klinge ſehr romantiſch!« — Die ganze Welt zerfiel ihr in die zwei Haupttheile: Romantik und proſaiſche Gemeinheit. Sie war, ungeachtet ihres aufgeklärten Geiſtes, ſogar der religiöſen Stimmung, wie ſie es nannte, nicht abhold, weil die Religion zu den Ingredienzen des romantiſchen Mittelalters gehörte. Eben deßhalb war ſie auf das Deklamiren mit Begleitung einer Guitarre, weil dieß dem Minneſingerweſen ähneln ſollte, ſo raſend erpicht, daß ſie oft außer Athem kam und ſich Bruſtſchmerzen zuzog. Aus demſelben Grunde entſchloß ſie ſich zum Reiten, und wohnte in jedem Novembermonate einer Jagd zu Pferde bei, um den folgenden Dezember mühſelig im Bette zuzubringen. In Geſellſchaften machte ſie gerne Aufſehen, indem ſie ein ganzes Rakettenfeuer von Witz aufſteigen ließ, wobei Alles losging, was ſie geleſen, gehört oder ſelbſt ausgeheckt hatte. Sobald ihr aber ein Tiſchnachbar dadurch, daß er ihr Aufmerkſamkeit zeigte, zu gefallen anfing, — was eben kein ſeltener Fall

war, so hieß sie ihn sogleich einen interessanten Menschen, und bemächtigte sich seiner ausschließend, mit Vernachlässigung der übrigen Gäste; mit ihrem eigenen Geschlechte lebte sie in offener Fehde; die Glücklichen unter ihren Mitschwestern, denen eine Annäherung gestattet werden sollte, mußten wenigstens das vierzigste Jahr passirt haben.

So wie nun ein sogenannter interessanter Mensch neben sie zu sitzen kam, legte sie den Witz sogleich bei Seite, und wurde sentimental und romantisch. Noch einen Hauptzug ihres Charakters darf ich nicht verschweigen: die fügsamste Geschmeidigkeit mit einer seltsamen Beimischung der reizbarsten Sprödigkeit. Wenn sie so einen interessanten Menschen locken wollte, da wußte sie sich in das weiche Vließ des sanftesten Lammes zu kleiden, und erschien im höchsten Grade hingebend. Ihre Seele prangte dann mit dem lieblichsten Farbenspiel des weißen Anstrichs von schöner Wehmuth, und des rothen von begeisterter Schwärmerei. Sie war dann glatt wie ein Aal, biegsam wie ein Rohr, wußte in jede ihr mitgetheilte Ansicht schnell einzugehen, machte jede Idee, jede Empfindung des Interessanten auf die schmeichelhafteste Weise zu ihrer eigenen, und versicherte, das, was dunkel schon in ihr

rem Innerſten lag, jetzt nur klar ausgeſprochen gehört zu haben. Bei irgend einem Widerſpruche aber vergaß ſie ſich plötzlich, entgegnete heftig mit entbrannten Wangen, und erſchien augenblicklich als eine ganz andere Perſon. Nun war Feuer im Dache, und dem erſtaunenden Nachbar blieb nichts übrig, als entweder auf Leb und Leben zu kämpfen, oder ſchmählich das Gewehr zu ſtrecken.

In der bitterſüßlichen Geſellſchaft war Lichtheim ſo glücklich, Thusneldens Tiſchnachbar, und von ihr bald für einen intereſſanten Menſchen erklärt zu werden. Die Romantik erſchien daher ſogleich in ihrer liebenswürdigſten Geſtalt. Längere Zeit ging Alles recht gut. Lichtheim fand an ihr Gefallen, und wurde noch verbindlicher, als er aus ihrem Geſpräche erfuhr, der penſionirte Hofrath Riſach ſey ihr Oheim. Lichtheim hatte unter ihm gedient, liebte und achtete den würdigen Mann, der mehrere Jahre hindurch ſein verſtändiger, edler Vorgeſetzte war. Er ergoß ſein dankbares Herz in die wärmſten Lobſprüche, und rühmte unter den übrigen ſchönen Eigenſchaften des geſchätzten Mannes insbeſondere deſſen Billigkeit und Sanftmuth. Nun war aber der Teufel los; Thusneldens Wangen flog ſogleich eine Entzündung an; ſie ſagte

mit Pathos, wobei ihr der Zorn eine Art von Singstimme gab: »Wie? billig und sanft? Nu, da kennen Sie ihn wahrlich nicht so gut als ich! Ein gemüthlicher Mann, wie Sie, läßt sich gar leicht täuschen; zudem sahen Sie ihn auch gewöhnlich nur da, wo er sein Inneres in Gala zeigte. Ich weiß das besser. Ich bin überhaupt eine Menschenkennerinn, der schwerlich Eine gleich kommt; und was meinen Herrn Onkel betrifft, den kenn' ich nur gar zu gut, den höchst prosaischen, eigensinnigen, beschränkten Menschen, ohne Hochsinn, ohne Zartgefühl, ohne einen Funken von Genialität. Romantisch und närrisch sind ihm synonyme Worte.« —

Dieß war nur der allgemeine Eingang zu dem Detail der nun folgenden Philippika gegen den armen Oheim, der am Schlusse der Rede als der empfindungsloseste und zugleich bösartigste Mensch dastand, obschon er einer der redlichsten, vernünftigsten und gutmüthigsten Menschen war, und in Thaneldens Augen nur den unverzeihlichen Hauptfehler hatte, daß er ein Todfeind aller Überspanntheit war. Dieser eine Hauptfehler lieferte reichen Stoff zu häuslichem Zwist mit der romantischen Nichte, die darum keine Gelegenheit vorbeiließ, den guten Mann vor der

Welt pechſchwarz zu mahlen, ihn als einen Tyrannen, ſich ſelbſt aber als Mißhandelte und Leidende zu ſchildern. Sobald ſie einem intereſſanten Menſchen ihr Inneres aufſchloß, erſchien der wackere Oheim als Tieger. Dieſer Ehrenname ſchien ihr das Produkt eines ſehr treffenden Witzes, theils weil der Verhaßte in ſeinem gerechten Zorne heftig auffuhr, theils weil er nicht nur im Geſicht rothe Flecken, ſondern auch ſehr oft entzündete rothe Augenränder hatte, und dieſe zwei Röthen, wenn er zürnte, hoch erglühten. Einem Feinde Riſachs gelang es einſt, ſich bei ihr in wenig Minuten einzuſchmeicheln, weil er ihn einen rothen Mohren nannte. Lichtheim fand einiges Wohlgefallen an Thusnelden; ihr brillanter Witz und ihre Lebhaftigkeit beſtachen ihn. Auch hatte ſie, obſchon ihre Schönheit die Linie paſſirte, noch gewinnende Anmuth der Geſtalt. Deſſen ungeachtet aber konnte Lichtheims rechtliche Denkungsart jene Schmähung des geehrten Mannes nicht dulden; er widerſprach Thusnelden, ohne die Artigkeit zu verletzen, mit Wärme; dämpfte ihre Heftigkeit durch ſeines Lob ihrer wahrgenommenen wirklichen Vorzüge, anatomirte ihren Witz mit dem Meſſer des Scharfſinns, und bemerkte endlich, daß die Verehrung des Alters etwas Roman-

tiſches in ſich habe; letzteres wirkte auf die Betroffene ſo ſehr, daß ihr der Onkel, wie ſie ſehr witzig verſicherte, durch Lichtheim in einem neuen Licht erſcheine. Sie tadelte jetzt nur ſcherzend, daß Lichtheim, deſſen Herz, Kopf und Name die Heimat des Lichtes ſeyen, einen zwar liebenswürdigen, aber ſo nachtſchwarzen Hund habe. Dieſer entſchuldigte ſich aber eben ſo launig dadurch, daß Schatten und Licht unzertrennliche Gefährten ſeyen. Auf dieſes beifällig aufgenommene Dictum erging eine freundliche Einladung an Lichtheim, die er mit Vergnügen annahm.

Scharmützel

mit meinem Freunde Prr!

Als ich kaum die letzten Worte des vorigen Schildes mit Streusand bedeckt hatte, trat Freund Prr, barsch wie gewöhnlich, zu mir ins Zimmer, setzte sich, und sagte ganz trocken: »Wie stehts? Waren wir fleißig?« — Sieben Schilder! rief ich, ihm das Manuskript freudig entgegen haltend. — Er sah das Papier bedenklich an, und sagte: »Geschrieben ists; jetzt kommts nur noch auf das wie an! Also lesen!« — Ich las; nachdem er mir sehr aufmerksam zugehört hatte, nahm er eine Prise Tabak, und es entspann sich das folgende Gespräch:*)

*) Dem Leser sage ich sub rosa, daß ich dem Freunde Prr! von dem Vorspiel geflissentlich nichts sagte.

Prr! Die ſymboliſche Anrufung der griechiſchen Grazien laß ich gelten. Sie iſt zwar, wenn wirs ſtreng nehmen wollen, eine Nachahmung der Anrufungen der Muſen, wie die alten Klaſſiker es gethan haben, doch ziemlich moderniſirt. Was aber die drei Wiener-Grazien betrifft, ſo kommen ſie mir für Wien etwas zu ätheriſch vor.

Ich. Und glauben Sie denn, daß es in Wien keine ätheriſchen Mädchen gibt?

Prr! Nein. Ich glaube überhaupt an das Ätheriſche in der ſublunariſchen Welt nicht.

Ich. Sie ſind alſo ein Materialiſt.

Prr! Alle, die mit der Zergliederungskunſt ſich abgeben Wundärzte und Rezenſente, müſſen allemahl Materialiſten ſeyn.

Ich Alſo ſind Sie ein eigentlicher Rezenſent?

Prr! Ja. Warum ſollt ich keiner ſeyn? Ich ſelbſt mache Nichts, folglich kann ich mit eben dem Rechte, wie hundert andere es thaten, über die herfallen, die Etwas machen.

---

weil mir ſchon die Spitzbüberei im Kopf ſteckte, ihn als quasi persona publica redend einzuführen, und ſeine dicta der Welt zu verrathen.

Ich habe mir vorgenommen, jedes Werk als einen Leichnam zu betrachten, den ich zerlegen kann, wie ich will. Ich bin nur über meine Methode noch nicht recht einig mit mir selbst: Soll ich nur die Autoren loben, die mir nützlich seyn können, und jene zerfleischen, die mir übelgesinnt sind, und nichts schaden können; oder, soll ich ohne Unterschied Alles zerreißen, was mir vorkommt. Im letzten Falle erschein ich unparteiisch, und mit dem Maaßstab idealer Vollkommenheit in der Hand. Doch, — so oder so, — das wird sich in der Folge geben. — Was nun ihre Grazien betrifft, so erkläre ich sie vor der Hand für zu ätherische Wesen, das heißt, für Luftgestalten.

Ich. Ich bitte um Geduld; sie werden sich in der Folge sehr verdichten.

Pyr! Wenn sie nur nicht jetzt schon verdichtet sind, das heißt, dichterische Undinge! Zudem — drei Mädchen! Soll das ganze Kleeblatt unter die Haube gebracht werden, so gibt das eine dreifache Handlung.

Ich. Je vielfacher, desto besser! Kann man die Leute in den Trauerspielen paarweise sterben lassen, so muß es erlaubt seyn, im Roman die Hochzeiten nach Belieben zu vervielfältigen. Da sodann die Ehen größtentheils mißrathen, so liefert ein solcher Roman

nicht nur ſich ſelbſt, ſondern ſogar reichen Stoff zu Schauſpielen.

Prr! Erlauben Sie mir bei dieſer Bemerkung eine Gewiſſensfrage: Woher nehmen Sie den Stoff zu Ihrem gegenwärtigen Roman?

Ich. Woher der Dichter ihn nehmen ſoll, — aus mir ſelbſt.

Prr! So? Nun will ich gegen Sie etwas nachſichtiger ſeyn; denn ich verſichere Sie, daß mir graut, wenn ich die Dürftigkeit eines ſehr großen Theils unſerer jetzigen — ſogenannten Dichter betrachte, beſonders der dramatiſchen, die nicht ſo viel Schöpferkraft beſitzen, ſich eine Handlung ſelbſt zu dichten, oder aus einem einfachen hiſtoriſchen Stoff ein reiches poetiſches Werk zu geſtalten, ſondern auf alle Erzählungen Jagd machen, die in Almanachen oder Zeitſchriften erſcheinen, in deren Dialogiſirung ſie einander vorzukommen eilen. So finde ich denn nichts poſſirlicher als ſo eine poetiſche Maskerade, wo franzöſiſche Dramen als deutſche Erzählungen, und franzöſiſche Erzählungen in deutſche Dramen-Tracht vermummt erſcheinen.

Ich. So lange Sie mich ſelbſt ungehudelt laſſen, höre ich Ihnen recht gerne zu. Es iſt ein ganz eigenes Vergnügen, Andere

zerlegt zu ſehen; man findet dann, daß der Rezenſent ganz recht hat. Kommen Sie aber nun, weil es ſchon ſeyn muß, immerhin wieder auf mich.

Prr! Was ſolls denn mit der Spitzenhändlerinn werden? Liegt da etwa ein Myſtizismus verborgen?

Ich. Kann ſeyn; bis jetzt weiß ich es ſelbſt nicht, da fällt mir aber eben ein, daß ich mit mir noch nicht im Klaren bin, ob es beſſer iſt, daß der Dichter ſeine Geſtalten gleich von vorne herein als vollkommen ausgefüllte menſchliche Landkarten vor ſich ſehe, oder ob ſie ſich erſt im Schreiben immer deutlicher geſtalten, und allmählig ſeine Vertraute werden ſollen.

Prr! Nach Belieben?

Ich. Ganz recht. Vielleicht laſſe ich ſogar Perſonen aus meinen Erzahlungen in dieſes Werk ſich überſiedeln. Völkerwanderungen haben ihr Gutes, und Koloniſten thun oft die beſten Dienſte; ſo höre ich manches Opernthema in ein Ballet gar glücklich verpflanzt. Auf die Art können arme Poeten den reichſten großen Herrn darin gleichkommen, daß Beide von ihren Leuten reden, mit welchen ſie zu disponiren haben.

Prr! Werden wir die unſichtbaren Anbether bald zu ſehen bekommen?

Ich. Noch ſind ſie mir ſelbſt unſichtbar, und für den Dienſt der Liebe in dieſem Romänchen nur konſkribirt, aber noch nicht ausgehoben.

Prr! Der Tod des ſchwarzen Lammes iſt nicht übel erzählt, allein — die drei ätheriſchen Schweſtern erſcheinen dabei aufrichtig geſagt — doch etwas gefräßig.

Ich. Ja ſehen Sie, das kommt daher, weil zu den Eigenſchaften und Kennzeichen der Unſchuld auch die Eßluſt gehört. Ich habe bemerkt, daß die gute Unſchuld gewöhnlich guten Appetit hat, das Laſter aber ſehr ſelten. Und ſo wie hier der Unterſchied zwiſchen Unſchuld und Laſter ſich zeigt, offenbart er ſich auch zwiſchen den beiden Geſchlechtern, denn das Weib iſt, der Regel nach, mehr hungrig, der Mann mehr durſtig. Das grüne Fäßchen kann in der Folge noch ein artiges Gegenſtück zur Tonne des Diogenes geben, und vielleicht ſogar Stoff zu einem neuen Mahrchen von der Tonne liefern.

Prr! Soll der potenzirte Mehldorfer auch eine bedeutende Rolle ſpielen? Ich möchte nicht dazu rathen.

Ich. Alle Perſonen der poetiſchen Welt ſind bedeutend oder unbedeutend, je nachdem der Dichter ſie zu behandeln weiß. Eben ſo geht's

auch in der wirklichen Welt; der Unbedeutendſte an Rang und Stand macht ſich bedeutend durch das, was er ſagt und thut, wie im Gegentheil Nichtsſagen und Nichtsthun auch den Anſpruch auf Bedeutenheit zernichtet.

Prr! Die bitterſüßliche Abendgeſellſchaft ſcheint mir eine Stichelei zu ſeyn, die ich zugebe, weil ich dergleichen ſelbſt — leider erlebt habe; aber wozu die Feindſeligkeit gegen das unſchuldige Deklamiren? hat man etwa von Ihnen Herr Autor, zu wenig deklamirt?

Ich. Für dieſe boshafte Bemerkung ſollen Sie bald erfahren, wie ich mich an Ihnen räche; ja, es ſoll in dieſem, ich ſage in dieſem Werke, und zwar bald, ein großes Deklamatorium vorkommen, wo keine Zeile deklamirt werden darf, die nicht aus meiner Feder gefloſſen iſt, und Sie müſſen zur Strafe zuhören, und dieſes Deklamatorium ſoll wenigſtens vier volle Stunden dauern.

Prr! Lieber Freund! Verlangen Sie von mir, was Sie wollen; ich will lieber eine Lobrede auf Ihre Schilderſchau halten, als nur eine einzige Stunde einem Deklamatorium beiwohnen. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß das Deklamiren auf mich eben ſo wirkt, wie das Hahnengeſchrei auf den Löwen. Ich kann ja, Gott ſey Dank, leſen, und bin nicht blind;

auch lese ich gern, was und wann ich will. Aber dieſe Deklamatorien, ſind ein wahres Ohren-Fegefeuer, eine akuſtiſche Kunſt-Marterkammer. Da erſcheinen entweder neun und neunzig Mahl gehörte Gedichte zum hundertſten Mahle wieder, oder ſolche neue, deren erſte Erſcheinung ſo nachtheilig wirkt, als die hundertſte der alten. Wenn Ihre Hundsakademie zu Stande kommt, und der verwünſchte Zettelträger es dahinbringt, daß die Hunde mit mechaniſcher Fertigkeit ſogar Violin- und Fortepiano-Konzerte ſpielen, ſo laſſe ich mir Papageye und buntfärbige braſilianiſche Raben, ja ſogar gemeine Staare und Elſtern zuſammen bringen, ſtudiere mit ihnen Gedichte ein, und gebe ein großes Deklamatorium.

Ich. Dann werde ich Hundstheaterdichter, und gebe zugleich eine Sammlung von charakteriſtiſchen Gedichten für Ihr Vogel-Deklamatorium heraus.

Prr! Und ich eine Schmähſchrift auf ihre Schilderſchau, die Quinteſſenz, deſtillirt aus den gröbſten und giftigſten Rezenſionen.

Ich. Das gebe der Himmel! dadurch würde mein Werkchen erſt recht berühmt.

Prr! Woher haben Sie denn alle die Gelehrſamkeit genommen, die der Hund in ſeiner Rede auskramt? Er iſt ja beinahe ein

vierfüßiger Vielwiſſer! Sie müſſen ganze hiſtoriſche Werke deshalb geleſen haben.

Ich. Keineswegs! Die Namen- und Sachen-Regiſter am Schluße gelehrter Werke ſind wie moderne Schneider-Auslagen, aus denen man die ſchon fertigen Kleidungsſtücke nur herauszunehmen braucht. Mit ihrer Beihülfe kann man in einer Stunde als gelehrter Papageno oder Arlequin daſtehen; und haben Sie dazu noch das Konverſazions-Lexikon, das zugleich ein Konſervazionsglas der Bequemlichkeit iſt, ſo können Sie heute als Chemiker, morgen als Äſthetiker, übermorgen als Arzt, Taktiker, oder Rechtsgelehrter u. ſ. w. erſcheinen, und die Welt in Erſtaunen ſetzen; nur muß man immer die letzte Auflage haben, ſonſt ſieht man in Gefahr von Jedem, der eine ſpätere hat, in die Enge getrieben zu werden. Auf ſolche Art hoffe ich noch ein halbes Weltwunder zu werden, wenn anders zugleich die Rezenſenten ſich die menſchenfreundliche Mühe geben wollen, aus mir noch etwas zu machen. Da es nun Pflicht iſt, zur Veredlung ſeiner Mitmenſchen nach Kräften beizutragen, ſo zweifle ich nicht, daß dieſe wackern Herrn ſich über mich wacker — ärgern, aber gerade deshalb in ihrem heiligen Eifer mich deſto geſchwinder veredeln werden. Darum

fordere ich ſie auch auf, ihre kritiſchen Barbiermeſſer oder Prügel an mich poſtfrei einzuſenden, damit ich davon erſprießlichen Gebrauch machen kann, und keine Ausrede habe, wenn ich es nicht thue; denn, unter uns geſagt, ich möchte die Rezenſenten jetzt gerne foppen, und ſchwöre ihnen deshalb auf dieſem Blatte außerordentliche Hochachtung und unendliche Liebe, ja ſogar einen Band von Lobreden auf ihren Tief- und Scharfſinn, ihre ungeheure Gelehrſamkeit, Unpartheilichkeit und Rechtlichkeit, und ſetze, um ihnen eine tüchtige Freude zu machen, noch bei, daß ich, weil der Menſch nur das Vorzüglichſte lieben ſoll, ſie allein liebe; denn lieben muß ich, ſo wie alle Welt lieben muß, folglich auch die weibliche Welt, die respective die Liebe in Pacht genommen hat, und als quasi-Monopol betreibt. Darum lieben die Mädchen und Weiber auch insgeſammt, und zwar ihre Männer oder die Männer, die Geliebten oder die Liebhaber; und ſo lieben, — weil ſie unaufhörlich lieben müſſen, die Einen — den Tanz, die Andern die Muſik, die Einen den Putz, die Andern die Unterhaltungen, die Einen den Kaffeh, die Andern die Kritik, die Einen Romane, gedruckt oder ſelbſt geſpielt, die Andern das Theater u. ſ. w. den letztern zum Trotz muß es aber

noch dahin kommen, daß die Theater ganz aufhören. Und das kann gar füglich geſchehen; denn — aus reiner Abſicht gehen ja ohnedieß die wenigſten Menſchen ins Theater. Die Einen gehen, um ſich ſehen zu laſſen, die Andern um geſehen zu werden; die Einen aus langer Weile, die Andern, weil ſie eben nirgends engagirt ſind; die Einen aus ſtumpfer Neugierde, die Andern aus einer Art unſchädlicher Verzweiflung, die Einen um Geſellſchaft zu finden, die Andern, um — in ihren Logen allein zu ſeyn, die Einen, um dem Spiel-Verluſt auszuweichen, die Andern, um dem Verdauungsgeſchäft obzuliegen. Und diejenigen, die aus reiner Abſicht ins Theater gehen, ſind erſt am übelſten daran; ein verſchämter Armer, eine verunglückte Schöne, ein verkannter Edler, ein weicher Nordenheld, eine ſüdliche Blut- und Gluth-Schuld, ein unverſchuldet in Schulden gekommener Biedermann, oder ein Ritter, der nichts von dem ſagt, was der Dichter ihn ſchlecht ſagen läßt, ſondern etwas noch Schlechteres, das ſeinem trägen oder mangelhaften Gedächtniß zu ſagen beliebt, — ſie ſind es, die des Zuſchauers Thränen und Gähnen in Anſpruch nehmen. Was in der dichteriſchen Kompoſition herrlich, und ein ſchönes Phantaſiegebilde war, wird in der Verkörperung oft

erbärmlich oder zentnerſchwer, und vom Pegaſus bleibt oft nichts übrig als die letzte Sylbe. Gar ſonderbar ſiehts mit den Theater-Helden aus, die, ſo wenig Gefahren ihnen auch drohen, doch ſo abnehmen, daß man in der Wirklichkeit bei weitem mehr und beſſere Helden findet, als auf den Brettern. Kommt das etwa daher, weil ſie zu eifrige Liebhaber ſind, um tüchtige Helden zu bleiben? Der Löwe gehört wohl zum Katzengeſchlecht, deswegen aber wird die Katze doch nie ein Löwe. Das iſt der Unterſchied zwiſchen wirklichen und Bretter-Helden. Und ſo muß denn — —

Halt! rief Freund Prr! mit gebietheriſcher Freundlichkeit: halt! Sie ſind jetzt in der Begeiſterung; hurtig ſich ſetzen und ſchreiben! Ich gehe. —

Und er ging. Und ich lachte, und ſetzte mich, und ſchrieb, wie folgt:

Achtes

Schild.

Die Verbündeten.

Verſchwörung gegen die Romantik der ſchönen Katharina — Thusnelda. Tiegerjagd in Böhmen. Die Grazien als Hülfstruppen der geſunden Vernunft.

Lichtheim benützte Thusneldens Einladung, um ſein früheres Verhältniß mit ihrem Oheim zu erneuern, und wurde von Beiden ſehr freundlich aufgenommen. Proſa und Poeſie wetteiferten in der Liebe zu ihm; Lichtheim aber fühlte ſich bisher noch vom proſaiſchen Onkel mehr angezogen, als von der thusneldiſchen Poeſie, die mit einem großen Theil der neuen Poeſie darin zuſammen traf, daß ſie mehr Form und Klang als Kern und Gehalt hatte. In den Geſprächen der erſtern Beſuche wurden mehr allgemeine Gegenſtände der Welt und

des Wiſſens beredet; da der vorſichtig prüfende Riſach ſeinen Mann bewährt fand, öffnete er ſein Herz um ſo zutraulicher. Nun kamen auch Familienverhältniſſe an die Reihe. Lichtheim dachte zu edel, um ihm von Thusneldens Äußerungen über die Tiegerſchaft das geringſte merken zu laſſen; Thusnelda ſelbſt ſchien dieß dadurch verhindern zu wollen, daß ſie den zerläſterten Oheim jetzt liebevoll, beinahe zärtlich behandelte. Um ſo mehr aber wurde Lichtheim überraſcht, als Riſach eines Tages zu ihm ſehr freundlich ſagte: Sie haben mich jetzt näher kennen gelernt; geſtehen Sie nun aufrichtig, ob ich wirklich ein gar ſo grimmiger Tieger bin? —

Lichtheim gerieth in nicht geringe Verlegenheit, ob er denn von dem ganzen Tiegerthum etwas wiſſen dürfe oder nicht; allein Riſach zog ihn bald heraus, indem er ihm mit lachendem Munde höchſt gutmüthig erzählte, daß ihm die gewöhnlichen Äußerungen ſeiner Nichte von verſchiedenen Seiten mehr als hundert Mahl zu Ohren gekommen ſeyen, und daß Madame Bitterſüß, die er ſtets als ein lebendiges Zeitungsblatt betrachtete, ihm Thusneldens Invektiven ausführlich rapportirt habe, er nehme ihr aber derlei Expektorazionen gar nicht übel, da er ſie für keine böſe Närrinn halte, ſon-

dern nur für eine überſpannte, der man den Kopf noch zurecht ſetzen könnte. Sie läſtert und ſchmählt über mich — fuhr er fort — nicht aus eigentlicher Bösartigkeit, ſondern, wie das manche Menſchen zu thun pflegen, — um ihren Witz zu zeigen, durch ihre Lebhaftigkeit die Geſellſchaft auf ſich aufmerkſam zu machen, und zu brilliren. Weil die wenigſten Menſchen ſo viel Muth und guten Willen haben, ſolche Albernheiten und Sottiſen auf der Stelle zu rügen, ja wohl gar darüber lachen, ſo glauben dergleichen lebhafte Witzlinge allgemeinen Beifall zu ärnten, und fahren fort, ſich ſelbſt in dem Grade zu vergöttern als ſie Andere verketzern, und zwar diejenigen am meiſten, mit denen ſie in den nächſten Verhältniſſen ſtehen. Lichtheim war ſehr erfreut, daß der Hofrath den kleinen Krieg ſeiner Nichte aus einem ſo richtigen Standpunkt anſah, und ſo gut aufnahm.

Eine Folge dieſes Geſprächs war, daß Beide ein Trutz- und Schutz-Bündniß ſchloſſen, das nichts Geringeres bezweckte, als eine Radikalkur des romantiſchen Fiebers der ſchönen Thusnelda. Man beſchloß ſogar, die Grazien ſelbſt als Hülfstruppen in Sold zu nehmen, da ſie gerade den rechten Grad weiblicher Bildung hatten, wo der weder leere noch über-

ladene Kopf dem veredelten Herzen keinen Zwang auflegt.

Um das Ziel desto sicherer zu erreichen, mußte eine schickliche Gelegenheit abgewartet werden; Thusnelda aber führte sie selbst früher herbei, als die Verbündeten es erwarten konnten.

Baron Hollau, der zwey Jahre abwesend war, kam zu Anfang des Herbstes, um seinen alten Freund Risach zu einer Reise auf sein neu angekauftes Gut in Böhmen zu bereden. Hollau war ein schöner, stattlicher junger Mann, von so ruhigem Temperament und festen Grundsätzen, daß er um mehrere Jahre älter schien als er war, und unter einem stets wolkenlosen Himmel des heitersten Gleichmuths lebte. Diesen ungetrübten Lebensäther sich fort und fort zu erhalten, beschloß er, ohne mythologische Himmelskönigin zu bleiben, gegen die er schon in seinen Studienjahren durch Virgils Äneis eine unbezwingliche Abneigung gefaßt hatte.

Ich müßte lachen, wenn meine schönen Leserinnen deshalb eine eben so starke Abneigung gegen den unschuldigen Virgil bekämen, und ihren Abscheu mit der gesammten Schuljugend theilten. Hollau hielt nun einmahl die Weiber für die größten unter den reflektirenden

Egoiſten, die Kinder für die größten inſtinktartigen; ihre Liebe, ſagte er, gleicht dem Strohfeuer, das nur durch unaufhörlich unterlegten Brennſtoff ſich erhält; die männliche Freundſchaft iſt ein veredelnder Wettkampf von wechſelſeitiger Großmuth, die weibliche Liebe das Produkt von Herzensſchwäche und Lebensbedürfniß. Sey der Mann auch noch ſo herrlich, die Frau denkt gar ſelten daran, ſich als den Mond dieſer Sonne zu betrachten; ſeine Herrlichkeit ſelbſt wird ihr nach dem Erlöſchen der erſten Begeiſterung des Verliebtſeyn bald läſtig, und das Gewöhnliche, Gemeine liegt ihr immer näher. Mögen dann beide, dem Sprichworte nach, immerhin ein Leib bleiben, — eine Seele zu ſeyn hören ſie bald auf. Für höhere männliche Naturen gibts keinen Mittel-Zuſtand der Ehe; ſie kann ihnen nur Himmel oder Hölle ſeyn. Mir fällt da immer die Frau eines der größten Tonſetzer ein, die ſich gegen ihn ſtets kalt und unzart benahm, und wenn Andere das Gegentheil thaten, mit ſtolzer Verwunderung ausrief: »Ich kann doch nicht begreifen, was die Leute an meinem Mann finden.« —

Wenn Hollau ſich, offen wie er war, mit ſolchen Reden herausließ, dann war jedes Wort ein Stachel für die gereizte, im Namen ihres

Geſchlechts ſchwerbeleidigte Thusnelda, die ſich, mit einer ganzen Feuersbrunſt auf den Wangen, und Raketten aus beiden Augen losbrennend, mit Allem, was ihr Arſenal von Witz und Spott darboth, gegen den Antagoniſten des Eheſtandes erhob, dem ich, der Verfaſſer des gegenwärtigen Werkes, ſchon aus dem Grunde nicht beiſtimmen kann, weil ich ſelbſt eine Tochter habe, die ich hiermit der Welt mit dem Bemerken bekannt mache, daß ſie bis zum heutigen Tage ohne Liebhaber und ledig — auch erſt ein Jahr alt iſt.

Katharina - Thusnelda glaubte nun auch ihrerſeits — als Sachwalterinn ihres Geſchlechts, und noch mehr ihrer eigenen Perſon — den weiblichen Werth mit allen ſeinen Vorzügen als Phalanx aufſtellen zu müſſen, und bemühte ſich, mit dem möglichſten Aufwand von Witz, Ironie und Ereiferung, zu zeigen, wie wenig die Männer des Beſitzes weiblicher Herzen und Hände würdig ſeyen, und wie unendlich viel die Mädchen und Frauen von den Herrn der Schöpfung — doch nicht des Weibes, — zu fordern berechtigt ſeyen. Sie ſetzte ſich jetzt auf ihr Steckenpferd, die Romantik, und bewies hiſtoriſch, welche außerordentliche Dinge die Ritter des romantiſchen Mittelalters im Frauen - und Minnedienſt beſtanden und er-

litten hätten. Da Risach bei dieser Tirade ein satyrisches Lächeln nicht unterdrücken konnte; fiel ihr der Tieger plötzlich ein, und sie schoß daher nach ihm einen Pfeil ab, indem sie versicherte, wenn sie in den Ritterzeiten gelebt und von ihrem Anbether, selbst ohne Verheißung eines Minnesolds, verlangt hätte, daß er ihr einen Tieger mit eigenen Händen lebendig fange und vor die Füße führe, der Beauftragte sich glücklich gefühlt, und das Geboth seiner Dame pünktlich würde vollzogen haben.

Da gab Hollau, der den Weibern nicht hold war, folglich sie auch nicht sehr zart behandelte, sondern vielmehr gerne zum Besten hatte, seinem alten Freunde heimlich einen Wink, und nahm hierauf ungestört das Wort: Ja sehen Sie, holde Thusnelda, einen solchen Ritter muß ich loben, sehr loben, denn ich selbst hätte nicht anders gehandelt, und wäre bereit, auch heut zu Tage noch so ritterlich zu handeln.

Thusnelda versicherte, er habe gut reden, da er nie in den Fall kommen werde. Wären Sie aber, fuhr sie mit steigender Heftigkeit fort, mein Liebhaber, so würde ich von diesem Augenblicke an durchaus darauf bestehen, daß Sie sich eines Tiegers bemächtigen, und ihn als Beweis Ihrer Liebe vor mich führen.

Und dieſen Beweis zu geben, rief Hollau mit Begeiſterung, bin ich erböthig, und erkläre dieß hier vor Allen. Wollen Sie mein Erbiethen annehmen, ſchönſte Thusnelda? Es iſt mein voller Ernſt.

Thusnelda verlor über dieſen, feierlich ausgeſprochenen Antrag Sprache und Bewegung. Riſach und Lichtheim konnten das Lachen nur mühſam zurükhalten. Hollau begann von neuem mit wiederhohlten, immer kräftigeren Betheuerungen. Nach langem Schweigen ſagte Thusnelda endlich. Iſt es wirklich Ihr Ernſt, — nun gut, ſo nehme ich den Antrag an, laſſe aber dann auch keine Entſchuldigung gelten. Aber wie wollen Sie denn, — — bei uns gibts ja keine Tieger.

Hollau. Bei uns hier freilich nicht — (höchſtens zweifüßige, ſagte Riſach, während dem die Erröthende kein Auge von Hollau wegwandte.)

Hollau. Bei uns nicht, wohl aber in den böhmiſchen Wäldern, an — der ruſſiſchen Gränze. Auf meinem neu angekauften Gute haben die Jäger, kurz vor meiner Abreiſe, zwei Tieger von beſonderer Wildheit geſehen. Im November beginnt die Jagd. Kommen Sie mit, ſo lege ich Ihnen den Minne-Tieger zu Füßen.

Thusnelda. Nein, nein! Ich darf den Antrag nicht annehmen. Wie leicht könnte das wilde Thier Sie, — wenn auch nicht tödten, doch wenigstens sehr verwunden.

Hollau. Der Himmel bewahre! Erstens bin ich sehr stark, zweitens darf ich ja Waffen führen, und endlich — ich meine nur im äußersten Fall — dürfte ich ja wohl in's Horn stoßen und um Hülfe rufen?

Thusnelda. Ja, das dürfen, — das müßten Sie sogar! Aber dennoch — —

Hollau ließ aber keine Einwendung gelten, und lud die Anwesenden zur nächsten Tigerjagd. Risach selbst drang in Thusnelden, sich nicht länger zu sträuben. Von allen Seiten bestürmt, mußte sie um so mehr nachgeben, als selbst Hillmar und seine Töchter mitfuhren, um jener ritterlichen Großthat beizuwohnen. Nur Lichtheim entschuldigte sich. Schon am dritten Tage geschah die Abreise.

Der vierte Tag nach der Ankunft auf dem Gute ward zu der Jagd bestimmt, bei welcher Baron Hollau als Ritter Nimrod die ganze Romantik des minniglichen Mittelalters beschämen sollte. Thusneldens erste Furcht hatte sich um so mehr vermindert, als selbst die Hillmarischen Grazien sich beherzt zeigten. Indeß trat jeden Tag ein anderes Hinderniß

ein, und ſchon ließ Thusnelda manchmahl ein ſatyriſches Lächeln über ihr Antlitz wetterleuchten. Endlich erſchien der Tag der Erfüllung. Schon beim Aufglimmen des Frühroths erklangen die Waldhörner von allen Seiten, und ſchmetterten alle Zweifel der Ungläubigen zu Boden. Zwei Kaleſche, eines mit vier Rappen, das andere mit Schimmeln beſpannt, ſtanden im Schloßhofe. Die Amazonen in zierlichen Jagdkleidern ſtiegen ein, umgeben von einem ſtattlichen Gefolge, das mit ihnen dahinflog unter dem harmoniſchen Klang von fröhlichen Hörnern, ſonoren Hundegebell und muthigem Pferdegewieher. Der Tag verging, aber — kein Tieger war zu ſehen. Bei der Abendtafel ſagte Thusnelda zu Hollau: »Ihr Tieger ſcheint etwas furchtſam — oder ſpröde — oder menſchenſcheu zu ſeyn.« —

Als der zweite Tag eben ſo vergangen war, bemerkte Thusnelda: der Tieger wolle vielleicht aus Galanterie nicht erſcheinen, um durch ſeinen Anblick keine der anweſenden Damen zu erſchrecken; Sie werde daher mit den drei Schweſtern am nächſten Tage von der Jagd wegbleiben, um dem galanten Tieger jeden Vorwand der Abſenz zu rauben. — Am dritten Tage mußten die Herren allein ausziehen, und kamen beim Sonnenuntergang, mit einem

Wagen voll feiger Hasen, ja sogar mit einem Tieger zurück, aber der Tieger hatte nur — zwei Füße, kein getiegertes Fell, sondern ein Jagdkleid von grünem Tuch, und — war der Hofrath Risach. Nun konnte sich Thusnelda nicht länger enthalten, laut zu triumphiren. Als man am Schluße des Mahls bei köstlichem Melniker das edle Waidwerk leben ließ, und für den nächsten Tag noch einige Gäste angesagt wurden, nahm Thusnelda eine schlaue Wendung, und erklärte, ihr Verlangen sey nur Scherz gewesen, und man könne sie daher keineswegs für die Gefoppte halten, indem sie selbst nur den Herrn Baron gefoppt habe, den sie nun jeder Verbindlichkeit zu ritterlichen Großthaten freispreche.

Aber in diesem Augenblicke stürzte der Oberjäger keuchend herein, und berichtete, man habe den Tieger gräßlich brüllen gehört, und endlich sogar gesehen, wie er mit wilden Sprüngen durch den widerhallenden Wald tobte, und sich dann in der Höhle nördlich von den Ruinen der alten Burg verlor. Thusnelda erblaßte, Hollau jauchzte laut auf, schwang sein Glas, und rief: Hoch lebe der Tieger! Hoch lebe Thusnelda, der ich ihn morgen präsentire.

Das Fräulein stellte sich zwar, als könne sie die Freude und den Triumph des nächsten

Tages kaum erwarten, um nur den Sticheleien auf ihre Verzagtheit auszuweichen, deren luſtige Raketten man allerſeits aufſteigen ließ; in ihrem Innern fühlte ſie aber die bängſte Beklemmung über die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs. Wäre ſie in der Geographie eben ſo gut zu Hauſe geweſen, als in der Romantik, ſo würde ihr die angekündigte Erſcheinung eines Tiegers in den böhmiſchen Wäldern an der ruſſiſchen Gränze keinen groſſen Schrecken verurſacht haben; allein Minne, Ritter- und Deutſchthum, erfüllten ihre Seele ſo ſehr, daß ihr für die Notizen vom Vaterland der Tieger kein Platz übrig blieb.

So ſehr ich ſelbſt die ſchöne Thusnelda deshalb tadle, ſo muß ich doch den Leſer ernſtlich bitten, hier zwei Extreme zu vermeiden, und zwar das Eine, wenn er etwa glauben wollte, daß ich ihr die geographiſch-naturhiſtoriſche Ignoranz nur aufbürde; das Zweite, daß gar keine Schöne mit einem ſolchen Mangel in Deutſchland aufzufinden ſey. Mein Freund Prr! behauptet, daß ſo manche Fräulein das Vaterland der Tieger eben ſo wenig kennen als ihr eigenes. Mag er dieſe Behauptung verantworten! Ich waſche meine Hände.

Thusnelda ſchlief in der Nacht vor dem

entſcheidenden Tage ſehr wenig, und wenn ſie ſchlief, ging es ihr noch übler, indem böſe Träume mit wilden Schreckgeſtalten ſie quälten. Am Ende jedes Traumes erſchien immer der unglückſelige Tieger, groß wie ein Elephant, mit weit geöffnetem ungeheuern Rachen, blutroth glühenden Augen, armlangen Krallen, und mit betäubend gräßlichem Gebrülle. Jetzt ſprang er mit baumhohen Sätzen bis ans Firmament, daß einige Sterne, an die er ſtieß, herabfielen; dann kroch er mit abſcheulicher Falſchheit auf dem Bauche; einmahl ſtand das Unthier gar wie ein Menſch auf den zwey Hinterfüßen, ergriff mit dem einen Vorderfuße den Herrn von Lichtheim und ſeinen ſchwarzen Hund; mit dem andern tappte er eben nach Thusnelden, die ſich vor den baumſtarken Tatzen nur dadurch rettete, daß ſie in ihren Fingerhut hineinkroch und ſchreiend erwachte.

Endlich war die lange Nacht, die kein Ende nehmen wollte, überſtanden. Das Traum-Ungethüm entwich, um einem, in der Wirklichkeit vielleicht noch entſetzlicheren Ungeheuer Platz zu machen. Thusnelda hatte das Bett noch nie ſo früh verlaſſen, verſchwieg aber die böſen Träume, und zeigte ſich ſogar ganz wohlgemuth. Der Jagdzug ging ſogleich nach dem, von dem Oberjäger bezeichneten Platze,

um den Tieger in ſeinem Schlupfwinkel aufzuſtöbern. Hollau verlangte von Thusnelden eine Schleife, die er mit einer wahren Siegermiene an den Hut ſteckte, und nun fröhlich ans Werk eilte, bewaffnet mit zwei Hirſchfängern, zwei Piſtolen und drei Wurfſpießen. Thusnelda und die Grazien wurden auf eine ſteile Anhöhe poſtirt, der Thalſchlucht gegenüber. Hillmar kommandirte acht Jäger zu Fuß und drei zu Pferde, nebſt einem beträchtlichen Auxiliar-Korps von Hunden, ſämmtlich zur Bedeckung und Garde der holden Amazonen beſtimmt.

Je ernſthafter die Anſtalten wurden, deſto mehr verlor Thusnelda den bisher ſtandhaft behaupteten Muth. Da ward das weiche Herz der Grazien bewegt, und ſie flüſterten Thusnelden ins Ohr: Das Ganze ſey nur eine geographiſch-naturhiſtoriſch-romantiſche Spitzbüberei des Baron Hollau und ihres Oheims, denn ſie befänden ſich erſtens gar nicht an der ruſſiſchen Gränze, und zweitens ſeyen die Tieger nicht in Europa zu Hauſe, ſondern — die eigentlichen — nur in Aſien; auch ſey die Tiegerjagd, wie ihnen der Vater erzählt habe, ſo wenig gefährlich, daß in Bengalen ſogar die engliſchen Damen ihr beiwohnen. Der letztere Bericht hob insbeſondere Thusneldens geſunke-

nen Muth, und ſie ſagte: So wäre ja ſelbſt für den äußerſten Fall nichts zu befürchten, und Hollau's Heldenthat verliere dadurch viel von ihrer Größe. Der Oberjäger, der dieſes Geſpräch belauſcht hatte, ſagte jetzt hinter einem Gebüſch ganz laut zu den Übrigen: »Dieſer Tieger iſt einer von der blutdürſtigſten Art; es war ein verdammtes Stück Arbeit, ihn aus Oſtindien hieher zu transportiren, und hat ein hübſches Sümmchen gekoſtet!« — »Alſo doch?« ſagte die aufmerkſam horchende Romantikerinn und erblaßte: »Alſo doch? haben Sie gehört?« — Und in dem Augenblicke erſcholl's unten in der Thalſchlucht: »Der Tieger! der Tieger!«

Ich weiß, daß der Leſer jetzt ſehr erſtaunen wird; ſein Erſtaunen ſey aber noch ſo groß, größer als mein eigenes kann's doch nicht ſeyn; denn ſiehe! aus der dichtumbüſchten Hohle hervor ſpringt wirklich der Tieger, zwar nicht ſo elephantengroß, als er Thusnelden im Traume erſchienen war, übrigens aber ſo gräßlich, als die Nacht-Phantasmagorie ihn prophetiſch gezeigt hatte. Kaum war der Tieger da, als das Amazonen-Korps ihn mit einer Sympbonie von Angſtgeſchrei bewillkommte. In demſelben Augenblicke erſchien auch Baron Hollau, und ſtürmte auf das Ungethüm mit

dem Muthe eines Ritters? das wäre viel zu wenig geſagt! — mit dem Muthe eines Halbgottes! — Neues Zettergeſchrei von Seiten der Zuſchauerinnen. Die Grazien wandten ſich und fingen an zu laufen, mit lautem Geſchrei; Thusnelda wollte im Laufen nicht ſchlechter ſeyn, und lief noch geſchwinder als ſie; als ihr aber der Athem fehlte, blieb ſie ſtehen und rief: »Mein Gott! warum kann ich denn nicht ohnmächtig werden?« —

Die Grazien waren im ſauſenden Gewänderflug plötzlich ſo unſichtbar geworden, als ob ſie die griechiſchen wären; Thusnelden aber fing der Oberjäger in ſeinen Armen auf, und ſagte: »Gnädiges Fräulein! belieben Sie ganz ruhig zu ſeyn! Der Tieger kann auf keinen Fall zu uns herüber, denn das Thal iſt tief und die Felswand ſpiegelglatt, und wegen des Herrn Barons belieben Sie ganz außer Sorge zu ſeyn. Nur Courage! Die ganze Geſchichte kann nicht lange dauern!« —

Des Oberjägers Ermunterungsrede that die beſte Wirkung. Thusnelda blieb allein auf dem Platze, zur Schande der feigen Grazien. Ein heidniſcher Dichter, der in ſeine Mythologie recht eingemauert wäre, würde die heroiſch daſtehende Thusnelda mit der als Diana maskirten Pallas verglichen ha-

ben, vor welcher die Grazien, den Betrug entdeckend, Reiß' aus nehmen. Also:

Oben ſtand Thusnelda, unten der Tieger. Nicht minder intereſſant als weiland Adonis, erſchien jetzt Baron Hollau, und warf ſeine drei Speere nach dem Tieger, wie ein Rezenſent nach dem Autor; ſie prallten aber eben ſo wirkungslos ab, wie die Rezenſenten-Speere an einem Autor, der ſich nichts daraus macht. Endlich zog der Freiherr das Waidmeſſer, und ſtach es dem Tieger in den Leib, der es aber kaum zu bemerken ſchien. Beſchämt über den mißlungenen Angriff, geſtachelt von der ungeheuern Vermeſſenheit der Erbitterung, ſprang der Freiherr auf den blutlechzenden Fürſten der Wälder grimmig los, packte ihn mit überworfenem Arm am Nacken, und rang mit ihm auf Tod und Leben. Nach Thusneldens Berechnung ſoll der Kampf zwiſchen drei — vier Stunden gedauert haben, nach der Verſicherung des Oberjägers kaum zehn Minuten. Dieſer trat eben zu dem Fräulein hin, und lobte ſie über ihren Muth, — der doch nur der Muth der Verzweiflung war.

Nun aber kommt der höchſte Moment! Der Freiherr ſchien an Kräften zu verlieren; der Tieger umarmte ihn ſchon zweimahl ſo herzlich mit den maſſiven Tatzen, daß der He-

ros ſich ganz matt ſeitwärts bog, und ſchon zur Halfte unter dem abſcheulich brüllenden Blut-hund lag. Da ſchwang er ſich aber plötzlich empor, riß den Tieger zu Boden, und zog ein hellblinkendes großes, breites Meſſer, um es der monſtröſen wilden Katze in die Kehle zu ſtoßen.

Thusnelda ſchrie laut auf, die Natur rings umher ſchwieg; denn jetzt war der entſcheidende Augenblick, den der Tieger, mit ſeltener Klugheit nachgebend, benützte, ausrufend: »Edler Ritter! ſchonet meiner! Ich bin nicht was ich ſcheine; man nennt mich zwar den Tieger, eigentlich aber bin ich keiner, ſondern der penſionirte Hofrath Riſach! Wollt Ihr mich als eine Seltenheit aus dem moraliſchen Thierreich und als einen Beweis eurer Tapferkeit aufführen, — ſo ſey es! nur laßt mir, — ich bitte und beſchwöre Euch, Herr Ritter! — laßt mir das Leben!« —

Da rief der ritterlich-freiherrliche Nimrod zu Thusnelden hinauf, die oben ſtand, ſtumm und unbeweglich wie eine angeſtrichene Säule: »Edles Fräulein! befehlt! Soll ich den bezwungenen Tieger lebendig oder todt vor Eure Füße bringen!« — Thusnelda blieb lange ſtumm und bleich vor Zorn; endlich rief ſie: »das iſt abſcheulich, unerhört abſcheulich!« wandte ſich um, ging fort, ſtieg in den Wagen, kam im

Schloße an, und redete drei volle Stunden kein Wort, so sehr auch Alle sich bemühten, sie zum Reden zu bringen. Hollan, derb und gerade wie er war, gestand ihr offenherzig, daß er schon lange im Sinn gehabt habe, ihr wegen ihrer romantischen Überspanntheit, die ihm der Onkel durch offizielle Briefzeitungen Stück für Stück berichtete, einen Schabernak zu spielen; dadurch aber ward Thusneldens stiller Grimm nur vermehrt, und aufs Höchste gesteigert, als er versicherte, die ganze Geschichte sey ja nur ein Spaß, aus dem sie sich höchstens die Lehre nehmen könne, künftighin lieber gescheidt als romantisch zu seyn.

Besser gings, als Hillmar kam, und ernstlich um Verzeihung, ja sogar um die verdiente Strafe bat. Thusnelda's Gesicht schien sich etwas zu erheitern, doch blieb sie noch stumm. Endlich präsentirte sich der Oheim noch in voller Tiegergala, kniete poßierlich vor die Zürnende, bat mit komischem Pathos um Gnade für sein verwirktes Leben, und versicherte recht herzlich; er habe ihr den ganzen Streich nur gespielt, um sich für den ihm zugelegten Beinamen des Tiegers zu rächen, — eigentlich gar nur zu revengiren *). Hierauf

*) Es ist doch gut, wenn Einem manchmahl so ein

hat er um wechſelſeitige Amneſtie und Aus-
ſöhnung.

Thusnelda wurde darüber erweicht; ihr Unrecht gegen den guten Oheim trat ihr lebendig vor die Seele; ſie erwog, wie kränkend ſie den ſchlichten guten Mann oft beleidigt hatte, ward gerührt, wie das nach erkanntem Unrecht gewöhnlich geſchieht, reichte ihm ſchweigend die Hand, und drückte pantomimiſch die Bitte aus, ſie zu verlaſſen.

Als der Oheim aus dem Zimmer war, ſetzte ſich Thusnelda auf einen Stuhl, und legte die Stirn auf den ſtützenden Arm; aus der, auf den Augen liegenden Hand floſſen Thränen über die glühende Wange herab. Da traten die Grazien ein, ſchweigend mit fragenden Blicken. Nach wechſelſeitigem Anſchauen, flogen ſie ihr entgegen, und umarmten ſie ſchweigend in einer recht hübſchen Gruppe. Dann kam's zur Sprache.

Die Hillmariden verſicherten, gewiſſermaſſen — eigentlich größtentheils — eigentlich ganz unſchuldig zu ſeyn, weil man von der ganzen Geſchichte immer nur zur Hälfte Wahrheit,

---

franzöſiſch-deutſches Wort in den Weg kommt, und gibt einen neuen Beweis, daß nichts auf der Welt umſonſt iſt.

zur Hälfte — nicht reine Wahrheit gesagt habe. Da gab nun, wie es bei Weibern vorzugsweise geschieht, ein Wort das andere, und so wendete sich das Gespräch dahin, daß Thusnelda endlich wissen wollte, warum denn Lichtheim bei der absurden Jagd-Mummerei nicht dabei gewesen sey. Jetzt nahm Serena das Wort, und gestand offenherzig, sie kenne, gleich ihren Schwestern, die Ursache recht wohl, und diese sey keine andere als die folgende: Lichtheim sollte durchaus dabei seyn, ging aber nicht mit, aus lauter Delicatesse, um nicht Augen- und Ohrenzeuge zu seyn, wenn die Romantik und Sie selbst den unartigen Angriffen der Geographie und Naturgeschichte erliegen müßten.

Dieser schöne Zug in Lichtheims Charakter wirkte auf Thusneldens gerechten Zorn wie Salpeter oder die aus der Mode gekommenen Krebsaugen, die sich von schönen Weiberaugen insbesondere dadurch unterscheiden, daß sie das Gegentheil sind, indem die einen entzünden die andern abkühlen.

Thusnelda ward über Lichtheims Zartsinn so entzückt, daß sie der Gesellschaft erklärte, seinetwegen Allen Alles zu vergeben; mit dem Oheim schloß sie sogar einen ewigen Frieden. Von dem Baron erbat sie sich

für die ſchnelle Verzeihung nichts anderes, als die ſchnellſten Anſtalten zur Rückreiſe, worin ihr dieſer um ſo gefälliger willfahrte, als ſeine natürliche Derbheit mit jedem Tage ſanfter wurde, beſonders wenn Serena zugegen war.

Und ſo kann ſichs wohl ereignen, daß die Grazien bald aufhören, wie bisher nur in Maſſa und als bezaubernder Schönheits-Phalanx zu erſcheinen, und jede von ihnen, ſobald nur Eine den Anfang macht, ihr eigenes erotiſches Truppen-Corps kommandirt.

Lieben — das verſpreche ich meinen Leſerinnen feierlich, — lieben ſollen die drei Grazien recht bald; was aber das Heirathen betrifft, da will ich mich lieber gleich jetzt wegen meines abſcheulichen Eigenſinnes anklagen, der darin beſteht, daß keine vor der andern heirathen darf, ſondern alle drei den nämlichen Hochzeittag haben müſſen, weil das den alten Hillmar ungemein freuen wird. Haben alſo wirklich auch zwei von ihnen heirathsluſtige und fähige Liebhaber bekommen, ſo müſſen ſie nolens volens warten, bis ich auch der dritten einen auftreibe. Ich will mirs aber angelegen ſeyn laſſen.

Das Kriegstheater verſetze ich, weil das in meiner Macht ſteht, wieder in die Haupt-

ſtadt, wo ich die Geſellſchaft zu dieſem Behufe wohlbehalten ankommen laſſe. Dem Leſer, der wegen dieſes willkührlichen Verfahrens alle erwarteten Reiſeabenteuer einbüßt, verſpreche ich zur Entſchädigung im folgenden —

Neunten

Schilde:

Die rothe Birne.

Ausgang verſchiedener Liebesſcene. Tollheit eines erotiſchen Birnenverehrers. Die Verzweiflung des glücklichen Freiherrn. Die betrogenen Grazien. Das Eingeweide der Franzmadam.

Am Tage nach der glücklichen Ankunft erſchien Lichtheim in Riſachs Hauſe, und wurde von Thusnelden ſehr freundlich, ja mit herzlicher Wärme empfangen. Sie rückte ſogleich mit der wahren Urſache heraus, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen über ſein edles Zartgefühl, welches ihn abhielt, einem Vergnügen beizuwohnen, bei dem man ſie auf eine ſo derbe Art zum Beſten hatte. Lichtheim geſtand ihr dagegen mit der ihm eigenen Offenheit, daß er zwar die Art und Weiſe jener Geſchichte nicht billigen könne, und eben deßhalb ſich

nicht entſchließen konnte, die Einladung anzunehmen, daß er aber dennoch in dem derben freiherrlichen Landjunker eine männliche Nemeſis zu finden glaube, indem ſie durch ihr Benehmen gegen den guten Oheim eine kleine Strafe verdient habe, die, bei ihrem übrigens ſo herrlichem Weſen, vielleicht auch für den kleinen Fehler der Überſpanntheit von heilſamer Wirkung ſeyn dürfte; denn, fügte er hinzu, wer ſelbſt Bildung beſitzt, weiß auch die zufälligen äußern Umſtände zu ſeinem Vortheil zu wenden, und durch moraliſche Zubereitung und Verſetzung Gifte in Heilmittel zu verwandeln.

Thusnelda, die weder bösartig noch verzerrt, ſondern nur überſpannt und verworren war, erkannte Lichtheims ruhiges, klares und verſtändiges Weſen immer mehr und mehr, und fing allmählig an, ihm jene Überlegenheit zuzugeſtehen, die ſie vor ihm keinem Manne hatte einräumen wollen. So trat denn zwiſchen Beiden die Periode wechſelſeitiger Annäherung ein, die zu den ſchönſten Verhältniſſen des menſchlichen Lebens gehört, da jedes Weſen hier ohne betrügen zu wollen, die ſchöne Seite zuwendet, und ſich liebenswürdig zeigen will, weil das andere eben ſo erſcheint.

Etwas Ähnliches zeigte ſich auch zwiſchen

Hellau und Serena; nur thaten diese weniger rasche Fortschritte als Thusnelda und Lichtheim, dem es endlich sogar gelang, seine — ich will's lieber gerade heraussagen — Geliebte zur Anerkennung ihres wahren Taufnamens zu bereden, indem er ihr das Kätchen von Heilbronn vorlas. Vom diesem Augenblick an verschwindet der Name Thusnelda, und das Fräulein von Veilchenklang erscheint als Käthchen.

Der derbe kräftige Freiherr wurde indeß mit jedem Tage sanfter, Serena dagegen mit jedem Tage scheuer; Beide hatten dazu die nämliche Ursache, — die Liebe. Aber so wie der Wein im Fasse gährt, wenn draußen die Reben blühen, eben so gehts auch mit der Liebe; denn wo drei Schwestern sind, und eine liebt und geliebt wird, da kommen die Herzen der beiden Andern sogleich in Gährung. Das geschah auch mit Viktoria und Flora, nur bei jeder nach dem Unterschiede ihres Charakters. So begann Viktoria sich in Träume einzuspinnen und Ideale zu gestalten, wogegen Flora sich mehr an die Wirklichkeit hielt, und, ohne die stille Heiterkeit ihres Gemüths zu verkümmern, bei guter Gelegenheit die Stimmgabel an ihr Herz setzte, um zu erfahren, wie es gegen Diesen oder Jenen klinge. Hillmar blieb bei diesen Ereignissen seiner alten Gewohnheit

geiren, alles ſo ſtill zu beobachten, daß gerade diejenigen, die er am ſchärfſten beobachtete, von ihm kaum bemerkt zu ſeyn glaubten. Dieſe Eigenſchaft, in Verbindung mit ſeiner Gutmüthigkeit, ſetzte ihn in den Stand, in jedem Menſchen wie in einem offenen Buche leſen zu können. Er legte daher ſeinen Töchtern bei ihren gegenwärtigen Machinazionen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg, und ſo fiel es auch keiner von ihnen ein, ſich nur im geringſten vor ihm zu verbergen.

Viktoria träumte, Flora prüfte, und Serena näherte ſich ungeſcheut, indeß das väterliche Auge über die Herzensrevoluzionen der Töchter wachte.

Hollau wurde nach und nach ſo zahm, daß er ſich ſogar in Alles fügte, was Serena eſt nur, um ihn zu prüfen, — als Lieblingsſache erklärte. So fand er z. B. ſchon, daß Hochroth die ſchönſte Farbe ſey. Eines Tages ſandte er ihr ein ſilbernes Körbchen mit ihrer Lieblingsfrucht, jenen Arten von Birnen, die ſich vor den übrigen durch ihre Röthe auszeichnen; hier bildeten Pomeranzen- Roſen- Lorenz- Blut- und Muskatenbirnen, Sommer-Bergamoten, Katzenköpfe, Saraſinen und Virgulöſen einen freundlichen Verein. Oben auf allen andern thronte die glänzende hoch-

liebe Franzmadame, in ungewöhnlicher Größe.

Das genäschige Kleeblatt setzte sich eben mit lüsternem Munde zu dem Tische, auf welchem das Körbchen stand, aus dessen leuchtendem Silber die Birnenglutheu hervorblinkten, und berathschlagten mit wähliger Freundlichkeit, welche von den saftigen Früchten jede für den begehrlichen Gaumen zuerst erkiesen wolle. Die schönen Früchte aber, deren zuckersüßen Saft jedes Schwesterchen schon auf der Zunge zu fühlen glaubte, hatten — leider keinen Saft, denn sie waren von — Wachs, und glichen gewissen Gala-Menschen von lieblicher Form und äußerm Schein, doch ohne innern Gehalt, und ungenießbar.

Wären die Grazien in der Naturgeschichte besser zu Hause gewesen, so hätten sie sich nicht täuschen lassen, sondern würden eben so gut gewußt haben, als ich und der Leser es wissen, daß die vielen Birnsorten, deren man schon mehr als fünfzehnhundert kennt, nicht alle in derselben Zeit reifen, sondern in verschiedenen Monaten majoren werden, wie z. B. im Juny die Eier- und Muskatenbirne, im July die Franzmadame und die Lorenz- oder Goldbirne, im August die Pfalzgrafenbirne, im September die Isenbart, die Pomeranzen- und

Haferbirne, im Oktober die Wachs- und Dauphinbirne, und die eigentliche Bergamotte, im November die Virgulöſe und die Saint Germain, im Dezember die Winterbirne. Bei einiger Bekanntſchaft mit dem Birnkalender hätten die Grazien leicht bemerken können, daß in dem zeitwidrigen Verein ein Betrug ſtecke; ſie merkten's aber nicht, und ſahen daher, bei dem erſten Anbiſſe die ſüßen Früchte mit ſauern Geſichtern an, die jetzt röther wurden als die Birnen. In dieſem Augenblick ſteckte Käthchen den Kopf zur Thüre herein, und erſchreckte die Schweigenden durch lautes Gelächter. Als das Kleeblatt auffſprang und auseinander fuhr, trat Käthchen triumphirend ein, und ſagte, mit ſchadenfroher Miene: »So komm' ich gerade im rechten Augenblick! das iſt ſcharmant! Nicht wahr, — es iſt nicht ſo was Außerordentliches um einen Irrthum?« —

Drauf ſagte Viktoria: »Ein ſonderbarer Einfall vom Herrn Baron!« — Und Flora: »Sind ſie vielleicht ſeine Vertraute dabei?« — Und Serena: »Auf dieſen guten Gedanken darf der Herr Baron eben nicht gar zu ſtolz ſeyn!« — Dazu lächelte Käthchen, und ſagte ſehr freundlich nichts, als: »Auf jeden Fall ſind wir nun wenigſtens quitt!« —

Eigentlich verhielt ſich aber die Sache ſo:

Hellau war, seit Amor ihn erweichte, viel zu sanft geworden, um irgend einen Schabernack auszuüben. Er sandte das silberne Körbchen mit den wächsernen Gluthbirnen keineswegs, um die Beschenkte zum Besten zu haben, sondern um ihr eine Freude zu machen, weil Frucht und Farbe ihre Lieblinge waren. Erst als die Gabe schon unterwegs war, fiel ihm ein, wie leicht Serena sich tauschen lassen könne, wenn sie nicht daran denkt, daß so verschiedene Birnsorten nur in einem Körbchen, nicht aber in der Natur beisammen zu finden sind. Sie hält sich für gefoppt, und die Birnen werden zu eben so vielen Äpfeln der Zwietracht, wie's zu Zeiten des berühmten Wettstreits der drei Göttinnen geschah.

Dieser Gedanke brachte den liebeweichen Freiherrn in solche Verlegenheit, daß er den Entschluß, den Birnen nachzulaufen und sich bei Serena zu entschuldigen, nicht auszuführen wagte, sondern aus Furcht, er komme vielleicht zu spät, gar nicht hinging, von einer Gasse in die andere lief, endlich auf Lichtheim stieß, dem er in seiner Herzensangst Alles herausjagte. Lichtheim, der dem Freiherrn die Ziegerjagd und die gefoppte Thusnelda nicht verzeihen konnte, ging schnurstracks zu dieser, und beschrieb ihr die Leiden des bestürzten Freiherrn.

Das Fräulein hatte, ganz natürlich, nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Strohhut aufzusetzen, das Umhängtuch in die Hand zu nehmen, und zu der Gefoppten zu eilen, um wenigstens ihr verdrüßliches Gesicht, und das Schmollen der Schwesterschaft zu sehen und zu hören. Es gelang ihr aber noch viel besser, als sie es erwartete und wünschte, indem sie gerade im entscheidenden Moment — gleichsam beim Wendepunkt des Drama, ins Zimmer trat.

Victoria vergaß die Kränkung bald, überließ sich ihrer gewöhnlichen stillen Heiterkeit, und hatte nun an den wächsernen Birnen mehr Freude, als ihr die wirklichen hätten gewähren können. Die muntere Flora lachte über den Spaß herzlich und wetteiferte mit Käthchen in dem Bestreben, sich über die ganze Geschichte lustig zu machen; insbesondere hielt sie mit komischen Pathos eine Rede über die Unwissenheit ihrer Schwestern, und schloß mit den Worten: Hieße ich nicht Flora, sondern Pomona, so hätte ich den Betrug auf den ersten Augenblick erkannt; als Flora aber gehn mich nur die Blumen an, und mit dem Obst habe ich nichts zu thun, als — es zu essen, wenn sichs essen läßt.

Serena blieb verstimmt, und bat, sie allein zu lassen. In der Einsamkeit überließ sie sich

nun einer Melancholie, die ihr bisher ganz fremd war. Hollau's vermeinter Scherz that ihr um ſo viel mehr weh als den Schweſtern, weil ſie ihm gut war, ja mehr als gut. Seine Redlichkeit, Offenheit, Geradheit und Thätigkeit, ſein geſunder freier Sinn, ſein ſolides praktiſches Wiſſen, ſeine immer gleiche Heiterkeit, ja ſelbſt ſein kräftiges, oft an Derbheit gränzendes Weſen gefielen ihr, nur beſorgte ſie, daß letzteres endlich in Rohheit ausarten möchte, daß er den böſen Feind jetzt nur noch gefeſſelt in ſich zurückhalte. Die muthwillige Tiegerjagd trat ihr wie ein warnendes Beiſpiel vor die Augen.

In dieſe Betrachtungen verloren, tändelte ſie mit den Früchten, und drehte eben, ohne zu wiſſen was ſie that, die ſtattliche Franzmadame in der Hand herum. Das Drehen wurde mit jedem Pulsſchlage ſchneller und heftiger. Plötzlich that die Franzmadame einen lauten Schrei, die erſchrockene Serena einen noch lautern. Da theilte ſich die Franzmadame in zwei wagerechte Hälften, und ließ die Erſtaunende in ihr Innerſtes blicken, aus dem etwas Hellglänzendes hervorblickte. Serena erröthete, verſchloß die Zimmerthüre, und ſetzte ſich dann, um ihre anatomiſche Operazion ungeſtört vorzunehmen. Nachdem ſich die Augen einige

Sekunden an dem räthſelhaften Schimmer geweidet hatten, begannen die zarten Finger der reizenden Profektorinn das Ausweidungsgeſchäft. Die Franzmadame ließ ſich, als die Königinn der Sommerbirnen*) gleich einer todten Königinn gutwillig ihr Eingeweide herausnehmen, und dieſes beſtand aus einem ſehr zierlichen goldenen Collier, bei dem ein beſchriebenes Zettelchen lag, das ſprach mit Hollau's beliebter Kürze, die beiden Verslein:

„Es huldigt die ſchönſte der Birnen
Gleich mir der ſchönſten der Dirnen.“

Da Serena im Schlußreime nur einen neuen Beweis von der bekannten kräftigen Manier des Freiherrn fand, den jetzt zugleich der Schimmer des allerliebſten Colliers mit einem Nimbus umgab, ſo lächelte ſie der gereimten Zuſchrift holdſelig entgegen. Sollte der Leſer mit den zwei Verſen nicht ſo zufrieden ſeyn als Serena, ſo halte ich mich verpflichtet, zur Entſchuldigung des Freiherrn hier anzuführen, daß er über die Poeſie ſeine eigenen Anſichten hatte, und ſie zu den Miethtruppen zählte, die er nur bei Geburts- Tauf-

*) Sie wird auch „die ſchönſte Sommerbirne“ genannt.

Hochzeitfeierlichkeiten und ähnlichen Gelegenheiten in Parade aufziehen ließ. Im Dienste der Liebe ließ er sie jetzt zum ersten Mahl ausrücken, da er vorher, wie wir wissen, weder den Weibern noch dem Heirathen geneigt war.

Serena fühlte ihren Unwillen gegen den lebendigen, so hübsche Frucht tragenden Birnbaum ganz besänftigt, und sich in solchem Grade zur Amnestie geneigt, daß ich über dieses neue Beispiel von der Macht der Dichtkunst höchst erfreut bin, obschon mein kalter, mürrischer Freund Prr! da ich ihm diese Begebenheit vorlas, satyrisch lächelte, und nichts weiter sagte als: »Goldenes Collier! Versteckte Liebeserklärung! — Macht der Dichtkunst!« —

Ich aber ließ mich von der Macht der Dichtkunst durchaus nicht abbringen.

Zehntes

Schild.

Die Stadt Neapel.

Das Panorama als Kriegslist der Herzens-Angst. Der Kuß im Mittelpunkt von Neapel. Das trockene Wasser. Rezensenten-Panorama.

Der sonst nicht im Geringsten furchtsame Freiherr wurde verzagt von dem Augenblicke an, als das schicksalvolle Silberkörbchen von Scheinbirnen abgelaufen war. Seine Bangigkeit stieg bis zur Angst, als Käthchen ihm nur den ersten Theil des Empfangs, nämlich das Unisono des schwesterlichen Unwillens und das brillante Solo von Serena's Zorn erzählte, der aus dem Irrthum herrührte, daß sie glaubte, er habe sie vorsätzlich damit zum Besten haben wollen. Von Serena's einsamer anatomischer

Unterhaltung und von dem guten Erfolge derſelben konnte Käthchen nichts erzählen, weil ſie ſelbſt nichts davon wußte. Hollan erwartete daher jede Stunde, das Körbchen von der Geliebten als einen eigentlichen Korb retour zu erhalten. So verkehrt iſt das Treiben der Liebe! Und je ächter und ſtarker ſie iſt, deſto entgegengeſetzter ſind ihre Wirkungen. Den Weiſen macht ſie närriſch, den Narren vernünftig, den Schüchternen keck, den Muthigſten verzagt! In dieſer peinlichen Lage ging Hollans Trachten dahin, diejenige zu vermeiden, nach der er ſich ſehnte. Nach langem Sinnen um einen Mittelweg, bot ihm ein Panorama der Stadt Neapel, das erſt ſeit einigen Tagen zu ſehen war, eine erwünſchte Gelegenheit. Er ſchrieb an Hillmar unter dem Vorwande, ihn nicht getroffen zu haben, erbat ſich die Ehre, ihn und ſeine Familie mit eigener Equipage zur Beſichtigung des neuen Panorama abholen zu dürfen, und jubelte, als Hillmar die Einladung annahm, weil er dadurch ſehr wahrſcheinlich der Gefahr entging, beim Anblick des ihm nun fürchterlich gewordenen Körbchens in Verwirrung zu gerathen.

Was er wünſchte, geſchah. Hillmar, der Jedermann an Höflichkeit zu übertreffen ſuchte,

lauerte eine halbe Stunde vor Hollaus Ankunft am Fenster, und als er die zwei Wagen von ferne kommen sah, eilte er mit den Töchtern, die er durch eine Lüge schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit reisefertig gemacht hatte, ans Hausthor hinab, damit weder Hollau noch Risach und seine Nichte mit Lichtheim sich bemühen durften, weniger Minuten wegen die Treppe hinauf zu steigen.

So fand Hollau, da er aus dem Wagen sprang, die erwünschte Gesellschaft, mußte auf Hillmars Verlangen diesem seinen Platz cediren, und sich zu den schwesterlichen Grazien setzen.

Da fiel ihm ein Stein von der Brust, denn er sah sich der gescheuten Geliebten durch den Leib auch mit der Seele näher gebracht, und genoß dabei den Vortheil, daß er die Abbitte wegen des Birnen-Mißverständnisses nicht an Serena allein richten durfte, sondern sich zugleich an die zufällig hinein verflochtenen Schwestern wenden mußte. Er glaubte jetzt ein leichtes Spiel zu haben; dieser Glaube gab ihm den verlornen Muth, der Muth aber so viel Eleganz und warme Beredtheit, daß das Kleeblatt ihm mit Vergnügen zuhörte, und Serena, durch das Ensemble Stück gleichfalls unbefangen werdend, im Verzeihungs-Terzett

ihre Stimme laut werden ließ. Eben wagte sie sogar auf den Todesschrei und die Sezirung des luxuriosen Leichnams der Franzmadame zu kommen, als die Wagen still hielten und das Panorama-Gebäude die aus dem Wagen Steigenden aufnahm. Schon standen sie auf der mit einer Gallerie umgebenen Mitte des Rundgemähldes. Während alle Übrigen in dem herrlichen Anblick der sieben und acht Stockwerke hohen Häuser, des Theaters von San Carlo, des Meerbusens, des Hafens mit seinen Kastellen, des in einiger Entfernung dampfenden Vesuvs u. s. w. versunken waren, sah Hollau nur Serenen, wie sie, von dem von oben einfallenden Licht umflossen, wie in einer Verklärung dastand; er flisterte ihr leise zu: O wenns doch auch Herzens-Panoramen gäbe, wo man das Innere dieser Hauptstadt der menschlichen Brust eben so deutlich und klar übersehen könnte! Serena! würde mir dann aus dem Ihrigen ein eben so freudiges Leben und Weben, und darüber ein eben so unbewölkter Himmel entgegen lächeln? Nach kurzem Stillschweigen sagte sie lächelnd: »Sie würden in diesem Panorama meiner Herzensstadt erblicken, einen wolkenhohen Tempel der Achtung.« -- — Und? fiel Hollau ein: Und? — Da fiel ihr plötzlich ein abgezogener Hand-

ſchuh über das Geländer in die Fluthentiefe des lichtaufwogenden Meerbuſens hinab, der aber zum Glück einen Bretterboden hatte.

Hollau, dem die entblößte Hand mehr intereſſirte als ihr Schuh, erſetzte jener den Verluſt der perkalenen Hülle proviſoriſch mit einer geiſtigen, — einem feurigen Kuß. Und damit war denn der Lärmſchuß geſchehen! Serena that einen Schrei über den doppelten Schrecken, und Hollau flog in den gemahlten Meerbuſen hinab. Die Geſellſchaft wurde durch den Schrei und das Gepolter des über die hölzerne Wendeltreppe hinabſtürmenden Freiherrn aus der Mitte von Neapel flugs nach Wien überſetzt, vernahm von der glühenden Serena aber nur den Unfall des Handſchuhs; den Kuß behielt ſie für ſich. Indeß kehrte der Taucher aus den trockenen Fluthen mit ſeiner Beute zurück, und überreichte ſie Serenen mit den nur Ihr verſtändlichen Worten: »Laſſen Sie den — aus dem Abgrunde zurückkehrenden Verbrecher in Wien nicht entgelten, was er in Neapel that!« —

Die ſämmtliche Geſellſchaft hielt den unſchuldigen Handſchuh für den Verbrecher, und zwar um ſo mehr, weil Serena die niedergeſchlagenen Augen nur auf ihn, nicht aber den wahren Verbrecher richtete. Man ſcherzte da-

her über das Unglück, das ihr in Neapel begegnet ſey, und bat für den (perkalmen) Verbrecher dringend um Verzeihung. Der Freiherr ſelbſt bat fleißig mit, und da Serena endlich der allgemeinen Stimme nachgeben, dem ſogenannten Verbrecher verzeihen, und ihn in Gnaden aufnehmen mußte, dankte Hollau in ſeinem Namen, und der Spitzbube hatte nun die beſte Gelegenheit, ihr die Hand, obſchon ſie ein bischen damit zuckte, zum zwetten Mahle zu küſſen, folglich das Kußverbrechen durch den Dankkuß zu ſühnen.

Als man wegging, wurde das Panorama von Allen mit Lobſprüchen überhäuft, und Hollau betheuerte laut und keck: »Neapel ſey die ſchönſte Stadt auf der Erde!« Serena kam über die Kühnheit dieſer geographiſchen Behauptung in ſolche Verlegenheit, daß ſie — nicht einmahl widerſprach, und Hillmar, dem allein die vorige Scene nicht entgangen war, ſagte zu ihr lachelnd: Qui tacet, consentire videtur! Die Ärmſte getraute ſich nicht einmahl um die Überſetzung dieſes juridiſchen Ausſpruches zu bitten.

Um ihre Verlegenheit nicht zu vergrößern, führte er das Geſpräch wieder auf das vorige Thema zurück, und äußerte den Wunſch, daß man Panoramen von einer Menge von Ge-

genſtänden, ja von allem Möglichen haben könnte; das müßte außerordentlichen Nutzen bringen. Eigentlich ſey jede Wiſſenſchaft ſchon an und für ſich ein Panorama von gewiſſen Kenntniſſen, die in demſelben Umfange liegen und zu demſelben Ziele führen. Und wenn man Recht habe, dieſe Erde ein großes Narrenhaus zu nennen, ſo wäre ſie ein gar vorzüglicher Gegenſtand für ein Panorama, und müßte das ſchönſte Rundgemählde insbeſondere dann liefern, wenn die Narren — wie in Wien — in einem Rundgebäude — dem ſogenannten Narrenthurm, zuſammenwohnen.

Lichtheim ſagte, auch ein Panorama von Rezenſenten wäre nicht übel. Die Einen ſähe man hier z. B. an den wohlbeſetzten Tafeln vornehmer oder reicher Schriftſteller ſitzen. Ihr Geſicht drückte eine vermiſchte Empfindung von Fröhlichkeit und Submiſſion aus. Der Hut iſt mit irgend einer kleinen Nummer von Meſſing geſchmückt; an einer Halskette hängt ein Weihrauchbüchschen an der Bruſt herab. Rechts neben dem Stuhle des ſitzenden Lobausſpenders ſteht eine kleine Trompete, links eine Dampfmaſchine.

Andere ſtehen ſeitwärts und zählen Geld, wobei ſie ein Auge zudrücken, und immerfort ausrufen: »Schön! Schön!« — Man kann

nicht recht herausbringen, ob dieser Ausruf das Geld oder die vor ihnen liegenden Bücher angeht.

Einige gehen in Gallakleidern herum und tragen lange, sehr gespitzte Raben-Federkiele als Staatsdegen. Andern, die einige Ähnlichkeit mit dem Mephistopheles haben, sticht durch den Kakadu ein kleines Horn heraus; zur Seite hängt ihnen eine große Scheere, mit der sie alles auf ihre Weise zuschneiden. Mehrere spazieren mit großen Lorgnetten von gefärbtem Glase herum, und nöthigen das Publikum, alle Ob- und Subjekte durch diese anzuschauen. Einige gaukeln vor den Schriftstellern herum, die sie mit Grimassen und possirlichen Sprüngen zu verspotten trachten, wie die Histrionen den triumphirenden Imperator. Andere, wie ernsthafte Charlatane gekleidet, halten Schachteln mit Giftpulver in den Händen, das sie den Autoren von rückwärts ins Gesicht blasen; wieder Andere — —

Halt! schrie Risach; Sie ereifern sich ja entsetzlich. Ihr Panorama ist zwar ein getreues Gemählde, voll Leben und Wahrheit, — aber — es scheint doch, als hätten Sie selbst einmahl von den Rezensenten — — —

Ich selbst nicht, erwiederte Lichtheim; aber ein Freund, den ich liebte wie mich selbst, hat-

te von der Bösartigkeit, Keckheit und Arroganz dieser Leute viel zu leiden.

Wäre ich Schriftsteller und sie erlaubten sich gegen mich ein ähnliches Benehmen, so unternähme ich gegen sie gar nichts als die Kompilazion eines kleinen Aufsatzes in zwei Abtheilungen. Die erste enthielte das Ideal eines geistvollen würdigen Kunstrichters, wie Herder es aufstellt *). In der zweiten sammelte ich Alles, was Lichtenberg und Jean Paul über die Rezensenten gesagt haben **).

---

*) Im zweiten Band seiner Werke über Kunst und Literatur.

**) Z. B. Lichtenberg in dem Aufsatze, die Bittschrift der Wahnsinnigen: »Die Bittschrift der Wahnsinnigen zu Celle könnte eine gute Satyre abgeben. Sie könnten um eine Bibliothek ansuchen, und vorher über den Werth der Bücher mit einander disputiren. Das Letztere könnte eine vortreffliche Persiflage auf die Rezensenten in Deutschland werden.« — Jean Paul in der Vorrede zur unsichtbaren Loge vergleicht die Rezensenten mit Schwindsüchtigen, die in der literarischen Welt grassiren und mit dem giftigen Sirokowind ihres mephitischen Athems die Luft verpesten. In Dr. Kazenbergers Badereise läßt er den beleidigten Doktor sogar die ganze Reise ins Bad Maulbronn aus dem einzigen Grunde unternehmen, um dort seinen Rezensenten, den Brunnenarzt Strykius »beträchtlich auszuprügeln.«—

Im Epilege gäbe ich den Schriftstellern einen grammatischen Trost, indem ich das Wort Rezensent nicht von censeo, sondern von recens herleitete, synonym mit neugeboren — also unreif, wie z. B. Varro den Ausdruck hat: Catuli recentes.

Nun, sagte Risach, Ihr Rezensenten-Panorama veranlaßt vielleicht einmahl auch ein Schriftsteller- und Buchhändler-Panorama; auch Panoramen von Schlachten und ganzen Feldzügen müßten sich gut ausnehmen.

Nun lassen wir aber alle Panoramen, sagte Hillmar; sonst kommen wir noch zu einem welt- und naturhistorischen Universal-Panorama.

Darum beschränken wir uns, setzte Lichtheim bei, ganz bescheiden auf Herzens-Panoramen, die ja die Welt im Kleinen sind.

Hollau und Serena waren — über die Schönheit der Stadt Neapel in einem so eifrigen Gespräche begriffen, daß sie das ganze Rezensenten-Panorama überhörten. Den beiden Schwestern schien etwas zu fehlen; sie waren

---

Solchen Frevel mag der Herkules Jean Paul rächen und verantworten; ich aber schreibe nächstens ein Gegenstück, worin ein armer Autor eine Pilgerreise unternimmt, und die größten Mühseligkeiten erträgt, nur um seinen Rezensenten einen Fußfall zu thun.

nicht heiter. Käthchen aber wurde, während Lichtheim sein Panorama mit den lebhaftesten Farben mahlte, sehr übellaunig.

Endlich war die Gesellschaft, ohne es zu bemerken, in die Stadt gekommen, und die Wagen fuhren in einiger Entfernung langsam hinterher.

Eilftes

Schild.

Die Großfürstinn von Rußland.

Die ſtumme Whiſtpartie. Der dienſtfertige Wenzel. Die unglückliche Fürſtinn. Intereſſante Wehmuth einer Naſe.

Bald zog eine rothglühende große Tafel mit transparenter Schrift die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich; es war die Einladung zu einem Wachsfiguren-Kabinet. Da Serena's Schweſtern ein plötzlich erwachtes Verlangen zeigten, jene todten Lebendigen einmahl auch beim Kerzenlicht zu beſehen, ſo that Hillmar den Vorſchlag dazu. Hollau ſandte ſeinen Pagen Wenzel, einen zwölfjährigen böhmiſchen Knaben, um die Wagen nach Hauſe fahren zu laſſen. Wenzel vollzog ſeinen Auftrag, und kehrte dann zurück, ſeinen Herrn im Vorzimmer zu erwarten.

Schon hatte die Gesellschaft den größten Theil der Säle durchwandert, gekrönte Häupter, Staatsmänner und Helden, schöne Frauen, Künstler und Gelehrte bewundert, und sich an der wächsernen Weltgeschichte höchlich erbaut, als in dem Vorzimmer plötzlich ein heftiges Geschrey entstand. Hollan erkannte unter den Lärmenden bald Wenzels Stimme; man eilte hinaus, und fand den Knaben, der sich mit einigen Personen, theils Hausleuten, theils Bedienten anwesender Gäste, ganz grimmig herumbalgte. Sein Zorn stieg mit jedem Augenblick, weil die Gegner ihn nicht nur über seine Wuth auslachten, sondern ihn auch mit komischer Nachahmung seiner gebrochenen und verstümmelten deutschen Sprache neckten.

Wenzel sprang wie toll von Einem auf den Andern los, indem ihn stets Jener reizte, dann die Flucht ergriff, an die Stelle des Verfolgten aber sogleich ein anderer Gegner trat. In der Nähe des Fensters lag eine wohlgekleidete Frau ohnmächtig auf dem Boden; Einer der Hausleute beugte sich über sie, wehklagend und händeringend. In einiger Entfernung saßen drei Herren an einem Tische, die in ihre Whistpartie so vertieft waren, daß sie die ganze stürmische Szene, die um sie

herum vorging, gar nicht bemerkten, wenigstens nicht zu bemerken schienen.

Hollau rief den kleinen Wenzel, der aber, erhitzt und betäubt wie er war, weder hörte noch sah, und seinen Herrn erst dann erkannte, als dieser ihn am Sammetkragen seines blauen Wamses faßte. Nun stürzte er nieder, umklammerte Hollau's Füße und rief fortwährend. »Bitte! bitte! schön bitte!« Mehr Worte vermochte er vor Schluchzen nicht herauszubringen, sondern deutete unter Thränengüssen auf die in Ohnmacht liegende Frau und den über sie hingebeugten Herrn. Hollau konnte sich, so wie die übrige Gesellschaft, die Tollheit des sonst so gutmüthigen Knaben gar nicht erklären, bat um Aufschluß, und eilte vor allem zu der Dame hin, die noch immer ohne Bewegung dalag. Ihm folgte Käthchen mit dem Riechfläschchen, ohne welches sie nie ausging. Beide erkannten aber bald, daß hier alle Hülfe; vorzüglich alle Geister vergebens angewendet würden, weil jener Dame der Geist fehlte; das soll aber nicht heißen, sie habe den Geist etwa schon aufgegeben, denn sie konnte es nicht, weil sie nie einen hatte, sondern von Wachs war, eben so wie jene drei Herren, die aus demselben Grunde in ihre Whistpartie so vertieft schienen und an der schrecklichen Bege-

heuheit nicht den geringsten Antheil nahmen, weil ihnen gerade jenes sympathetische Hauptingredienz fehlte, das die Weiber Herz, die modernen Sentimentalisten Gemüth nennen. Da Käthchen das, lange vergebens an die wächserne Nase gehaltene Riechfläschchen endlich beschämt und unwillig wegwarf, und Hollan, den Irrthum erkennend, in lautes Gelächter ausbrach, wagten sich auch die drei Grazien, die bisher in scheuer Entfernung standen, zu der Ohnmächtigen.

Um den Leser aber nicht zu lange in der peinlichen Ungewißheit zu lassen, erzähle ich die Geschichte ganz kurz vom Anfang an.

Wenzel wartete mit der ihm eigenen Geduld im Vorzimmer auf seinen Herrn; endlich ging seine Geduld in etwas noch Sanfteres über, — in einen sanften Schlaf, und er fing an böhmisch zu reden. Einigen Bedienten gefiel das, sie weckten ihn mit der — schwer betonten Frage: »Ob er denn wisse, wo er sey?« — Wenzel erwiederte ganz offenherzig: »Weiß ich nit, wu bin ich! Herr, gnädiger, is er da, in Zimmer, wird kumen.« —

Der gute Wenzel wußte auch wirklich nicht, wo er war, und die Bedienten entdeckten bald, daß er von einem Wachsfiguren-Kabinet gar keinen Begriff habe. Sie sprachen nun

heimlich mit einem Aufſeher, der bald nachher zu ihm ging, und ihn bat, nur auf wenige Minuten ins Nebenzimmer zu treten, wo die Großfürſtinn von Rußland mit zwei Fürſten und einem Grafen Karten ſpiele. Er habe nichts zu thun, als von Zeit zu Zeit die Lichter zu ſchneuzen. Wenzel fand ſich nach einigen Weigerungen der Schüchternheit dazu bereit, trat, halb hineingeſchoben, leiſe ins Zimmer und ſtellte ſich, wie er es beim Mittags- und Nachtmahl gewohnt war, voll Demuth dicht hinter den Stuhl der Großfürſtinn.

Nach einigen Sekunden begann er ſein Amt zu verwalten, und ſchneuzte ehrfurchtsvoll die vier Wachskerzen, bald nachher wieder, und dann nochmahl. Das lange ernſte Schweigen erhöhte ſeine Ehrfurcht zur Scheu. In dieſem peinlichen Zuſtande, und bereuend, daß er ſich zu dieſer Dienſtverrichtung bereden ließ, wartete er, ohne aufzublicken, noch immer auf das erſte Wort der hohen Spielenden. Sogar der gebietheriſcheſte Befehl wäre ihm jetzt erwünſcht geweſen; allein die Spielenden ſprachen kein Wort und bewegten kein Glied. Schon kam der arme Knabe auf den Gedanken, das ſtumme Karten-Quartett ſey gar eingeſchlafen; da bemerkte er, daß die Herzdame neben der Großfürſtinn auf dem Boden lag; in der Meinung,

sie sey der Durchlaucht so eben aus der Hand gefallen, hob er sie auf und überreichte sie ehrerbiethig. Die stolze Frau würdigte sich aber nicht einmahl das Blatt von der zitternden Hand des Dieners anzunehmen; das that dem kleinen Czech wehe. Nach langem Hinhalten wußte er nicht, was er damit thun sollte; seinen zurückgedrängten Verdruß drückte er aber, nach seiner Gewohnheit, nur mit einem leisen Schnalzen der Zunge aus, welche dabei die Lippen flüchtig beleckte.

Endlich konnten die lauschenden Bedienten das Lachen nicht länger zurückhalten. Der ganze Schwarm stürzte mit lautem Gewieher polternd ins Zimmer hinein. Der gute Wenzel, in der Meinung, der ungeschlachte Schwarm wisse nicht, welche hohen Personen in diesem Zimmer gegenwärtig seyen, winkte und deutete mit einem Reichthum von Mimik, sich ruhig und stille zu verhalten. Einer von ihnen aber stellte sich dicht vor die Großfürstinn und lachte ihr gellend ins Gesicht, indeß der andere Einen der mitspielenden tiefsinnigen Grafen am Backenbart zupfte. Dem Wenzel verging bei diesem Attendat beinahe das Hören und Sehen; als er aber den unglaublichen Stoicismus der Schwerbeleidigten gewahrte, wurde er beinahe zu Stein.

Nun wetteiferten die luſtigen Geſellen, dem kleinen Pagen begreiflich zu machen, daß dieſe Menſchen nicht von Fleiſch und Blut, ſondern aus Wachs gemacht ſeyen. Als Wenzel begriff, er ſey der Geſoppte, loderte ſein Zorn hoch auf, aber nicht gegen die Schuldigen, ſondern, wie das im Leben ſehr oft geſchieht, gegen die Unſchuldigen, denen er ohne ihr Verlangen unnütze Dienſte geleiſtet hatte. Er ſchaute, nach erhaltener Aufklärung, mit Ingrimm auf die Wachsfiguren; mit vorzüglich finſtern Blicken fixirte er die Großfürſtinn, der er ſogar eine Karte vom Boden aufgehoben hatte. Gegen dieſe brach jetzt, während die Bedienten ſich etwas zurück zogen, ſeine ganze Wuth los. Einige Sekunden ſtand er unbeweglich mit blitzenden Augen da; hierauf that er einen Sprung gegen die erhabene Frau mit geballter Fauſt, und ſchlug ſie mit den Worten: »Wullen's mir für Märriſche hoben?« auf die glänzend weiße Stirne. Die unglückliche Fürſtinn ſank unter den Schlägen des böſen Schickſals ſchweigend zu Boden, ein Sinnbild der Seelengröße. Da ſtürzte der Unteraufſeher herein, ein ſchwacher Menſch, der beim Anblicke des Unfalls außer ſich gerieth. Bald nachher kam auch Hollau mit ſeiner Geſellſchaft. Wie wenig ſein Beiſtand

und Käthchens Riechfläschchen nützte, das haben wir schon vernommen. Hollau wollte zürnen, das allgemeine Gelächter riß ihn aber mit fort, welches um so mehr zunahm, als Wenzel plötzlich zur Figur hinkniete und ihr auf das zärtlichste schmeichelte, theils weil es ihm nicht möglich schien, daß sie von Wachs sey, theils weil es ihm, dieß zugestanden, leid that, ein Kunstwerk, das nach seiner Idee nicht seines Gleichen finden könne, so übel zugerichtet zu haben. Man hatte nun vollauf zu thun, um den jammernden Knaben zu trösten. Endlich gelang dieß den vereinigten Bemühungen der Schönen; Hollau bezahlte die chyrurgischen Kurkosten für die Großfürstinn, die nun wieder auf ihren Stuhl gebracht wurde, und durch jenen Unfall zum Theil gewonnen hatte, denn die stark beschädigte Nase gab dem blühenden Gesicht einen interessanten Zug von der sanften Wehmuth einer schönen Dulderinn. Wenzel träumte von ihr die ganze Nacht; zuletzt erschien sie ihm sogar in einer Art von Verklärung und reichte ihm verzeihend die Hand mit den Worten: »Künftig, mein lieber Wenzel, sey nicht mehr so dumm!« —

Von solcher Güte zerknirscht, wollte er der edlen Frau zu Füßen stürzen, fiel aus

dem Bette, ſah um ſich her den Glanz der Morgenſonne und eilte, der Warnung eingedenk, mit verdoppeltem Eifer an ſein Dienſtgeſchäfte. —

Zwölftes

Schild.

Der Frühling.

Par force-Frühlingsfeier. Ingredienzen zu einer lärmenden Unterhaltung. Poetiſche Dach-Terraſſe. Charakter des weißen Schwäns. Genießbare Leichenzüge. Babyloniſche Thurm-Gruppen. Großes Oratorium: »Die ſieben Wunder der Welt.« — Der Mord des Todten, ein Trauer- und Schauerſpiel.

Es iſt Zeit, daß wir uns wieder einmahl nach den bitterſüßlichen Ehekonſorten umſehen, deren Abendgeſellſchaften mit den Fliegen im umgekehrten Verhältniſſe ſtanden, indem die letztern beim Anfange des Winters, die erſtern aber gegen das Ende deſſelben immer matter wurden. Herr und Madame Bitterſüß ſahen daher dem nahenden Frühling, obſchon ihnen eigentlich gar nichts an ihm lag, mit einer an Ungeduld gränzenden Sehnſucht entgegen, theils um eine Novität für die Unter-

haltung zu bekommen, theils um ein neugebautes Gartenhaus zu produziren. Als sie gar erfuhren, daß Käthchen und Lichtheim den Winter über zu Brautleuten gereift seyen wie die Früchte im Treibhaus, ergriffen sie die erwünschte Gelegenheit mit beiden Händen, um ein Fest in optima forma geben zu können. Manchen Menschen ist die Natur ein Komodienhaus, das nicht mehr als vier alte Dekorazionen besitzt, — die vier Jahreszeiten; sie suchen diesen Mangel durch Spektakel zu verbessern.

Der Schutzgöttinn des bittersüßlichen Hauses — der sanften langen Weile — schien nun wirklich eine böse Zeit zu drohen; wenigstens wurden alle ihre Todfeinde gegen sie in Bewegung gesetzt, indem ein Doppelfest, die Feier des Frühlings und der Liebe, zugleich veranstaltet ward. Kommt diese stille Gottheit zwischen zwei solche Feuer hinein, so muß sie zu Grunde gehen, wenn sie nicht etwa gar wie ein Phönix aus den Flammen neuverjüngt hervorgeht.

Schade, daß das Gewebe der Liebe Hollan's und Serenens noch zu fein gesponnen war, um ans Tageslicht zu kommen; sonst wären gar drei Freuden-Flüsse zusammen geströmt. Sie ließen aber dem Frühling ihres

Herzen vor den Augen der Welt noch die Eisdecke des Winters, und nicht mit Unrecht, denn die Liebe, die sich zu schnell aller Welt preisgibt, gleicht oft jenen ersten Veilchen, die nur deshalb so schnell vergehen, weil sie sich zu früh in die frostige Welt hineinwagten.

Als Ingredienzen zu unfehlbar köstlichen Unterhaltungen wurden nun fürs bittersüßliche Haus verschrieben:

1. Sechs und vierzig Musici, sammt vier Virtuosen, zusammen fünfzig Stück.
2. Ein Feuerwerker und zwei Maschinisten.
3. Zweihundert Bouteillen Champagner und hundert Bouteillen Tokaier.
4. Vierzig Ellen Blumenguirlanden.
5. Sechzig Fasane und zehn Schildkröten.
6. Vierzehn Schauspieler und fünf Schauspielerinnen.
7. Zwölf Rehrücken, zwölf Truthühner, und vier Kunstredner.
8. Fünf und zwanzig Torten.
9. Hundert fünfzig Bouteillen Rheinwein.
10. Ein Dichter.
11. Acht Wagen Eis.
12. Vier Pauken und 16 Trompeten.
13. Zwei Rezensenten, ein höflicher und ein grober.

14. Zwölf Jagdhunde.
15. Vier und zwanzig neue Tanztouren.
16. Zweihundert neue Räthsel, Charaden, Palindrome, Logogryphe und Anekdoten, nebst zwölf neuen Gedichten auf den Frühling.
17. Zehn alte und zwanzig junge Ehekonserten, Vierzig Fräulein und sechzig junge Herren.

Ich habe hier nur die Hauptartikel angesetzt, die in Masse verschrieben wurden. Der Leser wird sich freilich wundern, daß sich unter diesen verschriebenen Artikeln auch Virtuosen, Kunstredner und Schauspieler befanden; ich würde mich selbst wundern, daß sie sich verschreiben ließen, wenn ich nicht wüßte, daß es reiner Kunsteifer ist, der sie dazu verleitete.

Was aber den Dichter insbesondere betrifft, den muß ich noch mehr entschuldigen, denn man hatte ihm zu schöne Aussichten eröffnet, indem man ihm zuhöchst auf dem Gipfel des Hauses ein Zimmer mit der Aussicht nach allen vier Weltgegenden versprach, wo er die Sonne von ihrem Aufgang bis zum Untergang verfolgen, und in der Nacht alle Sterne zählen konnte. Schaute Luna vom Himmel herab, so hinderte ihn nichts,

ſich, auf der Dach-Teraſſe liegend, für ihren Endymion zu halten, ſo oft und ſo lang er wollte. Nebſtdem hatte er auch die beſte Gelegenheit, von jedem, über ſeinem Haupte dahinziehenden Ungewitter einige neue Züge zu poetiſchen Beſchreibungen als Tranſito-Zoll zu nehmen.

Helion war kaum angekommen, ſo ſtieg er, während die übrige Geſellſchaft wie ein Ameiſenhaufen unten durcheinander wimmelte, alſogleich wie ein Luftballon in die Höhe, wo er, gleich einem Gott über dem irdiſchen Treiben ſchwebend, der ſüßeſten Ruhe in eben dem Grade genoß, als mich jetzt die Unruhe peinigt, weil ich nicht weiß, wie ich die ganze, raſtlos umherſchwärmende Geſellſchaft gehörig beſchreiben ſoll. Vergleiche ich ſie auch mit Ameiſenhaufen, Bienenſchwärmen, herbſtlichen Zügen wandernder Vögel, Fluthen- oder Jahrmarkt-Gewimmel u. ſ. w., ſo weiß der Leſer doch nachher ſo wenig als er vor den Gleichniſſen wußte. Am beſten iſts, ich liefere das Geſellſchaftsſtück als eine Situazions-Zeichnung, und ſtelle den geduldigen Leſer auf die Dach-Teraſſe des Dichters, wo er das ganze Gedränge überſehen kann. Damit nun Alles recht in der Ordnung geſchieht, machen wir den Anfang ſogleich mit der Perſonal- und Seelen-

beſchreibung des dermahligen Beſitzers gedachter Dach-Terraſſe.

Helions körperliche Mittelgröße ſtand in angenehmen Einklang mit dem ſchlanken Wuchſe. Die feinen Züge der gefälligen Geſichtsbildung zeigten Geiſt und Herzlichkeit. Weißer Teint und lichtbraunes Haar, nebſt ſeinem ſtillen Weſen, erwarben ihm bei ſeinen Freunden den Beinamen der weiße Schwan. Ihm war auch gleich dieſem romantiſchen Vogel ein ſanftes Dahingleiten über die Wellen des Lebens eigen; milde Phantaſien hauchten in ſeine Schwingen. In die Welt griff er wenig ein, forderte von ihr wenig, leiſtete ihr aber auch eben ſo wenig. Da ſeine frühere, beinahe kindliche Zutraulichkeit ſo oft gemißbraucht und hintergangen ward, ſpann er ſich, gleich dem Seidenwurm, in das Gewebe ſeiner Dichtungen ein, war ſcheu und mißtrauiſch, und mußte, wenn man ihn in ein näheres Verhältniß ziehen wollte, zuerſt durch leiſe Freundlichkeit wie ein neugefangener Vogel zahm gemacht werden. Menſchen, die ihm gefielen, gab er ſich dann bald unbedingt hin. Offene Geſichtszüge und eine ſonore aber weiche Stimme machten auf ihn den ſtärkſten Eindruck. Er las, aß und ſchlief wenig, dagegen aber dachte, träumte er viel, ging viel im Freien und im

Grünen, und ſprach viel, ſobald er einmahl warm wurde; dann leuchtete oft in die Stunden der düſterſten Schwermuth plötzlich das ſchönſte Morgenroth hinein, von allen Lebensbäumen klangen Aolsharfen, und ſein Gemüth wurde zur glühenden Dithyrambe. Wer ihn genießen wollte, mußte ihn leiſe anfaſſen wie einen Schmetterling; jeder Derbe war ſein Feind. Von Vielen verkannt, ward er endlich auch ſelbſt gegen Manche ungerecht, am ungerechteſten aber meiſtens gegen ſich ſelbſt. Und dennoch wollte er von Andern immer geſchmeichelt und geſtreichelt ſeyn; geſchah das nicht, ſo blutete ſein Inneres und er hielt ſich ſelbſt für werthlos. Mädchen und Frauen erſchienen ihm ſtets nur in den Extremen, entweder als liebevolle Friedensengel oder als böſe Geiſter. —

Wir laſſen ihn indeß auf ſeiner Dach-Teraſſe phantaſiren, und gehen zu der übrigen Geſellſchaft ins Haus hinab. Hier ſchwärmt Alles bunt durcheinander. Jetzt raſſelte ein Wagen durchs Thor, jetzt brauſte ein Trupp Fußgänger daher; jetzt kam ein ganzer Leichenzug von Faſanen, ein wandelndes Schlachtfeld von Schnepfen und Truthühnern, um bald ihren Einzug in die verſchiedenen Magenkirchhöfe zu halten. Ganze Cavalcaden ſprengten hinter einander her, wie auf illuminirten Kinder-

Kupferſtichen. Madame Bitterſüß konnte nicht genug Handküſſe empfangen, Herr Bitterſüß nicht genug austheilen, und der wechſelſeitigen Umarmungen war gar kein Ende. Die Küchenjungen ſprangen herum wie närriſch, der Koch fluchte jeden Augenblick, die feuerrothe dicke Köchinn weinte und theilte Ohrfeigen aus, die Hausknechte keuchten laſttragend, und die Mägde trockneten ſich mit den Schürzen den Schweiß von der Stirne.

Oben im Saale war ein babyloniſcher Thurm, aber von allen den verſchiedenen Sprachen war kaum etwas zu verſtehen, weil das Streifen und Schleifen der komplimentirenden Füße Alles überziſchte. Im Garten, durch den vom Hofe das Pferdegewieher und Hundegebell ſchell, gings nicht viel anders zu. Hier kicherte und ſchnatterte ein halbes Dutzend Fräulein, dort jagten ſich einige junge Herren brüllend durch die Alleen. Hier ſtimmten einige Tonkünſtler prüfend ihre kreiſchenden und quickenden Blas- und Saiten-Inſtrumente. Hier überhörten ſich ein paar Söhne Melpomenens ihre Rollen und ſchimpften auf den nahen Kunſtreuter, deſſen laute Übung ſie ſtörte. In einer Laube wurde ein Tableau probirt, das plözlich auseinander fuhr, geſchreckt durch den Knall einiger Probe-Raketten, die

der Feuerwerker steigen ließ. Drei Solotänzerinnen machten die schönsten Pas, und flogen über eine gemähte Grasfläche zephirleicht dahin, bis Lichtheims schwarzer Hund ein tribunisches Veto aussprach, alles Kunstsinnes ermangelnd, die jüngste der Musen am schöngestickten Saume des flatternden Gewandes ergriff, und, während die Schöne schreiend entfloh, mit der abgerissenen Beute triumphirend umhersprang.

Hillmars Töchter sahen dem Spektakel von einem Saalfenster zu, und schrie'n mit, als hätte der Hund sie selbst am Kleide gefaßt. Käthchen wehklagte über das schöne Kleid; Hollan lachte. Lichtheim rief und pfiff der Bestie, und der böhmische Wenzel jagte ihr den Raub ab, und präsentirte ihn dem bergubenten Fräulein.

Am nächsten Tage hatten sich die Elemente des verwerrenen Menschenchaos gesendert und wahlverwandtschaftlich genähert. Es trat eine Ordnung der Dinge ein. Nur im eigentlichen Gartenhause, worin die Virtuosen, Schauspieler und übrigen Künstler wohnten, herrschte noch fortwährend ein chaotisches Treiben.

Nun kamen die Feste selbst, jeden Abend ein anderes. Den Anfang machte ein großes charakteristisches Tongemählde: Die sieben

Wunder der Welt.« — Welcher reiche Stoff für muſikaliſche Darſtellung!, welche Veranlaſſungen zu neuen, kühnen Gedanken! wie umfaſſend die herrlichſten Momente vom ganzen Seyn und Nichtſeyn!!« —

So hörte man die erſtaunten Gäſte von allen Seiten uniſono ausrufen, da ſie mit dem bisher verſchwiegenen Titel dieſes Kunſtwerkes wenige Minuten vor dem Anfange überraſcht wurden. Der junge Tonſetzer, deſſen erſtes muſikaliſches Rieſenkind dieſe Kompoſizion war, ging zur Erreichung jenes Zweckes ſo behutſam zu Werke, daß er es anfangs gar nicht taufte, nachher aber allerhand falſche Titel ausſprengte, und die Muſik gefliſſentlich ſo einrichtete, daß ſie im äußerſten Falle auch zu andern Stoffen und Titeln paßte. So nannte er das Werk aus Spitzbüberei: Die heilige Zahl (Sieben); das klang ſehr myſtiſch. Andern ſagte er, es heiße die ſieben Tage der Woche; noch Andern: Die ſieben Weiſen Griechenlands. Einigen vertraute er, es ſeyen eigentlich die ſieben Inſeln; Mehreren: Die Siebengebirge (am Niederrhein). Bei Jenen nannte er es das Siebengeſtirn, bei dieſen den ſiebenjährigen Krieg, auch die ſieben Hügel, oder Roms Heptarchie; und einem rothbäckigen run-

den Fräulein, das sehr viel Klavier spielte und schlief, sagte er, es seyen, die reine Wahrheit zu gestehen, die Siebenschläfer.

Als er daher recht pfiffiger Weise den wahren Titel wenige Minuten vor der ersten Ton-Explosion bekannt machte, wirkte das auf allé Anwesenden wie ein elektrischer Schlag. Der Verfasser war ein Lappe, — das heißt, ein geborner Lappländer, und hieß ursprünglich Bellamoreskoy; als er nachher etwas berühmter wurde, ließ er, der sinnigeren Bedeutung und des schöneren Klanges wegen, das eskoy von seinem Namen weg, nannte sich Bellamor, und gab dadurch einen neuen Beweis von der Richtigkeit des Satzes: Die Hälfte ist mehr als das Ganze. —

Nun ist es aber Zeit, daß ich den musikalischen Leser mit den einzelnen Parthien dieses Meisterstücks, das man füglich eine Welt der Töne oder die harmonisch-dissonirende Unendlichkeit nennen könnte, näher bekannt mache.

Nro 1. kamen die ägyptischen Pyramiden.

Die Ouverture war ein Adagio im grossen Styl, worauf ein kühnes Allegro moderato folgte, bei dem das crescendo herrlich gebraucht war; man glaubte die Pyramiden himmelhoch emporsteigen zu sehen, bis ein fürch-

terlicher Lauf der Saiteninſtrumente von den höchſten Tönen in die tiefſten den ſchwindelnden Zuhörer plötzlich in die unterirdiſchen Gewölber hinabriß. Nun dröhnten einige dumpfe Poſaunen-Akkorde, als Vorbereitung zu einem Chor, welchen die königlichen Mumien ſchauerlich ſangen. Ein grauenhafter Todtentanz, der zugleich die Myſterien ausdrückte, ſchloß dieſe Nummer. —

Nro. 2. Die Mauern Babylons, mit dem Übergange zu

Nro. 3. den hängenden Gärten der Semiramis.

Den Anfang machte ein Gemählde der Landſchaft Babylonia. Man hört das Rauſchen der Ströme Euphrat und Tigris, und das leiſere Gemurmel der Kanäle, die von einem in den andern gehen. Die feierliche Stille wird durch einen Triumphmarſch unterbrochen. Semiramis zieht an der Spitze eines Kriegsheeres einher, und erklärt in einem Rezitativ ihren Entſchluß, hier eine prächtige Stadt zu erbauen. Sogleich wird Hand ans Werk gelegt. Die Muſik geht nun in ein ſehr komplizirtes und ſtark fugirtes Allegro agitato über, von dieſem in ein Allegro aſſai, endlich in ein presto und preſtiſſimo durch unzählige Tonarten, und mahlt dadurch höchſt lebendig

die Eile von zwei Millionen Menſchen, die ſo raſtlos und ſchnell arbeiten, daß die Stadt in einem Jahre vollendet daſteht. Nun ſchallen Jubelgeſänge, während deren man durch immer höhere Octaven in die aus mehreren über einander liegenden Teraſſen beſtehenden hängenden Gärten hinaufſteigt. Man hört hier die verſchiedenſten Arten von aſiatiſchen Bäumen und Vögeln. Eine Art von Sphären-Muſik, die durch ein zweckmäßig angebrachtes Concertante und Obligato von Harmonika und Äoloharfe ausgedrückt wird, bringt hier einen ſolchen Effekt hervor daß man die reinſte balſamduftende Himmelsluft zu athmen glaubt. Ein allgemeiner Freudenchor von neu angeſiedelten Liebenden beginnt, und verhallt ſchmachtend in den Lauben.

Nro. 4. Der Tempel der Diana zu Epheſus. Ein außerordentlich langes Largo drückt die Länge der Zeit aus, die man mit der Erbauung dieſes Tempels zubrachte, nämlich zweihundert und zwanzig Jahre. Während deſſen hört man nur das eintönige Rauſchen des Fluſſes Cayſter, an dem die Stadt Epheſus liegt. Einer von den Schwänen, die dieſen Fluß einſt in groſſer Menge bewohnten, ſingt ſeinen Schwanengeſang, und wird, indem er ſeine Seele in bezaubernd lieblichen Melodien

aushaucht, von einem leisen Schwanenchor con sordini begleitet. Sowohl die Solo- als auch die Ripienstimmen singen hier ohne allen Text. Ein Paukenschlag mit einfallendem harmonischem Trompeten-Dreiklang verkündet die Vollendung des Tempelbaues. Wechselchor von Priestern und heiligen Jungfrauen, in welchem strophenweise die jonische Bauart dieses Tempels, die darin befindlichen Gemählde und Bildsäulen von den berühmtesten griechischen Künstlern, und insbesondere die kolossale Bildsäule der Göttinn Diana ausgedruckt wird. An diese Tongesichte schließt sich ein zierlicher Jagdchor von Dianens Nymphen, der aber plözlich durch abscheuliche Dissonanzen unterbrochen wird, indem der wüthende Herostrat hereinstürzt, und in einem obligaten Rezitativ seinen Entschluß erklärt, seinen Namen, obwohl er nur ein ganz gewöhnlicher ephesischer Bürger sey, durch die Zerstörung dieses Tempels unsterblich zu machen. Es wird Nacht. Die Musik deutet durch einige Schiefheiten und durch eine sonderbare Vermischung von großen Schönheiten und Fehlern an, daß diese Nacht dieselbe sey, in welcher Alexander der Große geboren wird. Herostratus kommt mit einer Fakel und schleudert Feuerbrände. Der Tempel lodert hoch auf. Gepraſſel der Flam-

men, Gekrache der ſtürzenden Säulen und Balken, Wehgeheul der Verbrennenden; endlich allgemeine Todesſtille.

Nro. 5. Der olympiſche Jupiter. In dieſer Nummer findet ſich ein unglaublicher Reichthum von muſikaliſcher Mahlerei. Sie beginnt mit einem anmuthigen Paſtorale, während deſſen man das Meckern der Ziege Amalthea hört. Jupiter, ſchnell zum kräftigen und kühnen Jünglinge gereift, entthront ſeinen Vater Saturn, wird aber von den Giganten beſtürmt. Dieſer Kampf, die ſchrecklichen Geſtalten der furchtbaren Rieſen und der in Thierleiber verkleideten Götter liefern ein muſikaliſches Schlachtgemählde von ganz neuer Art, indem Schwertergeklirre, Felſengepolter und Rieſengebrülle mit den verſchiedenen Thierſtimmen abwechſeln. Da endlich Jupiter einige Rieſen vom Gipfel des Berges Hämus hinabſchleudert und den Berg Ätna ihnen nachwirft, um ſie damit zu bedecken, ſchließt die Gräuelſcene mit einer Kadenz von dem höchſten Ton bis in den tiefſten.

Nun treten Jupiters verſchiedene Schönen auf, eine nach der andern, jede mit einem Arietten, in dem ſie ihre Liebesgeſchichte erzählt. Da kommen denn Dione, Ceres, Latona, Niobe, Europa, Maja, Jo, Calliſto,

Leda, Alkmene, Danae, Semele, Antiope und eine Menge Anderer. Nun folgt ein sonderbares Muſikſtück, indem jede einzelne Schöne ihr Unglück in einer eigenen Tonart klagt. Dieſe Klagen ſtieſſen zuſammen wie kleine Bäche, die endlich einen groſſen Strom bilden. Eine erfährt durch die andere, daß ſie die Betrogene iſt. Zuerſt lachen ſie einander wechſelſeitig aus; ein herrlicher Lachchor! dann aber bricht auf einmahl aus Allen die verbiſſene Wuth los, ſie vereinigen ſich und ſchwören dem treuloſen Zeus Rache. Dieſer ſteigt zu ſeinem Unglück ſo eben zur Erde herab, und wird von den ergrimmten Schonen curios empfangen. Zuerſt zeigen ſie ſich ſanft; ein Chor der Verlaſſenen ertönt in leiſer Wehmuth, wächſt aber crescendo zur äußerſten Heftigkeit. Der Vater der Götter und der Menſchen weiß ſich in der Eile nicht anders zu retten, als daß er ſich in ſeine eigene koloſſale Bildſäule im Tempel zu Olympia verwandelt und hoch über ſeinem Haupte einen Donner hinrollen läßt. Allgemeines Verſtummen und Erſtarren der vom Staunen betäubten Verlaſſenen. Ein ungeheurer Effekt!

Nro. 6. Das Mauſoleum.

Zärtliches Duett, geſungen von dem König Mauſolus und ſeiner Gemahlinn Artemiſia.

Mauſolus geräth dabei in ſolches Übermaß des Entzückens, in eine ſolche Extaſe, daß er in Liebe vergehend, bei der letzten Note maustodt umfällt. Artemiſia's Schmerz iſt grenzenlos; kaum die ſtärkſte Bravourarie vermag ihn ganz auszudrücken. Alle Unterthanen werden zuſammen berufen. Ihr eiliges Herbeiſtrömen wird durch ein Preſtiſſimo in 64tel Noten, größtentheils Staccato und pizzicato ausgedrückt. Wie aus den Wolken gefallen ſteht das von ihnen erbaute Grabmahl da. Leichenmarſch, mit Wehklage vermiſcht. Todtenfeier wird begangen. Griechiſche Dichter werden berufen. In der nächtlichen Halle müſſen ſie an der Urne des todten Königs poetiſche Wettkämpfe halten, deren Stoff die großen Eigenſchaften des Verſtorbenen ſind. Artemiſia öffnet die Urne, läßt ſich einen goldnen Becher reichen, vermiſcht die Aſche mit dem ſüßen Weine, trinkt und thut beim letzten Zuge auch den letzten Athemzug. Chor der ſeligen Schatten Elyſiums mit einem Mans-Sole.

Nro. 7. Der Koloß zu Rhodus.

Die Größe des Koloſſes, die ſo ungeheuer iſt, daß Kriegsſchiffe zwiſchen ſeinen Beinen durchfahren und ein Mann einen Daumen deſſelben kaum zu umſpannen vermag, wird durch ganze und ſynkopirte Noten im Alla breve

Takt ausgedrückt. Plötzliches Erdbeben mit Sturmgeheul und unterirdischem Donner. Der Koloß stürzt. Triumphgesang der Sarazenen, die ihn in Stücke zerschlagen und diese auf neunhundert Kamehlen fortbringen. Feierlicher Schlußchor der refrainweise sich selbst reimenden Johanniter-Ritter, die den Sturz des heidnischen Kolosses sinnbildlich als den Sturz des Heidenthums selbst erklären.

Als das große Oratorium geendigt war, gab's in der Gesellschaft ein wahres Spektakel; einige saßen da wie petrifizirt, andere fuhren herum wie Rasende. Das Orchester-Personale lag auf den Stühlen ganz erschöpft, schweißtriefend, athemlos; die meisten Saiten waren abgerissen, die meisten Geigenbogen zerbrochen, die meisten Blasinstrumente schwer beschädigt, und jede der vier Pauken hatte zwei bis drei große Löcher. Der Trompeter stieß beim Sturz des Kolosses in sein Instrument so heftig, daß ihm das messingene Mundstück einen Zahn in der Mitte zerbrach; er schmetterte aber dessen ungeachtet so wüthend fort, als ob gar nichts geschehen wäre.

Über den Vorzug der einzelnen Musikstücke waren die Stimmen getheilt. Käthchen

erklärte für das schönste Stück das Duett zwischen dem — vor Liebe maustodt umfallenden Mausolus und der seine Asche im süßen Wein austrinkenden Artemisia. Victorine und einige andere Fräulein hielten sich von dem Chor der Verlassenen am meisten angegriffen. Hillmar lobte insbesondere die glücklich ausgedrückte Geschäftigkeit der zwei Millionen Menschen, von deren die Stadt Babylon erbaut wurde; Lichtheim pries die fröhliche Parthie der hängenden Gärten, Hollau den Jagdchor, Madame Bittersüß den Lach- und Zank-Chor der vom Jupiter betrogenen Schönen; Herr Bittersüß hielt den Gigantenkampf mit den verschiedenen Thierstimmen für das Gelungenste im ganzen Werk. —

Der folgende Tag war ein Rast- und Eßtag. Am dritten Tage wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welches die zwölf Hauptperioden der Weltgeschichte darstellte, folglich in seiner Art noch umfassender und erschöpfender war als das große Oratorium. Besonders gut nahm sich der Brand der alexandrinischen Bibliothek aus, wobei man sogar die Titel mehrerer Bücher lesen konnte; unter diesen zeigten sich — ich weiß nicht, ob aus Unwissenheit oder aus Spitzbüberei des Kunstfeuerwerkers — auch die Titel von mehreren neueren und neuesten Werken.

Am fünften Tage wurde endlich ein groſſes tragiſches Spektakelſtück, betitelt: »Die Leichenpaare oder der Mord des Todten aufgeführt. Die Dekorazion hatte nicht ihres Gleichen gehabt. Die Neuheit und Kühnheit der Dichtung zeigte ſich nebſt der ungeheuern Schickſalgräßlichkeit und Phantasmagorie, noch in einer ganz eigenen Art von tragiſcher Satyre, kraft deren die handelnden Perſonen ihr Inneres reflektirend, gleichſam zerſpalteten und, ſo zu ſagen, in den erſchütterndſten Momenten ſich ſelbſt lächerlich machten *).

So drängte ſich denn Feſt an Feſt. Wäre ich eigentlicher beſoldeter Hiſtoriograph des bitterſüßlichen Hauſes, ſo müßte ich natürlich eines nach dem Andern ausführlich beſchreiben. Weil ich aber, aufrichtig geſtanden, nichts dafür habe, ſo übergehe ich die übrigen Feſte mit Stillſchweigen, und erwähne nur des letzten, das ein Deklamatorium war.

Indeſſen hatten die beiden Rezenſenten, der höfliche und der grobe, ihre Kritiken über das Oratorium, (obſchon ſie von der Muſik nichts verſtanden) ſo wie über das univerſalhi-

*) Zum Beſten der Leſewelt habe ich das Manuſkript dieſer Tragödie ſehr theuer gekauft und als Anhang zum Apollo-Schild, abdrucken laſſen.

ſtoriſche Kunſtfeuer und die ſarkaſtiſche Tragödie ſchon in den Taſchen. Jetzt ſtanden beide, der Eine ein Glas Wein trinkend, der Andere von einer Torte genießend, in verſchiedenen Ecken des Saales. Einer der Gäſte deutete dem Dichter Helion auf ſie, mit den Worten: »Wie ſie lauern!« — Helion aber ſagte darauf: »Ariſtarch, der ſchärfſte Kunſtrichter der alten Zeit, gab das Rezenſiren auf, und ſtarb im 72ten Jahre freiwilligen Hungertod, um nicht an der ihn quälenden Waſſerſucht zu ſterben; der größere Theil der heutigen Ariſtarchen rezenſirt aber aus Waſſerſcheu und um dem Hungertode zu entgehen.« —

Helion ſchwieg, da das Deklamatorium eben anfing. Es durften nur Gedichte auf den Frühling überhaupt und auf den Mai insbeſondere vorgetragen werden; das war der ausdrückliche Wille der Madame Bitterſüß. So waren denn die Frühlings- und Maigedichte aller Nationen und Zeiten rekrutirt worden, um an dieſem Tage als ein Gardekorps zu paradiren. Es wurde auch in fremden Sprachen deklamirt, ſogar in ſolchen, die niemand verſtand, weder der Zuhörer noch der Deklamator. Wer billig denkt, wird dieſes gewiß nicht tadeln, wenn er ſich erinnert, daß ſo viele italieniſche Arien geſungen werden, wobei weder die

Sänger noch die Zuhörer ein italienisches Wort — höchstens noch: O Dio! und amore — verstehen.

So ging denn ein deklamatorisches Frühlings-Pelottonfeuer los. Auch Käthchen wollte mitfeuern, ihre ganze Deklamationswuth kam in Gährung, als sie Fraulein und Herren nach einander vortreten und losbrennen sah. Lichtheim bat sie, es nicht zu thun, sondern — wie er sagte — ihre Brust zu schonen; der eigentliche Grund lag aber darin, daß ihre Stimme, sobald sie bei ihrem übrigens ziemlich richtigen Vortrage ins Feuer kam, abscheulich kreischend wurde, wobei sie oft sogar zu grimassiren anfing. Sie that sich jetzt lange Zeit Gewalt an; endlich aber konnte sie sich nicht mehr bezähmen, sondern benutzte einen eben eingetretenen kleinen Stillstand, sprang auf, und fing Thomsons Frutling in einer metrischen Uebersetzung zu deklamiren an. Da sie vor Freude und Begierde zu exaltirt war, so trug sie größtentheils unrichtig vor, der Athem wurde gepreßt, die Stimme unangenehm singend; das Gesicht glühte, die Arme kämpften mit den Worten.

Lichtheim, der es nicht ertragen konnte zu sehen, wie Käthe sich lächerlich machte, schlich heimlich aus dem Saale, und überließ das

Fräulein und den Frühling ihrem böſen Schickſal. In einem der Seitenzimmer fand er eine kleine, aber ſehr gewählte Geſellſchaft, die ſich vom Deklamationstroß heimlich getrennt hatte. Auch Hollau nebſt Hillmar und ſeinen Töchtern war hier. Als der Mond dieſes ſtillen Abendhimmels glänzte der Dichter Helion.

Der Mord des Todten,

oder:

Die Leichen-Promenade.

Ein wohl façonirtes und facettirtes, Trauer- und Schauerſpiel.

Personen.

Ritter Währwolf von Schreckenhorst.
Brunhilde, seine Gattinn.

Wolfram,
Dithelm,
Bruno,
} seine Söhne.

Jutta,
Hedwig,
Bertha,
} ihre Verlobten.

Ritter Graufenmord von Unkenfang; Währwolfs Bruder.

Theobald,
Liebhart,
Hartlieb,
} seine Söhne.

Elsbeth,
Clara,
Mathilde,
} ihre Verlobten.

Thränenreich, Knappe und Chorführer im Hause Währwolf.

Krieger, Geister, Leichenträger, Burgvolk, Wölfe.

Großer Saal in der Burg des Ritters **Währwolf von Schreckenhorst.** Nacht. Sturm und Donner; dazwischen wird ein gräßliches Wolfsgeheul vernommen. In der Entfernung tost ein verworrenes Schlachtgetümmel. Der Sturmwind zertrümmert ein aufgestoßenes Fenster, durch welches man auf Felshöhen eine flammenhell brennende Burg erblickt.

Ganz im Vordergrunde öffnet sich der Fußboden, und es zeigt sich in der Tiefe die Familiengruft des Hauses **Währwolf von Schreckenstein**, mit reihenweise stehenden Särgen, zwischen welchen die Geister der Ahnen umherwandeln.

Erster Auftritt.

Ritter **Währwolf von Schreckenstein**, ein Greis von kolossalem Körperbau, stürzt herein.

Währwolf.

Ihr blut'gen Schatten, weicht! Es ist zu viel;
All meine Kraft erliegt dem Gräßlichen.
Und dieß haarsträubende Geheul der Wölfe,
Die wir im Namen und im Wappen führen,
Es ist all meines Hauses Grabgesang!
Schon seh' ich meiner hehren Ahnen Geister

Ernſtſchreitend wandeln in der tiefen Gruft,
Dort unten — hu! wo's ſchaurig iſt und kalt
Und dumpfig, nächtlichdunkel, ſtill und ſtumm!
Sie drohen, winken, fort und fort! Hört auf!
Ich bitte, ich beſchwöre euch, ihr Ahnen:
Hört auf! — Umſonſt! So droht und winkt denn fort!
Heult fort, ihr Wölfe, heult!
Nehmt mich zur Beute hin! ſchleppt mich zur Hölle!
Sie iſt für mich noch viel zu gut.
Der Ungeheuer ärgſtes wird die Nachwelt
Mich nennen und ihr Fluch mein Grab umheulen,
Wie jetzt um mich die Schaar der Wölfe heult!

Zweiter Auftritt.

Brunhilde, Währwolf.

Brunhilde.

Ach Gatte! theurer Gatte! Wehgeheul
Tönt ringsum durch den Schooß der Mitternacht.
Auf allen Harfen ſpringen mir die Saiten!
O Himmel! was ſoll dieß bedeuten?
Laß mich nicht leiden! Sprich: was iſt vollbracht?
(Sie umklammert ihn. Er wendet ſich ab).
Bei unſrer Liebe, ach, beſchwör' ich dich,

Brich dieſes Schweigen, das ſo fürchterlich!
Was iſt geſchehn? Erbarm dich meiner! ſprich!

Währwolf (leiſe zu ihr)

Was heißt das Fragen? weißt du's nicht ſo gut als ich?

Brunhilde (leiſe zu ihm)

Ich freilich, doch ſo was muß auch die Welt erfahren,
Damit ſie weiß, wie groß wir ſelbſt im Unglück waren.
Auf uns ſind aller Augen nun gerichtet;
Wirſt's ſehn, aus uns wird noch ein Trauerſpiel gedichtet!

(laut)

Gib deinem Schmerze tauſend Zungen! Sprich!

Währwolf (leiſe)

Wie ſoll ich denn Jetzt ein Langes und Breites erzählen? Weißt du nicht, daß der tiefſte Schmerz ſtumm iſt?

Brunhilde (ſehr ängſtlich)

Aber mein Gott! jetzt muß ja die Expoſizion kommen; das ſollteſt du als ein gebildeter Ritter doch wiſſen!

Währwolf (diktatoriſch)

Nicht Worte, ſondern Handlung. — das iſt die beſte Expoſizion. Lange Erzählungen, Tiraden, Monologen, breite Geſpräche — — —

Brunhilde (leiſe)

Halt's Maul und erzähle!

(laut, mit hohem Pathos)

Bei unſrer Liebe, ach, beſchwör' ich dich,
Brich dieſes Schweigen, das ſo gräßlich iſt!
Erbarm' dich meiner! Sprich, was iſt geſchehn?

(leiſe)

Sieh doch nur, wie ſchön dieß Schlachtgetümmel und das Wolfsgeheul zu einer ſchauerlichen Erzählung paßt! Benütz' die Gelegenheit!

Währwolf.

Vernimm, o Gattinn, das Entſetzliche!
Drei Söhnlein haſt du, Traute, mir geboren,
Sich ſelbſt nur gleich an jeder Rittertugend;
Doch auch mein Bruder zählt der Söhnlein drei.
So ſind der edlen Jünglinge denn ſechs,
Und ich und er dazu, — das macht denn acht.
Doch leider ſind wir alle acht — nicht eins!
Nein! ſtets entzweit ob jener Burg,
In der ermordet unſer Ahnherr ward
Von ſeines Bruders frevelhafter Hand.
Ob ſolcher Blutſchuld muß die Schreckensburg,
So lang ſie ſteht und Einer von uns lebt,
Gleich einer Blume, kalt aus Stein geformt,
Mit unſerm warmen Blut ſich feuchten an.
So zog ich aus mit meiner Söhnlein drei.

Entgegen zog mein Bruder mit den seinen;
Die Schlacht begann, entsetzlich, grauenvoll.
Der Himmel selbst erschrack, und barg
Sein nachtumhülltes Angesicht in Sturm.
Der Leichen Schaaren wurden, Bergen gleich,
So aufgethürmt, daß Tausende von Wölfen
Hereilten und, in Fraßes Fülle schwelgend,
Vor Wollust heulten. Brennend strahlt die Burg,
Und leuchtet sich als eigne Todesfackel,
Und sendet ihre Strahlen himmelwärts,
Als wollte sie dem Himmel sagen, daß sie brennt.
Von Wuth entmenschet fochten alle Krieger,
Entmenscheter als Alle noch die sechs,
Die durst'gen Schwerter in den Eingeweiden
Sich wild umwälzend. Da ergriff mich Angst, —
Denn Mensch bleibt Mensch, sey er noch so entmenscht!
Den Greul konnt' ich nicht länger mehr ertragen;
Mein edles Herz fühlt' ich so herzlich schlagen,
Und floh vom rothen Meer der Schlachtblutgluth.
Woher dieß Unheil rührt, — ich weiß es nicht,
Doch bleibt die Selbsterhaltung Menschenpflicht.
So viel erkenn' ich aber wahr und klar,
Daß Schuld und böses Blut dabei im Spiele war.

Brunhilde (heulend).

Weh, ruf' ich, weh! (Sie will fort).

Währwolf. (Sie zurückhaltend)

Wohin, Unglückliche?

Brunhilde.

Auf's Schlachtgefild! dahin gehör' ich, Mutter
Und Heldenweib.

Währwolf.

Halt ein! halt ein, du Theure!
Nicht paßt der Frauenbilder zarter Duft
Zu rauhen Pulverdampfes ſchwarzem Qualm.
Aus Felſen ward des Mannes Bruſt geformt,
Sein Geiſt iſt glüh'ndes Erz; doch Weibesmilde,
Strohblümlein gleich, vom kleinſten Fünkelein
Entzündet, ſtirbt in eigner Zartheit Sturm.

Brunhilde (gegen die Thür gewendet).

Hu, hu! was ſeh' ich? ha! was muß ich ſehn?
Was ſchaut mein Blick?

Währwolf.

Weh! Sie ſchaut Wahnesbilder!
Was ſiehſt du? ſprich!

Brunhilde (leiſe)

Ich darf's noch nicht ſagen, ſonſt geht der Effekt verloren. Es muß überraſchen. Armer Währwolf! Mir ſcheint, dein Unglück hat dich des guten Geſchmacks beraubt.

Währwolf (eben ſo)

Faſt glaub' ichs ſelbſt! (laut)
Erſchließt die Zukunft deinem hohen Geiſt
Ihr dunkles Reich? (leiſe)
Iſts ſo recht?

Brunhilde (leise)

Auf eine solche Frage läßt sich doch was
Pikantes antworten. Frag nochmahl!

Währwolf.

Erschließt die Zukunft deinem hohen Geist
Ihr dunkles Reich?

Brunhilde (mit Affekt).

Die Zukunft sagst du? Zukunft? was ist
Zukunft?
Des Augenblickes Schatten ist schon Zukunft.
Die Zukunft — sie ist Alles und auch Nichts,
Und dieses Nichts, ach — es ist unser Alles,
Und Alles nichts! O — blick dorthin, dorthin —
Und schaudre vor der Gegenwart!

Währwolf.

Hu!

Dritter Auftritt.

Trauermarsch. Krieger ziehen herein mit sechs Bahren, die mit schwarzen, weit herabhängenden Tüchern bedeckt sind.

Währwolf.

Ha! welche böse Ahnung will mich fassen?
Sechs Bahren? und vielleicht — sechs — —
(er stockt).

Chor.

Ach! ach!

Brunhilde.

Chor, wo ſind meine Söhne?

Chor.

Ach!

Währwolf.

Wo ſind ſie? — Chor! ich beſchwöre dich! wo ſind ſie?

(Der Chorführer winkt. Die Bahren werden niedergeſtellt und plötzlich zugleich enthüllt.)

Thränenreich.

Hier!

Brunhilde. Währwolf.

Weh!

Chor.

Sechs Bahren und ſechs Söhne!
So rufen unſre Jammertöne.
Ja, — eure und des Oheims Söhne
Ruhen hier in Todesſchöne!

Thränenreich. (abgewendet).

Das wird doch der Müh' werth ſeyn!

Brunhilde.

So ſinget dumpfe Grabeslieder!
Muſik dringt wunderbar ins Herz
Und macht harmoniſch ſelbſt den Schmerz.
Du, lieber Währwolf, ſetz' dich zu mir nieder!
Vergiß an meinem Buſen jedes Leid!
Zeig' dich als Mann, und ſey geſcheid!

Währwolf. (heimlich und verſchämt).
O laß mich ſtehn! ich bin vor Schmerzen ſtarr,
Kann keinen Fuß bewegen,

Brunhilde. (mit himmliſcher Sanftmuth).
Nein! ſetz' dich! ſtehend hält man das nicht aus!
(leiſe).
Folg mir! Es iſt zu angreifend. Wenn dir übel wird und du fällſt um, ſo iſts eine Schande vor den Leuten. Sie ſpötteln dann: O je! der tapfre Ritter Währwolf von Schreckenſtein iſt in Ohnmacht gefallen! — Pfui! laß dir das nicht nachſagen! Setz' dich und zeig' Charakter! Bei einer ſolchen Gelegenheit kann man juſt groß erſcheinen.

Währwolf. (ſich ermannend).
Die Seelenſtärke iſt ein Felſenthron,
Ein Schloß von Stahl, ein hoher Wolkenſitz;
Tief unten liegt das Leben und ſein Elend,
Gleich einem Mauſeloch unterm Stephansthurm!
(Er ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl)

Brunhilde (nachdem ſie ſich neben ihn geſetzt hat.)
Weh! ruf' ich, weh! Stellt rings um uns die Leichen!
Drei Todte hier, und drei Geſtorbne dort!
Rangirt nach Rang und Alter ſie!
Es darf der Anſtand ſelbſt dem Tod nicht weichen.
(Die Bahren werden geordnet und geſtellt)

Währwolf.

Ich bin gefaßt. Erzählt nun, wie sie starben!

(Thränenreich weint).

O Thränenreich! sey nun nicht thränenreich,
Sprich stark, als Mann zum Mann, dir selber gleich!

Thränenreich.

Zwei Schreckensstunden wüthete die Schlacht.

Währwolf.

Ich weiß es; war ja selbst dabei!

Thränenreich.

Noch hatten deine Söhne die Vettern
Sich nicht getroffen, denn wenn sie auch jetzt
Die glüh'nde Rachsucht trieb, sich aufzusuchen,
Hielt jetzt die Scheu' vor dem verwandten Blut
Zurück die scheugeword'ne Wuth.

Brunhilde (leise zu Währwolf.)

Ich fürchte, die Erzählung wird zu lang
und schlägt deinen Schmerz erst recht breit.

(laut zum Chorführer.)

Laß ab, Grausamer, und erwäge du,
Er, dem du Solches sprichst, ist Greis und Vater!
Du tödtest ihn mit deiner Mahlerei.

Wahrwolf (leise.)

Nicht mehr als der strenge Anstand fordert; sonst machen die Leute ihre beissenden Bemerkungen. Es gibt gar viele, die glauben,

eine Tragödie ohne eine poetiſche Erzählung wäre nicht ganz.

Thränenreich.

Ein weiſes Wort ſpracht Ihr, erhabne Frau!
Was Euch genehm iſt, das iſt mir gerecht;
Ihr ſeyd die Herrſcherinn, ich bin der Knecht.

Brunhilde. (heimlich zu Thränenreich.)

Dummkopf! das iſt ja aus Schillers Braut von Meſſina.

Thränenreich.

Verzeiht, erhabne Frau! es macht der Schmerz
Mich ganz verwirrt; ich weiß kaum, was ich rede.

Brunhilde.

Wie rührt des treuen Dieners Edelmuth!
O Iffland! das wär ein Charakter ganz für dich!
Gäb ihm Fouqué noch etwas Ritterliches
Und Hoffmann etwas Wahnſinn, —
Wer könnte ſich mit ihm vergleichen! —
Verzeih, o Guter, daß ich unterbrach,
Dahingeriſſen vom Ideenſpiel!
Laß uns nun raſch das Ende hören!

Thränenreich.

Sie ſelbſt, je zwei und zwei, — durchſtachen ſich
Und ach, derſelbe Augenblick erblickte —
Der Leichen ſechs,
Sechs Mörder und ſechs Gemordete!

Währwolf.

O grauvoll — blutig — unerhörte That!
Nicht Müllner ſelbſt kann gräßlicher dich denken.

(Man hört aus der Entfernung einen näher kommenden Wechſelgeſang von weiblichen Stimmen, ein Grablied, das in einen raſchen Walzer übergeht.)

Brunhilde.

Was ſoll dies frevelhaft vermeſſene Beginnen?
Iſt man von Sinnen?
Muſik und Tanz im Trauerhaus
Bei Leichen, ſtumm und ſtarr voll Graus?

Währwolf.

Will etwa gar das Schickſal uns verſpotten,
Weil oft wir ſelbſt ihm Trotz gebothen?

Brunhilde.

Ha ſieh! O Anblick, der mein Herz zerreißt!
Die Bräute ſinds, die ſechs unglücklichen, o weh!
Der ſechs entſeelten Jünglinge,
Ha ſeht! die Armen! Hand in Hand,
Schwarz wie Nacht, und weiß wie Schnee,
Je zwei und zwei,
So drehn ſie ſich verſchlingend,
Die Füße ringend, —
Ha, das iſt neu!
Ha, ſchwarz und weiß,
Der Schritte grauenhafte Windung, —
Nicht iſt natürlich ſolcherlei Verbindung!

Ach! Wahnſinn iſt es, Wahnſinn! weh!
Zum Gipfel iſt das Gräßlichſte geſteigert.
Wer iſts, der eine Thräne hier verweigert?
Sechs Leichen hier und ſechs Wahnſinnige!
Sie lachen wild und tanzen wüthend wie zir-
kaſſiſch;
Weh! weh!

Währwolf.

Im Schmerzausdrücken ſind die Weiber klaſſiſch.

Vierter Auftritt.

Die ſechs Bräute der ſechs Todten ſchweben herein, ſchwarz gekleidet, mit weißen Blumengnirlanden umwunden. Jede hält eine Leyer im Arme. Sie tanzen dreimal feierlich um die ſechs Särge; dann ſtellen ſie ſich in die Mitte des Saales, zerraufen ſich die Haare, und beginnen die folgende

Wehklage.

Sie ſind dahin!
Sie ſind geweſen!
Sie ſind nicht mehr!
Wer
Vermag's, daß er
Der Klage ſich erwehr'?
Jammer! Jammer!
Des Todes Hammer

Erſchlug die Theuern,
Die wir feiern
Mit dumpfen Leyern.
Die Erde ſtarrt
Wie vernarrt;
Der Himmel ſchmilzt in Thränen
Bei ſolchen Szenen.
Wahnſinnig wurde das Geſchick;
Ovid! Ovid! dein Chaos kehrt zurück!
Unſer Auge iſt ein Thränenmeer,
Unſre Bruſt ein Seufzerheer,
Und hoch auf einem Thurm
Sitzt das Unglück und heult Sturm.
Weh! o weh!
Das Herz ſo voll,
Der Schädel hohl, —
O Leben, lebe wohl!
Äſchylos! Sophokles! Euripides!
Erbarmt euch unſer's Weh's!
O göttlicher Shakſpeare,
An deiner Hand uns aus dem Leben führ'!
Auguſt Weſt,
Halt uns feſt!
Gib, Calderon,
Uns der Vollendung Kron!
Müllner! Ohlenſchleger!
Der Blick wird trüb, der Athem träger, —
Wir flehn euch an.

Geht mit der Todesfackel uns voran!
Grillparzer,
Schließ auf des Grabes Carzer!
(Die sechs Bräute legen sich auf die sechs Leichen und sterben).

Brunhilde.

Wie schön sie sterben, schön wie sie gelebt!
Wie so ein Tod den Menschen fast erhebt!
Und jede stirbt auf ihre eigne Art,
Die groß, die kühn, die schön, die wild, die mild, die zart.
Wie gräßlich jene zuckt! wie streckt sich diese lang!
Wie schrecklich jene heult! wie wimmert diese bang!
Die springt empor mit rasender Geberde,
Die Andre wirft und wälzt sich auf der Erde;
Und all der Sechs sechsfacher Schmerz
Zerreißt sechsfach mein Mutterherz.
Das halt ein Andrer aus als ich!
Für meine Nerven ists zu viel.
Was sagst denn du dazu, mein lieber Währwolf!
Du schweigst? bist du gar etwa stumm geworden?

Währwolf. (entschlossen).

Ja!

Brunhilde.

Wirklich?

Währwolf.

Leider!

Brunhilde.

Stumm!

Währwolf.

Vor Schreck und Schmerz!
Das liegt in der menſchlichen Natur.

Brunhilde.

Wenn das nicht tragiſch iſt, ſo weiß ich nicht,
Was tragiſch heißt! Er iſt vor Schmerz erſtummt,
Und die Verzweiflung ſpricht aus ihm.
Entſetzlich! Armer, armer Währwolf!

Währwolf.

Laß mich jetzt ruhig, Gattinn, — ich muß weinen!
In Thränen, ſagt man, löſt ſich auf der Schmerz.

Brunhilde. (mit frohem Erſtaunen.)

Wie? du kannſt weinen? da geht's ja noch gut!
Der höchſte Schmerz iſt ſtumm; das iſt erwieſen.
Und du — du ſprichſt? So haſt du ja gelogen,
Und biſt ſelbſt noch im größten Schmerz ein Schelm!

Währwolf. (tief gekränkt.)

Verkenn' mich nicht! das iſt ja Seelengröße!
Nur kleinen Seelen iſt die Größe fremd.

Brunhilde. (mit Ernſt.)
Du biſt ein Ideal von einem Mann!
O Held und Gatte! deines Hauſes Schmuck!
Währwolf. (mit hohem Zorn.)
Was ſprichſt du da von meines Hauptes Schmuck?
Was meinſt du damit?
Brunhilde.
Iſt's dahin gekommen?
Biſt du ſo reizbar ſchon, daß bittere
Sarkasmen dir ob einer Kleinigkeit
Entſtrömen? Das iſt böſes Zeichen! Doch —
Es war dein Ernſt nicht, Held! Ich kenne dich.
Die wahre Seelengröße ſcherzet gern,
Sie haucht das Leiden von dem Menſchen weg,
Wie eine Magd den Staub vom Kaſten bläst.
Ja, Gatte, du ſtehſt höher als dein Schickſal;
So echter Heldenmuth gleicht einem Räuber,
Er zieht die Schuld aus, daß ſie Unſchuld wird.
Wie gerne möcht' ich nun dein theures Haupt
Mit meinen Armen lieberoll umſchlingen, —
(mit tiefem Schmerz.)
Allein — ich bin zu klein! (ſie weint.)
Ich reiche nicht
Zu dir hinauf! Drum beug', o Gatte, du
In deiner Größe dich zu mir herab!
So findet die Umarmung dennoch Statt

Im Angeſicht der Todten und Lebend'gen,
Und Liebe glüht, dem Anſtand unbeſchadet.
(Sie umarmen ſich.)

Währwolf.

Ach! jener Schmerz und dieſe Luſt,
Sie kämpfen wild in meiner Bruſt.
Grauen und Entzücken,
Dieß glutroth, jenes geiſterbleich,
Sie wollen mir zugleich
Das Herz zerdrücken;
Es iſt zu viel! Ich ſterbe, —
Die Nachwelt ſey mein Erbe!

Brunhilde.

Du ſtirbſt? iſt's Wahrheit oder Täuſchung?

Währwolf. (mit furchtbarer Stimme.)

Ja, ſag' ich, ja!

Brunhilde. (voll Entſetzen.)

Das iſt der Brand!

Währwolf.

(im hohen Vorgefühl, mit wunderbarer Ahnung.)

Soll ich jetzt prophezei'n? —

Brunhilde.

Jetzt nicht, o Gatte!
Das Prophezei'n im letzten Augenblick —
Es echauffirt zu ſehr!

Währwolf.

Ja, ja! (Er ſtirbt.)

Chor.

Wer ſtirbt,
Leben durch den Tod erwirbt!
Weh — und Jubelſang erſchallen!

(Brunhilde wirft ſich auf Währwelfs Leiche, wo ſie lange unbeweglich bleibt.)

Brunhilde. (ſich erhebend.)

Nach langem Liegen ſteh' ich wieder auf!
Nach langem Schweigen öffnet ſich mein Mund!
Dich, Schickſal, klag' ich an, du Beſtie!
Hätt' ich dich hier, mit dieſen meinen Nägeln
Zerriſſ' ich dich in tauſend kleine Stücke!
Wär'ſt du nicht auf der Welt, —
Das wär' ein Leben wie im Paradies!
Hol' euch der Teufel all', ihr Trau'rſpiel-
dichter!
Ihr habt uns die Figur hereingeſchwärzt,
Die jetzt die Frau im Hauſe ſpielt, und
wir —
Wir müſſen tanzen, wie ſie pfeift!
Und Er iſt todt! wird nimmermehr lebendig!

(Sie ſpringt auf.)

Da bleib' ich nicht! Mir graut vor Todten.
Marſch!

(Sie ſtürzt zum Saale hinaus.)

Chor.

Weh! weh! weh!
Nur Tod und Graun ich ſeh!

Böſes Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!
(Der Chor geht ab. Die Todten bleiben zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ritter Grauſenmord von Unkenſang (haſtig eintretend.) Die Todten.

Grauſenmord.

Wo iſt der Schändliche? wo ſind ich ihn,
Um meiner Rache Gluth an ihm zu kühlen?
(Er erblickt die ſechs Särge und die zwölf Todten.)
Hu! die ſechs Wechſelmörder ſchaut mein Auge
Nun alle todt?
Beſlecktes Blut, das Ströme Bluts vergoß!
Erloſchne Gluth, die an ſich ſelbſt verbrannt!
Und ach! der Bräute ſechs, wie Gräbermoos
Mit ſtummer Sprach' den Todten zugewandt!—
Es iſt entſetzlich,
Wie ſo plötzlich
Manches ganz anders wird erkannt!
(Er erblickt den Währwolf im Lehnſtuhl.)
Wie? darf ich meinen Augen trauen?
Vergönnt wird mir zu ſchauen
Ihn, den ich geſucht,
Ihn, dem ich geflucht!

Und wie! Er ſchlief, — er ſchlief,
Indeß ein Leichenchor ihm Flüche rief,
So ſanft, ſo ruhig ein,
Als wär' er ſchuldlos — makelrein?
(Pauſe tiefſinnigen Schweigens; dann heftig auf-
lodernd.)
Ha, Schickſal! ich verſtehe dich!
Sein Blut ſoll ſtrömen hier durch mich!
Du ſelbſt gibſt ihn in meine Macht.
Von Todten rings umgeben,
Soll ſich die Todesnacht
Ihm grauenvoll erheben!
(Er zieht das Schwerdt und ſtoßt es den todten
Währwolf in den Leib.)
Was ſeh' ich? wie? was ſoll das ſeyn?
Er nimmt den tiefen Stich gleichgültig auf?
Beim Himmel — welch ein Schlaf!
Doch, Böſewicht, — es ſoll mein Schwert
nicht ruhn,
Bis du erwachſt, um nimmer zu erwachen;
Und müßt' ich ſtechen bis zum jüngſten Tag,
Ich ſteche fort und fort; es wäre gräßlich ſchön!
(Er ſticht nochmal in die Leiche.)
Und wie? Er regt ſich nicht? er fühlt die
Wunde nicht?
Schläft ſelbſt das Blut ſo feſt, daß es nicht
fließen kann?
Bald ſollſt du — fließen nicht — nein ſtrömen!

Und will er dann auch nicht erwachen,
So ſink' er ſchlafend in den ew'gen Schlaf!
(Er ſticht die Leiche mehrere Mahle wüthend durch und durch.)
Noch immer regungslos? wie deut ich das?
Liegt er in einem Zauberſchlaf?
Iſt's nur Verſtellung, um mir den Triumph,
Daß ich ihn tödtete, zu rauben?
Iſt's teufliſch-eiſenfeſter Eigenſinn?
Iſt's hohe Seelenkraft? Erhabenheit
Des Geiſtes über alles Irdiſche!
Wie? oder trieb man mit mir frevlen Scherz,
Ein ausgeſtopftes Afterbild herſetzend
Zu Spott und Hohn, daß mein entehrtes Schwert
Ich dann verzweifelnd wende gegen mich,
So wie der Scorpion ſich ſelbſt entleibt,
Wenn ihn der Kohlen glüh'nde Ironie
Entrüſtet und zur Selbſtvernichtung zwingt?
Daraus wird nichts! die Liſt ſoll euch mißlingen!
(Er unterſucht den Währwolf, entdeckt, daß er todt iſt, und fährt mit einem Schrei des Entſetzens von ihm zurück.)
Weh mir! was hab' ich gethan?
Einer ſtarren Leiche ſtieß voll Luſt
Ich mein Schwert in die hauchleere Bruſt!
Getödtet hab' ich einen Todten!
Geraubt das Leben dem Lebloſen!

Wehlen!
Der Hölle Graun iſt aufgebothen;
Der Teufel nächtlichſchwarze Rotten
Umheulen mich mit frechen Zotten,
In mir Verzweiflung aufzuſpotten!
Ich bebe und bin ſtarr, voll Angſt und Wuth,
Durch meine Glieder ſtrömt eiskalte Gluth.
Doch — Wehklage du, verſtumme nur!
Schweig menſchliche Natur!
Dieſe That, ſie lag in meinem Blut,
Wie denn ſo Manches liegt in unſerm Blut.
Vom grauſen Schickſal ward ſie mir beſtimmt
Zum böſen Geiſt, zu Fluch und Straf der Frevel,
Die ich und unſer ganzes Haus verübt.
Und darum m u ß t e ich ſie thun die That,
Weil jede Wirkung ihre Urſach hat.
Schön iſt zu ſchauen
Das Ungeheuere in ſeinem Grauen,
Schön — doch entſetzlich,
Wie ſo plötzlich
Wir Alle todt, die Burg in Schutt und Staub,
Und die Vernichtung ihren Raub
Verzehrt ringsum in Thal und Höhn —
Entſetzlich ſchön! —
Nun aber iſt mir klar geworden,
Weshalb geſchehen ſolches blut'ge Morden;
Und ſo will ich zur Sühne, gleich ſo vielen Andern,
Ins dunkle Grab, groß endend, wandern.

Schwert! aus der Scheid' heraus!
Mit Graus
Fahr' hinein
In das Herze mein!

(Er ersticht sich und stirbt.)

Geister-Chor.

Böses Blut und nichts als Blut,
Das thut nun und nimmer gut!

Die Leichen der sechs Jünglinge erheben sich aus den Särgen, die unter ihnen langsam in die Familiengruft versinken, wo sie die ihnen gebührenden Stellen einnehmen.

Jeder Jüngling küßt seine Braut, die sogleich aufsteht, als er ihr die Hand reicht, um sie zu führen. So wallen die sechs Paare, sich Etikettemäßig nur an den äußersten Fingerspitzen haltend, in vornehmer Entfernung, zärtlich blickend, in verklärter Schönheit in die Familiengruft, wo sie sich je zwei und zwei in die Särge legen.

Währwolf und Grausenmord richten sich zuletzt empor, blicken sich lange mit wehmüthiger Rührung an, und sinken sich dann in die Arme. Brunhildens Geist erscheint, mit einem Giftbecher in der Hand, und tritt plötzlich zwischen die sich umarmt haltenden Brüder, die über sie erschrecken und auseinander fahren.

Währwolf.

Wär' ich nicht todt, — ich stürbe jetzt vor Schrecken!

Brunhilde.

Nicht zürne! Was sich liebt, das will sich necken.

Grausenmord.

So kann nun über uns auch niemand klagen;
Von Todten darf man nichts als Gutes sagen.
So müssen uns nun alle Leute loben;
Das wird sie ärgern droben!
Wir aber nehmen in das Grab
Den schönen Trost hinab.

(Grausenmord und Währwolf nehmen Brunhilde in die Mitte, und folgen den übrigen.)

Während Alle in die Gruft hinabsteigen, singen sie den folgenden Chor:

Wir sind sämmtlich graus und groß gefallen.
Ruhm und Klage wird erschallen,
Uns Allen.
Erhebet euch,
Gleich so vielen Andern
Ins Geisterreich
Zu wandern,
Hinab
Ins Grab,
In die Familiengruft
Voll Moderduft!

(Nachdem der Chor geendet, schließt sich die Gruft. Ein Blitz schlägt ein; die Burg zerfällt in Trümmern; eine Heerde von Wolfen jagt heulend vorüber.)

Der Vorhang fällt.

Dreizehntes

Schild.

Die weiße Fackel.

Hellons Declamatorium privatissimum in nuce. Tod und Leben. Der Blumenkrieg. Fackel-Rede auf der Treppe. Rede des Todes bei seinem Eintritt ins Leben.

Es wurde viel über Dichter und Dichtkunst gesprochen. Alle Anwesenden suchten die Empfindung, die ein schönes Gedicht auf sie hervorbringe, und die Wirkung der Poesie überhaupt, gleichnißweise zu erklären. Viktorine sagte, ihr sey dabei, als schwebe sie träumend in einer Sommermondnacht auf dem duftigen Luftmeer zwischen Erd' und Himmel; Flora: als würde sie mit Blumen bekränzt und an den Sohlen wüchsen ihr Flügel; Serena: sie glaube im Lesen immer Musik zu hören; Hillmar: er fühle sich dabei gestärkt wie nach einem

Glase Rheinwein, das er in kleinen Zügen leerte; Lichtheim: ihm komme vor, er träte aus einer dumpfigen Tiefe in die reine Luft eines sonnenhellen grünen Hügels. Hollau, auf den die Poesie bisher nicht so außerordentlichen Einfluß hatte, — sagte, um doch nicht ganz zurückzubleiben: er fühle von Alle dem etwas.

Viktorine aber fiel ihm ins Wort, um ihn von einer umständlicheren Erklärung abzuhalten, die Helion übel nehmen könnte. Darum bemerkte sie: es wäre doch schön, wenn man die Wirkungen der Poesie auf alle Anwesenden sogleich erprobte, und zwar durch irgend etwas, das Helion von sich selbst zum Besten gäbe.

Helion zeigte sich bei solchen Aufforderungen stets äußerst willfährig, doch immer nur mit etwas Kleinerem. Mit größern Dichtungen war er so zurückhaltend, daß er davon weder las noch sprach.

Ich schwanke, sagte er entschuldigend, wie ein unentschlüßiger Liebhaber, zwischen einer strengen regelmäßigen Schönheit und einer leichtfertigen hübschen Dirne, Vers und Prosa. Jetzt gängelt mich eben die nachlässige Anmuth der Letztern.

Das Zwillingspärchen, das ich der Gesellschaft vorstellen kann, hat sein bequemes Kleid von ihr bekommen.

Mit dieſen Worten zog er ſeine Briefta-ſche hervor, nahm zwei Zettelchen ſeines Pa-pier daraus, und las die folgenden zwei Para-mythien:

Tod und Leben.

Einſt war der Schlaf dem Menſchen fremd, und die Ruhe zur Erhohlung ein kurzer Tod, ein zeitliches Aufhören des erſtarrten Seyns. Im Schooße der Nacht lag die ruhende Erde. Aus lautloſer Tiefe ſtieg des Todes Geſtalt empor, noch dunkler als die Nacht. Auf einer mondhellen Wolke ſchwebte der Genius des Lebens; ſchaudernd beim Anblick des Wütgers, blieb er in ſcheuer Entfernung von ihm. Das herzloſe Ungethüm aber ergrimmte, und ſtieß hohnvoll feindliche Drohungen aus gegen den leuchtenden Engel, deſſen Licht vor Wehmuth dämmerte. Kühn rief die rieſenhafte Nachtge-ſtalt des Königs der Schrecken: »Entweiche! Laß ab von deinem fruchtloſen Beſtreben! denn mein Reich iſt die Erde, mein Eigenthum der Menſch, der Erde wird. Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er ſein Leben, um es zu verlieren. Entflieh, ohnmächtiger Geiſt, und erkenne mein Recht auf den Menſchen und meine Macht über ihn! Tauſend Wege

öffne ich ihm und tausend Mittel stehen mir zu Gebothe: Krankheit, Gift und Seuche; der Krieg mit Schwert und Feuer. Alle zerstörenden Leidenschaften sind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen dienend meinem Wink. Ewig leb' ich, um alles Leben zu vernichten; Blut und Athem entsaug' ich dem Daseyn, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts ist, das mir zu widerstehen vermag! Du selbst, verwegener Genius, wirst einst vergehen vor meinem Vertilgungsgrimm, wie diese Wolke vor dem Nachthauch zerfließt.« —

Als der Feind des Lebens so sprach, umzog Dunkel den Mond, dumpfer Donner rollte dröhnend dahin, und in allen Gräbern rasselten die Gebeine.

Aber siegreich trat der Engel und noch leuchtender hervor, schwang segnend den Palmenzweig um die Erde, und über seinem Haupte stand ein heller Stern, vor dessen herabgesenktem Strahl der Tod sein Antlitz abwendete. Und der milde Genius, der Freund des Daseyns, der Ewiglebende, der mit dem Vernichter nimmer in Berührung kommen konnte, sprach so zur Erde: »Der Friede sey mit euch, ihr Ruhenden zwischen Wiege und Sarg! Das Leben ist von euch gewichen, und ihr seyd

gleich den Todten im Grabe; aber ihr ſollt wieder erwachen und auferſtehen aus den Banden des Todes, ihr, die ihr nun ſtarr liegt, bewußtlos, aller Kraſte beraubt, nicht mächtig eurer ſelbſt! Wohl ſteht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Tritt eurer Pilgerreiſe, wohl gehört ihm eures Daſeyns Hälfte an: aber der Vernichtungsgierige, er muß wieder herausgeben ſeine Beute, frei laſſen ſeine Stundenſclaven! Aus dem Schooße des Todes geht ihr ſiegreich hervor. Ohnmächtig iſt der Geiſt der Vernichtung, all ſeine Macht nur ein Mittel zu neuem Leben, zum Erdenleben ſo wie zum ewigen, zu jenem von der Sonne, zu dieſem von Gott erweckt!« —

Zum erſten Mahle durchzuckte den erbarmungsloſen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht des Todes hinab, und aus dem verklärten Dunkel ging des Schlafes dämmernde Geſtalt hervor, ein Bild des Todes, ein Quell des Lebens, der das Weſen von beiden in ſich aufnahm und vereinigte, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod, ein Vermittler zwiſchen Tod und Leben.

Des Engels Lächeln ward zur Morgenröthe, und freudig erwachte Menſchen erzählten ſich ihr erſtes Traumgeſicht.

Helion ließ die Geſellſchaft nicht zu Worte kommen, ſondern erbat ſich ſogleich die Erlaubniß, die etwa erregten Schauer durch ein Bild ſanfter Freudigkeit begütigen zu dürfen. Und er las:

Der Blumenkrieg.

Roſen und Lilien, bewundert und geliebt von aller Welt, waren einander einſt abhold, und lebten eben deßhalb in Zwiſt, weil die Einen und die Andern denſelben Vorzug haben wollten, den zu behaupten ſie ſtritten und beſtritten wurden; die Roſen, ſtolz auf ihrer Schönheit Prangen und der Liebe Gluth; die Lilien auf der Unſchuld Verklärung und den Zauberreitz der reinſten Anmuth. Es kam zur Fehde. Mit Dornen bewaffneten ſich die Roſen, mit Schwertblättern die Lilien. Nachdem beide in langem Streite zugleich Sieger und Beſiegte waren, trat Flora verſöhnend zwiſchen ſie, indem ſie ihnen zeigte, wie ſehr ihre Schönheit durch ihre Vereinigung erhöht würde, daß

sie von der Natur dazu bestimmt seyen, und getrennt eben so wenig wirkten als Schönheit ohne Anmuth. Bewegt von den Worten ihrer holden Schutzgöttinn, schloßen die entzückten Blumen Frieden. Um die schöne Feier der süßen Verschmelzung aller Welt durch ein sichtbares Zeichen zu verkünden, ward beschlossen, den Abglanz derselben auf der weiblichen Wange zu verewigen, auf welcher nun Rosen und Lilien, gleich siegreich, prangen.

Hätte die erste Paramythie weniger gefallen, so konnte die zweite ihre volle Wirkung auf die Zuhörerinnen um so weniger verfehlen, als wirklich jede von ihnen ein Prachtexemplar von jenem Blumen-Friedensschluße auf ihren Wangen trug. Schade nur, daß Käthe nicht dabei war! Die hätte Alles auf sich allein bezogen und wäre über den interessanten Menschen vor Entzücken ganz rabiat geworden. Das war sie aber leider, zu Lichtheims großem Verdruße, ohnedieß schon, indem sie ihre Deklamazionswuth ausströmen ließ, bis ihr der Athem fehlte.

Dem besonnenen Lichtheim, der über ihre Genesung vom romantischen Fieber schon so froh war, kam sie vor, wie jene verwunschene

Prinzessinn die früher eine Katze war, und nach ihrer Verwandlung von der abgelegten Katzennatur doch noch so viel beibehielt, daß sie eines Morgens pfeilschnell aus den Armen ihres Gemahls sprang, um ein in der Ferne sichtbar werdendes Mäuschen zu erhaschen.

Wären die Ehe-Präliminarien nicht schon eine so allgemein bekannte Sache gewesen, so möchte ich nicht dafür gut stehen, ob Lichtheim das Fräulein nicht etwa für incurabel erklärt und seinen Kopf aus der Schlinge gezogen hätte, den er jetzt, weil es schon so weit gekommen war, in Gottes Namen darin stecken ließ, von der Zeit das Beste hoffend.

Käthe befand sich von der Anstrengung so übel, daß sie vor dem Aufbruche der Gesellschaft zu Bette gehen mußte, und deshalb noch ein sehr romantisches Ereigniß versäumte.

Helion war nämlich über die gute Aufnahme seiner zwei kleinen Dichtungen sehr vergnügt, und wurde darüber, wie gewöhnlich, etwas exaltirt. Diejenigen Gäste, die in dem andern Flügel des Gebäudes wohnten, gingen nach geendigtem Souper sehr munter und gesprächig die Treppe hinab. Helion führte die reitzende Viktorine, auf deren Wangen die eine Hälfte der friedenschließenden Partheien, nämlich die Rosen, mit Beeinträchtigung der Li-

lien, zu sehr vorherrschten. Helion, so wortarm er gewöhnlich war, ließ, einmahl aufgeregt, einen Strom von Witz und Bildern springen, und jetzt zugleich über die betäubte Viktorine einen solchen Blüthenregen bezaubernder Schmeicheleien fallen, daß nur ihre ausdrucksvollen Augen hinreichen konnten, auf Alles hinreichende Antworten zu ertheilen.

Unten an der Treppe stand der vorausgehende Bediente mit einer Fackel, die er als Wegweiserinn für die Nachfolgenden hoch emporhielt. Da bat Helion die Gesellschaft plötzlich stille zu stehen. Es geschah. Die auf den obern Stufen immer höher übereinander stehenden weiblichen und männlichen Gestalten bildeten in ihrer Unbeweglichkeit eine schöne Gruppe. Der Bediente, voll Verwunderung über das unerwartete Ereigniß dieses augenblicklichen Stillstehens und Verstummens, wandte sich mit verblüfftem Gesicht zurück, und seine Fackel warf ihr Licht so gut umher, daß Alle wie ein Gemählde voll Figuren in magischer Beleuchtung dastanden.

Nun begann Helion eine Rede an den staunenden Bedienten, der, als das einzige dumme Gesicht der Gesellschaft, in der verklärenden Fackelhelle noch dümmer erschien und den herrlichsten Kontrast darstellte:

»Wunderbare Geſtalt! Du, mit der weißen Fackel aus dem Geiſterreich, — Unbegreiflicher! wer biſt du? Entſtiegſt du dem Himmel oder der Hölle? biſt du ein guter oder ein böſer Geiſt? Ich vermag es nicht, dein Weſen zu erkennen, denn mit jeder Minute änderſt du, grauenhafter Proteus, deine wechſelnde Geſtalt. Andeuten willſt du, ſtummer Lichtmime, die Flüchtigkeit aller Erſcheinungen des Lebens; andeuten willſt du, daß die Fackel die wichtigſten Momente unſers Daſeyns beleuchtet. Und darum zeigſt du dich mir in dieſem Augenblick als Eros, den Gott der Götter und der Menſchen Herrſcher; ewige Nacht würde die öde, freudenloſe Erde umhüllen, ſtrahlte nicht das Licht der Fackel der Liebe in die Welt und in die Seele hinein. Aber nun biſt du plötzlich Hymen geworden, Amors und der Menſchen Freund, der Himmliſche, der die Herzen verbindet, die ſich fanden, und den Bund der Treue weiht für die Ewigkeit? Über zwei Seelen, die ein Weſen verſchmolzen, ſchwingt er die Fackel des ungetheilten Glücks. Und ſieh! ſchon haſt du dich, feuriger Salamander, vervielfacht. Wie ein Funke plötzlich in tauſend Flammen auflodert, ſo flimmerſt und flackerſt du jetzt als ein ganzer Fackeltanz umher, wie ein Freudenchor, der

die Neuvermählten in den Tempel der Häuslichkeit geleitet, zugleich aber auch ein Bild des Lebensreigens, wo in der Halle des flüchtigen Menschengeschlechts Einer dem Andern die Fackel reicht und der Fassende sie sogleich wieder weiter geben muß dem, der sie eben so wenig behalten darf. Und so ist die Fackel der Mensch selbst, der hienieden keine bleibende Stätte hat, ewig fortgetrieben, dennoch ewig fortlodert. Und so ist die Fackel auch das Glück, das rastlos gleitet, stets gehascht, nie verlischt, zu Jedem kommt, aber bei Keinem bleibt, und den Begünstigten selbst nur mit fliegendem Schimmer küßt. — Aber wie ernst wirst du nun, o Fackelreigen! Unbeweglich stehst du in des unterirdischen Gewölbes düstrem Nachtgraun, und aus trübem Qualm züngelt die rothe Flamme empor! Dumpfes Schweigen herrscht! Stört nicht der Mysterien heilige Feier! Bebt und betet! — Doch — wehe mir! welches gräßliche Geheul! welches sinneverwirrende Schlangengezische! Hu! Schauderhaftes Schwefellicht erfüllt die Höhle, und übertüncht gelb und blau die erbleichten Gesichter der Furchterstarrten. Sie sind's! sie dringen ein mit der schlangenumwundenen Höllenfackel, die unerbittlichen, entsetzlichen Rächerinnen des Frevels, der Erynnien

ſchauderhafte Rieſengeſtalten! Fort! fort! — — Sie ſind verſchwunden! Ruhe dämmert auf der duftigen Abendflur; die weſtlichen Roſen verglimmen. Trauernde Geſtalt mit lilienweißem Antlitz und zur Erde geneigter Stirne! Was ſinneſt du, ſo wehmuthsvoll an die Cypreſſe gelehnt? Mildlächelnder Genius mit der geſenkten Fackel, — ich kenne dich, und bebe dir nicht, denn in dem Augenblick, da du mir ſchweigend aufwärts deuteſt, treten aus dem dunkeln Nachthimmel Millionen freundlicher Sterne winkend hervor. Du biſt mir nahe verwandt, ſtiller Freund! Oft glaube ich ſogar du ſelbſt zu ſeyn und ſteh' mit dir auf vertrautem Fuß, und rufe dich, damit du den Leuten, die ich für meine Trauerſpiele und Romane geboren habe, wieder den Garaus machſt. Und ſo höre denn, geehrtes Treppen-Auditorium, von mir noch zu guter Letzte eine

Rede des Todes

bei ſeinem Eintritt ins Leben!

So ſpricht der Gewaltige:

»Ich, der Tod, den ihr Narren ſo ungeſchickt fürchtet, bin nichts weniger als fürchterlich. Daß ich nichts Schlechtes, ſondern wirklich etwas Gutes bin, zeigt ſich hinlänglich

schon daraus, daß Gott selbst mich zu euch sendet, Er, der euch und für euch Alles Gute geschaffen hat.

Lauft also nicht vor mir, denn es würde euch doch nichts nützen, weil ich euch auf jeden Fall einhole. Bleibt vielmehr ruhig! hört mir zu, und laßt euch bewillkommen!

Also — Gott zum Gruß! denn ich habe den Auftrag, euch, wenn's Zeit ist, am Ende eurer Pilgerschaft wieder zu ihm in eure ursprüngliche Heimath zurückzuführen.

Mein Kreditiv brauch' ich euch nicht zu übergeben, weil es in euch selbst liegt. Was meine Insignien als Großbothschafter der Ewigkeit betrifft, so seht ihr hier das Stundenglas, das euch an den vernünftigen Gebrauch der Lebenszeit, die Hippe, die euch an den Unbestand und die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, und die Fackel, deren Flamme, obschon jene gesenkt ist, dennoch aufwärts lodert, um euch dahin zu deuten, wohin ihr eigentlich gehört.«

»Nach dem, was ich bereits gesagt habe, sollt ihr eine wahre Freude haben, mich bei euch zu sehen; aber — point du tout! Ihr betragt euch vielmehr recht impertinent gegen mich, schaut mich mit finstern Gesichtern an oder zeigt mir gar den Rücken. Manchmahl

ſchwäzt ihr freilich ſchöne Worte über mich, — das iſt aber nur Strohfeuer! Wie ich höre, ſoll ein deutſcher Schriftſteller über mich gar ein lobpreiſendes Werk haben drucken laſſen *). Ich weiß wohl, die Kriegsleute ſchreien: »Wir wollen auf dem Feld der Ehre ſterben!« — Kommt's aber dazu, ſo iſt Jeder gar froh, wenn ihm die Ehre nicht zu Theil wird. Warum ſonſt verlegte ſich manches Heer auf's Laufen und mancher Feldherr auf den Rückzug? Die Verliebten ſind gar des Teufels. Finden ſie nicht gleich Gegenliebe, ſo wollen ſie ſich ſelbſt umbringen, und werden ſie geliebt, ſo bilden ſie ſich ein, der Tod — Herz an Herzen, Mund an Mund — wäre Seligkeit. Zum Glück aber laſſen ſie das Eine, wenn's zum Ernſt kommt, wieder bleiben, und aus dem Andern wird von ſelbſt nichts; denn mir ins Geſicht zu ſchauen getrauen ſich nur die Wenigſten, weil die Meiſten ein ſchlechtes Gewiſſen haben.«

»Die Sucht zu leben iſt wohl gränzenlos; die Mittel aber, die ihr zur Erreichung wählt, ſind größtentheils ganz verkehrte, denn ihr haltet euch nicht an die Natur ſondern an die

*) Vermuthlich meint der Tod hier das Werk über den Tod fürs Vaterland von Thomas Abbt.

Unnatur, thut gerade das Gegentheil von Allem, was ihr thun ſolltet, ſchwächt und verſteinert, hezt und jagt euch zu Krüppeln — id est zu Tode. Dann ſchimpft ihr über mich, und zwar ſehr mit Unrecht. Ich nehm' euch von der Erde weg, wenn ihr alt genug ſeyd; da könntet ihr denn, was mich betrifft, ziemlich lange leben. Unendlich viele von euch ſind aber ſo dumm, daß ſie meine Ankunft gar nicht abwarten, ſondern ſich das Leben nehmen, eh' ich es zu holen komme. Ja, meine lieben Leute, ihr ſeyd Narren; ihr tödtet euch ſelbſt vor der Zeit durch raſende Leidenſchaften, wildes Ausſchweifen, phyſiſche und moraliſche Gifte. Sterbt ihr dann, ſo heißt's, ich hätte euch umgebracht. Nebſtbei wird auch Alles, was Krieg und Seuche wegraffen, auf meine Rechnung geſetzt. Was gehn die beiden Schelme mich an? Ich habe den Auftrag von Gott, euch von der Erde nur dann abzupflücken, wenn ihr reif genug ſeyd, und dieſen Befehl vollziehe ich pünktlich. Wenn ihr mir aber ſelbſt nachlauft, dafür kann ich nichts. Käm's auf mich an, und ihr pfuſchtet mir nichts ins Handwerk, ſo ſtürbet ihr alle wunderſanft an der Entkräftung und ſchlieft ins beſſere Leben hinüber wie ein Muſikſtück, das aus einer Tonart in die andere übergeht. Ihr werdet dar-

aus ſehen, daß ich auf alle eure Krankheiten gar nicht anſtehe, und mein Amt ohne ihre Beihülfe verwalten kann, obſchon ſie die Keckheit haben, ſich für meine Gehülfinnen auszugeben.«

»Liebe Menſchlein! Ihr möchtet wohl Alle gern lange leben. Aber — langes oder kurzes Leben — was heißt das? gar nichts! Es iſt nur eine leere Redensart. Das kürzeſte Leben iſt lang, ſobald ihr es gut und vernünftig führt; lebt ihr aber ſchlecht und dumm, ſo iſt auch das längſte Leben kurz. Glaubt mir, ein ſchönes Leben iſt beſſer als ein langes, und es gibt Stunden in eurem Leben, deren eine oft mehr werth iſt als ein ganzes Lebensalter.«

»Nehmt's alſo mir und meinem Herrn nicht übel, daß er euch von mir wieder abholen läßt wie von einem Hofmeiſter, der die Kinder aus der Geſellſchaft nach Hauſe führt! Denkt nur, bei der Menge Menſchenkinder, die fort und fort nachgeboren werden, — wo fändet ihr genug Raum? Ihr müßt einander Platz machen, um euch nicht zu erdrücken.«

»Lamentirt mir alſo künftighin nicht, und vor Allem — hört auf, mich zu verläumden, ſonſt kränk' ich mich ſelbſt zu Tode, und dann kann Tod ſeyn wer will! Nun, meine Herren und Damen, Gott befohlen!

Lebt wohl, das heißt, lebt lustig, aber geſcheidt!!« —

Nach dieſen Worten erſcholl allgemeiner Applaus, nur der Bediente ſchüttelte den Kopf. Helion führte Viktorinen mit grandiöſer Haltung über die Treppe; die übrigen Gäſte folgten ſcherzend und lachend, ſchauten den vielgeſtaltigen Bedienten neugierig an, machten viele Auslegungen über ſein noch ganz verblüfftes Geſicht, und träumten die ganze Nacht von dem ehrlichen Tod und den wechſelnden Fackelgeſtalten. Zum Schluſſe will ich nur noch bemerken, daß es mir ſcheint, als ſey die zuerſt viſionirte Fackelgeſtalt — der Eros, — Viktorinen und dem Dichter etwas zu nahe gekommen.

Vierzehntes

Schild.

Die goldene Treßbordt.

Vier verschiedene Gesichter. Das grüne Friedens-Asyl. Phitemen und Banzis im Wirthshause. Landschaftsgemählde. Die Herren mit Treßbordten. Zärtlicher Faustkampf der Berühmtheit.

So lustig der Deklamazions-Abend endete, so fröhlich auch Helion auf eine ganz eigene Weise selbst deklamirte, und so seelenvergnügt auch die Gesellschaft ihm zuhörte, — Viktorine insbesondere: so sah man doch am folgenden Morgen unter den übrigen sehr lustigen Gästen vier Wesen, in deren Gesichtern ein gewisses — beinahe an Schwermuth gränzendes Nachsinnen zu lesen war. Diese vier Wesen waren keine andern als Viktorine und Helion, Käthe und Lichtheim. Die beiden erstern glichen in ihrer

ſtillen Trauer einem milden grauen Herbſttag; die zwei Letztern konnte man einem heißen Juliusabend vergleichen; der Himmel hat ſich getrübt, über den Bergen lauert ein Gewitter, und es ſcheint faſt, als hörte man in weiter Entfernung einen ſehr leiſen dumpfen Donner rollen. Käthe, die keine Überſpannung ertragen konnte und doch ſo gerne ſich exaltirte, befand ſich nicht wohl, ſah nun die Thorheit ihrer Deklamazionswuth ein, und ihr achtloſes Betragen gegen Lichtheim, vermocht' es aber nicht, ihm ein freundliches Wort zu ſagen. Lichtheim zürnte um ſo mehr, als er ſeinen Unmuth in ſich zurückdrängte. Jeder Groll aber, der nicht zur Sprache kommt, krallt ſich wie ein Geyer in die Bruſt feſt, und unterſcheidet ſich von dem Geyer des weiland Prometheus nur dadurch, daß er noch ärger iſt, indem er nicht, wie dieſer, an der Leber, ſondern am Herzen zehrt.

Beſſer ſtand's um die ſchöne Trauer, von welcher ſich die zwei Phantaſirenden: Viktorine und Helion, befangen fühlten. Sie träumten den Morgentraum der Liebe, der, gleich dem Geſang der Nachtigall, Entzücken und Schmerz vereinigt.

Helion hatte es bei ſeinem Traume beſſer als die arme Viktorine, denn er konnte ſich

nach Herzenslust in die grüne Einsamkeit und in sich selbst versenken und ungestört fortträmmen, während Viktorine, umlagert vom vielredenden und viellachenden Schwarm der Gesellschaft, immerzu beschäftigt war, ihre Geistesabwesenheit zu bemänteln, und anders zu scheinen als sie war.

Wir verlassen indeß die — bisher noch von keinem Übermüthigen angerufene Nachtwandlerinn, um dem Helion zu folgen, der mit verschränkten Armen über den großen grasbewachsenen Platz des nahen Dorfes wandelt, auf dessen Mitte ein klarer, von hohen Schilf umflüsterter Weiher der Sonne, dem Mond, den Sternen, und den hübschen Dorfmädchen zum Spiegel diente. Hier wohnte in einem sehr niedlichen Hause der Richter des Dorfes, zugleich Gastwirth. An den rosenfarbenen Wänden des Hauses rankten sich hohe Weinreben hinauf, von denen alle kleinen Fenster-Quadrate entweder umrändert oder ganz überwebt waren. Der Geist des Friedens schien hier seine Behausung zu haben. Nur die Honoratzionen des Dorfes, die herrschaftlichen Oberbeamten, der Postmeister, der Schullehrer, der Müllner u. dgl. sprachen hier ein; auch Durchreisende verweilten gerne ein Stündchen.

Der Wirth und sein Weib waren echte

Ebenbilder von weiland Philemon und Banzis, redlich, himmelrein, fromm und gut, und vom ersten Augenblick der erklärten Liebe bis zum letzten Augenblick ihres Lebens sich mit heiliger Treue ergeben. Helion nannte sie auch gar nicht anders als Philemon und Banzis, und die beiden Alten Leute ließen es freundlich lächelnd geschehen, nachdem er ihnen die rührende Geschichte einmahl herzlich und einfach erzählt hatte.

Helion verlebte mit diesen guten Menschen schon drei Sommer. Sie behaupteten, er habe mit ihrem verstorbenen Sohn, ihrem einzigen Kinde, in Gestalt und Manieren so viel Ähnlichkeit, daß sie dem Verschwundenen in ihm manchmahl zu sehen und zu hören glaubten. Sie liebten ihn daher so zärtlich, als ob er jener Sohn wirklich wäre, und gingen sogar mit dem Gedanken um, ihn an Kindes-Statt anzunehmen. Im vorigen Sommer pflegten sie den Erkrankten mit der treuesten Sorgfalt; dafür hing aber auch Helion mit ganzer Seele an ihnen, und sein redliches Herz glühte von kindlicher Liebe und Dankbarkeit. Sie thaten ihm Alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnten, und lasen mit dem Scharfsinne der zärtlichsten Liebe die geheimsten Wünsche aus seinem reinen Herzen heraus; Helion dagegen

gefiel sich, ihnen die vollste Ehrfurcht zu bezeigen, und sich ihnen ganz hinzugeben.

Auch den gegenwartigen Sommer wünschte Helion bei seinen Pflegeältern zuzubringen; ließ sich aber, da ihm Alles Verweigern so schwer fiel, von der zudringlichen Höflichkeit der bittersüßlichen Ehekonsorten so betäuben, daß er nachgab, und auf einige Zeit zu den Eternen hinaufzog.

Hier tröstete ihn die Hoffnung, aus seiner schönen Gefangenschaft bald wieder befreit zu werden. Es verging aber kein Tag, an dem er nicht dem Getümmel des übervollen Hauses entfloh und sich in die Abgeschiedenheit zurückzog, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Das für ihn zugerichtete Zimmer blieb immerzu ohne die geringste Veränderung, jeden Augenblick zur freundlichen Aufnahme geneigt. Es war wirklich ein Heiligthum der Ruhe. Das Blättergesäusel einer uralten Linde, die ihr windbewegtes Schattenspiel vor dem Fenster machte, und das leise Gemurmel des Baches, dem Helion einen großen Stein untergelegt hatte, mit dem die Wellen unaufhörlich zu schwätzen und zu tändeln hatten, — sie waren, nebst dem Gesang zutraulicher Waldvögel, die einzigen Lautenisten, die man in der tiefen

Stille vernahm. Vom Bachufer und von der Linde aus ſchwelgte das Auge über ein grünes Meer von Wieſen und Weinbergen, das die luxurioſe Natur in einer Fluthenfülle von den hellſten bis zu den dunkelſten Abſtufungen verſchwenderiſch hingoß, aus dem ſich Helion, ſeine Blicke die längſte Zeit eintauchend, oft ſo voll ſaugte, bis er einen Farbenrauſch hatte. Zur linken Seite der grünenden Unendlichkeit erhob ſich die Kirche von uralter Bauart mit einer maſſiven Ringmauer von bemoostem grauen Geſtein umgeben; dicht daran ſtanden die Trümmer eines Templergebäudes mit wohlerhaltenen Hauptmauern. Auch mehrere Gemächer befanden ſich im beſten Zuſtande; nur die offenen Pforten und Fenſter deuteten auf Herrnloſigkeit und Mangel an Bewohnern. Die fehlenden Zimmerdecken ſuchte der Himmel ſelbſt zu erſetzen, ſo gut es ſeyn konnte, bald ätherblau, bald wolkengrau. In den weiten Hallen hielten die Winde ihre ritterlichen Übungen und Turniere, indeß goldne Sonnenblumen gleich eilen Damen koſend aus den Fenſtern nickten. Als ein memento mori aller Weltherrlichkeit trauerte hinter ihnen die dornige Diſtel, an deren rothem Barte noch Spuren vom viel vergoſſenen Blute der Martyrer zu kleben ſchienen.

In dieſem Friedensaſyl hatte der dichtende

Helion viele der glücklichsten Stunden seines Lebens verträumt; in seiner jetzigen Gemüthsstimmung führte ihn die Liebe her, deren Geist über seine Seele phantasirend hinsäuselte, wie der Wind über die Aolsharfe. Nachdem er einige Stunden unter Bildern des Entzückens und der Wehmuth herumgeschwärmt hatte, fühlte er sich gedrungen, die Uebermacht beider durch freundliche Mittheilung zu mildern und sich zu seinen Phantasien gleich einem Virtuosen von andern Instrumenten um so mehr accompagniren zu lassen, als zu lange anhaltender Genuß der Einsamkeit, sein reizbares Wesen zu sehr aufregend, ihn gewöhnlich in einen fieberhaften Zustand versetzte.

So trat er in die Gaststube, um seinen Philemon und die holdselige Bauzis aufzusuchen. Er fand aber hier zwei Herren, die Wein trinkend am großen Tische in der Mitte des Zimmers saßen. Dieß war der Ehrenplatz für vornehme Gäste. Die einfache aber feine Kleidung, die schönen Kappen mit breiten Treßborden, welche die Fremden trugen, verkündeten Wohlhabenheit; ihr Gespräch, das sie ganz laut führten, bewies Geist und Bildung.

Helion in seiner jetzigen Stimmung nicht geneigt, mit Fremden zu konversiren, setzte sich in einiger Entfernung ans Fenster, und sprach

mit dem Alten. Als dieser ihn einige Mahle mit Namen nannte, riefen die Fremden den Wirth zu sich, und erkundigten sich, ob dieser Helion der Dichter sey, von dem sie schon so viel Schönes gelesen und so viel Rühmliches gehört hätten. Da der Alte, über das Lob seines Lieblings erfreut, Alles bejahte, standen die beiden Fremden auf, traten zu Helion, und ersuchten sehr artig, ihnen seine Gesellschaft zu gönnen. Helion war zwar sonst gegen Jeden, den er nicht genau und lange kannte, etwas scheu, ja sogar spröde, und zurückstoßend; das äußerst gefällige offene Wesen der zwei jungen Russen zog ihn aber bald so mächtig an, daß er ihrer Einladung nicht widerstehen konnte und sich an ihren Tisch setzte. Iwan und Feder wetteiferten nun in Lobeserhebungen. Helion blieb anfangs dabei ziemlich kalt und wortkarg, glaubte fast, sie wollten ihn zum Besten haben, und suchte schon Ausflüchte, sich wieder zu entfernen. Iwan und Feder zeigten aber eine so herzliche Freude über ihn, sagten ihm so viel Schönes, trugen endlich sogar ein kurzes Gedicht von ihm sehr richtig vor, und wurden so warm, daß Helion davon ergriffen, Beide mit Innigkeit umarmte. Jetzt war der Teufel los: die zwei gutherzigen, aber sehr kräftigen Russen drückten ihn so heftig

an sich, daß dem armen Helion, dessen Natur eben nicht die stärkste war, etwas unwohl wurde. Iwan befahl dem Wirthe sogleich den besten Wein aufzusetzen Beide tranken auf Helions Wohl, ließen ihn, dann seine Schauspiele, endlich alle seine Poesien leben. Zuletzt wurde der alte Österreicher auch zum Lebehoch seines eigenen Landes verwendet. Nun stieg Helions Begeisterung mit der seiner Gesellschafter in gleichem Grade, und zwar ziemlich schnell zu einer beträchtlichen Höhe. Er sprach in rhytmischer Prosa das Lob Rußlands, seines Monarchen, der schönen Eigenschaften der Russen überhaupt, und erhob insbesondere ihre bedeutenden Fortschritte in der geistigen Ausbildung. Dieß war auch nicht in den Wind gesagt. Iwan und Feder sogen Helions Worte noch gieriger ein, als den alten Österreicher. Der Enthusiasmus wurde stets ärger; man ließ Regenten, Schriftsteller, Künstler, ganze Völker, endlich die ganze Welt leben. Auf Helions Lippen schwebte sogar schon Viktorinens Name; er besann sich aber noch zu rechter Zeit, drängte ihn ins Herz, aus dem er herauf gekommen war, zurück, und ließ, mit einer poetischen Figur: totum pro parte, — Alle Schönen leben. Einstimmiges Zujauchzen erfolgte. Man umarmte, man küßte sich; alles schwamm in

ſeliger Harmonie; Bruder! ſcholl's von allen Lippen; Jubel und Freude war gränzenlos.

Endlich aber, wie denn nichts auf Erden beſteht und die Extreme ſich gar oft berühren, nahm auch dieſe Szene des Entzückens plötzlich eine Wendung, die weder ich ſelbſt noch die Leſer vermuthen konnten.

Iwan, der exaltirteſte von Allen, ergriff Helions Haupt, rief: »Schöner, herrlicher Kopf!« Und gleich darauf: »Von dieſem Kopf muß ich eine Locke haben, als Angedenken dieſer mir unvergeßlichen Stunde; eine der blonden Locken!« —

Fedor ſtimmte freudig bei. »Eine blonde Locke, eine blonde Locke!« riefen Beide zugleich. Helion, theils aus Beſorgniß, das Begehren ſey nur Spaß, theils weil es für den Ernſt übertrieben ſchien, theils auch aus Beſcheidenheit, weigerte ſich, dem Verlangen zu willfahren. Die jungen Ruſſen verſicherten aber, daß ſie nicht ablaſſen und ſelbſt Gewalt brauchen würden, wenns ſeyn müßte. Über das Wort Gewalt gerieth Helion, vom Weine erhitzt, in Zorn, in dem er ſo heftig aufloderte, daß er, nach poetiſcher Sitte, ſogleich mit einem Schwur herausfuhr und betheuerte: »keine Macht der Erde ſoll vermögend ſeyn, ihm eine Locke, ja nur ein Haar von ſeinem Haupte zu

rauben; er werde ſich gegen ein Heer vertheidigen, und die nordiſche Bärnkraft müſſe vor der ſüdlichen Gluth zerſchmelzen.« — Dieſe haſtige Äußerung beleidigte Iwans und Feders Nazionalſtolz empfindlich; vom Wein eben ſo erhitzt als Helion, thaten ſie auf der Stelle den Gegenſchwur: Das Zimmer nicht ohne blonde Locke zu verlaſſen!« — Iwan, noch heftiger als Feder, rief ſogleich nach einer Scheer, und als dieſe auf Heliond Gegenbefehl nicht gebracht wurde, ſprang er auf, und kam in wenig Augenblicken mit einer großen Schneiderſcheere zurück. Feder hatte indeß die Thür bewacht, und verwehrte dem fluchenden Helion den Ausgang, ohne auf die Bitten des Wirthes und das Angſtgeſchrei der herbeieilenden Bauzis zu achten. Der Anblick jenes koloſſalen Inſtruments, und der Gedanke, auf ſo ſchmähliche Weiſe eine Locke zu verlieren, entflammte Heliens Zorn zur Wuth. Die Wuth und der Wein erhöhten ſeine Kräfte, und ſo ſtellte er ſich wie ein Athlete zum Kampf. Feder ſtrebte ihn feſtzuhalten und rang mit ihm, während Iwan mit der geöffneten Scheere wie mit einem Mauerbrecher auf ihn zuging. Drohungen, Schmähworte, Stöße von allen Seiten; Weinflaſchen und Gläſer ſtürzten wehklagend vom erſchüttertem Tiſche, und — die kaum

noch waltende Harmonie ward zu schrecklicher Dissonanz, der Schauplatz der Freude zum Schlachtfeld.

Jetzt, ihr Musen, schützet euren Priester, sonst ists um ihn geschehen! Schon drückt Iwan, im Gesicht eine Mischung von Grimm und Lachen, den armen Helion links hinüber, daß der gekrümmte Poet einem riesenhaften Komma gleicht. Schon hält Fedor auf dem bodenwärts gesenkten Haupt die räuberische Hand, und in der Hand die noch angewachsene, aber zum Abmähen und zum Andenken bestimmte blonde Locke; da ergreift Helion selbst die Haarsense, hält sich daran fest, gibt sich einen elastischen Schwung, wodurch Iwan das Gleichgewicht verliert, mächtig zu Boden stürzt wie eine Universalmonarchie, und, gleich einem in demselben Augenblicke sich selbst tödtenden feindlichen Brüderpaar, seinen Reisegefährten Fedor mit dem Umschwung der überschlagenden Füße so gewaltig niederstreckt, daß beide Lockenräuber sinnlos übereinander liegen. Helion benützt die köstliche Zeit weise, und geht majestätisch mit unversehrtem Haupte, an dem kein Haar gekrümmt ist, zur Thüre hinaus. In demselben Augenblick tritt die ergraute Wanzis mit vier robusten jungen Bauern ein, die sogleich eine Linie formiren und Helions Rückzug decken.

Dieſer, als er im Freien war, dankte dem Himmel für ſeine ganzen Glieder, für ſein unverletztes Haupt und für die unbeſchnittenen Locken, die er, wenn ſie ſchon zu Monumenten dienen ſollten, lieber zu Namensanfangs-Buchſtaben, Ringen und Schnüren für weibliche Halſe und Finger hergeben wollte; insbeſondere aber ſchützte er jetzt ſeinen lichtblonden Kopf inſtinktmäßig für Viktorinen, die ihn gelobt hatte, und glaubte wenigſtens nicht ſchlechter zu ſeyn, als ein weißes Seidenſchaaf, dem man, wenn im Mai oder September die Wolle auch vom ganzen Leibe weggenommen wird, doch den Kopf unbeſchoren läßt.

Indeß Helion, aufgebracht und geſchmeichelt zugleich, ſeine Dachterraſſe im bitterſüßlichen Sommer-Palais erſtieg, wo ſein Kopf ſicher war, aber nicht ſein Herz, erhoben ſich Iwan und Feder mit halbem Leibe vom Boden, ſahen ſich lange ſtarr ins Geſicht, und lachten endlich laut auf. Der Wirth und die Bauern, die dieſe kontraſtirende Geſtikulatur für eine der fremden Nazion eigene Weiſe ausbrechender Wuth hielten, thaten insgeſammt einige kühne Seitenſprünge. Aber weit entfernt von allen menſchenverderblichen Anſchlägen, gingen unſere Reiſenden auf den Wirth, der an der Spitze

der — in einer Ecke des Zimmers zusammengedrängten Mannschaft muthigzitternd stand, les, reichten ihm mit größter Gutmüthigkeit die Hände, und sagten: »Nichts für ungut, lieber Herr! Es war nur Spaß, und euer Wein ist köstlich. Was beträgt die Zeche?« —

Philemon wollte, eh' er die Rechnung machte, eine lange Lobrede auf seinen Liebling Helion halten; so sehr ihm aber das am Herzen lag, so ließen ihn die beiden Russen doch nicht zu Worte kommen, indem sie selbst von dem blonden Dichter so rühmlich sprachen, daß dem guten Alten nichts übrig blieb zu sagen, als: »Gnädige Herren! Sie reden mir ganz aus der Seele!« —

Die lebhaften Jünglinge küßten ihn herzlich, und zwangen ihn, ein Goldstück über den verlangten zu billigen Zechbetrag anzunehmen. Der Wirth behielt es nach langem Weigern, als aber die Herren zur Thüre hinausgingen, stand er vor dem Reisewagen und hielt ihnen sein großes hochzeitliches Kelchglas, aus dem er alle Jahre nur Ein Mahl trank — zum Angedenken des Hochzeittages, — hoch empor; jeder mußte den lustigen Geist des goldenen Greises in einem Zuge leeren, und siehe, daß der alte Österreicher dem Rheinwein nichts nachgebe. So stiegen sie in den Wagen, und

riefen noch tauſend Grüße an Helion heraus. Der Poſtillion blies, der Wagen flog, die ſogenannten nordiſchen Gäſte verſchwanden.

Der gute Alte, weichmüthig von Natur, jetzt aber insbeſondere durch die vorgegangene Szene und den Mitgenuß des Weines zweifach gerührt, ſah ihnen mit naſſen Augen nach, und ſagte zu der an ſeine Schulter gelehnten Banzis: »Die Ruſſen ſind doch gute Leute! Ja, ja! Es gibt allerhand Nazionen auf der Welt!« —

Fünfzehntes

Schild.

Apollo.

Bitterſüßliche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. Preisaufgaben und Preiſe — ohne Vertheilung.

Frägſt du mich jetzt, neugieriger Leſer, was denn nun mit Iwan und Feder weiter geſchehen wird, und ob ſie nach jenem ſentimentalen Raufhandel in dieſer Geſchichte nicht mehr erſcheinen, ſo hätte ich die beſte Gelegenheit, dir von ihnen ſo viel vorzulügen, daß dir vor Erſtaunen die Augen ſtille ſtänden; du warteteſt dann ungeduldig auf die Erfüllung all der angekündigten Begebenheiten, und wäreſt am Ende doch — der Betrogene. Da ich dich aber, geliebter Leſer, viel zu hoch achte, um dich zu foppen, und zugleich ein Freund der Wahrheit

bin, ſo ſage ich dir lieber nichts als das einzige, aber ſchwere und ſchwierige Wort: Warte! — Wir nehmen alſo von ihnen Abſchied — vielleicht nur auf kurze Zeit, vielleicht auf immer, wünſchen ihnen Glück auf die Reiſe durch dieſes Leben und zugleich auch in jenes, und eilen wieder in das bitterſüßliche Haus, wo es jetzt recht grandios hergeht; denn Herr und Madame Bitterſüß hatten in einer ſchlafloſen Nacht den großen Gedanken gefaßt, in ihrem Hauſe, das ohnedieß ein Ameiſenhaufen alles Schönen war, eine förmliche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu gründen. Künſtler aller Art, Gelehrte und Rezenſenten waren im Überfluße da; folglich war das herrliche Unternehmen unter ſolchen Umſtänden eine wahre Kleinigkeit, die in Einem Tage gar leicht zu Stande gebracht werden konnte. Sämmtliche Männer wurden zu activen-, alle Frauen und Fräulein zu Ehren-Mitgliedern ernannt; das war binnen einer halben Stunde geſchehen. Die Statuten ſollten, um die Sache nicht aufzuhalten, in der Folge nachgetragen werden, wobei man jedoch übereinkam, daß es höchſt ungenialiſch wäre, ſich von ihnen feſſeln zu laſſen. Die ganze Akademie ſtand daher ſo ſchnell da, als wäre ſie hergeblaſen. Herr Bitterſüß wurde natürlich zum Präſidenten, Madame Bitter-

ſüß zur Präſidentinn ernannt. Helion mußte ſich zum permanenten Akademie-Sekretär erwählen laſſen, und Thußnelda ruhte nicht, bis ſie ihm adjungirt war.

Jetzt gings los. Vor Allem ſchritt man ſogleich zu unzähligen Preisaufgaben und Preis-Ausſetzungen, nach dem aufgeſtellten Grundſatze, Geld regiere die Welt, und wo der Preis einmahl da ſey, könne auch das Preiswürdige nicht fehlen. So wurden denn die Preiſe hier auf dieſelbe Art beſtimmt, wie bei manchen Zeitſchriften und Taſchenbüchern, die gefährlich krank ſind, — nämlich als eine Kur auf Tod und Leben; oder auch auf dieſelbe Art und Weiſe wie auf irgend einem orientaliſchen Gemählde, wo der Doktor, zwiſchen dem Kranken und dem Tode ſtehend, einen ungeheuren Prügel (den Preis) in die Höhe wirft, der dann, herabfallend, entweder den Kranken trifft, der leblos niederfällt, oder den Tod, der zum Beſten des Kranken das Ferſengeld gibt. —

Dem gemäß wurden nun Preiſe geſetzt.

1. Auf die zwei beſten Lehrgedichte über die lange Weile, und über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichſe.
2. Auf das längſte Epigramm.

3. Auf das beſte Heldengedicht in Sonetten, ſo zwar, daß jeder Geſang einen eigenen Sonettenkranz ausmacht.
4. Auf die beſte Idylle aus einer Unſchuldswelt von verjährten Schönen und ausgebrannten Spitzbuben. (Z. B. in einem Zuchthauſe.)
5. Für den beſten Charadenkranz auf die neun Kegel.
6. Auf das beſte Trauerſpiel in Ottave rime mit eingemiſchten abwechſelnden Terzinen und Seſtinen, worin nur Wahnſinnige auftreten, in einer Verſchwörung gegen die Unſinnigen.
7. Auf das beſte Singſpiel ohne Text, worin die muſikaliſchen Inſtrumente zugleich als handelnde Perſonen auftreten; z. B. die Pauke als ein Tyrann, die Trompete als ein Held, die Flöte als erſte Liebhaberinn, der Fagot als gutherziger Murrkopf, die Violine als ein ſchwatzhafter Vielwiſſer, die Viola als ſchlichter redlicher Mann, das Fortepiano als Univerſalgenie, die Oboe als ein arroganter vorlauter junger Herr, die Guitarre als primo amoroso, der Violon als ein alter Schulmeiſter, die Poſaune als unglückliche Gemahlinn, das Horn als Ehegatte, die

türkiſche Trommel als ein Rezenſent, das Glockenſpiel als ein Sonetten- und Charaden-Dichter, die Caſtagnetten als witzige junge Herren und Damen, die Maultrommel als ein Häuchler, die Windharfe als ein Schauſpieler u. ſ. w.

8. Heldenbriefe zweier Feldhaſen.

9. Luft und Duft, ein romantiſches Liederſpiel.

10. Der Krieg der Elephanten und der Mükken, ein komiſches Heldengedicht.

11. Die beſte Erzählung unter dem Titel: Die Erfindung des Schlafes.

12. Huffchläge des Pegaſus. Eine Sammlung ſatyriſcher Gedichte vom ſchwerſten Kaliber.

Die zweite Preisvertheilung war für wiſſenſchaftliche Werke beſtimmt, und zwar:

1. Äſthetik der Kochkunſt, nebſt einem Anhang über Küchenmuſik.

2. Über die Lage und Bauart der Luftſchlöſſer.

3. Anatomiſch-plaſtiſche Vorleſungen über die Schenkel der erſten Helden und Liebhaber im Trauerſpiel.

4. Schauſpielkunſt und Muſik aus dem Geſichtspunkte des Chemikers betrachtet, nebſt einer Abhandlung über die Betrunkenheit.

5. Der Menſch, ein Buch für Menſchen und ſolche, die es werden wollen.
6. Uber die Krankheiten der Müken.
7. Symbolik des Geſammtweſens des geſchichtlichen Alleinſeyns und Nichtalleinſeyns, nach dem Maßſtabe des pſychiſch-politiſchen Beiſammenſeyns.
8. Die Epidemie der Schreibſucht, hiſtoriſch, pſychologiſch und mineralogiſch betrachtet.
9. Anleitung zur Erfindung ſehr anziehender neuer Büchertitel.
10. Uber die Kultur der Wanzen und ihre Veredlung.
11. Dramaturgiſche Vorleſungen über Mord- und Spektakelſtücke, herausgegeben von einem Ritter-Schauſpiel-Pferde, nebſt einem Anhang über die Gaſtrollen der Hunde, und einer kleinen Singſchule für Fiſche.
12. Uber die Polarität des Weltenräthſels; eine myſtiſche Anſchauung des Unbegreiflichen.
13. Die Kunſt viel zu eſſen und nichts zu leſen.
14. Unterricht für Setzer und Drucker, die bleiernen Buchſtaben ſo zuſammen zu ſtellen, daß ſie ganze Werke formiren und die Schriftſteller ganz entbehrlich machen, zum Beſten der Nachdrucker, die ſodann den Nachdruck ganz aufgeben können und nicht einmahl für das zum Nachdruck nö-

thige Original-Exemplar Geld abzugeben brauchen; nebst einer beigefügten Vertheidigung der Druckfehler und vieler Beispiele, wie oft die Druckfehler einem Werk mehr Salz geben als die Autoren.

15. Statistische Tabellen über die Staaten des Zaunkönigs.

16. Ansichten über die Nachtseite der Weisheit, nebst einer Anleitung zur Unwissenheit.

17. Winke über die Verschiedenheit des Außerordentlichen in dem Gemeinen und Alltäglichem.

18. Der Tanzmeister für Podagristen.

Dritte Preis-Auffetzung auf folgende humoristische Aufsätze:

Rede, wodurch ein Fuchs die Hühner überzeugt, daß er ihr wahrer Freund und Beschützer sey.

Über böse Weiber und Vulkane. Eine Paralelle.

Versuch über die Möglichkeit, zwei Eheleute in einander verliebt zu machen.

Wäre es der Veredlung der Menschheit vortheilhaft, wenn auch das Niedrigste erhaben würde?

Über die Art und Weiſe, wie ein Journal ſich blos dadurch erhalten kann, daß es mit jedem Tage ſchlechter wird.

In welchen Fällen wäre durch Dummheit mehr auszurichten als durch alle mögliche Klugheit?

Paralelle weiblicher Nadel- und Zungenſtiche.

Verſuch, die Gedankenſtriche als ein Gedanken-Surrogat einzuführen.

Träume und Schwärmereien eines Eſels.

Unterricht für junge Leute, die ſich ihre Hofmeiſter ſelbſt bilden und nach ihrer Hand ziehen wollen.

Unterricht für Jäger und ſolche, die es nicht werden wollen.

Der Waldteufel wie er iſt.

Der Waldteufel, wie er ſeyn ſollte, ein Seitenſtück zum Waldteufel, wie er iſt.

Über die Erblichkeit der Ehre und der Gicht in vornehmen Familien.

Wäre es möglich, dem Kopf eines Rezen-

senten durch seinen Magen, und seiner Feder durch die Hand beizukommen?

Ist es einer rechtschaffenen Ehefrau erlaubt, ihrem Gatten auch dann zu widersprechen, wenn er ihr in allen Dingen Recht gibt?

Warum haben Griechen und Römer keine Perücken getragen?

Warum ist die Frau des weiblichen Geschlechts und das Mädchen des ungewissen?

Wie könnte man einen Menschen anschauen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen?

Ließe sich nicht ein neuer Styl erfinden, der so ungeheuer herrlich wäre, daß das Ungesagte noch herrlicher würde als das Gesagte?

Ist ein Autor berechtigt, seinen Lesern blos deßhalb lange Weile zu machen, damit die Rezensenten sich zu Tode ärgern, und endlich gar aussterben?

Ist es erlaubt, einen Menschen blos deßhalb auf eine sehr niederträchtige Weise zu betrügen, weil wir ihm besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind?

Waren unter den Bäumen, die dem ley-

ernden Orpheus nachfolgten auch Obſtbäume? und haben dieſelben durch die Erſchütterung des Gehens kein Obſt verloren?

Wäre es nicht möglich, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden?

Was iſt ſchwerer zu ergründen, die Natur der Kunſt oder die Kunſt der Natur?

Wie viel Unzen Thränen muß ein wohlerzogenes Mädchen in einem rührenden Schauſpiel vergießen, um gerechten Anſpruch auf Empfindſamkeit machen zu können?

Rede über das Thema: »Berg und Thal vereinigen ſich durch ein Erdbeben, auf gleiche Weiſe Freund und Feind durch ein gemeinſchaftliches Unglück.« —

Iſt es unmöglich, ein intereſſantes Trauerſpiel unter dem Titel: »Sauerkraut,« zu ſchreiben?

Was wäre zu thun, um zu bewirken, daß ein Rieſe ſich in einer Haſelnußſchale baden könnte?

Detaillirter und gehörig begründeter Vorſchlag zu Errichtung einer Flöhe-Leihanſtalt für gebildete Frauen und Mädchen.

Warum ſchreiben die wenigſten Schriftſteller ſo, wie ſie ſchreiben wollen?

Preisaufgaben

für neue Journale betitelt:

Alles in Allem.
Nichts für ungut.
Hagel und Schloſſen.
Elle und Klafter.
Brandraketten.
Der Gedankenfeind.
Speckſeiten, Zeitſchrift für Iſraeliten und ſolche, die es werden wollen.
Der Bettler.
Der Träumer.
Spießruthen.
Der Dieb.
Die Arche Noah's.
Der Stahr und der Staar.
Almoſenbüchſe für die Unterhaltung.

Die Beſtimmung der Preiſe wurde vom Präſidenten Bitterſüß dem Akademie-Sekretär überlaſſen, indem der bitterſüßliche Mecän dabei erklärte, Helion möge ſich in Hinſicht auf

die Quantität und Qualität dieſer Preiſe, inſofern es vernünftiger Weiſe geſchehen könne, ganz und gar nicht geniren, indem er den Werth der Künſte und der Künſtler ſo gut kenne, daß er ſich getraue, ihn — figürlich zu reden — mit der Elle abzumeſſen; auch ſey er entſchloſſen, ſeine bekannte Freigebigkeit und Großmuth bei Unterſtützung eminenter Talente in ihrem hellſten Glanze ſtrahlen zu laſſen.

Helion erklärte ſich bereit, ſeine Erfindungskraft im Erſinnen ſchöner, und reicher, und zugleich ganz neuer Preiſe auf die Folter zu ſpannen; er wolle dann Alles zu Papier bringen. Nur bat er um die Zuſage, die ausgeſonnenen Preiſe ſo lange geheim halten zu dürfen, bis die Zeit der Vertheilung herannahe, dann, ſagte er, ſollen beſchriebene Zettel aus einem Topfe gezogen werden, und er zweifle nicht, damit ſehr angenehm zu überraſchen.

Herr Bitterſüß gab ſeine Einwilligung; Helion aber hatte dabei nichts anderes im Sinn als eine — Spitzbüberei. Von dieſer weiß zwar im ganzen bitterſüßlichen Hauſe noch kein Menſch das Geringſte; der Leſer aber, weil ich mit ihm in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtehe, ſoll den ganzen Spaß erfahren, verſteht ſich: unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, denn wenn das Geheim-

niß durch ſeine Plauderei verrathen würde, ſo bekäme ich den Teufel auf den Leib. Helion ging vom lächelnden bitterſüßlichen Präſidenten weg, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb auf einen Bogen Papier im Folioformat:

1ter Preis. Müllner's eiſerne Stirn, und vierzehn Loth ſeiner kritiſchen Rabuliſtik.

2ter Preis. Ein ſiebenfüßiger Hexameter aus Göthe's Herrmann und Dorothea und Einer aus Wielands Gedicht: die Prüfung Abrahams; von einem Kalligraphen aufgeſchrieben.

3ter Preis. Eine Statue des Merkur, die in der einen Hand eine Handſchrift, in der andern eine Elle hält, um die ein Rezenſent in Geſtalt einer Schlange ſich windet. An den Füſſen zwei Gänſeflügel.

4ter Preis. Eine Janusbüſte mit einem Kranz von Schwertlilien, Rosmarin und Aloeblättern. Das eine der Doppelgeſichter, voll und hochroth, ſpricht Feuer und Flammen, das andere, blaß und hager, lächelt wehmüthig-kunſtfreundlich.

5ter Preis. Calderons unverſehrter Leichnam, von Überſetzern mit verſchiedenen Marter-Inſtrumenten gefoltert.

6ter Preis. Eine ſehr zierlich gearbeitete leere Theaterkaſſe.

7ter Preis. Ein südlicher Gluthstern, à jour gefaßt in einen Ring von nordpolarischen Eisschollen.

8ter Preis. Die unendlich lange und langweilige Exposizion der Albaneserinn.

9ter Preis. Der Schlafrock eines noch ungebornen Gelehrten.

10ter Preis. Zwei Dutzend witzige Gedanken von Lichtenberg und ein Pfund Humor von Jean Paul.

11ter Preis. Eine Dosis Bescheidenheit, quantum satis.

12ter Preis. Zwei große dicke Prügel von Eichenholz aus der Verlassenschaft eines vor Galle erstickten Rezensenten.

13ter Preis. Das Recht, schlechte Verse zu machen.

14ter Preis. Zwei Paar Augen, die einen von schwarzen, die andern von grünem Glase, zur beliebigen Weltanschauung nach jedesmahliger Gemüthsstimmung.

15ter Preis. Die Befugniß, eine Journalfabrik zu errichten und sich fünf Schriftsteller zu halten.

16ter Preis. Ein Vorrath von Anstand und Würde, den ein Theaterkönig verloren hat.

17ter Preis. Drei Butterherzen verliebter Theater-Prinzessinnen.

18ter Preis. Ein Luftſchloß ſammt der Einrichtung.

19ter Preis. Zwei Büffelhörner nebſt einer Rhinozeroshaut, bei literariſchen Fehden zu gebrauchen.

20ter Preis. Ein ſehr tugendhaftes Mädchen und eine ſehr häusliche Frau aus einem Roman.

21ter Preis. Eine Schachtel welſcher Blumen, zum Gebrauch für kunſtreiche Reimklang-Tragödien.

22ter Preis. Die poetiſche Gerechtigkeit.

23ter Preis. Ein Büſchel Vernunftkraut.*)

24ter Preis. Sechs Becher Rettich-Gefrornes zur Abkühlung der poetiſchen Wuth.

25ter Preis. Ein ſehr richtig gezeichnetes, ſchön illuminirtes Steckenpferd.

26ter Preis. Das wohlgetroffene Porträt des Mopſes aus Thümmels Reiſen.

27ter Preis. Ein Dichter-Lorbeerhain auf einer unentdeckten Inſel.

---

*) Der Gauchheil, Anagallis, auch Vernunftkraut genannt. Die alten Aerzte ſchrieben dieſer Pflanze große Wirkung zu, beſonders im Wahnſinn und beim Biſſe von tollen Hunden, auch gegen Konvulſionen.

28ter Preis. Eine metrische Drechselbank für Sonetten-Fabrikanten.

29ter Preis. Ein Lobgedicht auf Preisvertheilungen.

30ter Preis. Sechs philosophische Trostgründe für getäuschte Erwartungen.

31ter Preis. Ein cyclisches Gemählde aus der römischen Geschichte:

Der Senat berathschlagt in voller Versammlung über die Strafe der Gänse, durch deren Schlafsucht die Gallier das Kapitol erstiegen. Das Senatus consultum geht dahin, daß man nicht wisse, welche Strafe für den Frevel schrecklich genug sey. — Ein römischer Koch tritt ein und macht das Projekt, sämmtliche verbrecherische Gänse — eine bis dahin ganz unbekannte Sache — zu tödten, dann zu braten und zu essen. Die versammelten Väter kommen über die neuen Küchen-Kriminal-Justiz in Verlegenheit; endlich geht das Consultum durch Stimmen-Mehrheit durch, muß aber — vor dem Vollzug — vor die Volksversammlung gebracht werden. Der Konsul trägt das Projekt etwas schüchtern vor, weil die Gänse als heilige Vögel verehrt werden. Das Volk zeigt darüber — wider Vermuthen — eine unbändige Freude, und fordert mit Ungestümm gebratene Gänse. — Öffentliches

Gastmahl auf dem Marsfeld. Ein Konsul hält einen gebratenen Gansflügel empor, und ruft: Vivat! Vivat Senatus populusque romanus! Hinter den Tischen stehen Schriftsteller, an welche der Prätor Gänsekiele vertheilt. Köpfe, Mägen und Steiße werden von Auguren den Rezensenten zugeworfen und von diesen mit offenen Mäulern gierig aufgefangen.

Während Helion an seinem Preis-Schwank arbeitete, und dabei viel lachte, verschloß sich Herr Bittersüß in sein Kabinet, wo er Dukaten und andere klingende Münze zählte, und sich sehr ernsthaft beschäftigte, alle die goldenen und silbernen Herrscher-Porträte in Röllchen zusammen zu ordnen, denn er war der Meinung, solche Preise könnten in gar nichts anderm bestehen als in Geld, das auch pünktlich ausgezahlt werden müßte.

Für Madame Bittersüß sollte die Vertheilung als ein schalkhaftes Geheimniß behandelt werden, bei der Publizirung aber den Schein der Überraschung haben, um dadurch jedem möglichen Veto seines angetrauten weiblichen Tribuns vorzubeugen.

Als die Röllchen anwuchsen, wurden seine — zuerst vor Freude funkelnden Augen von

einem Wölkchen der Wehmuth umflort, und es zeigten ſich endlich ſogar einige Tropfen Angſtſchweiß auf der bitterſüßlichen Stirne. Das l'oint d'honneur gohr in ihm aber ſo gewaltig, daß er mit immer betrübterem Angeſichte mit der Röllchen-Fabrikatur ſo lange fortfuhr, bis er das vier und zwanzigſte etwas unſanft auf den Tiſch legte. Nun, ſagte er tief ſeufzend, nun werden's doch genug ſeyn? Sollte Helion etwa noch mehrere beſtimmen, ſo wär's von ihm recht dumm!

Hätte der gute Akademiepräſident, der edle Mezän und leibhafte Apollo in Einer Perſon, gewußt, was ich und die Leſer wiſſen, nämlich, wie entſetzlich wohlfeil Helion die Preiſe einrichtete, ſo wäre ihm wohl ein Stein vom Herzen gefallen, und er hätte, trotz ſeiner ungeheuern Großmuth und Freigebigkeit, die Ironie für das Höchſte in der Poeſie und in der Kunſt überhaupt erklärt.

Während Madam Bitterſüß und die übrigen Akademiſtinnen nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als auf ihren Putz zu denken, um nur die erſte Sitzung recht glänzend zu machen, gingen die männlichen Mitglieder eben ſo wortarm herum, als jene mit jeder Stunde geſchwätziger wurden. Sah auch manche ſinnende Männerſtirn wie ein militäriſches Tran-

perts-Sammelhaus neu rekrutirter Gedanken aus, oder wie ein Kirchhof, der sich am Tage vor dem jüngsten Gericht zum Fest der Auferstehung anschickt, so war dagegen auf manchem andern Antlitz die Todesangst und die stumme Wehklage sichtbar: »Hole der Teufel die ganze Akademie! Müßt' ich nicht Schanden halber die Narrheit mitmachen, so ließ ichs bleiben. Am Ende wird man etwa statt des Preises fein ausgelacht!« —

Die erste Sitzung wurde wirklich mit größtem Pomp gehalten; Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten, daß man das Gehör zu verlieren glaubte. Sämmtliche Gäste erschienen dabei, wie es vorgeschrieben war, theils als mythologische, theils als allegorische Personen, theils auch idealisch gekleidet. Herr Bittersüß prunkte als Apollo, Madame Bittersüß als Minerva; beide erwiederten den Jubel des Empfangs mit huldreichem Lächeln. Helion ließ sich nicht wehren, als Pan zu erscheinen, und führte seine Satyrrolle ganz satyrisch aus.

Als der bittersüßliche Präsident Apollo mit dem goldenen Plektron Stille gebothen hatte, zog Pan-Helion ein Pergament hervor und verlas die Preisaufgaben mit lauter Stimme. Apollo schien über manche derselben in Verlegenheit zu kommen, indem der gesunde

Menschenverstand ihm zuflüsterte, alle diese Preisaufgaben, folglich die ganze neu errichtete Akademie, folglich Er selbst sammt seiner Frau Gemahlinn, seyen Gegenstände der Ironie; dann trat aber wieder seine Eitelkeit, im Bunde mit erlogener Hochachtung für Alles Schöne und Große dazwischen, und er dachte, was ihm hier kurios gesagt scheine, sey vermuthlich so hoch, daß er es nicht gehörig zu fassen vermöge und nicht tief genug eindringen könne. So dachte er sich denn am Ende: »Lassen wir die Sache gehen wie sie geht; das wird wohl das Beste seyn!« — Vernahm er bei einer oder der andern Preisaufgabe hier und da ein leises weibliches Kichern oder ein halb unterdrücktes männliches Lachen, so lächelte er selbst satyrisch in den Bart, und dachte: »Aha! das ist ein Stich auf den oder Jenen! Auch gut! Helion muß das verstehen; ein lieber Spitzbube! Ja, die Dichter, die Dichter! närrische Kerls!« —

Auf vielfaches Andringen seiner Domestiken, gegen die Herr Bittersüß, zu seiner Ehre sey's gesagt, immer recht gut verfuhr, gestattete er auch, daß das Volk sich herdend und staunend bis an die Thüren drange. Es fand sich auch eine — über alle Erwartung beträchtliche Menge ein, wogend und drückend, oft auch so

viel Gemurmel erregend, daß Herr Bitterſüß ein gebietheriſches Pſt! rufen mußte.

Als die Vorleſung aber geendigt war, fing unter den Thürſtehern ein verdammtes Spektakel an. Unter dieſen nämlich befanden ſich: Der Schulmeiſter und ſein Gehilfe, der Küſter, der Nachtwächter, der Viehhirt, die Felder- Obſt- und Weingärten-Hüther, junge rüſtige Burſche, Bauern, Schneider und Schuſter, Jägerjungen, Schmiedegeſellen und dergleichen.

In dieſe ſämmtliche lebenskräftige Mannſchaft fuhr der Teufel des literariſchen Hochmuths und der Habſucht. Alle wollten Preiswerber ſeyn, und konkuriren. Jeder verſtand die eine oder die andere Preisaufgabe nach ſeinem Sinn und wollte ſie auf ſeine Weiſe herrlich beantworten. Der Schulmeiſter z. B. wollte über die Erfindung des Schlafes ſchreiben, das beſte Singſpiel machen und zugleich die Frage: »ob es möglich ſey, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden? gründlich beantworten. Der Schuſter wählte ſich das beſte Lehrgedicht über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichs; der Gerichtsſchreiber freute ſich auf die Idyllen aus einer Unſchuldswelt von verjährten und ausgebrannten Spitzbuben, der älteſte Schmiedgeſelle auf die Hufſchläge des

Pegasus. Den Jägerburschen begeisterten die pudelnärrischen Briefe zweier Feldhasen, den Koch die ihm unbekannte Ästhetik der Kochkunst, den Küster die Küchenmusik, den Bader des Orts, ein gebildeter Mensch! die anatomische Vorlesungen über die Schenkel der ersten Helden und Liebhaber im Trauerspiel. Die Wittwe des im Bach ertrunkenen betrunkenen Schneiders nahm sich vor, über die Kultur der Wanzen und ihre Veredlung etwas zu sagen, während der Altgeselle über Zungen- und Nadelstiche deklamiren wollte. Ein derber junger Bauernbursche beschloß, alsogleich schreiben zu lernen, um seine Gedanken über die Kunst, viel zu essen und nichts zu lesen, zu Papier zu bringen. Den phantasiereichen Müllerssohn, der eben von seinen Studien zurückkam und in die Schulmeisterstochter verliebt war, interessirten die Träume und Schwärmereien eines Esels. Und so weiter. Beinahe Jeder fand etwas für seinen Schnabel, einen Stoff, den er sich gewachsen glaubte.

Sechzehntes

Schild.

Der Kosak.

Die sterbende Akademie. Maskirte Leichenspiele. Ball. Schlachtfeld. Der Kosak als Genius. Auferstehung der Todten. Unschuldige Mordlust. Der wilde Adalbert. Die verdeutschten Russen.

Die zweite Sitzung der bittersüßlichen Akademie wurde von Helion mit einer Traurrede über den Mangel an Preis-Aufsätzen eröffnet und auch — geschlossen, weil vom galanten Theil der Mitglieder noch nichts eingegangen, dasjenige aber, was die Plebejer und Rustikal-Autoren übergeben hatten, so geschrieben war, daß niemand es entziffern konnte. Die dritte Sitzung wurde auf ausdrückliches Verlangen des hohen Präsidiums zwar begonnen, fand aber ihr Ende schon im Anfang. Sämmliche

Mitglieder konnten ihre Freude über die bevorstehende Auflösung kaum verbergen; nur zwei Personen — eine wirkliche und eine allegorische — empfanden darüber die tiefste Betrübniß. Die wirkliche leidtragende Person war Thusnelda, die in dieser Akademie ein der Ewigkeit trotzendes Werk sah, und sich dabei unsterblich deklamiren wollte; die allegorische Person war keine andere als die wohlbekannte — lange Weile, die in dieser Akademie die schöne Hoffnung aufblühen sah, ihren rechtmäßigen alten Thron, den ihr das lärmende Frühlingsfest im bittersüßlichen Hause geraubt hatte, mit neuem Glanze wieder zu besteigen. Es that ihr daher gar wehe, als die vierte Sitzung von einem Tage zum andern verschoben und endlich — um ein förmliches und feierliches Leichenbegängniß zu vermeiden, bis zum nächsten Winter suspendirt wurde. Herr Bittersüß ließ es nicht ungern geschehen, weil ihm Helions närrische Preise, die ihm dieser als einen Gift- und Schlaftrunk der herrlichen Geistesanstalt versäglich mitgetheilt hatte, viele kummervolle Stunden verursachten. Darum willigte er, ungeachtet ihn Thusnelda zur Fortsetzung aufhetzte, dennoch in den Aufschub, und seufzte bei der Einwilligung nur ganz leise den Vers:

»Iſt dieß das Loos des Schönen auf der Erde?« —

War's aber auch um das Schöne geſchehen, — die Schönen waren doch noch da, wurden fröhlicher als je, und beredeten die ſtets holdſelige Madam Bitterſüß zu einem glänzenden maskirten Ball, der gleichſam die Stelle der griechiſchen Leichenſpiele nach dem Abſterben der Akademie vertreten ſollte. So wurde denn gegeigt, gepfiffen, geſchmettert, gepaukt und getanzt ohne Aufhören.

Aber mitten im ärgſten Tanzgetümmel ereignete ſich eine gar ſonderbare Begebenheit. Ein Kosaken-Offizier, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen, Lanze und Säbel, ſtürzte wüthend in den Saal. Indem die Muſik plötzlich verſtummte, der Tanz erſtarrte, die Anweſenden von allen Seiten zurückwichen, und alle Thüren verſchloſſen wurden, — pflanzte ſich der Raſende keck in die Mitte des Zimmers, ſpannte den Bogen, ſetzte einen Pfeil an die Sehne, zielte — allgemeines Geſchrei des Entſetzens! — drückte ab, — und ein Getroffener ſtürzte zu Boden.

Während die Gäſte wie eine feige Schaf-Herde ſich in muthloſer Verzweiflung zuſammen drängten, flog ſchon ein zweiter Pfeil, und — wieder lag ein Opfer auf den Boden dahingeſtreckt!

Jetzt ging's im Saale wirklich so zu, daß mir, da ich das Bild des Entsetzens beschreiben muß, das Herz stürmt und die Hand zittert! Die kühnsten Tänzer deckten, in mahlerischen Gruppen, die Leiber der wehklagenden Schönen schützend mit ihren eigenen; andere dagegen vergaßen alle ritterliche Galanterie, und versteckten sich selbst hinter ihre verzweifelnden Tänzerinnen, während noch andere ihre Feigheit schlau verbergend, gegen die verschloßenen Thüren mit Fäusten, Füßen und Stühlen vergeblich anstürmten.

Herr Bittersüß bestieg, im Muth der Verzweiflung, einen in jonischer Säulenform gegoßenen Ofen, klammerte sich mit umschlingenden Armen an den oben stehenden Gott des Schweigens, und hielt gegen den unbekannten Ungeheuern eine Rede mit einem Feuer, das man an ihm noch nie bemerkt hatte; aber — er predigte tauben Ohren. Madam Bittersüß, als Flehende, umarmte knieend den Ofen wie einen Altar.

Hier lag ein Haufe quickender Fräulein übereinander; dort kletterten einige junge Herren auf den Kredenztisch, von welchem Aufsätze, Schüßel, Teller, Flaschen und Gläser wie bei einem Erdbeben herabstürzten. Thusnelda hielt eine Hand auf's Herz, die andere vor die Au-

gen. Zwei Grazien lagen in halber, die dritte in ganzer Ohnmacht.

Vom Neuen flogen jetzt die Pfeile des boniſchen Ungethüms, und neue Opfer ſanken. Zum Schlachtfeld ward der Saal. So mag es ungefähr ausgeſehen haben, als einſt der zürnende Apollo mit ſeiner nicht ſehr weichherzigen Jungfer Schweſter die Kinder der unglücklichen Niobe mit ſeinen Pfeilen zuſammenſchoß. An dem keſakiſchen Würgengel war nur das Einzige allenfalls zu loben, daß er ſeine Pfeile immer nur auf die Männer abſchoß und dieſe zu Boden ſtreckte, während das ſchöne Geſchlecht unverletzt blieb.

Schade, daß Helion die tragiſche Szene nicht ſah! Er war wenige Minuten vor Anfang des Schlacht-Menelogs weggegangen, mußte, als er zurückkam, vor der geſchloſſenen Saalthüre bleiben, und hörte drinnen nur das Zetergeſchrei, ohne etwas Gewiſſes zu erfahren. Endlich glaubte er Viktorinens Stimme und Wehruf zu vernehmen; da wurde der Schwache plötzlich ein Herkules, ſtieß diejenigen, die ihm wehren wollten, zurück, ſprengte die Thüre und ſtürmte in den Saal.

Bei ſeinem Erſcheinen ermannten ſich Hollan und Lichtheim, und thaten ſogleich auf den Unmenſchen einen heftigen Angriff; dieſer aber

wich einige Schritte zurück, riß seinen langen krummen Säbel aus der Scheide, flog damit im Zimmer so blitzschnell herum, daß die Nachjagenden ihn nicht erreichen konnten, und schwang die sausende Klinge so teuflisch, aber neuerdings wieder nur gegen die Männer, daß acht männliche Köpfe von den Rümpfen fielen und acht Rümpfe ohne Köpfe auf den Boden lagen. Und das ganze Gemetzel war das Werk von ungefähr zehn Minuten! Solche und so viele Gräuel kann der Mensch in so kurzer Zeit verüben!

Die geöffnete Thür blieb — wie jeder Menschenkenner leicht errathen wird — nicht unbenützt; was sich regen konnte, schob und drängte schonungslos hinaus. Und so blieb denn im Saal die folgende Gruppe zurück:

Rings umher auf den Boden lagen die Ohnmächtigen und die Getödteten, nämlich sieben von Pfeilen durchbohrt, dann die acht Rümpfe mit den — neben ihnen liegenden Köpfen. — Oben auf der jonischen Ofensäule standen Harpokrates und Herr Bittersüß, beide unbeweglich; am Fuße des vulkanischen Altars kniete Madam Bittersüß; in ihren Schooß geflüchtet, ruhte Thusnelda in erhabenem Schauder.

In der Mitte des Saales stand der graun-

haſte Koſak, auf den zur Erde geſenkten Säbel ſich ſtützend. Voll Hoffnung, nun ſich ſeiner zu bemächtigen, drangen Helion, Hollau und Lichtheim auf ihn ein; da rief er mit gewaltiger Stimme ein gebietheriſches: Halt! warf Säbel und Bogen von ſich, endlich Mütze und Kleider, riß endlich ſogar — die Larve vom Geſicht herab, und — ſtatt des mörderiſchen Unholds ſtand plötzlich ein ſchöner Jüngling da, als Genius gekleidet in einen mit Silberſternen geſtickten Mantel von himmelblauem Atlas, einen Oehlzweig in der Rechten, und ſprach mit melodiſcher Stimme:

»Fried' und Freude mit euch, ihr Geliebten!« —

Ich kann mir jetzt das Erſtaunen des Leſers recht lebhaft vorſtellen; deſſen ungeachtet aber muß ich ſagen, daß das Erſtaunen der im Saale zurückgebliebenen noch viel ſtärker war. Die drei Verfolger des verklärten Ungeheuers ſtanden da, und wußten weder was ſie thun, noch was ſie ſagen ſollten; der Verwandelte aber ſchritt ſanft und feierlich vorwärts, gegen den beſetzten Ofen zu, ſenkte ſich dann auf ein Knie, und ſagte: »Willkommen, theure Pflege-Eltern! Erkennt an ſeiner Tollheit euren todtgeglaubten Pflegeſohn, und verzeiht ihm dieſen tollen Streich deßhalb, weil er der letzte ſeyn

ſoll und wird, und eben deswegen ſo glänzend war und ſeyn mußte!« —

Da ſtieg Herr Bitterſüß eilig vom Ofen herab, Madame Bitterſüß vom Boden empor, Thusnelda mit ihr; und alle drei riefen zugleich: »Adalbert! lieber, wilder Adalbert! Noch am Leben? Und immer noch ſo toll wie' ſonſt? Tauſend Mahl willkommen!« —

Thusnelda flüſterte der lächelnden Madame Bitterſüß ins Ohr: »O Himmel! wie wahrhaft romantiſch! Man konnte ſich's nicht romantiſcher träumen!« —

Herr Bitterſüß aber wendete jetzt ſein Auge von dem geliebten wilden Pflegeſohn wieder auf die Todten; da ſchwand ihm plötzlich alle Freude; er erblaßte und rief aus: »Raſender — was haſt du gethan!« — Alle ſchauderten. Adalbert aber erhob ſeinen Arm, ſchwang den Oehlzweig, und ſprach: »Ihr Todten, ſtehet auf!« —

Und ſogleich begann ein neues Leben ſich zu regen, und Geſtalten auf Geſtalten erhoben ſich. Die von den Pfeilen getroffenen machten den Anfang und ſchwangen ſich friſch und geſund in die Höh'. Und auch die Rumpfe ſtanden auf vom Boden, auf dem keine Spur von Blut zu ſehen war, und nahmen die weggehauenen Köpfe unter die Arme, und zogen die

überkleider ab, und zeigten sich in ihren eigenen Kleidern und mit ihren eigenen Köpfen.

Während dieser Auftritt des Erstaunens vor sich ging, erholten sich auch die wenigen in Ohnmacht Gefallenen, denen Alles wie ein Traum vorkam. Sie mußten sich mit den übrigen in einen Kreis zusammen setzen, und Adalbert begann nun eine Rede. Den Eingang machte eine demüthige Bitte um Verzeihung wegen des verursachten Schreckens. Hierauf erklärte er, daß er jetzt — nämlich nach der That, wie gewöhnlich, — einsehe, wie unbesonnen der Streich war, und wie sehr er dem Himmel danken müsse, daß, außer dem Geschirre, Alles unbeschädigt geblieben sey. Endlich gab er die feierliche Versicherung, daß er — nach diesem letzten tollen Streiche — ernstlich anfangen wolle, gut zu thun, und ein sehr ordentlicher Mensch zu werden, comme il faut!

Während sich nun im bittersüßlichen Hause die Friedens-Nachricht verbreitet, und die entflohenen Gäste vorsichtig, schüchtern und neugierig wieder herbeischlichen, um das unblutige Schlachtfeld, die lebendigen Todten, und den aus einem Unmenschen in einen Genius verwandelten Adalbert zu sehen, — lassen wir die Leute einander Glück wünschen, bewillkommen, befragen und beantworten, so viel und so lang

ſie wollen, damit ich Zeit gewinne, dem Leſer über dieſen, wie aus den Wolken gefallenen Adalbert den höchſt nöthigen Aufſchluß in Kürze zu geben.

Er wurde von Herrn Bitterſüß als neunjähriger Knabe an Kindesſtatt angenommen, und war i · Sohn eines liederlichen Geigers, der im Elend ſtarb, und nichts hinterließ als dieſen Knaben, welcher der Univerſal-Erbe des ganzen väterlichen Leichtſinns war. Eben dieſe Etourderie machte dem — von jeher an der langen Weile laborirenden Herrn Bitterſüß ſo vielen Spaß, daß der luſtige kleine Schelm ihm anfangs lieb, endlich unentbehrlich wurde. Adalbert erhielt nun eine ſehr noble Erziehung, das heißt, Lehrmeiſter in Menge, die nicht eigentlich zu lehren, ſondern nur zu beſtimmten Stunden zu kommen hatten. Adalbert beſaß ſehr gute natürliche Anlagen; durch dieſe, mit dem gehörigen Zuſatz von Leichtſinn und Keckheit, gelang es ihm, Herrn und Madam Bitterſüß köſtlich zu unterhalten und in den geſellſchaftlichen Zirkeln zu brilliren. So reifte der Knabe zum ſchönen lebhaften Jüngling, ward der Abgott des Hauſes, und beging tauſend tolle Streiche, die man ihm nicht übel nahm, ſondern für echten Wenieſprudel erklärte. Endlich zeigte er Verlangen nach einer ſchönen

Uniform, wurde Offizier, und machte einen Feldzug so klug und künstlich mit, daß er nicht die kleinste Wunde erhielt. Während desselben machte er schöne Bekanntschaften mit einigen jungen Kavalieren, zuletzt auch mit einer sehr reichen pohlnischen Dame.

Seit seiner Abwesenheit hatte die lange Weile, wie wir schon wissen, bei den bittersüßlichen Eheleuten sich wie eine Schwalbe eingenistet. Da Adalbert, während dieses Verhältnisses sich nie in Geldverlegenheit befand, wurden auch seine Briefe an Herrn und Madam Bittersüß immer seltener, bis sie endlich ganz ausblieben. Die Adoptiv-Eltern gewöhnten sich nach und nach daran, und so kam nach zwei Jahren die Familien-Verbindung ziemlich in Vergessenheit.

Durch die besagte pohlnische Edelfrau erhielt Adalbert eine Stelle in einem Kosaken-Regiment, und hatte nun eine Menge Abenteuer verschiedener Art, bis er endlich von dem zu lebendigen Leben sich übersattigt fühlte, quittirte, und mit der Extra-Post nach Hause flog.

Nun habe ich das erfreuliche Geschäft, den vielgeliebten Leser angenehm zu überraschen. Er wird sich vermuthlich an einen gewissen Iwan und Feder, und an ihren sonderbaren Auftritt mit Helion, und an den närrischen —

nicht zu Stande gekommenen Lockenraub erinnern. Jener Iwan war kein anderer als der — jetzige Adalbert; der junge Russe Feder, sein Reitknecht. Iwan vernahm bei seiner Ankunft in der Stadt die Geschichte der großen Frühlingsfeier im bittersüßlichen Landhause, eilte nach dem Dorfe, wo er mit Helien bei den alten Wirthsleuten zusammentraf, zog unerkannt die nöthigen Nachrichten ein, und fuhr wieder weg, um jenen tollen Streich vorzubereiten, den wir im Tanzsaale so eben vor uns gesehen haben. Es bleibt mir nichts übrig, als die Ausführung desselben aufzuklären:

Adalbert warb in den umliegenden Dörfern mehrere pfiffige junge Bursche, verschaffte ihnen Masken, lud sie auf Wägen, und kam mit ihnen Nachts im bittersüßlichen Dorfe an, gerade am Vorabend des Hinscheidens der verunglückten Akademie; also zwei Tage vor dem maskirten Ball. Die Gelegenheit konnte ihm nicht erwünschter kommen, um einen Spaß nach seiner Weise anzubringen. Er ließ die Burschen sich maskiren und dann einzeln in den Tanzsaal hineinschleichen. Er selbst kam zuletzt, um sich recht grandios anzukündigen, ganz bewaffnet. Ein Theil seiner Gefährten mußte die eigenen Köpfe verstecken und falsche auf-

ſetzen; alle waren genau unterrichtet in dem, was ſie zu thun hatten.

Der erhaltenen Inſtruktion gemäß, fielen diejenigen, die nur einen Kopf hatten, nämlich ihren eigenen, alö todt zur Erde, ſobald der abgeſchoſſene hölzerne Pfeil mit der Spitze von Silberpapier ſie berührte; den übrigen ſchlug Adalbert die hölzernen Köpfe mit dem Säbel von gleich unſchädlichem Stoffe herunter. So ging's denn im Tanzſaale zu wie in der Welt, wo ſo mancher Menſch und ſo manche That ganz ungeheuer ſcheint, obſchon an beiden, näher beſehen, nichts iſt.

Nach dieſer nothwendigen Aufklärung jenes Gemetzels, das ſo paniſchen Schrecken verurſachte, muß ich den Leſer vor Allem auf die Thuenelda aufmerkſam machen, die vor dem, nach abgeworfener Koſaken-Puppe herrlich aufſchimmernden Genius hocherröthend daſtand, und zu dieſem Erröthen ihre guten Urſachen hatte, denn — um es gerade herauszuſagen — ſie hatte ihn, eh' er verſchwand, für einen ſehr intereſſanten Menſchen erklärt, das heißt, ſie war in ihn verliebt. Adalbert aber lebte damals noch zu toll; auch ſprach Thuenelda, die wirklich viel geleſen hatte und viel wußte, für ihn, der wenig wußte und nichts las, zu gelehrt und zu hoch. Die Haupt-

urſache aber, weshalb, ungeachtet Thusneldens Entgegenkommen, dennoch keine Erwiederung erfolgte, lag darin, weil dem wilden und reichen Adalbert ſo viel milde und arme Mädchen entgegen kamen, daß ihm die Wahl ſchwer fiel.

Thusnelda, bei welcher ſeit der Gründung der bitterſüßlichen Akademie die Romantik wieder in allen Nerven ſpukte und zuckte, fand jetzt den Gedanken, zwiſchen zwei Geliebten zu ſtehen, nämlich einem Glücklichen — dem Bräutigam, und einem nun vergeblich Schmachtenden, höchſt romantiſch, und that ihrer Phantaſie Gewalt an, um ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

Siebenzehntes

Schild.

Die goldene Sonne.

Recidiv des romantiſchen Fiebers. Bilder des Autors in umgekehrten Vergleichungen.

Es ſchien, als ob das eigenſinnige, neckiſche Schickſal nun vorſätzlich darauf ausgehe, das Herz der romantiſchen Thusnelda ins Gedränge zu bringen. Helion hatte ein romantiſches Heldengedicht geſchrieben; bezaubernd durch Lieblichkeit der Phantaſie und Sprachmuſik, erregte es Aufſehen und gewann Beifall. Thusnelda wurde durch das Leſen dieſes Gedichts, noch mehr durch die vielen Lobeserhebungen, die ihr darüber zu Ohren kamen, ſo entzückt, daß Helion ihr wie von einer Glorie umgeben erſchien. Sie beſchloß auch ſogleich, dem Dichter und dem Gedichte zu Ehren, den Namen

Thußnelda, der ohnedieß mit der eintrettenden Ebbe des Deutſchthums und Deutſchthun's etwas in Verfall kam, aufzugeben, und ihn gegen den Namen Laidion (ſo hieß die Heldinn des Gedichts) zu vertauſchen. Nun wurde dem leidenſchaftlichen Weſen der erſtere Name auch ſo verhaßt, daß jeder, der ſie dabei nannte, ſich ihren höchſten Unwillen zuzog; wogegen alle, von deren Lippen der Name Laidion erſcholl, durch ein Lächeln, das ſie unverkennbar für ein ſogenanntes himmliſches ausgab, belohnt wurde. Das einzige Unangenehme bei der Sache war ihr, daß Helion ſich zu wenig um ſie bekümmerte. Um welche Herzköniginn er ſich viel mehr bekümmert, das wiſſen die Leſer ſchon ſo gut, als ich ſelbſt es weiß, und wer ſich an die holde ätheriſche Viktorine nicht mehr erinnert, der könnte mich wirklich recht böſe machen.

Laidions Beſtreben ging nun dahin, ſich dem zu wenig aufmerkſamen Helion, deſſen Namen ſie jetzt die perſonifizirte Romantik des Antiken nannte, aus allen Kräften bemerkbar zu machen. Zu dem Ende gab ſie ihm bei jeder Gelegenheit zu hören, daß ſie von ſeinem romantiſchen Gedicht entzückt ſey, und den Namen Laidion angenommen habe. Als ihr das noch nicht genug zu wirken ſchien, fing ſie an,

aus jenem Gedichte größere Stellen zu deklamiren, und memorirte sogar einige lobende Rezensionen. Der bescheidene Helion erwiederte all diese aufgedrungene Liebenswürdigkeit sehr artig, wich ihr aber aus, so viel es auf gute Weise geschehen konnte. Lichtheim sah das Rezidiv des romantischen Fiebers mit einem Mißvergnügen, das er aber so viel möglich in sich zurückdrängte, theils weil er baldige Wiedergenesung hoffte, theils weil er durch Rüge das Übel arger zu machen fürchtete.

An einem äußerst lieblichen Frühlingsabend, einen rosenwolkigen Himmel über sich, von Wohlgerüchen der Blumen und Pflanzen wie von leberhauchenden Geistern umschwommen, saß Helion auf der grünsammtenen Spitze eines Hügels, rings um ihn her, sitzend, stehend oder knieend, Frauen und Mädchen wie Genien der Abendröthe, und einige Freunde. Der Neumond, das duftige noch klare Firmament wie ein silberner Kahn durchgleitend, schien sich lächelnd zu wundern, daß die Sterne (liebliche Weibergestalten) heute nicht, wie sonst, im Äther, sondern unten auf der dunkelgrünen Erde leuchteten. Der ganze holde Kreis aber umgab den guten Helion wie seinen Mond, und freute sich in vielfach verschlungenen Gesprächen mit herzlicher Theilnahme seines wachsenden Dichter-Ruhms.

Viktorine war, wenn man ſich in Helions Lob zu überbiethen ſtrebte, gewöhnlich die Stillſte unter Allen, und wagte nicht, ihn laut zu loben, weil ſie ſeinen Werth am tiefſten fühlte, und ihre Liebe vor der Welt nicht verrathen wollte. Nur heute faßte ſie, von der allgemeinen Begeiſterung und vom Zauber der traulichen Stunde ergriffen, einen ihr ſonſt nicht eigenen Muth, und verglich Helions aufleuchtende Celebrität mit dem zunehmenden Mond über ihnen. Dieſe Äußerung durchfuhr Laidions Herz (ich getraue mich ſelbſt nicht, ſie anders zu nennen als ſie es jedesmahl haben will) wie eine Flamme, nicht der Liebe, ſondern der Eitelkeit, denn ſie konnte es nicht ertragen, daß ein anderes weibliches Weſen in ihrer Gegenwart brillirte oder nur zu brilliren ſchien. Ihren ganzen Witz aufbiethend, fuhr ſie jetzt heraus: »Der ſilberne Mond ſey für Helions Ruhm ein zu ſchwaches Bild, und, wer etwas Treffendes ſagen wolle, müſſe ihn mit der aufgehenden goldnen Sonne vergleichen. Jeder große Dichter, ſagte ſie, ſey eine neue Sonne, die am literariſchen und am Lebens-Himmel den Menſchen aufgehe und ihnen eine neue Schöpfung von Gedanken, Bildern und Gefühlen hervorzaubere. Das eben ſey das Wunderbare, daß ein neu aufſtehender

großer Dichter die jämmerliche Behauptung, Alles sey erschöpft und es lasse sich nichts Neues erfinden, wie eine abgebrannte Feuerwerk-Dekorazion niederwerfe, und hinter ihr eine Lichterscheinung aufsteigen lasse, worüber die Erstaunenden in Jubelgeschrei ausbrechen.« —

Das war nun eben nicht übel gesagt, aber Laidion trug es, nach ihrer Gewohnheit, mit so übertriebenem Pathos und so wenig verdeckter Absicht des Imponiren-Wollens vor, daß man darin mehr den Kopf der Schönrednerinn als das echte Gefühl der Gemüthlichen fand, und ihr folglich nur mit höflicher Kälte beistimmte. Sie aber konnte in ihrem Gleichnisse zu keinem Ende kommen, bis das Ganze lacherlich wurde. Helion selbst konnte sich nicht erwehren, die an Bombast gränzende Tirade von der ironischen Seite zu nehmen, wozu er überhaupt viel Neigung hatte. Er bemerkte daher mit scheinbarem Ernst, daß ein Dichter, der mit ausgezeichneten Beifall auftrete, mehr der untergehenden als der aufgehenden Sonne zu gleichen scheine. »Das erste Erscheinen eines poetischen Genies sagte er, — ist wie die untergehende Sonne, höchst brillant, gleich seinen ersten Werken selbst; ihr blendender Farbenschimmer ermattet dann allmählig mit den Jahren, bis er sich endlich in das dunkle

Abendgrau des Alters verliert. Die aufgehende Sonne taugt mehr als Bild eines ſchönen Talents, das ſich aus dem erſten unſcheinbaren Grau mit anglimmenden Farben allmählig hervorarbeitet, mit jeder Minute der bildenden Thätigkeit mehr Licht und Form gewinnt, und höher aufſteigt, bis es das ihm geſetzte Ziel erreicht hat. Die aufgehende Sonne hat in ihrem Weſen etwas Regelmäßiges, Einförmiges, dem Genialen entgegen geſetztes, will immerzu rings um ſich her Verſtandes-Aufklärung verbreiten, thut alles ſo abgemeſſen und ſtufenweiſe, und geht ſo behutſam und ſicher über die Erde — ſo ſcheint es wenigſtens — dahin; begegnet ihr auf ihrem Weg ein Gewitter, ſo verſteckt ſie ſich höchſt vorſichtig hinter den Wolken, läßts blitzen und krachen, und wenn Gefahr und Unruhe vorüber ſind, kommt ſie ganz majeſtätiſch wieder. Da lobe ich mir das aufgehende Genie und ſein Bild, die untergehende Sonne. Wie wechſelreich und tauſendgeſtaltig zeigen beide ſich! Sie wollen nicht kritiſch beleuchten und aufklären, ſondern begnügen ſich, alles in einen milden roſigen Zauberſchein einzuhüllen, und ſelbſt wenn wir wiſſen, daß Manches dabei Täuſchung iſt, ſo laſſen wir uns doch gerne von ihnen täuſchen, weil dieſe Täuſchung ſo

ſchön iſt, ja viel ſchöner als die glanzſtrahlende Wahrheit des Aufgangs. Der Sonnen-Aufgang und Verſtand nehmen mehr den Geiſt in Anſpruch, Untergang und Genie mehr das Gefühl und die Phantaſie. Die Pracht des Aufgangs läßt uns klar und ruhig wie der ſiegende Verſtand; die phantaſtiſche Lieblichkeit des Genies und des Untergangs wirkt auf uns mit dunkler Magie; und während die aufgehende Sonne uns die nüchterne Wirklichkeit vor das hellſehende Auge hinlegt, führen die untergehende und das Genie uns in das Reich der Träume und Ahnungen. Die aufgehende Sonne, ſag' ich weiter, ſchärft und ſpannt unſre fünf irdiſchen Sinne zum Beobachten und Forſchen, aber die untergehende und das poetiſche Genie ſchließen uns den innern Sinn auf. Die aufgehende Sonne handelt klug und vorſichtig, weil ſie Carriere machen will; darum geht ſie eine Art von krummlinigen Weg, geſchickt ausweichend, über der Erde gefahrlos hin. Die untergehende Sonne ſtürzt ſich mit genialer Kühnheit in die weſtlichen Donner- oder Lämmer-Wolken hinein, endlich gar in das Meer hinab, aus dem die Nacht, ein dunkles lichtſcheues Geſpenſt, erſchreckend vor dem in die Tiefe gedrungenen Glanz der brennenden Fluthen, ängſtlich herausſteigt, und, voll Schmerz

über den verlornen Wohnsitz im Abgrund, die verfinsterte Erde mit ihren Thränen benetzt.« —

Da Helion bemerkte, daß Laidion über die — theils wirkliche, theils scheinbare Ähnlichkeit seines Gleichnisses zuerst in Verlegenheit, dann in Verwirrung, endlich gar in Bewunderung gerieth, ließ er, zu ihrer totalen Niederlage, noch die letzte Mine springen, und bemerkte; man könnte auch sagen: die aufgehende Sonne sey die antike klassische Poesie, die untergehende die neuere romantische. Über diese Äußerung gerieth Laidion in Extase.

Der wilde Adalbert hatte dem ganzen ernsthaften Scherz, gegen seine Gewohnheit, ohne die geringste Störung ruhig zugehört. Er ahnte Heliens höhere Natur, fühlte sogar eine Art von Ehrfurcht gegen ihn, und wünschte zu denen zu gehören, die dem Geachteten naher standen. Darum ergriff er auch jede Gelegenheit, sich ihm beliebt zu machen, wobei er sich jedoch manchmahl verrechnete, indem sein ungezogenes Wesen den guten Willen irre führte. So merkte er jetzt wohl Heliens Ironie; aber nicht die Feinheit, mit welcher der Dichter seiner Gleichniß-Tirade einen Grad von blendender Wahrscheinlichkeit gab. Er glaubte, zur Unterhaltung beitragen zu müssen, trug aber dabei nach seiner Weise die Farbe zu stark auf, und

verglich die aufgehende Sonne mit einem prächtigen Staats-Galakleid, die untergehende mit einem Bergſchotten, nachher das Talent mit einem Ordensſtern, das Genie mit einem wirklichen Geſtirn, die klaſſiſche Poeſie mit dem Regenbogen, und mit der Äols-Harfe, die Romantik mit der Waſſerhoſe und der Windsbraut.

Durch dieſe zu derben Vergleiche merkte Thusnelda-Laidion endlich, daß ſie die Geſoppte ſey, und verließ, in Zorn auflodernd, die Geſellſchaft. Dem gutmüthigen Helion, der keinen Menſchen beleidigen wollte, war es ſehr unlieb, daß die Sache durch Adalberts Ungeſchicklichkeit eine ſo üble Wendung nahm. Er ſagte dem tollen Jüngling, der über die Wegeilende laut auflachte: »Sie haben ſich etwas unzart benommen!« Dieſer aber erwiederte: Warum denn? Es war ja recht luſtig! —

Achtzehntes

Schild.

Der ſilberne Mond.

Herzens-Krankheiten. Transparente Menſchen. Schildererſchlacht. Nächtliche Wanderung.

Helion und Viktorine ſtanden jetzt in der Blüthe ihrer Liebe. Wollte man die Schönheit und die ſtille Freudigkeit ihres reinen Innern bildlich verſinnlichen, ſo könnte man ſägen, die Herzen Beider ſeyen ſilberne Monde geweſen, die in der ätheriſchen Bruſt ſo wonnig leuchteten, daß der Quell ihres Rosenblutes wie Götter-Ichor ſprang, und ein geiſtiges Saitenſpiel himmliſche Melodien tönte. So entfaltete ſich Viktorinens holde Jungfräulichkeit in entzückender Lieblichkeit und Lilien-Anmuth. Jedes Wort, jede Bewegung trug das Siegel vollendeter Grazie; ihre Augen-

sterne waren Liebe und Unschuld. Helions beglückter Genius schwang sich zu seiner Kulminazionshöhe. Es schien, als sey er einige Zeit ein Gast im hohen Olymp gewesen, und trüge, vom Wohnsitz der Götter zurückgekehrt, das Geheimniß seiner Seligkeit im Busen verschlossen. Seine begeisterte Phantasie glich einem reichen Zaubersaal, aus dem er poetische Bilder wie Edelsteine von den verzierten Wänden herabnahm.

In diesem Verklärungsstande erhielt er eine Einladung nach der Stadt, die er nicht zurückweisen konnte, denn Theodors wackere Gattinn feierte mit vollem Herzen ein Fest ihres Gatten, der ihr das Liebste auf der Welt war. Theodor besaß Helions innigste Hochachtung, denn er verband die trefflichsten Geistesgaben mit seltenen Vorzügen des Gemüths. Dazu war Helion mit dem ausdrücklichen Beisatze: »das Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen« — dringend gebethen. So trennte er sich denn von Viktorinen mit der Versicherung, daß er im häuslichen Feste der glücklichen Liebe nur einen Spiegel von ihrer Zukunft sehen werde.

Das Fest wurde in einem schönen Garten, der auf einem Walle der Stadt lag, an einem hellen Vollmond-Abend gefeiert. Lust und

Jubel erwärmten jedes Herz, beflügelten jeden Geist. In das Feuer der lebhaften Gesellschaft wie eingetaucht, glich Helion einem glühenden Stahlkolben, in einem Punschnapf gesenkt. Er sprühte Funken, und wurde durch die von Allen ihm gezeigte liebevolle Theilnahme immer glühender und gesprächiger. Eine etwas sentimentale Frau wendete das Gespräch auf das Herz, und äußerte, sie wünsche einmahl darüber improvisiren zu hören.

Durch ein kleines Mißverständniß glaubte ein anwesender Arzt, die Dame wolle ihn auffordern, und voll guten Willens schickte er sich sogleich an, eine gründliche Abhandlung zu halten. Helion wußte ihm das Thema schlau zu entwenden: »Das Herz ist als Gegenstand der Gelehrsamkeit, das traurigste Ding in der Welt, nämlich nichts anders als ein — nicht an edlen Empfindungen — sondern an Blutgefäßen reicher, nicht durch seinen Werth — sondern durch sein Gewicht zehn bis zwanzig Unzen schwerer Muskel. Interessant wird das Herz nur, wenn wir es als etwas betrachten, was es nicht ist, und zwar als etwas, das gar nichts ist, nämlich als ein Sinnbild von etwas, das es seyn soll, nämlich als einen in der Brust wohnenden phantastischen Dämon, der Gewitter von Haß und Liebe,

Stürme von Entzücken und Schmerz erregt. Dieses allegorisch-magische Wesen, ein Inbegriff der kontrastirendsten Sonderbarkeiten, hat die merkwürdige Eigenheit, daß es fast nie gesund ist, und sogar äußerst selten gesund seyn will. Auffallend aber ists, daß die Krankheiten und Fehler dieses sogenannten Herzens (man betrachte es nun ärztlich als einen Fleischklumpen, oder sentimental als eine unbegreifliche Zaubermacht) in beiden Fällen die nämlichen sind. Der geehrte Herr Doktor erlaube mir, in seine Rechte einen Eingriff zu thun, und nur einige Krankheiten und Fehler, die mir als Laien eben einfallen, zu paralellisiren, z. B. Schlaffheit des Herzens und das Gegentheil, die zu große Straffheit; daher im ersten Fall Stockung des trägen Blutes und der trägen Empfindungen, im zweiten Widerstand gegen den Andrang des Blutes und der Empfindung. Weiter: Überreiz und Mangel an Reizbarkeit; bei dem ersten zu schneller und zu starker Strom des Blutes und der Empfindung, Fieber und Entzündung, beim zweiten Erkältung und Erstarrung. Ferner: Widernatürliche Erweiterung des Herzens, endliches Bersten; so dehnen manche Menschen ihr Herz, in das sie fort und fort aufnehmen, so aus, daß sie so Vieles lieben, bis sie eigent-

lich vor Menge gar nichts mehr lieben und nur ein aufgelöſtes Liebeln im übermäßig ausgehohlten Raum oder vielmehr Abgrund gehaltlos vertragen. Die Griechen liebten ihr Vaterland, alles fremde hieß ihnen Barbar; ihnen gleicht das tieffühlende Weib, dem jeder fremde Mann als ein — cultivirter — Barbar erſcheint, weil ihr Herz nur für den Einen Raum hat, wogegen das bodenlos kranke Herz moderner Damen und Galans nicht nur für ein Acceſſorium, ſondern für ein ganzes verſchiedenes Geſchlecht überflüſſigen Raum findet. — Noch glaube ich auch von einer Herzenskrankheit, die Waſſerblaſen, etwas gehört zu haben. Gibt's nicht Menſchen, die eine eigene Kunſt haben, dem Gemüth Wortblaſen anzuſetzen, die, im Munde zerſpringend, andern jede Empfindung verwäſſern? — Gibt's nicht eine eigene Mißbildung und verkehrte Lage des Herzens? — Ach! wie manchem Menſchen ſcheint ein verdorbenes Herz angeboren zu ſeyn! — Und dann: ein widernatürlicher Übergang des Herzens.

O wie viele Herzen ſind mit Goldplatten des Eigennutzes, Schlangenhäuten der Falſchheit, Fett des Egoismus, u. d. gl. überzogen Und zuletzt gar die ſchauderhafte Verknöcherung des Herzens! Kaums etwas Entſetzliche-

res geben, als ein petrifizirtes Herz? — Ja, sagte der wackere Doktor mit Nachdruck, es gibt noch eine entsetzlichere Herzenskrankheit: »Geschwüre des Herzens — Verbrechen und Laster, — die stets unheilbar-tödtlich sind.« — Diese Äußerung ergriff jeden in der Gesellschaft so schaudervoll, als wäre das eiserne Fatum oder die strenge rächende Nemesis plötzlich eingetreten. Helion selbst fühlte sein Innerstes durchbohrt, und die Möglichkeit, daß Viktorine nicht sey was sie scheine, oder in der Folge entarten könne, stieg vor ihm wie ein böser Nachtgeist auf. Ein giftiger Nachthauch blies ihn in diesem Augenblicke an, als wölle er den, vom Fest und von der Liebe exaltirten Jüngling zum Todes-Opfer weihen. Er aber, hinblickend auf das mit Herz und Geist vermählte Paar, ergriff den Schreckensgedanken wie Herkules die Wiegenschlangen, und drängte ihn zurück. Begeistert von der Idee, daß heute das Fest der sich selbst verklärenden Liebe gefeiert werde, ermannte er sich, und sagte mit edelheiterer Begeisterung: »Sey das Herz nun auch wie es sey, dem Guten und Schönen muß es schlagen bis zum letzten Augenblick des Lebens. Darum schlagen hier Aller Herzen dir, Theophania, die mit Liebesgluth die Würde der Frau, und dir,

Theodor, der mit erotiſcher Jünglingswonne den hohen Mannesernſt der Thatkraft vereinigt, heute ſo, wie ſie bis ans Ende unſrer Tage ſchlagen werden; mein Herz aber ſtellt ſich gar transparent dar. Es gibt ja ſogar ganz transparente Menſchen; warum ſolls nicht auch transparente Herzen geben können? Ein gutes reines Herz gleicht einem ſchönen, in Öhl getränkten Gemählde; wird das Licht der Liebe oder der Freundſchaft dahinter geſtellt, ſo gibt es einen entzückenden Proſpekt. Und ſo zeigen unſer Aller Herzen heute bei dieſer zweifachen Beleuchtung ein Lebensparadies, das der Menſch durch die beiden Gottesgaben Tugend und Vernunft ſich ſelbſt ſchaffen kann.« —

In dieſem Paradieſe ſpiegelten ſich jetzt die freudeſtrahlenden Augen einer Geſellſchaft von Glücklichen in einander, und die Exaltirten trennten ſich ſpät mit der wiederholten wechſelſeitigen Verſicherung: »Dieſe Welt ſey ohne Zweifel die beſte!«

Exaltirter als alle Übrigen ging Helion weg, begleitete noch einige Perſonen, die ihm beſonders werth oder angenehm waren, nach Hauſe, ſprach viel und lebhaft, und exaltirte ſich dadurch immer mehr. Der Mond ſtand ſo leuchtend hell am Himmel, als wollte er der alten mürriſchen Nacht im ſilbernen Halb-

zwölf die Bank ſprengen; dieſe ſuchte ſich aber an dem Sonnennachdrucker und poetiſche Katzenſilber-Fabrikanten dadurch zu rächen, daß ſie ihm mehrere kalte Nordhauche, die im Anfang des Winters vom Frühling zurückbleiben wie die böſen Nachzügler hinter einem großen Kriegsheer, ins Geſicht blies.

Leider erfuhr Heliens Körper, reizbar und etwas ſchwächlich, von dem ſchädlichen Einfluſſe der feindſeligen Nacht, mehr als der bedrohte Mond; in ſeinem überſpannten Zuſtande nahm er aber die übeln Eindrücke auf, ohne ſie gewahr zu werden. Schon hatte er von dem letzten der nach Hauſe begleiteten Geſellſchaft Abſchied genommen, und ging jetzt allein über den Stephansplatz. Das ungeheure gothiſche Kirchengebäude mit ſeinen Rieſenthurm ſtieg wie ein Geiſt der Vorwelt zum nächtlichen Himmel empor, indem es zugleich den Schlagſchatten ſeiner Größe wie zürnend über den Augenblick irdiſcher Gegenwart hinwarf.

Während Helion vor der hohen Wölbung des ſpitzig gerundeten Halbthors, von dem erhabenen Nachtſtück ergriffen, mehrmahls mit ſtarken Schritten auf und nieder ging, höb der kalte Wind ſich immer lauter und ungeſtümmer, und warf insbeſondere die, über den Kaufläden hangenden Schilder empor und gegen einander

daß ſie klirrten, ſchwirrten, raſſelten und ſiöhnten.

Da fühlte ſich Helion von dem unheimlichen Weſen wunderbar ergriffen, und er glaubte eine Geiſterſchlacht zu ſehen. Auf der mondhellen Seite ſchienen die leuchtenden Aushängſchilder, wie trauliche Genien der Gegenwart, doch muthig in ihrer Kraft, leuchtend einherzuſchweben; ihnen gegenüber traten die ſchwarzen Schlagſchatten wie koloſſale Ritterſchilder graunhaft hervor, als ob ſie aus dem, den Dom einſt umgebenden Kirchhofe aufſtiegen. Selbſt das melancholiſche Läuten der Schafheerde, die — der Sage nach — einſt auf dieſem Platz ſtand, ſchien ihm ein dumpfes Grablied mit Todesklängen zu ſeyn. Schon rückte das windbewegte Licht- und Schattenheer gegen einander. Die Geiſterſchlacht begann. Alte und neue Zeit ſtanden im Kampfe. In wilde Verwirrung gerieth Helions Phantaſie, wie er, von Froſt ſchaudernd, beide Heereszüge durchrannte. Da trat der Mond aus einer weggeflogenen Wolke wieder hervor, und mit ihm Ruhe in Helions ſtürmiſch bewegte Bruſt. Der friedliche Mond erſchien ihm wie eine Verklärungsgeſtalt, als ein, allen Lebensſtreit ausgleichender Geiſt des Friedens.

Mit der Beruhigung ſich neu geſtärkt und

muthig fühlend, beſchloß er noch in der Nacht nach ſeiner Dorfbehauſung zu gehen, und ſchritt ſogleich raſch fort durch grellen Wechſel von Nachtdunkel und Mondlicht. Lange ging er dahin in der tiefen Stille; ausgeſtorben und öde die Straßen; kein Laut, kein lebendes Weſen kam ihm entgegen. So viele Bewegung in ihm, ſo viele Ruhe rings umher; nur Schatten und Licht blieben, wie Schmerz und Freude im Leben, ſeine treuen Gefährten. Jetzt trat Abſpannung ein, mit ihr krankhafte Wehmuth und banges Verzagen am gehofften Glück; geheime Schauer durchfröſtelten den einſamen, wie von aller Welt ſich verlaſſen fühlenden Wanderer. Endlich vernahm er Glockenſchläge, es war drei Uhr des Morgens. Jetzt begann das erwachende Leben ſich zu regen. Er hörte Schritte; dunkle Geſtalten, kaum erkennbar, näherten ſich, der Arbeit mühſames Tagewerk vor Tages-Anbruch beginnend. Schwere Hammerſchläge ſchollen vom Ambos, und aus dem Schwarzgrau ſprühten die Eiſenfunken der glühenden Eſſe. Endlich hatte Helion die Wälle der Stadt hinter ſich; ein kühles Luftmeer wogte ihm entgegen, und über den ernſten Gipfeln der dämmernden Berge blickten die Geſichter rother Wolken neugierig auf die Erde herab. Wie endlich der ſanfte Purpur in blen-

dendes Gold überging, wurde auch Helions Inneres wieder licht und freudig, und mit der ſich emporſchwingenden Sonne ging auch die ſtrahlende Hoffnung in ihm auf. Als jene in ihrer vollen Herrlichkeit da ſtand, hatte er den Landſitz erreicht, deſſen vierfüßiger Thorwächter den Müden freundlich wedelnd empfing. Helion warf einen Kuß nach Viktorinens Fenſter, und ſprach leiſe:

Gute Nacht!
Der Tag erwacht.
Dieſen Kuß,
Zum Morgengruß!
Mond und Sonne, Fried' und Freude,
Bring ich dir zum Brautgeſchmeide.
Rein wie Mond, wie Sonne warm,
Ruh' dem Glück der Lieb' im Arm!

Unter dieſen Worten ſtieg er, wachträumend, auf ſeine Dach-Terraſſe.

Neunzehntes

Schild.

Die drei Afrikaner.

Natürliche Masken. Die häßlichen Doppel-Mohren, als Liebhaber der Grazien.

Indem sich Helion spät zur Ruhe begab, erwachten die übrigen, sehr zahlreichen bittersüßlichen Gäste eben so spät. Der einschlafende Helion dachte an Viktorinen, die erwachende Viktorine an Helion; die Andern aber sämmtlich an den maskirten Ball des heutigen Abends, den Herr und Madam Bittersüß zur Feier der tollen Ankunft des wilden Adalbert gaben, und zur Entschädigung für das von ihm unterbrochene Tanzfest.

Helion schlief ein paar Stunden ruhiger als gewöhnlich; dann erwachte er aber auch so

neubelebt, als hätte er eine ganze Nacht wie ein gesundes kräftiges Kind verschlafen. Der Genius des Lebens führte ihn zur Rosenflur der Liebe, das heißt, zur geliebten Viktorine. Sie hörte ihm freudig zu, als er ihr das Fest beschrieb voll Lust und Liebe, noch freudiger, als er ihr seinen Nachtwandel bis zum Sonnenaufgang erzählte, denn der Aufgeregte schilderte so gut, daß er selbst noch einmahl den magischen Weg ging, und Sie mit ihm. Nach der Erzählung aber — befiel ihn, so sehr er sich dagegen sträubte, der Schlaf, und zwar so mächtig, daß er das Mittagsmahl und den Maskenball verschlief.

Der Maskenball fing lustig an, und alles ging unter einander. Verkleidete Liebhaber unter den Honoratioren und eigentlichen Gästen gab's in Menge, noch mehr aber der ungeladenen Gäste, die aus dem Dorf herbeiströmten, weil der wilde Adalbert das Gerücht verbreitet hatte, es sey heute Freiball und allgemeiner Einlaß. Herr Bittersüß ärgerte sich darüber gewaltig, verbiß aber seinen Ärger, um recht popular zu scheinen; nur wenn er einige derbe Rippenstöße bekam, brach der Ärger wider Willen plötzlich aus. Madame Bittersüß aber that bei diesem Gräuel nichts als — schwitzen und aufseufzen: Das ist nicht auszuhalten! — Sie

hatte aber auch nicht unrecht, und ich sag's aufrichtig, daß mir solche Tanz- Dampf- und Wuth- Getümmel selbst sehr zuwider sind.

Herr Bittersüß zerbrach sich den Kopf, um manche Maske zu errathen, die er blos deshalb nicht errieth, weil er seinen Scharfsinn zu viel mortifizirte, und da eine Maske enträthseln wollte, wo keine Maske — sondern die wahrhafte natürliche Gestalt sich zeigte, wie z. B. der Schulmeister, der Nachtwächter, der Fischer, die Küchengärtnerinn u. dgl. Er selbst ging als Apollo herum, mit einem goldgewirkten purpurnen Talar und einem Saitenspiel, so klanglos als er selbst. Er hatte diese Maske eigentlich aus Desperazion genommen, damit das Prachtgewand nicht umsonst gemacht sey, nachdem die Akademie der Künste und Wissenschaften, für die es zur mythologischen Präsidenten-Charge vom Theaterschneider gedichtet war, schon an der dritten Sitzung wie an einer angebornen Krankheit verschieden war.

Hillmars Töchter wurden freundlich gezwungen, als die griechischen Grazien zu erscheinen, denn Madame Bittersüß hatte sich's in den Kopf gesetzt, als Venus zu paradiren. Das konnte sie auch thun, und es war eigentlich in Hinsicht auf die zwei Hauptbestandtheile der Venus: Schönheit und Jugend, wenig gegen

ſie einzuwenden. Ich ſelbſt muß ihr recht geben, denn was pro primo die Schönheit betrifft, ſo brauchte ſie der ſchönen Göttinn nicht nachzuſtehen; ich habe ſogar auf Gemählden und Kupferſtichen insbeſondere, manche viel häßlichere Venus geſehen, vor der mir alle Liebesgedanken vergingen. Pro secundo quoad Jugend, ſo wiſſen wir ja alle recht gut, daß die Venus, wenn ſie jetzt noch lebte, viel — viel älter wäre als die Madame Bitterſüß.

Den drei Grazien ſtellte ſich aber, nachdem ſie kaum dreimahl durch den Saal gegangen waren, eine wunderbar kontraſtirende Erſcheinung entgegen — drei kohlrabenſchwarze Afrikaner. Funkelnd wie Könige von Gold, Edelſteinen und rothem Tuche, machten ſie den helleniſchen Huldgöttinnen etwas fremdſittige Komplimente, und führten endlich mit ihnen eine Art von negativer Quadrille auf, die ein Mittelding zwiſchen einer afrikaniſchen Menuette und einem deutſchen Walzer war.

Nach geendigtem Tanz, der allgemeines Auf- und Zuſehen erregte, und durch ſeine ſeltſame Beweglichkeit alle andere Gäſte zu unbeweglichem Stillſtand brachte, trat der bitterſüßliche Apollo mit nichts ſagender Artigkeit dazwiſchen, und erſuchte die ſtrahlenden Nacht-Potentaten in gar ſcherzhaften Ausdrücken, den

Zweck ihrer ſo weiten Reiſe kund zu thun. Die Mohrenkönige erklärten hierauf mit ſehr fremdartigen Geberden und im gebrochenem Deutſch, ſie ſeyen als Mitwerber um die, von der bitterſüßlichen Akademie ausgeſetzten Preiſe gekommen, und hätten zu dieſem Ende eine Quinteſſenz von ägyptiſcher Myſtik in kryſtalliſirten Klangformen bei ſich.

Dem Herrn Bitterſüß war dabei übel zu Muthe, denn er wollte den nicht verſtandenen Spaß witzig repliziren, ohne Witz zu haben, und ſtand daher da — um es nur gerade heraus zu ſagen: Ut iniquae mentis asellus, auf gut deutſch: wie ein Eſel dem's nicht recht zuſammen geht. Er ſchlug indeß noch einen recht guten Weg ein, ſubſtituirte dem Witz die Artigkeit, und bat die Herren unter vielen Komplimenten, ſich gefälligſt zu demaskiren, um das Vergnügen und die Ehre ihrer Bekanntſchaft zu haben. Die edeln Mohren ließen ſich nicht lange bitten, ſondern zogen ihre ſchwarzen Larven von Geſicht und Hand ab, und zeigten ſich nun erſt — eben ſo ſchwarz als mit der Maske, folglich als eigentliche Mohren. Wie? ſagte Herr Bitterſüß, von einem erſtaunenden Kreiſe umgeben, — wie? ſie ſind nicht weiß? — Nein! — erwiederten ſie, — die Mohren ſind ſchwarz! — Und Herr Bitterſüß,

höchſt betroffen, rief aus: Alſo eigentliche — Mohren? ſo, was man Mohren heißt, Mohren im wahren Sinn des Wortes? Ich meine: Mohren wie die Mohren ſind und ſeyn ſollen? — Ja, mein Herr! — ſcholls von drei Zungen.

Da wurde Herr Bitterſüß zornroth, und ſagte: »Eigentliche Mohren? Da ſeyd ihr alſo Sklaven, nichts als Herrſchafts-Mohren! Wißt ihr, daß dieſes ſehr beleidigend iſt? daß die Dienerſchaft in mein Haus und zu meinen Feſtins keinen freien Zutritt hat? — Fort demnach ihr wirklichen Mohren, fort!« —

Da ſtürzten ihm die armen Neger zu Füſſen und umſchlangen ſeine Knie in flehender Stellung. Dieſe Huldigung wollte ihn beinahe rühren; er rief den geſenkten Mohrenköpfen zu: »So ſteht doch auf! verſteht ihr mich?« — Und die Mohren ſtanden auf, und erhoben ihre Geſichter, und ihre Geſichter waren nicht mehr ſchwarz, ſondern weiß, und das eine Geſicht gehörte dem wilden Adalbert, und das andere dem Freiherrn von Hollau, und das dritte war Lichtheims Eigenthum, den Laidion ſo lange quälte bis er, um nicht vor Ärger ſchwarz zu werden, ſein Geſicht aus Verdruß ſchwärzte. — Jetzt lachte Herr Bitterſüß ſo herzlich, als es ihm möglich war, und verſicherte, »die ſchwarze Geſchichte ſey recht plaiſirlich!«

Adalbert dagegen erklärte, es freue ihn ganz kanibalisch, den klugen Pflege-Papa so getäuscht zu haben. —

Indeß verloren sich nach dem Spaße, da es schon gegen zwei Uhr ging, mehrere Gäste, unter diesen auch die Hillmariden.

Zwanzigſtes

Schild.

Die Mahagony Taſſe.

Feſtivitäten-Sucht. Zwei Hochzeiten auf Einer Kaffee-Taſſe.

Alle dieſe Feſte nannte Herr Bitterſüß — (obſchon ſie mit dem Frühling, außer der gleichen Zeit, nicht das geringſte gemein hatten) — Frühlingsfeier. Weil er aber bemerkte, daß der Frühling ſchon zu Ende ging, hielt er es ſelbſt für unſchicklich, die Frühlingsfeier länger fortzuſetzen. Um jedoch der langen Weile — wehmüthigen Angedenkens — durch die Einſtellung der Feſtivitäten nicht etwa Thor und Thür zu öffnen, beſchloß er, ſogleich etwas Anderes zu ſubſtituiren. Herr Bitterſüß gehörte zu jenen Menſchen, bei denen der Name die halbe Sache iſt, und die ſich einen

ſchönen Gegenſtand ohne einen ſchönen Namen gar nicht denken können, woher es denn rühret, daß ihnen auch manches Nichtſchöne blos deshalb gefallt, weil es einen ſchönen Namen hat; ferner, daß ſie oft, wenn ſie den Namen finden, die Sache ſelbſt ſchon zu haben glauben.

Herr Bitterſüß dachte lange nach, um einen Univerſaltitel für eine neue Suite von Feſten zu finden, und kam — durch den Fingerzeig eines Zeitungsblattes — endlich darauf, daß die Benennung: Vermählungsfeſte, gar ſchön klinge. Zum Unglück aber gabs zwiſchen Lichtheim und Laidion ewige Spannungen, wogegen Serena und Hellau zwar in beſter Eintracht lebten, ſich aber mit der Hochzeit-Verkündung Zeit ließen. Herr Bitterſüß beſchloß die Eheſtands-Geſchichte dieſer beiden Paare zu betreiben, und that dieß anfangs nur unter der Hand, ungefähr wie die Heirathsangelegenheiten gekrönter Häupter zuerſt in den Kabinetten negozirt werden; weil man aber ſeine diplomatiſche Feinheit nicht bemerken wollte, erlaubte er ſich liebenswürdige Sticheleien. Als auch dieſe nicht wirken wollten, beſchloß er, einen Haupt-Coup auszuführen, und zwar noch vor dem letzten Akt der heutigen Ballnacht.

Schon verrieth die Dämmerung ihre zärt-

lichen Empfindungen gegen den von der Antipoden-Reise zurückkommenden Tag durch ein leichtes Erröthen, als Herr Bitterſüß eine Geſellſchaft von Auserwählten in ein Kaffeezimmer zuſammentrieb, wo Madame Bitterſüß auf einem Sopha lächelnd präſidirte. Die Taſſe mit den aromatiſch duftenden Schalen hatte die Geſtalt eines zierlichen flachen Schiffes, aus dem ein Luftballon emporſtieg, der die Zuckerbüchſe war. Herr Bitterſüß ſelbſt ließ ſichs nicht nehmen, den im halben Kreiſe ſitzenden Damen die liebliche Moccafrucht zu präſentiren. In dem Augenblick aber, als Laidion und Serena nach ihren Schalen langten, raſſelte etwas in dem Schiff, und plötzlich flog, unter vielem weiblichem Schrecken- und Luſt-Geſchrei, ein bildſchöner Amor bis an die Spitze der Segelſtange empor, auf welcher er ſitzen blieb, und in jeder Hand einen roſenfarbnen Zettel hielt. Der eine verkündigte die bevorſtehende Vermählung Serena's mit dem Freiherrn von Hollau, der andere Laidions mit Lichtheim, in gereimten hochzeitlichen Glückwünſchungs-Verſen. Laidion ſprang zuerſt auf, las voll Neugierde, und los den für Serena beſtimmten Hymenäus mit lauter Stimme, ja ſogar mit einer Art von Schadenfreude, Serena's Verhältniß ſo öffentlich preisgegeben zu

ſehen. Serena ſelbſt aber war zu betroffen, und auch zu gutmüthig, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie war im erſten Schrecken wohl gleichfalls aufgefahren, um zu ſehen, ob Laidion wahr leſe; als ſie ſich aber ſchon bei den erſten Worten von der Wahrheit überzeugt hatte, ſetzte ſie ſich, beſchämt erröthend, ſchnell nieder, und ihre Schale ſchweigend auf den Tiſch, wobei ſie nicht einmahl den zugleich verblüfften Freiherrn anſchaute. Dieſer aber ermannte ſich eben ſo bald als Lichtheim, und beide laſen nun, in komiſcher Haſt, des letztern nahe Verbindung mit Käthchen = Thusnelda = Laidion.

Man lachte viel, und — wie der Scherz im Leben gar oft ſehr ernſtliche Wirkungen hat — in den zwei belachten Eheſtands = Kandidaten reifte der Entſchluß, den Vermählungsprozeß möglichſt zu beſchleunigen, um nicht als moderne Sinnbilder der zehnjährigen Belagerung von Troja zu erſcheinen. Hollau wandte ſich rechts an Hillmar, Lichtheim links an den Hofrath Riſach mit der Bitte um huldreiche Beſtimmung eines nahen Hochzeittages. Der erſte überließ ihn gerührt, der zweite ſehr freudig dem Brautwerber. So hatte der Luftballon = Zuckerbüchſen = Amor ſeine Schuldigkeit gethan. Laidion verneinte ſcherzhaft, Serena

umarmte die beiden Schweſtern zärtlich, als wären ſie der Bräutigam; Madame Bitterſüß gratulirte mit einfallendem Chor, während Herr Bitterſüß vor Entzücken über die neuen Feſte jubelte. Da ſtrahlte die aufgehende Sonne zu den Fenſtern herein, als wollte ſie die zwei erklärten Bräute verklären.

Ein und zwanzigſtes

Schild.

Der Erzherzog Carl.

Angelegene Gemählde-Liebhaberei. Oeſterreichs jetzt lebende Mahler: Ender. Gabel. Höchle. Kraft. Kuppelwieſer. Meßmer. Petter. Rueß. Scheffer. Schödelberger. Schnorr. Steinfeld. Waldmüller.

Nur der ſchöne Schmerz kann in Thränen lächeln; im wildeſten Getümmel der Schlacht bleibt des Feldherrn Geiſt beſonnen, und mitten im taumelnden Flug heftet der Schmetterling ſich an die herrliche Blume, der Adler ſeinen Blick auf die Sonne. Luſtiger Knabe, Humor! du Frühlingsgeburt des Gemüths und der Phantaſie! kleide dich jetzt in ein Feiergewand, und tritt opfernd an den Altar der Größe, die nicht nur bewundert, ſondern auch geliebt wird, und preiſe den Erlauchten, deſſen

Blame nun wie ein Stern vor dir leuchtet! Und befällt dich etwa mitunter dein schalkhaftes Wesen, so entschuldige dich vor dir selbst und vor der Welt damit, daß die Verehrung sich mit Heiterkeit verträgt, wie der strahlende Äther mit dem sanften Wiesengrün.

Herr Bittersüß war allerdings sehr erfreut über die Aussicht zu neuen Festen; als er aber am nächsten Tage die Sache im Detail überlegte, fand sich, daß er eigentlich nicht wußte, was zu thun sey. In einer Art ungefährlicher Verzweiflung ging er zu Helien, gestand aufrichtig, daß ihm der Verstand still stehe, und bat um guten Rath: »wie denn hier etwas Neues anzubringen sey! — Ach! sagte er wehmüthig; wir haben ja schon alles erschöpft — und zwei Hochzeiten stehen vor der Thür! Was soll man anfangen?« — Lieber Leser! Mir thut leid um den guten Mann; ich kann ihm aber nicht helfen, und muß ihn in seiner Verlegenheit lassen, denn mich beschäftigen jetzt wichtigere Dinge, nämlich die Doppel-Hochzeit, die wohl sehr bald vor sich ging, aber so heimlich, daß Herr und Madame Bittersüß ganz erstaunt da standen, als die zwei Paare, die eines Tags um acht Uhr früh nach der

Stadt gefahren waren, um zwölf Uhr Mittags als Eheleute wieder zurück kamen. Ich könnte von dieser Geschichte sehr viel Umständliches und Angenehmes erzählen, unterlasse es aber deshalb, weil die Ehe leider nur gar zu oft bald einem schönen Sommer-Morgen gleicht, auf den schwere Gewitter folgen, bald einem rein gestimmten Instrument, dessen Saiten nachlassen und falsch klingen, bald einem zierlich gearbeiteten Trinkglas, das zerspringt, weil zu heißes Getränk hinein-gegossen wird, oder gar auf den Boden fällt und zerbricht, oder wenigstens entstellende Scharten bekommt. Ich will daher das Entzücken und die Rührung der Neu-Vermählten nachträglich erst dann beschreiben, wenn ich erfahren habe, ob das Glas nicht etwa gar schon im Gusse zerplatzt ist. Ich gestehe aufrichtig, daß ich bei keiner Hochzeit ohne Sorge bin. — Herr und Madame Bittersüß hingen sich an die jungen Eheleute, die am Abend abfuhren, um dem wilden Getümmel zu entkommen, so klettenartig an, daß diese endlich versprachen, nach drei bis vier Wochen wieder zu kommen. Sie hielten auch ihr Wort pünktlich, weil Herr Bittersüß sie halb mit Gewalt wieder auf sein Landhaus bringen ließ, mit der bescheidenen Versicherung, daß er sie nicht länger als acht Tage bei sich

feſthalten wolle, um ihnen die gebührenden honneurs zu machen.

Während ihrer Abweſenheit hatte Helion den guten Präſidenten der verſtorbenen Akademie auf einen beſſern Gedanken gebracht, den aber bald ein abſurder von Adalberts Seite verdrängte. Der gute beſtand darin, daß Helion ihm in einer guten Stunde zuerſt begreiflich machte, wie viel Geld er auf Dummheiten hinauswerfe und wie viel geſcheiter er die großen Summen verwenden könne. Herr Bitterſüß ſtutzte, und kam nach langem Überlegen endlich mit der Frage heraus: »Wie meinen Sie das? Es ſcheint in dem, was Sie da ſagten, etwas Wahres darin zu liegen. Erklären Sie ſich deutlicher! Ich verehre zwar die Myſtik in der Kunſt, aber im Leben paßt ſie nicht überall hin. Sprechen Sie, mein Lieber!« — Jetzt rückte Helion mit verſchiedenen Vorſchlägen heraus, die ihm ſchon lange am Herzen lagen. Der erſte beſtand darin, daß er eine feurige Rede über die Mahlerei hielt, über die Genialität der Mahler und über die Herrlichkeit der Gemählde. Dem Herrn Bitterſüß ſchien dieſe Tirade wie eine farbenleuchtende Feuerwerk-Dekorazion aufzuſpringen, und er rief mit einer Art von anſtändiger Begeiſterung: »Ei! Ei! Was Sie da ſagen! Das wä-

re ja etwas ganz Neues! Ich habe — parbleu! — wahrhaftig noch keine Gemählde-Gallerie, die doch jeder Mann von Geschmack und Geld haben soll. Recht, mein Lieber, sehr recht! Glauben Sie aber, daß ich in der Mahlerei nicht zu Hause bin? O da irren Sie! Ich will Ihnen alle großen Mahler an den Fingern herzahlen.« —

Herr Bittersüß hatte nun einmahl Feuer gefangen, und versicherte, er sey fest entschlossen, eine Gemählde-Sammlung so geschwind als möglich beizuschaffen, die aber aus lauter Meisterstücken bestehen müsse. »Ja — rief er mit etwas erhabener Stimme — damit Sie mich besser kennen und meine Universalität schätzen lernen, und damit ich es nur kurz sage: ich muß Raphaele, Corregio's, Tiziane, Rubense, Claude-Lorrains, Salvator-Rosas, Giulio Romano's, — und wie die Teufelskerle weiter heißen, die Alle — sag' ich Ihnen — die Alle muß ich haben.« —

Helion billigte den löblichen Entschluß, bemerkte aber dabei, daß er damit doch nicht ganz einverstanden sey. — Herr Bittersüß stutzte neuerdings und bat wieder um nähere Erklärung. Helion sagte: die Meisterschaft aller der Mahler, die Sie da genannt und nicht genannt haben, bewundere ich nicht weniger

als Sie ſelbſt es thun; allein ſie ſind — todt, alle zuſammen manſetodt. Dagegen gibt's heute zu Tage Mahler, die noch lebendig ſind, und zwar in Öſterreich lebendig, — ja, Mahler, von denen auch die Nachwelt mit feuriger Zunge lobpreiſend reden wird. Dieſe müſſen erkannt, gewürdiget, unterſtützt und aufgemuntert werden; dann wird auch aus dem Schoos der Gegenwart mancher ebenbürtige Genoſſe jener unſterblichen Todten hervor gehen, dem zu ſeiner Vervollkommnung nichts fehlt als ehrende Anerkennung und gebührende Bezahlung ſeiner Werke. Jene großen Mahler findet man ohnedieß überall; kaufen Sie alſo lieber neue Bilder jetztlebender Künſtler! Ihr Saal werde ſchön verziert mit Meiſterſtücken von Göbel, Höchle, Krafft, Schnorr, Scheffer, Petter, Steinfeld, Kuppelwieſer, Ender, Rueß, Schödelberger, Mößmer, Wutky u. d. gl. Das ziemt einem reichen Manne, wie ſie einer ſind, einem Manne, der nicht blos reich an Geld, ſondern auch an Geiſt und edlem Ehrgeiz ſeyn will! —

Herr Bitterſüß hörte mit ſteigendem Beifalle zu, und gab Helion die Vollmacht und den dringenden Auftrag, Gemählde über Gemählde für ihn zu kaufen. Helion war nicht träge, und bald prangte ein ſchöner Saal voll

erlesener Werke. Ob sie noch heute dort anzutreffen sind, weiß ich nicht, daß sie aber wirklich existiren, das unterliegt keinem Zweifel. Ich beschränke mich daher nur auf einen kurzen Bericht über diejenigen Bilder, die — wenn sie nicht wirklich dort waren, doch wenigstens hätten dort seyn sollen. Ich nenne zuerst Krafft's Siegesschlacht von Aspern, ein Gemählde voll Leben und Tod, voll Einheit in der reichsten Mannigfaltigkeit. Zurück das Gewoge muthentflammter Kriegesschaaren, im Vordergrund der Lenker der Schlacht, Erzherzog Karl, der Held, von Heldenführern umgeben. Auf Ihn, der die Seele des Ganzen ist, fällt auch die volle Beleuchtung, daß Er eben so strahlend erscheint, als dieser Tag selbst in Österreichs Annalen. Nicht minder verherrlichte Höchle sich durch sein Gemählde des Übergangs der verbündeten Heere über die Vogesen im Jahre 1815, wenn auch leider! vor der Hand nur noch Skizze.

Wie ergreifend steht in Gsbels Farbendichtung voll Geist und Wahrheit des gottbegeisterten Moses Ehrfurcht gebiethende Gestalt in ihrer erhabenen Verklärung! Wie voll Leben und mannigfaltigen Ausdruck gruppiren sich um den Verkündiger des Höchsten Israels Greise, Männer, Mütter und Kinder! — Wie

groß gedacht iſt der ſterbende Jakob! Aufrecht ſitzt der Greis auf ſeinem Sterbelager; ſelbſt am Momente des Todes noch in voller Kraft des Körpers und der Seele, hebt er, voll prophetiſcher Geiſtesruhe im ernſten Antlitz, die ſegnende Hand empor, um ſeine Söhne und Enkel zu dem Leben einzuweihen, das er nun in makelloſer Reinheit verläßt. Die Darſtellung des verſchiedenen Eindrucks der nämlichen Handlung auf ſo verſchiedene Gemüther iſt ein Meiſterſtück.

Zu ſanfter Wehmuth ſtimmt Kuppelwiesers romantiſches Nachtſtück. Wer biſt du, blaſſe Schwärmerinn auf dem Balkon des gothiſchen Hauſes? Tief unter dir liegt die Erde mit ihrem Graun; hoch über dir leuchtet des Vollmonds ſtille Klarheit. Halb gehüllt in deinen Schleier, blickſt du hinaus in die Nacht und in das Licht, beide vereinend in deiner Phantaſie! Holde Geſtalt! Dämmerung iſt unſer Leben, Dämmerung unſer Glück! Ruhe liegt in der Tiefe; nach oben zieht uns die Sehnſucht.

Aber plötzlich reißt mich's fort aus dem Friedensſchooße der geiſtigen Nacht. Klytemneſtra, des Gatten Mörderinn, und Ägyſth, der Buhle, — ſie liegen in ihrem Blute vor mir. Die rächende Nemeſis hat ihr entſetzli-

ches Richteramt verwaltet; Klytemneſtra muß ſterben, — aber nicht durch Sohnes Hand! Und ſo ſteht Oreſtes ſchaudernd ob der fluchwürdigen That, und auf den blinkenden Dolch des Muttermörders fällt die Fackelgluth der Erynien.

Dich, Ender, wird Sophokles einſt als würdiger Geiſtes-Bruder bewillkommnen; aber auch dich, Schnorr, weihte die tragiſche Muſe zu ihrer ſchauerlichen Größe; deines Fauſts Rieſenkraft, deines Mephiſtopheles ungeheures Weſen — glühende Gebilde der kühnſten Phantaſie — ſie werden leben, ſo lange die Nachwelt Klingers, Leſſings und Göthe's verwandte Dichtungen bewundern wird. Aber laßt mich wieder befrieden mein ſturmbewegtes Inneres! laßt mich verſöhnen wieder mit dem Leben, das in frevelhafter Vermeſſenheit mit dem Geiſt der Finſterniß ſich verbündet.

Laß Cäciliens ätheriſche Huldgeſtalt! *) laß deine Engelstöne erklingen, den Geiſt zu erheben zu dem himmliſchen Frieden, und das Leben zu heiligen in Unſchuld, daß es ſo ſanft und ſo rein verfließe, wie der lieblichen Mutter Maria, umſpielt vom Jeſuskinde und dem

*) Die heilige Cäcilie, Gemählde von Scheffer.

kleinen Johannes, *) wo das Menſchliche ſich ſo herrlich mit dem Göttlichen vermählt, die Schönheit mit Würde, und das Farbenſpiel der ländlichen Szene ſo entzückend iſt, daß nur das Licht der heiligen Glorie es zu übertreffen vermag.

Aber auch die Erde iſt ſchön, und kaum weiß ich, ob ſchöner in der Natur oder in den Werken der Kunſt. Wie der Schmetterling über Blumen, ſo ſchwelgt mein wonnetrunkenes Auge über eine Fülle von kunſtreichen Landſchaften dahin. Hier feſſelt den Blick der ernſte Traunſee von Steinfeld, der Natur treueſtes Abbild; aber muntere Schalmeitöne verlocken mich auf die Gebirge der Steyermark, wo Rueß Pinſel ein Kirchweihfeſt feiert. Alle Hügel grünen, alle Hügel ſind voll Leben, voll Jugend, Geſundheit und Freude in tauſend glücklichen Luſtgeſtalten.

Lebt wohl, ihr fröhlichen Burſche, ihr ſchmucken Dirnen! Ich muß fort; denn Schödelberger zaubert mir dort ein italiſches Paradies; Liebe athmet der klare Himmel, Liebe haucht die weiche Farbengluth der üppigen Erde. Und doch zieht michs wieder weg aus dem Schooße des Lebensgenuſſes zu Möcmerö

*) Die heilige Familie, von Anton Petter.

ſtiller Siedelei. Verſenke dich hier mein Geiſt in ernſte Betrachtungen und durchwache die ſtille Nacht, bis der herrliche Sonnenaufgang von Wutky dich und die Welt mit Glanz und Jubel erfüllt.

Und ſo ſteige auch eure Sonne, ihr Farbendichter Öſterreichs, immer höher und höher, daß euer Ruhm gleich ihrem Licht ſich verbreite!

Zwei und zwanzigſtes

Schild.

Der König von Spanien.

Der verſtümmelte Don Carlos. Der nicht Feuer fangende Wahrheitsfunke. Unerwartete Rede. Der zu frühe Epilog. Unglück durch ein nicht geladenes Schießgewehr.

So war denn Herr Bitterſüß auf dem beſten Wege, ſein gutes Geld für etwas Gutes auszugeben; allein der tolle Adalbert, über Helions Vergleichungs-Rüge erbittert, dachte jetzt nur daran, wie er diesem Alles verderben könne. Er ſetzte dem ewig ſchwankenden Herrn Bitterterſüß in den Kopf, ein förmliches Haustheater zu errichten, weil er wußte, Helion habe dagegen die größte Abneigung. Um dem Reizbaren noch mehr Verdruß zu machen, überredete er ſeinen goldenen Herrn Pflege-Papa, nur

heroiſche Trauerſpiele, als das Höchſte in der Kunſt, aufführen zu laſſen.

Vergebens both Helion Alles dagegen auf; das Einzige, was er noch erwirken konnte, war die Bewilligung, nicht ſelbſt mitſpielen zu dürfen. Hätte ihn der Magnet Viktorine in dieſem Hauſe nicht feſtgehalten, ſo wäre er ohne Reiſepaß ſchon längſt abgefahren. Hillmar fand aber an dem bunten Treiben Wohlgefallen, Viktorine am Vergnügen ihres Vaters; folglich blieb ſie, und ihretwegen Helion, der, auf vielfältiges Dringen, die Rolle des Souffleurs übernahm.

Durch Adalberts Machinazionen wurde Schillers Don Carlos zum erſten Stück beſtimmt. Wie es an die Rollen-Beſetzung ging, fingen die Intriguen ihr draſtiſches Vorſpiel ſo gewaltig an, als ſollte die Vorſtellung auf einem wirklichen Theater geſchehen; das Stück ſelbſt aber wurde ſo verkürzt und verſtümmelt, dagegen aber ſo reichlich mit Knall-Abgängen ausgeſtattet, nach jedes Mitſpielenden Willkühr, als ſollte das Ganze auf irgend einem Vorſtadt-Theater zerfetzt werden.

Die Rollen waren auf folgende Weiſe vertheilt: Herr Bitterſüß konnte als reicher Mann und Herr vom Hauſe natürlich in keiner geringern Rolle als in der — des Königs von

Spanien Philipp des Zweiten, erſcheinen, obſchon er ganz das matte Gegenſtück des kräftigen düſtern Herrſchers war. Er nahm die Rolle unter vielen beſcheidenen Redensarten über ſein zu wenig ausgebildetes Schauſpieler-Talent mit dem Beiſatze an, daß er zwar ſchon manche Rolle auf der Welt geſpielt habe, und einmahl ſogar ſchon als Prima Donna aufgetreten ſey. Die Königinn Eliſabeth durfte man der Frau vom Hauſe nicht nehmen, und Thusnelda-Laidion intriguirte ſo gut, daß ſie durch ein königliches Handſchreiben zur Prinzeſſinn erhoben wurde, wobei man, auf ihr Veranſtalten, ihren vielgeliebten Bräutigam zu Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Don Carlos in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken erhob. Marquis Poſa wurde dem Baron Hollau gewaltſam aufgedrungen, auf ſein Verlangen aber die Auflöſung der Verſe, denen er etwas abhold war, in ordentliche Proſa bewilligt. Adalbert behielt ſich den Pater Domingo.

Zum Glück war das Stück ſo zugeſchnitten, daß es nur anderthalb Stunden ausfüllte. Herr Bitterſüß goß die Eſſenz ſeiner Charakter-Rolle in einen Eimer Waſſer, ſo daß man kaum einen bitterſüßlichen Geſchmack davon wahrnahm. Madame Bitterſüß ließ ihren bittern Antheil ganz weg, und flüſterte ſo ſüß,

daß man kaum den fünften Theil ihrer hingeweinten Worte verstand. Thusnelda-Laidion kokettirte, und grimaßirte, als hätte sie den Teufel im Leib. Lichtheim gab seinen Charakter mit Kunst und Feinheit, aber sehr matt und schläfrig. Dagegen donnerte Baron Hollau gewaltig, verstummte aber sehr oft plötzlich, da ihn das Gedächtniß verließ. Auch begab sich, daß er den Souffleur falsch verstand, und dann das Gegentheil von dem sagte, was er sagen sollte. Einmahl war der Kontrast so komisch, daß Helion das Souffliebuch fallen ließ, den Kopf an eine Koulisse stützte, und vor Lachen zu ersticken glaubte, in der Szene, da Posa eben dem König Philipp einen Funken Wahrheit in die Seele werfen will. Der König horchte noch lange aufmerksam dem verstummenden kühnen Weltbürger zu, und sagte endlich sogar aus dem Stegreif das Wörtlein: »Nun?« — Aber in Hollau's Seele loderte statt des Wahrheit-Funkens die volle Feuersbrunst eines ungeheuern Zorns gegen den poetischen Souffleur auf, der vor Lachen ersticken wollte. Herr Bittersüß bemerkte diese auflodernde Wuth, befürchtete von dem Kraftmenschen einen plötzlichen Ausbruch, und — hatte sich hierin nicht geirrt; denn Hollau vergaß in diesem Augenblick, daß er dem mächtigsten Herrscher seiner

Zeit, vor dem die alte und neue Welt zitterte, gegenüber ſtand; Spanien und Amerika verſchwand, nur die frevelhafte Lachtaube erblickte er, brach in die heftigſten Invektiven aus, und hielt eine Rede, die eine Miſchung von Demoſthenes und Pater Abraham a St. Clara war. König Philipp gerieth darüber in ungeheure Verlegenheit, und ſtellte ein wahrhaftes Bild der Majeſtät in der Klemme oder eines von den Schrecken des böſen Gewiſſens zermalmten Tyrannen auf dem Todtenbette vor. Da ergriff Helion, der ſich indeß ermannte, die zunächſt liegenden männlichen und weiblichen Kleidungsſtücke, ſchob einen Baum ins königliche Schlafgemach als Repräſentanten der ſchönen Tage von Arranjuez, trat ſelbſt auf und hielt einen Epilog a priori in Knittelverſen. Marquis Poſa ſtürzte wüthend fort, ein herrlicher Abgang! — Die Zuſchauer lachten, und der verſöhnte König reichte, während der Vorhang fiel, dem frevelhaften Deus ex machina die Hand.

Ein anderes Ereigniß diente nicht minder zu allgemeinem Vergnügen: die Prinzeſſinn Eboli warf ſich nämlich in der leidenſchaftlichen Szene mit Don Carlos auf dem Sopha ſo heftig herum, daß ſie hinab fiel. Die Urſache des dritten Spektakels war der galante Herr Bitterſüß ſelbſt, weil er fürchtete, daß

der Schuß am Ende, die Damen zu sehr erschrecken möchte. Dieß zu vermeiden, hatte er heimlich angeordnet, daß der schießende Soldat kein Feuergewehr, sondern eine Windbüchse bekam. Der Mörder, dem man von der Abänderung nichts gesagt hatte, drückte los; als aber kein Knall erfolgte, zielte und drückte er fort und fort, als wäre er zu Stein geworden. Der Marquis wartete immer, schon halblaut fluchend, auf den ausbleibenden Knall, und wollte nicht früher fallen. Don Carlos deutete vergebens mit den sprechendsten Geberden zum Losdrücken. In dem Augenblicke sprang Adalbert vor, riß dem petrifizirten Todesschützen das Gewehr aus der Hand, eilte in den Vordergrund, und schlug den unglücklichen Marquis von rückwärts mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Posa verstand den Wink und fiel als mausetodt zu Boden, unter allgemeinem Beifallsgeschrei der erfreuten Zuschauer. Der Scharfschütz erschrack aber so gewaltig über Posa's unerwarteten Fall, daß er einen lauten Schrei that. Dieser Mann war ein Jäger im Dienste des Herrn Bittersüß; als daher einer von seinen Hunden, obschon er in der entfernten Küche stand, die Stimme seines

Herrn und Meiſters vernahm, ſtürmte er durch eine Reihe von Zimmern aufs Theater, warf eine Koulisſe um, ſprang an ſeinem Herrn empor, voll Freude des Wiederfindens, dann auf das Podium, wo er, da man ihm von allen Seiten zuſchrie, in ſeiner Verwirrung den als erſchoſſen da liegenden Marquis beim Genik packte. Der Marquis aber, der nicht als Aktäon und überhaupt nicht zweimahl ſterben wollte, ſprang lärmend und abwehrend vom Boden auf. Über das verdoppelte Mordgetöſe ſtürzten alle handelnden Perſonen herbei, Helion rief: »Schlußchor!« Herr Bitterſüß befahl aber den Vorhang herabzulaſſen, und ſo hatte die Tragödie ein ſo luſtig-trauriges Ende, als Tragödien, wenn ſie nicht auf Bühnen vom erſten Range gegeben werden, gewöhnlich zu nehmen pflegen.

Adalbert, der nur darauf ausging, tolles Zeug zu treiben oder Störungen zu machen, hatte ſeinen Zweck vollkommen erreicht. Schlimmer als auf dem bitterſüßlichen Theater ging es aber noch in der wirklichen Welt zu, vorzüglich im Hauſe des neuen Ehepaars: Lichtheim und Thusnelda-Laidion Käthchen, nachdem kaum die

erſten Flitterwochen ſchmetterlingsartig verflo-
gen waren. Und ſo kommt denn ein Schild,
vor dem der Himmel jeden guten und braven
Mann beſchützen wolle, das —

Drei und zwanzigſte

Schild.

Die eiſerne Krone.

Die glühende Eiſenkrone im Eheſtand. Die Gattinn als Belladonna. Die Dreh-Krankheit. Falſche Melancholie. Erſter Todesfall.

eine ſchwere Laſt für den armen Lichtheim! — »Die eiſerne Krone!« Jedes Zwangs-Verhältniß, jede Erdennoth, jede anhaltende Gemüthsfolter, jede Seuche des Unglücks, drückt zwar dem Menſchen eine eiſerne Krone aufs Haupt; diejenige aber, die ein undankbares Weib ohne die ſchuldige Liebe und Achtung einem weichmüthigen edlen Gatten aufſetzt, iſt eiſerner, drückender und glühender als jene glühende Eiſenkrone, die Heinrich der Sechſte dem frevelhaften Buhlen ſeiner Gemahlinn Konſtanzie, dem ſizilischen Gra-

sen Jourdan mit glühenden Nägeln auf den Kopf heften ließ, daß von den blutriefenden Wunden der Rauch emporstieg. Eine solche Eisenkrone des ehlichen Lebens ist das Nachtstück zu allen andern Kronen; denn wirkt die Reichskrone Ländervereinigend, die Bürgerkrone lebenerhaltend, die Lorbeerkrone ruhmspendend, so schafft jene nur Entzweiung, Zerstörung und Schmach, und wird die Mutter des größten Übels: — der Trennung der Herzen vor der Scheidung der Personen.

Schon nach wenigen Monaten zeigte Frau von Lichtheim eine Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, die ein Gift alles schönen häuslichen Still-Lebens, und aller ehelichen Zufriedenheit ist. Dem Gatten, der zuerst bat, dann finsterblickend ermahnte, endlich drohte, setzte sie zuerst Heftigkeit, und als diese mit Würde zurückgeschlagen wurde, achtlose Gleichgiltigkeit entgegen, der sie beschönigend den falschen Namen Sanftmuth gab. Die schlimmste Seite ihres sich auffallend verschlimmernden Charakters war aber diese, daß sie mehr bösartig als eigentlich böse war, und einer Belladonna glich lieblich im äußern Scheine, aber tödtend durch ihr inneres Gift. So wußte sie gegen alle Welt sich so liebenswürdig zu zeigen, daß man ihr nichts Arges — höchstens unschuldige Le-

benslust — zumuthen konnte. Aller Welt wußte sie sich als Rose zu zeigen, nur ihr Gatte bekam täglich die Dornen zu sehen. Flüchtig, ohne innern Werth, ohne Gehalt der Gemüthstiefe, schien sie jedem Andern nur ein Wesen von heitrer Laune und leichtem Sinn; dabei aber hatte sie eine eigene Gabe, dem Gatten solche Kränkungen zuzufügen, die oft nicht mit eigentlichen Namen belegt werden können, und der unsichtbaren Pest gleichen. Sie gab sich dabei stets die Miene, ihren Gatten zu übersehen, und seiner Beschränktheit und übeln Laune großmüthig nachzusehen, wobei sie den Grundsatz aufstellte: »Eheleute müssen sich nicht geniren!« — Ein Grundsatz, zu schlecht für die Hölle! Eheleute *sollen* sich geniren, und gerne geniren, weil sie nur in- und mit- und für einander leben sollen. So mag aber Satan sich vor dem Belzebub nicht geniren, wenn er dem Himmel eine Seele stehlen will! —

Insbesondere aber wußte Frau von Lichtheim die Worte: »Lieber Mann! genire dich *meinetwegen* ja nicht! Unterhalte dich!« vor Fremden so honigsüß auszusprechen, daß jeder dachte: »du gutes liebenswürdiges Weib!« Das Faktische ihrer Verkehrtheit hatte aber seine eigene Stufenfolge, die ich hier nur in

der Zeit etwas näher zusammenrücke, weil ich für eine ganz ausführliche Schilderung zu wenig Raum habe.

In den ersten Monathen hing sie an ihrem Manne mit ganzer Seele und mit vollem Herzen. Nach und nach stellte sich aber das Rezidiv der frühern Krankheit ein, des romantischen Fiebers. Bekanntlich sind die Rezidive gewöhnlich heftiger als die vertriebene Krankheit, wie ein Usurpator meistens viel grausamer regiert als der strengste rechtmäßige König. Auch ist's leider ein auf die Erfahrung gegründeter Satz, daß alle Seelen-Unpäßlichkeiten der Mädchen vor der Heirath, nach derselben bei den Weibern im Ehestande gefährliche Krankheiten werden.

Das Rezidiv der Frau von Lichtheim äußerte sich zuerst dadurch, daß ihr eigenes Hauswesen ihr zu einförmig vorkam. Sie nöthigte ihren Gatten, mit ihr Gesellschaften zu besuchen, bald aber machte sie ihre Visiten, im Gefühl ihrer Selbstständigkeit, lieber allein, denn als Frau konnte sie ja den Mann, den sie nun doch auf jeden Fall hatte, leicht entbehren. So hält manche Frau den Ehestand nur für ein Privilegium zu einer freieren Lebensweise. Frau von Lichtheim erweiterte nun den Kreis ihrer Bekanntschaften täglich, schmiegte

ſich an fremde, und both Alles auf; dieſen zu gefallen. Vorzüglich nahm die Tanzwuth in ihr überhand; ſie durchſchwärmte halbe Nächte. Die Geſellſchaften, die ſie beſuchte, waren allerdings gut; daß ſie aber wie ein flüchtiges Windſpiel herumzog, und ihren Gatten zurückſetzte, das war nicht gut. Lichtheim beging dabei den Fehler, daß er ſeinen Unmuth, nach Weiſe der Melancholiker, ſo lange als möglich in ſich verſchloß, und den böſen Dämon wie einen Geyer an ſeinem wunden Herzen nagen ließ; nur wenn jener ihn endlich übermannte, brach er los, wo dann die Frau Gemahlinn ſeinen leidenſchaftlichen Invektiven — Kälte — oder wie ſie ſelbſt es nannte — Geduld entgegen ſetzte.

Nachdem die Dreh-Krankheit, weil die ſchwache Bruſt ihrer Wuth erlag, ſich verlor, und der ewige Taumel- oder Schwindelgeiſt abnahm, gab ſich Frau von Lichtheim die Miene einer Art von ſchöner Melancholie, blieb etwas mehr als gewöhnlich zu Hauſe, und nannte ſich deßhalb vor aller Welt eine Hauskatze. Die ſchwärmeriſche Hauskatze fand aber bald nothwendig, für den entbehrten Tanz die Guitarre zu ſubſtituiren, und für den mürriſchen Gatten den Guitarre-Meiſter. Dieſer wurde bald ein Hausfreund, und fing an, nicht

nur die Guitarre-Saiten, sondern auch die Saiten des Herzens der romantischen Guitarre-Spielerinn zu rühren.

Der liebenswürdige Guitarremeister war aber kein Meister vom Stuhle, auch kein Meister auf seinem Instrument, sondern kein Anderer, als — Herr Mehldorfer, der potenzirte Prinz von Würtemberg. Er verließ den Handelsstand, der ihm für seinen Geist zu eng und zu niedrig schien, veranstaltete in einem der Hauptstadt nahe liegenden Dorfe theatralische Vorstellungen zum Besten der Armen, die ihn wenig interressirten, lernte hier einen wälschen Kastraten kennen, der ihn als Bedienten aufnahm und den Lohn durch Unterricht auf der Guitarre und im Singen ausbezahlte. Der Kastrat reiste mit vollem Beutel ab, und ließ den Herrn Mehldorfer mit leerem Beutel als Signore Farinoli, berühmten Sing- und Guitarre-Meister zurück. Die Spitzenhändlerinn präsentirte ihn der Frau von Lichtheim. Diese beging — so viel ich in Erfahrung bringen konnte, — zwar kein eigentliches Verbrechen, aber sie that doch das Gegentheil von dem, was sie hätte thun sollen, so wie jede Frau, sobald sie den Pfad ihres Gatten nicht mit Rosen bestreut, darauf Dornen pflanzt. Ihr Herz wird, je umfassender, desto profaner, und

der Geiſt der Liebe hat es mit jedem aromatiſchen Geiſt gemein, daß er ſich durch Verbreitung ſchwächt und verduftet, wo er, in einem bewahrenden Gefäße eingeſchloſſen, ſeine Kraft lange behalten hätte. Nur gemüthloſe Weiber können liebeln, aber mit dem Verluſt der ehelichen Liebe geht auch ihre Heiligkeit verloren. Frau von Lichtheim hatte leider jenen böſen Wurm, den ſo manches entartende Weib im Buſen trägt: ſie konnte nur die Rechte einer Frau — aber nicht ihre Würde, nur die Laſt der aufgelegten, nicht aber die Luſt der erfüllten Pflicht.

So klagte denn Lichtheim vergebens, daß er kein Weib und kein häusliches Eigenthum habe; der Schmerz machte ihn verſchloſſen, und die Verſchloſſenheit gab ihm den Schein eines kalten liebloſen Menſchen, der er doch keineswegs war.

Jetzt trat der erſte Todesfall ein, der den Leſer in dieſen Blättern betrüben kann: Hofrath Riſach ſtarb in Lichtheims Armen, beklagend des Freundes entflohenes Glück und die Entartung ſeiner Nichte, die es nicht wagte, an ſein Sterbebette zu treten, weil ſie vom Anblick desjenigen, dem ſie ſo manchen Kummer verurſacht hatte, wider Willen zu tief erſchüttert zu werden fürchtete. Indeß war dieſer

Tod doch die Veranlaſſung, einen ernſten Blick in ſich und auf die Sträflichkeit ihres Leichtſinns zu werfen.

Gebe der Himmel, daß des Oheims Todtenfackel die eiſerne Krone zerſchmelzen laſſe, und die Beſonnenheit einer Verirrten bewirke! Mit dieſem Wunſche ſchließe ich das gegenwärtige Kapitel, das mir ſchon am Anfange verhaßt war, wie der bekannte deutſche Kommentator Gottſchlich ſeine Ausgabe des Horaz mit den Worten ſchloß: »Gottlob! So bin ich endlich mit meinem ſchweren Horatio fertig!« —

Vier und zwanzigſtes

Schild.

Die Schöpfung.

Reiner Eheſtands-Himmel. Haydn, Adam und Eva. Gute Hausordnung. Der erſte Geburtstag. Die Neuigkeit. Chor der ſeligen Geiſter.

Da nun das vorhergehende Kapitel geſchloſſen iſt, habe ich ungefähr die nämliche Empfindung, wie ein Menſch, der aus einem unterirdiſchen Gewölbe voll mephitiſcher Dämpfe wieder in die obere Region der freien reinen Lebens- und Himmelsluft hinaustritt. Auch könnte ſo dem armen Oreſtes zu Muthe geweſen ſeyn, als er, von den Eumeniden gequält, in dem heiligen Tempelhain, wohin ſie nicht folgen durften, des erſten ungeſtörten leichten und ruhigen Schlummers genoß. — Ich befinde mich nun wahrhaftig in der ſchönen erfreulichen Atmoſphäre —

der glücklichen wechſelſeitigen Liebe und der ehelichen Zufriedenheit.

Geiſt der Harmonie, du biſt auch der Geiſt der Liebe, ſo wie die Liebe die Schöpferinn des Glückes, und das Glück der Liebe das Meiſterſtück der Schöpfung, wie Haydn's Schöpfung, das Meiſterſtück der Harmonie iſt, ein Canon für die herrlichſte Auflöſung aller Diſſonanzen!

O Schöpfung! du Zierde aller muſikaliſchen Schöpfungen! du herrlicher Verein von genialer Phantaſiegluth und geiſtiger Beſonnenheit, von hinreißender Empfindung und ſchöner Klarheit, von Erhabenheit und Liebreiz, von Kunſt und Natur, von Reinheit des Satzes und des Herzens! Umtöne mich mit all deinen zauberiſchen Sphärenklängen, laß mich den Menſchen im Paradieſe ſeiner irdiſchen Seligkeit, laß mich die Heerſchaaren des Himmels ſehen, die über ihm ſchweben, wenn er gut und rein iſt und liebt! Erwecke in mir all dieſe Herrlichkeiten, denn ich habe nun eine glückliche Ehe zu ſchildern! Ja, Vater Adam! Mutter Eva! ihr lebtet im zweifachen Paradieſe, das Gott der Herr und eure Liebe euch ſchuf! ihr waret glücklich und deshalb die Krone der Schöpfung, für die Gott ſelbſt den ſiebenten Tag, den Tag der Ruhe, heiligend ein-

ſetzte, weil das ächte Glück immer ruhig iſt! —

Treten wir in die Gegenwart, ſo zeigt ſich uns ein frohes Paar — Hollau und Serena, ein würdiges Abbild unſerer idealen Stammältern, wie Miltons hohe gewaltige Phantaſie uns die Herrlichen mahlte, wie Haydn's Schöpfung ſie tönen läßt.

Ruhe, Ordnung und geläuterte Freude herrſchten in dieſem Hauſe. Hollau war ganz die gediegene Kraft des Mannes, Serena ganz die bezaubernde Anmuth der holden Liebe, und Beide, ihre wahre Beſtimmung klar anerkennend fühlten mit jedem neuen Tage lebhafter ihre Wechſelmacht und ihre Würde. So ehrte und veredelte Eines ſich in dem Andern; und wie eine böſe Ehe den Fluch der Schlange in ſich trägt, ſo kommt in der guten der Segen von oben, und die Geſänge ſeliger Geiſter tönen: »Der Friede ſey mit euch!« — Hollau verwaltete mit redlicher Thätigkeit ſeine vielen Geſchäfte, Serena das Innere des Hauſes.«

»Tages Arbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte!«

Das war der gemeinſchaftliche Wahlſpruch des wackern Ehepaars! Wenige, mit ſchätzbaren Eigenſchaften geſchmückte Menſchen, geprüft und auserwählt, hatten den Zutritt zu Hollau's

Abendgesellschaften an den Sonnabenden, mit denen die Woche fröhlich geschlossen wurde. Die Sonntage wurden zu Ausflügen verwendet. Unter den Vertrauteren des Hauses fanden sich achtungswürdige Schriftsteller und Künstler, und geistvolle Geschäftsmänner, die den Staatsmann, wo er nicht hingehörte, wegzulassen wußten. In Allem aber und immer ward es bei dem harmonischen Ehepaar so gehalten, daß die Freunde und Freundinnen des Einen auch dem Andern lieb und werth waren. Eine gleiche Eigenheit von beiden war es, daß sie streng auf den alten Grundsatz hielten: Gleich und Gleich gesellt sich gern! — Von den eigentlichen freundschaftlichen kleinen Zirkeln waren daher alle Unverheiratheten ausgeschlossen, theils weil sie in die Gesellschaft gar leicht Isolirung und getheiltes Interesse bringen, theils weil sie die Schranken der Unterhaltung bald hemmen, bald überschreiten. Nur Serena's Schwestern und der gute makelreine Helion machten von der Regel eine Ausnahme. Große Feste mit Pracht und Aufwand wurden in jedem Jahre nur drei gefeiert: Der Hochzeittag und die beiden Geburtstage, Hollau's und seiner Gattinn.

Hollau's erstes Geburtsfest feierte Serena durch Haydn's Schöpfung, in welcher Erhebung

und Freude, Himmliſches und Irdiſches, ſo ſchön vereinigt iſt. Helien hatte ein einfaches herzliches Gedicht: Der Geiſt der Harmonie benannt, dazu geſchrieben, welches als Prolog geſprochen wurde. Ein glänzendes Souper ſchloß den freudigen Abend. Alle Gäſte hatten ſich ſchon entfernt; nur der ſeelenvergnügte alte Hillmar mit ſeinen unvermählten zwei Töchtern, Helien und Lichtheim, dem zu Liebe ſeine Frau liebevoll aufgenommen — oder vielmehr geduldet wurde, blieben noch im vertrautern engen Kreiſe. An dieſem ſchönen Abende kam Frau von Lichtheim das erſtemahl zu einer deutlichen Idee über die Seligkeit einer wahrhaft glücklichen Ehe. Sie wurde gerührt, überdachte die Nichtigkeit ihres zerſtreuten Weſens und Treibens, verglich den Flitterſtaat ihres Innern mit Serena's einfacher edler Natur, und erblickte wie in einem Zauberſpiegel den Werth der beglückenden Liebe, die ihre Strahlen auf einen Punkt centrirt. Sie wurde ſtiller und herzlicher als gewöhnlich, und entdeckte an ihrem Gatten Vorzüge, die ſie in ihrem bisherigen Zerſtreuungstaumel an ihm nicht bemerkt hatte. Lichtheims lange umwölktes Inneres leuchtete morgenröthlich auf; er ſchien neuverjüngt zu ſeyn.

Dieſe Erſcheinung entging keinem der

theilnehmenden Freunde, die nun ihren schönsten Gefühlen und ihren begeisterten Ideen freien Lauf ließen. Gute Beispiele und gute Menschen wirken bekanntlich besser als alle Moral-Systeme. Von Käthe's Augen fiel eine Binde ab, und die kaltschimmernde Eisrinde ihres bisherigen verstockten und betäubten Eigensinns fing zu schmelzen an. Sie wurde weich, und da Hellau Serenen jubelnd an sein Herz drückte, flog sie weinend an Lichtheims Brust.

Da scholl aus der stillen Nacht ein erhebender Chor der seligen Geister aus Haydn's Schöpfung feierlich herauf, und — gesegnet seyst du, Geist der Harmonie!

Fünf und zwanzigstes

Schild.

Der schwarze Hund.

Die vierfüßige Nemesis. Hunds- und Guitarre-Schlacht. Eheliche Erbauungsrede. Swaran, der Rächer. Serenaden-Geisterspuck.

Zur gänzlichen Herstellung der so erfreulich beginnenden Harmonie fehlte jetzt nur noch Eines, — die Verbannung einiger böser Geister: der romantischen Tollheit, der Deklamazions-Wuth, der Guitarresucht, der Lauf- und Dreh-Krankheit, des täglichen Fiebers der Zerstreuungslust, der Elephantiasis des mokirenden Witz-Kitzels u. d. gl. Der Anfang mußte mit der Entfernung des potenzirten Herrn Mehldorfer geschehen, der, seitdem wir ihn nicht gesehen haben, zur erlauchten physiognomischen Ähnlichkeit auch die hohe Meinung seiner künstlerischen

Genialität bekommen hatte, ein junger Herr vom eleganten Zuschnitt, folglich auch keck und zudringlich, und — für Damen von gemeiner Seele, sehr amüsant, ein sogenannter guter Gesellschafter geworden war; dabei ein gesunder, stämmiger, rothbäckiger Junge, der sich oft zu Pferd präsentirte, gut tanzte, aus sehr zierlichen Tabakpfeifen schmauchte und in seinem Äußern etwas scharmantes Burschikoses hatte.

Herr Mehldorfer hatte aber in Lichtheim'schen Hause einen höchst erbitterten Feind, und zwar einen Gegner, den wir seit seinem ersten glänzenden Auftritt in dieser Geschichte nur noch einmahl zu Gesichte bekamen, nämlich im bittersüßlichen Garten, wo er sich dem zarten Stoff einer Grazie zerstörend näherte. Dieser Feind war Swaran — kein ossianischer Held, sondern Lichtheims schwarzer Hund. Der Lesewelt werden also hier zwei bisher dicht verschleierte Geheimnisse aufgedeckt, nämlich, der unbekannte Name, und daß dieser Feind des Virtuosen, der bisher nur als schwarzer Hund überhaupt erschien, ein — Pudel war.

Swaran hatte gegen den Signor Farinelli gleich anfangs einige Abneigung verspüren lassen, die ein ordentliches crescendo beobachtete. Bei den ersten Besuchen empfing Swaran den Virtuosen nur mit etwas finstern verdächtigen

Seitenblicken; als er aber merkte, daß der Signore ſich täglich mehr zudrängte, fügte er bei jedesmaligem Beſuche zum Seitenblick ein leiſes dumpfes Murren, welches ungünſtige Zeichen zunahm, jemehr der Meiſter die Gunſt der zweideutigen Schülerinn gewann. Da es endlich ſo weit kam, daß dieſer — wenigſtens dem Scheine nach — ein förmlicher Vertrauter und Quaſi-Cicisbeo der gnädigen Frau wurde, da verließ den redlichen Swaran eines Tages die Geduld, und er fuhr dem eintretenden Kammer-Virtueſen mit ſolcher Heftigkeit entgegen, daß dieſer mit der Guitarre, die er in der rechten Hand hielt, ſeitwärts — und unglücklicher Weiſe mitten durch Lichtheims ſehr ſchön gewahltes Porträt ſtieß, das zum Abſtäuben von der Wand genommen, an einem Stuhl lehnte. Beim Anblick ſeines zerriſſenen Herrn ſtieg Swarans Zorn zur Wuth; vermuthlich hielt das abergläubiſche Thier dieſes Ereigniß für ein böſes Vorzeichen, oder es däuchte ihm etwa gar ein vorſätzlicher Frevel. Dem ſey wie immer! Swaran packte den zeterſchreienden Guitarre- und Singmeiſter Signore Farinoli — Mehlderfer ſo tüchtig, daß er ihn zu Boden riß, wodurch der Herr und ſein Inſtrument ziemlich Schaden litten. Frau von Lichtheim ſprang herbei, ſah den Spektakel.

erſchrack — ohne Zweifel ein guter Nachklang des harmoniſchen Geiſtes der Schöpfung — über den zerriſſenen gemahlten Gemahl mehr als über den wirklichen Cicisbeo, und hatte mit dem Pudel denſelben abergläubiſchen Gedanken wegen des böſen Vorzeichens. Swaran ließ ſich vom Zuruf der Herrinn ſogleich beſänftigen, und trat hinter einen runden Tiſch, wo das Bewußtſeyn ſeiner redlichen Abſicht ihm den harten Boden zu einem weichen Kiſſen geſtaltete, auf dem er nach wenigen Sekunden ruhig einſchlief. Lichtheim gab dem — vom Nemeſis Pudel bemeiſterten Meiſter eine gute Entſchädigung, und bat nun geradezu um deſſen Entlaſſung, mit der Verſicherung: eine Meiſterinn bedürfe keines Meiſters. Zugleich fügte er mit feiner Ironie die Bemerkung bei: Das ſchönſte Inſtrument für eine Gattinn ſey — das Herz ihres Gatten, deſſen Saiten, von der Hand inniger und treuer Liebe berührt, reiner und ſchöner als irgend ein Saitenſpiel der Welt erklingen.

Es war eine weiche warme Stunde, in der ſich die Genäherten traulich aufſchloſſen. Endlich fragte Kätzchen, ob er denn von ihr wirklich ſo nachtheilig denke, daß er glauben könne, ihr Verhältniß zu dem exilirten merkantiliſch-muſikaliſchen Genie ſey ſträflich gewe-

ſen? Lichtheim erwiederte: Als Burſch lachte ich — wie denn Burſche über Alles gern ſpotten, was ihnen nicht zuſagt, und es dann gleich für flach oder pedantiſch erklären, — da lacht' ich denn oft über Gellerts Verſe: »Zittre vor dem erſten Schritte! Mit ihm ſind auch die andern Tritte zu deinem nahen Fall gethan.« — Ich habe aber an mir und an Andern die Wahrheit dieſer Ermahnung und die folgenreiche Wichtigkeit der erſten Schritte oft und bedeutend bei großen und kleinen Dingen beſtätigt gefunden. Eben darum glaube ich auch feſt, daß ein Weib, ſobald ſie ſich neben ihrem Manne einen Vertrauten gewählt hat, aus dem ſo leicht ein welſcher Cicisbeo wird, mit dieſem erſten Schritte den Weg zu ihrer moraliſchen Verderbtheit einſchlägt, ja, daß ein Weib, ſobald ſie den erſten Schritt gethan hat, auch des zweiten — folglich auch der übrigen wenigſtens — fähig iſt, und der Mann, von dieſem Augenblicke an, jenes beſeligende unbedingte Vertrauen auf die Redlichkeit ihrer Liebe verlieren muß, womit auch ſein eheliches Glück und ſeine häusliche Zufriedenheit zu Grabe geht. Der ehrliche raſtlos arbeitende Mann opfert mit jeder Minute einen Theil ſeines Lebens für ſeine Angehörigen, und wie wenig wird ſein Opfer erkannt und belohnt!

und wie wenige Mitgenoſſinnen der männlichen Ärnte wollen auch Theilnehmerinnen an der Laſt ſeyn! Das Weib iſt verpflichtet, ihren Mann mit Blumen zu ſchmücken, wär's auch nur ſo, wie die Griechen ihre Opferthiere ſchmückten. Das Weib muß deßhalb nicht nur die Tugend bewahren, ſondern auch den Schein der Tugend, um mit dem Verluſt der erſtern nicht ihre Pflicht und das wechſelſeitige Glück zu vernichten, und mit der letztern nicht die Ehre des Gatten, die auch die [illegible] zu verletzen. — Wenn auch nicht Alles [illegible]te — ſchloß Lichtheim, ſo genau auf dich paßte, ſo wünſcht' ich doch, daß gar nichts davon auf dich paßte, was bei manchen Weibern ſo oft zutrifft. —

Käthchen verſtummte, zerfloß in ungeheuchelten Thränen, und drückte ihn herzlich an ſich. —

Indeß fuhr Swaran in ſeinem Rächeramte fort, und brachte den Signor Farinoli noch einmahl in abſcheuliche Todesangſt. Der Guitarreheld hatte eben einige alberne Ständchen gebracht, die bis nach Mitternacht währten. Swaran hatte, was ihm bei ſeiner pflichtſchuldigen Aufmerkſamkeit ſo ſelten widerfuhr, ſeinen Herrn verloren, und luſtwandelte, von der ſchönen Sommernacht und ſeinen Phantaſien

verführt, in den ſchon einſam gewordenen Straßen, als er unerwartet ſeinen muſikaliſch-merkantiliſchen Todfeind witterte. War es die erhabene Stille der geiſtigen Nacht, war es die ſympathetiſche Sanftmuth des keuſchen, — ſo manche Unkeuſchheit verſilbernden Mondes, war es irgend eine höhere Stimmung, oder kam es daher, daß er gerade ſeine eigenen Gedanken hatte, kurz — ich weiß die wahre Urſache nicht, wohl aber ſo viel, daß Swaran dieſes Mahl ſeines Zorns Meiſter blieb, und ſeinen Todfeind nur in dunkeln — bald engern, bald weitern Kreiſen ſchweigend und ſchattenähnlich umflog. Aber gerade dieſes ſchwarze, ſtumme, geſpenſterhafte Weſen kam dem Signor Farinoli ſehr unheimlich vor. Er verſuchte es einige Mahle die unbekannte Nachtgeſtalt mit Worten, Stock und Steinen von ſich zu entfernen, und den grauenhaften Rundtanz abzuſtellen. Das Ungethüm kehrte aber, für wenig Augenblicke verſcheucht, wieder zurück, und trieb ſeinen Geiſterſpuck ſo lange fort, bis in des Virtuoſen Seele endlich aus ſeiner Jugendzeit die Ammen-Idee erwachte, daß der böſe Feind um Mitternacht als ſchwarzer Hund zu erſcheinen pflege. Die Beſorgniß: der — nach Weiſe der griechiſchen Götter- und Gigantomachie maskirte Unhold habe, einiger verübten ſchlech-

ten Streiche wegen, über ihn Gewalt, und komme etwa, um sich seiner zu bemächtigen, setzte ihn in solche Furcht, daß ihm der Angstschweiß ausbrach. Er fing, von Swaran desto eifriger verfolgt, stets schneller zu laufen an, bis ihm der Athem fehlte. Er stand nun still, sah sich um, und erblickte den schwarzen Dämon wieder hinter sich. Jetzt verließ ihn das halbe Bewußtseyn; er schleppte sich mühsam zu seinem Hause, lehnte sich erschöpft ans Thor, und riß gewaltig an der Glocke. Der Schwarze stand neben ihm. Endlich wurde das Thor geöffnet, Swaran blieb zurück, Farinoli-Mehldorfer drang gewaltsam hinein, that aber einen lauten Schrei, indem er sich plötzlich wie von einer Geisterhand festgehalten fühlte. Der Hausmeister rettete ihn aus der verzweifelnden Todesangst dadurch, daß er ihm begreiflich machte, es sey nur das flatternde Guitatre-Band zwischen die Fuge des geschlossenen Thores gekommen, welches dann die Guitarre so fest hielt, daß diese ihn zurückzog. Er schöpfte jetzt zum ersten Mahl wieder freien Athem, ließ sich in sein Zimmer hinaufleuchten, und barg sich tief in das umhüllende Bett, dem er erst gegen Mittag entstieg. O schlechtes Gewissen! du glühende Bleikammer des Verbrechers! du wildes perpetuum mobile in der

ſchuldbelaſteten Bruſt! Du ſchwarzer Hund im Leben! Gott behüthe uns vor dir! —

Swaran kam lange nach Sonnenaufgange zu Hauſe an, bemühte ſich vergebens ſeinem Herrn das nächtliche Abenteuer zu erzählen, hatte aber das Unglück, mißverſtanden und de facto geprügelt zu werden.

Der Leſer weiß es freilich, daß der ſchwarze Pudel nicht nur unſchuldig war, ſondern ſogar zum zweiten Mahle das Amt der Nemeſis ausgeübt hat, und wird ſich über Lichtheim ärgern; aber — lieber Leſer! wüßteſt du denn, was Swaran gethan hat, wenn ich es dir nicht geſagt hätte? — Alſo ſey auch gegen den unwiſſenden Lichtheim nicht zu ſtrenge mißbilligend, und richte nicht, damit du nicht gerichtet werdeſt!

Sechs und zwanzigſtes

Schild.

Die weiße Roſe.

Verklärung der trauernden Liebe. Die weiße Trauerroſe, die lebende, und die ſilberne.

Hollan und Serena genoßen das Glück ihres verbündeten Lebens ſo rein, ſo ſchön und ſo voll, als dieſer Freud'- und Friedensbund der zwei Hälften der Menſchheit es gewähren kann; Lichtheim und Käthe waren — wenigſtens auf dem Wege zum Glück, und ich möchte faſt ſagen, daß der Weg zum Glück oft noch ſchöner iſt als das Glück ſelbſt, weil alle vollkommene realiſirte Wirklichkeit feſt auf der Erde ſteht; Hoffnung und Phantaſie aber, unſere Begleiterinnen auf dem Wege zum Glück, ſchüchtern und verſchmäht zurücktreten, ſobald das erfreuliche Ziel erreicht iſt.

Viktorine aber, die Arme, ſchmachtete nach dem Glück, deſſen das edle, reine, liebevolle Weſen ſo würdig war, und das Glück hüllte ſich ihr in einen ſchwarzen Schleier. Die zarte Blume blühte ſo lieblich im Frühling des Lebens, doch ein rauher Himmel ließ die holde Knoſpe nicht liebeſelig ſich entfalten. Hillmar ſchätzte zwar den herrlichen Helion, fürchtete aber für eine Verbindung mit Viktorine, theils weil Helion ohne Amt war, theils weil er aus der Erfahrung wußte, wie ſchwer eheliche Gewichte des Künſtlers höhere Natur zu Boden ziehen. Gutmüthig, wie er war, blieb Hillmar gegen beide edel und ſchonend, konnte aber eine leiſe Wehmuth nicht unterdrücken.

So glich denn Heliens und Viktorinens Liebe einem ſchwülen grauen Tage. Helion ſelbſt hielt es für Pflicht, ſein Gefühl um ſo mehr zu beherrſchen, als ſeine Geſundheit immer mehr litt. Die Folgen früherer übermäßiger Anſtrengung und mancher frühern Kämpfe mit einem harten Schickſal zeigten ſich jetzt in dem zerſtörten Körper mit jedem Tage deutlicher. So genoßen beide, bei trüber Ausſicht, nur die Trauer der Liebeswonne. Viktorine härmte ſich ab, erſchien immer leidender und ſchöner zugleich, und verklärte ſich in ihrem Seelenſchmerze ſo hinreißend, daß man ſie mit

ihrem blassen Liebreiß die weiße Rose nannte. Sie vergeistigte sich so sehr, daß sie sich der irdischen Bedürfnisse in dem Grade entwöhnte, als Helion seiner krankhaften Phantasie zu viel Macht gegen die Wirklichkeit einräumte. Nach der Mythe war die Rose einst weiß und röthete sich vom Blute der um ihren Adonis klagenden, von Dornen verwundeten Göttinn der Liebe; du aber, arme Viktorine, warst ihr Gegenbild, eine blühende Rose, deren Lebenspurpur im Schmerz der Liebe erbleichend verging, während Helion ein Nachtwandler des wirklichen Lebens und ein Echo der Seligkeit der Liebe wurde.

Indeß nahte Käthchen der großen, schönen und ernsten Stunde, die, mit Gefahr des Todes, Leben vom Leben pflücken soll, dem geheimnißreichsten Moment, da, von der Vernichtung bedroht, ein neues Daseyn hervorgeht. Viktorine und Helion waren zu Pathen gebethen. Ein wunderliebliches Mädchen begrüßte die Welt, in der geheimnißvollen Stunde, die Nacht und Tag scheidet. Als der Entkräfteten nach den gefährlichen und langen drei Stunden, die jede Gebärende durchwachen muß, um nicht vom zeitlichen Schlummer in den ewigen hinüber zu sinken, endlich zu schlafen erlaubt wurde, träumte ihr, das neugeborne

Kind hebe ſich von ſeinem zierlich bebänderten Kiſſen auf, ſchwebe zu ihr, und lege ihr mit dem lieblichſten Lächeln eine weiße Roſe auf's Bette, von deren ſanftem Glanz das dunkle Zimmer erleuchtet wurde, und ſage dazu: »Die weiße Roſe unerwartet gefunden, iſt ein Zeichen des nahen Todes. Findeſt du ſie aber auch beim Erwachen vor dir, dann erwache, in reiner Schönheit wie ſie, zu neuem Leben!« —

Schon am frühen Morgen war Viktorine, ſelbſt eine weiße Roſe, zur Wochnerinn geeilt und fand dieſe noch ſchlafend. Sie ſetzte ſich leiſe zu ihr an's Bette, und legte ihr zartſinniges Pathengeſchenk, eine ſilberne Roſe, nebſt einem Gedicht von Helion, auf die blaue Taſtdecke der Schlafenden. Dieſe öffnete jetzt kaum die Augen, als ſie ſchon — des lebhaften Traumes eingedenk — etwas vor ſich ſuchte — und fand: die weiße Traumroſe, jetzt eine blaſſe ſilberne. Sie bewillkommte die kaum erblickte holde Blume mit einem leiſen Freudenruf wie eine himmliſche Gabe, und erieth mit dem zweiten Blick die neben ihr ſitzende holde Geberinn, die zweite Roſe.

Viktorine flüſterte der Küſſenden in den küſſenden Mund ihren Glückwunſch, umſchlang ſie mit dem linken Arm, und reichte die Rechte dem eintretenden Gatten mit den Worten des

Traumes: »In reiner Schönheit zu neuem Leben erwachend!« Jedes von den Dreien faßte den Sinn der Worte so klar, als hätten sie denselben Traum geträumt. Da warf die Sonne ihren ersten Strahl durch die grünen Fenster-Vorhänge auf das erwachende Kind; die Mutter legte des Gatten Hand auf das Kind, dann beide an ihr Herz, und die silberne Rose auf beide, und sagte mit schwacher Stimme, aber mit glänzendem Auge: »Mein Leben für euch, mein Glück nur in euch!« — Lichtheim blickte freudig gegen Himmel, und in Viktorinens Auge glänzte eine Thränenperle, die noch schöner war als ihr Pathengeschenk. —

Sieben und zwanzigſtes

Schild.

Der Wallfiſch.

Der zweifüßige Wallfiſch. Das Familien-Angſt-Kleeblatt. Blitz-Todes- und Katzen-Scheu. Das ſeidene Zimmer. Der Sekretärvogel. Monolog eines Wallfiſches an der Küſte von Grönland während des Häringfangs.

Indeß erlebte Herr Bitterſüß die Freude, nach langer Abweſenheit einen Herrn Vetter zu finden, der bis über die Ohren in Gold ſtack. Herr Martin Viergans hatte als Witwer ſeine vielen Fabriken verkauft, und wurde ſeiner goldenen Verdienſte wegen in den Adelsſtand mit dem Prädikate Edler von Roſenſchwert erhoben. Seine Abſicht war, nachdem er ſich von jeher geübt hatte, wenig zu thun, jetzt einzig und allein dem dolce far niente zu le-

ben. Der Neigung seiner beiden Söhne, Absolon und Barnabas, ließ er von jeher den Zügel schießen.

Herr Martin Biergang Edler von Rosenschwert war aber ein Originalstück von einem sonderbaren Menschen. Sein Äußeres, das echte Konterfei eines Wallfisches, hatte mit diesem Riesen unter den Meerbewohnern in den meisten Theilen eine auffallende Ähnlichkeit. So wie der Wallfisch das größte unter allen auf unsrer Erde lebenden Thieren ist, so übertraf auch Herr Biergang Edler von Rosenschwert an Größe und Dicke seines kolossalen Körpers alle andern Menschen, obschon er dessen ungeachtet ungefähr 99,800 Pfund weniger wog als der größte Wallfisch, dessen Gewicht etwas über 100,000 Pfund beträgt.

Der ungeheure Kopf, beim Wallfisch der dritte — bei Herrn v. Rosenschwert der vierte Theil des Körpers, zeigte zwei kleine Augen bei ungemeiner Größe der Maulöffnung, der Zunge und der Höhle des Rachens; den letzten Zug der Familien-Physiognomie machte die untere Kinlade, breiter als die obere. Und so wie bei alten Wallfischen die Haut öfter mit Korallen, Muscheln und allerhand Seegewächsen besetzt ist, so sah man auch auf der Oberfläche des von rosenschwertlichen Angesichts

eine Menge von Finnen- und Warzen-Basreliefs. Die größte Ähnlichkeit aber hatte dieser Goldkoloß mit dem Wasserriesen, wenn er in Zorn gerieth, der gewöhnlich sogleich zur Wuth stieg. Wie der verwundete Wallfisch aus seinen Blaselöchern einen Wasserstrahl mit ungeheurer Gewalt ausstoßt, ja wohl gar, seiner Schwere ungeachtet, einen Sprung über die Meeresfläche thut, und dann mit dem Knall eines Kanonen Donners in die aufschäumenden Fluthen niederplumpt, so stürmte auch aus der Nase des, in seinem Grimm fürchterlichen Edlen von Rosenschwert ein gewaltig s Schnauben hervor, das einen petit maitre umblasen konnte; er sprang dann von seinem Armstuhl so heftig auf und fiel mit solchem Gewichtsturz wieder zurück, daß der erschütterte Stuhl im ganzen Zimmer ein Erdbeben verursachte. Die letzte gemeinschaftliche Eigenheit bestand in dem grosen Vergnügen, welches Beide im Genusse der Häringe, ihrer Lieblingsspeise fanden.

Seine beiden Herrn Söhne, Absolon und Barnabas, waren in einer Hinsicht Äpfel, die weit vom Stamme fielen, das heißt, ganz das körperliche Gegentheil ihres Papa, nämlich klein und mager, schmächtig und zart. Desto stärker war aber die Geistesverwandtschaft, vor-

züglich in der Furcht, die jedoch bei jedem einzelnen dieses Angstkleeblattes einen andern Gegenstand hatte.

Herr Martin Biergans Edler von Rosenschwert trug in sich die peinigende Furcht herum, seiner gigantischen Peripherie und der damit verbundenen starken Atmosphäre wegen — von Blitz getroffen zu werden; er gerieth daher bei jedem Gewitter vor Schrecken außer sich und in eine Art von Geistesverwirrung.

Den Herrn Absolon Biergans Edl. v. Rosenschwert folterte die ewige Angst, lebendig begraben zu werden, wogegen Herr Barnabas von einer so entsetzlichen Katzenscheu gequält wurde, daß er sich bei seiner vorherrschenden mythologischen Bildung, in den Kopf setzte, er würde von diesen Thieren verfolgt wie weiland Orestes von den Furien, und ein solches Vieh blase ihm einst noch das Lebenslicht aus, daher er auch jedermann versicherte, daß er als Tasso im Gefängniß die verfluchte Katze weggejagt hätte und lieber in pechschwarzer Nacht geblieben wäre, eh' er sich von einer solchen satanischen Bestie mit den glühenden Augen leuchten ließe; denn die Katzen seyen eigentlich keine Thiere, sondern auf Schaden und Mord erpichte böse Geister.

So lebte nun diese menschliche Espengrup-

pe in immerwährendem Zittern, und konnte ihres Reichthums vor Blitz- Todes- und Katzen-Furcht nur selten froh werden. Herr Martin hatte, zum Beispiel, einmahl gehört, die Seide sey ein bewährter Blitzableiter; von dem Augenblick an trug er nur Kleider von Seide, ohne Unterschied der Jahrszeit. Kam ein Gewitter wirklich daher, so begab er sich in ein mit Seidenstoff spaliertes Zimmer, setzte sich in einen mit Seidenzeug belegten Armstuhl und warf sich einen verhüllenden seidnen Stoff über, der ihn von dem Scheitel bis an die Zehe bedeckte, so daß er ganz unsichtbar da saß.

Diese seidenen Blitzableiter hatten aber auf der andern Seite für Herrn Martin die fatale Folge, daß alle Übrigen im Hause glaubten, derselbe Seidenzeug, der jenen vor dem Blitz beschütze, setze sie selbst durch die Ableitung um so mehr der Gefahr aus. Herr Martin mußte daher, während eines Gewitters, von Allen geflohen, unter seinem seidenen Blitz- und Schwitzbad - Baldachin immer ganz allein sitzen. Einmahl schlief er in diesem Zustande ein, hatte einen bösen Traum, verwickelte sich durch heftige Bewegung in die seidene Hülle so sehr, daß diese Schutzwehr gegen den Blitz, um den Hals zusammengezogen, ihn bei seiner Unbehülflichkeit erdrosselt hätte, wäre nicht das Ge-

witter glücklicher Weise schon vorüber gewesen, wodurch die Hausleute Muth bekamen, sich ihm zu nähern, und den Keuchenden zu retten. —

Eh' ich in der Geschichte weiter fortfahre, sage ich jetzt dem Leser kurz und trocken, daß ich den Herrn Martin Biergans Edlen von Rosenschwert, um nicht so viel Worte so oft schreiben zu müssen, von nun an kurzweg den alten Wallfisch nenne.

Dieser große dicke Wallfisch hatte nun die Absicht, die zwei kleinen Wallfische, seine Söhne, zu verheirathen, und zwar mit den noch unverheiratheten zwei Töchtern seines Herrn Vetters Hillmar, dem er dadurch eine außerordentliche Freude zu machen glaubte, weil er sehr reich, Hillmar aber nur wohlhabend war. Dieser aber hatte für die ihm zugedachte Freude keine Empfänglichkeit, weil seine Töchter die jungen Wallfische nicht heirathen wollten. Absolon und Barnabas waren aber recht gute Bursche, die bis nun keinen eigenen Willen zeigten, sondern in allem dem Vater willfahrten, Absolon aus Leichtsinn, Barnabas aus Melancholie. Darum trat der alte Wallfisch sogleich als Brautwerber für die Söhne auf; Hillmar aber gab ihm zur Antwort: Ich werde nie zugeben, daß eine meiner Töchter einen

ſchlechten Menſchen heirathe; aufdringen werd' ich aber ſelbſt den beſten nicht. Lieber Vetter! Alle guten Dinge brauchen Zeit, und ich rechne die Liebe zu dieſen. Ich — aufrichtig zu reden — möchte keinen von Euren Söhnen heirathen; wollen meine Töchter, ſo bin ich nicht dagegen. Laßt die Leute gewähren! Wir bleiben indeß Zuſchauer.« —

Da Abſolon und Barnabas nun als wichtige Perſonen, nämlich als Brautwerber, auftreten, ſo iſts meine Schuldigkeit, dem Leſer über ſie etwas nähere Nachrichten mitzutheilen.

Worin Beide ſich gleich kommen, das ſind zwei Punkte: der Familienzug der Furcht und die kleine ſchmächtige Figur; denn ſie waren beide wie von Elfenbein gedrechſelte Männchen, im Übrigen aber von einander ſehr verſchieden. Abſolon wurde durch die Verwendung ſeines, von zwei Krankheiten — der Arbeitſcheu und der Titelſucht — zugleich befallenen Herrn Papa, Titular-Sekretär eines Fürſten, deſſen Ländereien auf der Landkarte von Deutſchland nicht angezeigt ſind. Er war aber das Gegentheil von ſeinem Titel, in ſo fern dieſer die Merkmahle von Geheimniß und Verſchwiegenheit enthält. Er wußte eine Menge Kleinigkeiten, aus den Wiſſenſchaften und aus der chronique scandaleuse, die er bei ſeiner

außerordentlichen Geschwätzigkeit ohne böse Absicht in Cirkulazion setzte. In demselben Augenblick, da er die Augen aufthat, öffnete sich auch sein Mund, um sich erst dann zu schliessen, wenn ihm der Schlaf die Augen schloß. Da er bei diesem, vom väterlichen Wallfisch unterstützten Müßiggang, in der größten Sorglosigkeit lebte, gab er sich dem Leichtsinn ganz hin, und lebte nur der gegenwärtigen Minute. Las er hie und da aus langer Weile oder literarischer Prunksucht etwas, so war es irgend ein gehaltloses Tagblatt oder ein besprochener Artikel im Conversazions-Lexikon. Dabei beging er, ganz im Stillen, so Manches, wozu die Moral kein Privilegium ertheilt, — nur immer mit weniger Keckheit als der wilde Adalbert, den er im Geheim bewunderte, öffentlich aber tadelte. Solche lichtscheue Handlungen verübte er gewöhnlich so lange, bis, bei irgend einer Veranlassung, die Scheu vor dem lebendig begraben werden in ihm aufgeregt ward, dann wurde er weniger gesprächig, fromm wie ein unschuldiges Kind, und ein Muster der strengsten Moralität. Das dauerte aber stets nur so lange, bis die Grabscheue wieder allmählig verflog.

Dieser Herr Absolon von so sonderbarer Mischung trat nun als Liebhaber der stillen

verklärten Viktorine auf, die für ihn so wenig paßte, als er für sie. Dagegen zeigte sich Barnabas-Wallfischlein als Verehrer der lebensfrisch blühenden Flora. Sein Porträt soll bald geliefert werden, da ich vorher noch vom Sekretär Absolon zu reden habe.

Dieser fing an, so zudringlich zu werden, daß Hillmar und Helion eine Art von literarischer Verschwörung eingingen, um sein übermäßiges Selbstgefühl und die gewaltsame Bewerbung in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie fingen an, den Titular-Sekretär, dessen einziges Geschäft der Müssiggang war, mit seiner negativen Würde unaufhörlich zu necken, und alles aufzutreiben, was sich ironisch dagegen sagen ließ.

Eines Tages bemerkte Helion, die Sekretär-Würde sey eigentlich die älteste von allen, und Gott selbst habe einen Sekretär schon in den ersten sechs Schöpfungstagen erschaffen und eingesetzt, und zwar zuerst in der Gestalt eines Vogels, der deshalb auch jetzt noch der Sekretär-Vogel heiße. Zu dem Ende schlug er eine Naturgeschichte auf und las, wobei sich, zu Absolons Verdrusse, folgendes Gespräch entspann:

Hillmar. (liest) Der Sekretär, falco serpentarius. Dieser sonderbare Vogel. —

Flora. Wie? Ein Sekretär wäre ein sonderbarer Vogel? Seht doch! was sagen Sie dazu Herr von Rosenschwert Absolon?

Helion. (schnell einfallend) Sonderbar allerdings; denn Solon war ein griechischer Weiser; Ab-Solon ist also ein Etwas, das den Solon durch das Trennungswörtchen Ab abscheidet, und ohne Solon ist, der ein Weiser war.

Absolon. Wie spitzfündig!

Hillmar. (lieſt) Der Sekretär muß zu den Raubvögeln gerechnet werden.

Viktorine. Ei du verwünschter Sekretär!

Hillmar. Er lebt im Innern von Afrika.

Helion. Da muß er wohl ein heißes Naturell haben, Herr v. Absolon?

Absolon. Das weiß ich nicht.

Helion. Das müssen Sie wissen!

Absolon. Bin ich denn ein Sekretär!

Hillmar. Gott bewahre! Sie heißen ja nur so.

Absolon. Ja so! Nu — wie man's nehmen will. Aber — — zwischen Seyn und Heißen —

Helion. Ist ein großer Unterschied!

Viktorine. Aber warum heißt denn der sonderbare Vogel gerade so?

Abſolon. Einen Namen muß man doch haben!

Hillmar. Ei freilich! Ohne Namen wäre Mancher gar nichts. (lieſt) Die Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung haben ihm den Namen darum gegeben, weil er einen Büſchel Federn am Kopfe hat, die ihm das Anſehen eines Schreibers geben, welcher die Feder hinter das Ohr zu ſtecken pflegt.

Abſolon. Da kann er mir — ungeachtet aller Anſpielungen — nicht gleich ſehen!

Hillmar. Sind Ihnen etwa gar die Gänſe lieber als ihre Federn?

Abſolon. (in Zorn gerathend) Ja, ja, ja!

Flora. Hat der Sekretär guten Appetit?

Hillmar. (lieſt) Derjenige, welchen le Vaillant erlegte, hatte in ſeinem Kropfe 11 ziemlich große Eidechſen, 3 Schlangen von der Länge eines Arms, 11 kleine Schildkröten, und außer dem noch eine Menge Heuſchrecken und andere Inſekten.

Flora. Ei du gefräßiger Sekretär!

Helion. Ja, ſo ein Sekretär muß viel verſchlucken können. —

Viktorine. Und einen guten Magen haben!

Abſolon. Ungeachtet aller dieſer Sticheleien, die ich recht wohl merke, bleibt mir doch

der Sekretärtitel und und manche Realität, wogegen Andern (mit einem Seitenblick gegen Helion) Titel und Sache fehlt. Nicht wahr?

Hillmar. (lieſt) Le Vaillant ſagt, daß die jungen — Sekretärs — ein ſehr linkiſches Anſehen haben. —

Abſolon. (heftig) Um Vergebung! Ich muß aber um ernſtliche Erklärung bitten: Wem ſoll dieſe Vorleſung gelten?

Helion. Ohne Zweifel — dem Sekretär!

Abſolon. Soll das ſo viel ſagen wollen, daß man — —

Hillmar (lieſt) Das Weibchen des Sekretärs —

Viktorine. Hat er ein Weibchen?

Flora. O du arme Sekretäxinn!

Abſolon. Ich verſtehe Spaß; das wird mir aber zu arg! Ich empfehle mich (will fort.)

Helion. Sind Sie denn ein beſiederter Sekretär?

Hillmar. Hören Sie nur! Wenn man ihn aufſchreckt, ſucht er zuerſt durch ſchnelles Laufen zu entkommen, hernach —

Flora. Sehen Sie! Nun müſſen Sie bleiben, ſonſt käm's heraus, als wären Sie ſelbſt — —

Viktorine. Sie müſſen bleiben.

Absolon. Sie sagen das? Wer könnte solchem Enchantement widerstehen!

Hillmar. »Der Sekretär ist leicht zu zähmen, und wird (am Cap) in vielen Häusern gehalten.« —

Absolon. So aber nicht! —

Bei diesen Worten empfahl er sich, und eilte höchst erbittert weg. Die Alliirten hatten ihren Zweck erreicht. Indeß begegnete er auf der Treppe dem alten Wallfisch, dem er seine Noth klagte. Dieser ergrimmte, fing sogleich zu schnauben an, und zwang den Herrn Sohn mit ihm wieder zurückzukehren und Satisfaction zu verlangen. So kamen sie denn in's Zimmer. Herr Absolon zornbleich, Herr Martin brutal schnaubend.

Beide wurden aber so freundlich empfangen, als wäre gar keine Spur von Zorn und Brutalität an ihnen zu merken. Man ließ sie vielmehr vor Höflichkeit von allen Seiten nicht zu Worte kommen. Endlich sagte Helion: »Weil wir heute schon in der Naturgeschichte sind, so bitte ich um die Erlaubniß, aus meinem neuesten Manuskript über diesen reichhaltigen Gegenstand auch etwas vorlesen zu dürfen.« — Dabei zog er — auf einstimmiges Beifallrufen — ein unbeschriebenes Papier aus der Tasche und las:

»Monolog eines Wallfisches an der Küste von Grönland während des Häringfanges.«

»Wie sie wimmeln, drängen, hin und her schießen alle die habsüchtigen Schiffe, um mir meine Lieblingsspeise wegzufangen! Sie schwelgen im Genusse von Millionen Häringen; ich kann mich dann, wenn das ganze Nordmeer ausgeschöpft und kein Häring mehr zu sehen ist, mit Seeinsekten und Gewürme begnügen. Seit den 25ten Junius geht's nun auf diesem Meere ganz toll zu; wenn ich nicht irre, so haben wir heute 24ten Jänner, und morgen ist der letzte Tag des unseligen Häringfangs. Seit sieben Monaten lechze ich nun an dieser Küste nach einem Häring, und kann keinen habhaft werden! Wie kann ich's aber wagen, in dieses Gedräng von Schiffen hineinzustürmen, bei aller meiner Stärke komm' ich doch zu kurz. Meine Klugheit halten die Menschlein aber für Furcht, und schreiben in alle Naturgeschichten hinein, ich sey zu furchtsam, sonst wär' es mir eine Kleinigkeit, ein ganzes Schiff mit Mann und Maus zu zerschmettern; — Das wäre freilich leicht, wenn man nicht zuerst auf sich selbst denken müßte! Hätte ich mit meinem Kopfe nicht schon so manche Eismasse zerstoßen, um mich zu verstecken, so

wäre ich längſt ſchon gefangen. Hol' euch der Teufel, ihr Häringfreſſer, die ihr uns armen Wallfiſchen alle Jahre bei tauſend Millionen Häringe wegſchnappt! O Gaumenluſt! O Epikur! wie die ganze See wimmelt von dieſen köſtlichen Fiſchlein, die ich ungeachtet meiner vielgetadelten kleinen Augen doch recht gut ausnehme! Seht nur wie die deliziöſen Sedez-Beſtien ſich in ihrer fruchtbaren Dummheit ſo dicht an einander drängen, daß ſie ſich die Schuppen abſtoßen und die Schiffe in ihrem Laufe hindern! Da kommen aber dieſe liſtigen Land-Narvale, *) die uns mit ihren Harpunen ſo oft auf dem Rücken herumſpringen, weil ihr Eigennutz nach dem Größten wie nach dem Kleinſten lechzt, und hängen, um die Häringlein anzulocken, an ihre Fahrzeuge Laternen, und ſchöpfen die ſalzigen Meer-Beiſtriche mit Kehlen und Netzen von grober perſiſcher Seide, bei 140,000 Stück auf einen einzigen Zug, aus den Fluthen herauf. Und das ſoll ich hier, in melancholiſche Betrachtungen ver-

*) Der Narval oder See-Einhorn (Monodon Monoceros) iſt ein Todfeind des Wallfiſches, den er manchmahl tödtlich verwundet. Er iſt auch ein gewöhnlicher Vorbothe des Wallfiſches.

funken, ſo geduldig anſehen? Nein! ich muß unter das Volk hineinſtürzen, und ſollten ſie mir tauſend Harpunen in den Leib ſchleudern. Häringe, Häringe gehen mir über Alles!«

(Martin Wallfiſch ſah hier ſeinen Sohn Abſolon mit funkelnden Augen an, und warf ſich auf dem ſtöhnenden Stuhl gewaltig hin und her, und begann fürchterlich zu ſchnauben. Helion fuhr aber fort, vom unbeſchriebenen Papier herabzuleſen, indeß die Übrigen das Gelächter kaum mehr zu unterdrücken vermochten und vor innerem Lachen ihnen ſchon Thränen aus den Augen floßen.)

»Wozu wäre ich den auch ein Wallfiſch, wenn ich keine Häringe bekomme? Eſſen und Schlafen! Was gibts denn Köſtlicheres hienieden? Aber leider gleichen mir nur wenige Menſchen! warum ſoll denn nicht auch ein unvernünftiges Thier vernünftige Anſichten haben können? Unter den Menſchen ſind ohne Zweifel diejenigen die vernünftigſten, die mir in ihrer ungeheuren Körpermaſſe gleichen und die meiſten Häringe eſſen. Ein ſchmächtiger Verſtand aber mag ſich in einem menſchlichen Fleiſchgebirge ungefähr ſo verlieren, wie ein Häring im Wallfiſchbauche!« —

Wie ein Donnerkeil krachend aus heiterer Luft herabſtürzt, ſo flog jetzt aus Herrn Mar-

tins Mund plötzlich ein donnerndes: Still! — Dann sprang er auf, warf sich auf Helion, und riß ihm das Papier aus der Hand und sagte: »Fürchten Sie etwa, daß ich dieses schändliche Pasquill zerreiße? Ohne Sorge, Herr Poet! ich lasse davon Abschriften nehmen zur Vertheilung, das Original aber wird der Klageschrift beigelegt. Adieu!«

Mit diesen Worten ergriff er die Hand seines söhnlichen Diminutivs, und wollte abgehen; allein Hellen bat ihn mit komischer Angst: Er möge doch dieses unglückselige Papier zuerst eines huldreichen Blickes würdigen! — Er that es, und als er nun das von keinem Federstrich beschattete weiße Papier erblickte, da erreichte sein Zorn den höchsten Grad. Er sagte nichts als die wenigen Worte: »Ihr Häringe! ihr sollt an mich denken!« So trabte er, links und rechts überall anstoßend, zwischen umfallenden Sesseln, zu der vom Absolon aufgerissenen Thüre hinaus.

Jetzt erst überließ man sich dem ungehemmten Ausbruche des Gelächters, doch etwas zu früh, denn Herr Martin, dessen Sturmmarsch im Vorzimmer durch das Aufheben des entfallenen Hutes ein Bißchen aufgehalten wurde, hörte es, that einige Schritte zurück, und schlug mit geballter Faust an die Zimmer-

thüre. Da er ſich einen ſo glänzenden Abgang gleich dem tüchtigſten Kouliſſenreiſſer gemacht hatte, ſah er ſein Söhnlein, das etwas verblüfft neben ihm herſchritt, mit triumphirender Miene an.

So geſchah's denn, daß beide Theile, wie zwei Heere nach einer Schlacht, ſich den Sieg zuſchrieben, Herr Martin, weil er ſo grandios abgezogen war, die Hillmariden, weil ſie die läſtigen Gäſte abziehen ſahen.

Von beſſerer Natur und mehr innerm Gehalt war Barnabas Wallfiſch, doch wenig liebenswürdig im Äußern. Da er aber im übrigen ein rechtlicher argloſer Menſch war, fern von väterlicher Arroganz und brüderlicher Zudringlichkeit, ſo behandelte man ihn in Hillmars Hauſe mit Artigkeit, obſchon Flora, die ihm zugedacht war, ihn als Liebhaber durchaus nicht anerkennen wollte.

Barnabas war ziemlich gebildet, aber dabei doch ein bedauernswürdiges Weſen; denn nebſt der fatalen Katzenſcheu hatte er von der fiſchväterlichen Natur eine beſondere Schweigſamkeit eigen. Er dachte ſich viel, ſprach aber äußerſt wenig, eben ſo zu wenig, als ſein Bruder unaufhörlich zu viel plapperte. Er war daher auch wenig beliebt, weil er ſich zu wenig mittheilte, und die ſchöne Gabe der

Rede, die dem Menſchen als anziehender Herzens- und Geiſter-Talisman verliehen ward und auf alle Menſchen ſo mächtig wirkt, zu ſehr vernachläſſigte. Eine Folge dieſer freiwilligen Stummheit (denn er ſprach immer nur das Nothgedrungenſte) war, daß er ſich in dunkle Phantaſien einſpann und alles Unangenehme, das ihm in der Wirklichkeit vorkam, zu ſehr ins Schwarze mahlte.

Flora gefiel ihm, er aber nicht ihr; das merkte er ſogleich und zog ſich wieder zurück. Außerdem hatte ſich die Idee von weiblicher Falſchheit, die alles auf Eigennutz berechnet, in ſeinem Kopfe ſo feſtgeſetzt, daß er die Weiber endlich ganz in die Kathegorie der ihm ſo fürchterlichen Katzen ſetzte und beide allmählig in Ein Bild verſchmolz, deſſen vorherrſchende Charakterzüge die nämlichen waren: Falſchheit, Liſt und Eigennutz. So geſchah's, daß er in jedem Weibe eine Katze, (manchmahl ſogar eine wilde) und in jeder Katze ein Frauenzimmer zu erblicken glaubte.

Vielleicht lag in ſeiner düſtern Anſicht doch auch etwas Wahres; behaupten will ichs aber nicht geradezu, damit mir die liebenswürdigen Leſerinnen mein Buch nicht verſchreien.

Acht und zwanzigſtes

Schild.

Der Prinz Karl von Lothringen.

Geiſterfiſche. Der luſtige Tod der Liebe. Pauſch-Ho-ratismus. Sarg-Beſtürmung. Die vergnügte Leiche. Rede eines Todten über die Macht der Liebe.

So abhold Hillmar und die Seinigen den Herren Martin und Abſolon Wallfiſch waren, ſo konnten ſie ihnen doch, als edlere Naturen nie gefährlich werden. Dafür ſtellte ſich den beiden aber bald ein ärgerer Feind entgegen, der wilde Adalbert. Der haßte den alten Wallfiſch, weil dieſer es gegen ihn hoch gab, den Abſolon aber, weil er ſeit der Verleſung über den Sekretär-Vogel und dem Moneleg des Wallfiſches, alle Heirathsgedanken auf

Viktorinen aufgab, dafür aber im bitterſüßlichen Hauſe auf alle Fräulein Jagd machte, die bisher in Adalberts Gehäge gehörten. Absolon gewann ihm dagegen bald bei den meiſten Huldgöttinnen den Vorrang ab, und zwar aus vier Haupturſachen: Erſtens weil er geſchwätziger war als Adalbert; zweitens, weil er ihnen noch mehr Schmeicheleien zu ſagen wußte, und drittens noch reicher war als dieſer; viertens, weil er durch die Weihrauchwolken immer die Sonne der Heirathsluſt durchſchimmern ließ, was Adalbert gänzlich unterließ.

Adalbert hatte nun feſt beſchloſſen, dem Vater und dem Sohn alle möglichen Streiche zu ihrem Ärger zu ſpielen; und ſo leichtſinnig und veränderlich er ſonſt auch war, ſo pflegte er Vorſätze dieſer Art doch ſtets mit größter Beharrlichkeit auszuführen. Dabei hatte er die Gewohnheit, Kukukseier in fremde Neſter zu legen; er gab gern Andere für die Urheber ſeiner Streiche aus.

Es war eben ein neuer Phantasmageriſt in der Stadt angekommen. Adalbert, der, ſtets müßig, folglich ſtets überall war, und Alles wußte und benützte, machte auch von den erſchienenen Erſcheinungen ſogleich Gebrauch, ſtellte ſich gegen die Wallfiſche wie bei Allen, die er anrennen laſſen wollte, beſonders

freundschaftlich und zutraulich, und beweg sie, nach einigen Tagen mit ihm die Geistererscheinungen zu besuchen.

Schon saßen sie eine halbe Stunde in dem nächtlichen Saal, in dessen Hintergrunde die Geister der Scipionen, Salomons, Alexanders, Tamerlans, Constantins, Karls des Großen, der Damen Semiramis, Kleopatra, und Katharina II., die liebenden Paare: Abelard und Heloise, Sappho und Phaon, Laura und Petrarca, nach jedesmahliger Aufrufung des unsichtbaren Geisterbanners verüberzogen. Eben tönte seine gewaltige Bierbaß-Stimme: »Hier meine Damen und Herren, erblicken sie den großen Prinz Karl von Lothringen, als Reichs-General-Feldmarschall, in derselben Rüstung, in der er leibte und lebte, wie er die Franzosen im Jahre 1712 aus Böhmen vertrieb, über den Rhein ging und sich in der Mitte des Elsaßes setzte! —

Herr Martin Wallfisch war eben ganz Aug' und Ohr, als der Reichs-General-Feldmarschall zu seinem größten Verdruße plötzlich verschwand und zu seinem noch größeren Verdruße ein ungeheurer — Wallfisch erschien. Herr Martin Wallfisch hob sich beim Anblick seines Ebenbildes so heftig empor und fiel so schwer zurück, daß die Bank, auf welcher er

ſaß, krachte und zerbrach und alle Sitzenden ſchreiend aufſprangen. Die Ordnung wurde aber bald wieder hergeſtellt, und nun ging das Spektakel im Hintergrunde fort.

Vor dem Wallfiſche ſchwamm ein Triton, dem Herrn Abſolon ſehr ähnlich, und hielt, gegen den Waſſerrieſen zurückgewendet, mit beiden Armen eine große Schüſſel mit Häringen empor, von welchen der Wallfiſch gierig fraß. Plötzlich aber flogen Tauſende von Häringen aus der Schüſſel auf, und erfüllten, im Fluge über den Häuptern der laut werdenden Zuhörer dahinſchwebend, den ganzen Saal. Um die von ihm veranſtaltete Poſſe aufs Ärgſte zu treiben, rief Adalbert mit lauter, etwas verſtellter Stimme: »Herr von Biergans! öffnen Sie doch den Mund! Hier iſt das Eldorado, wo dem Glücklichen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.« — Herr Biergans aber rief wuthſchnaubend: »Der Teufel hole alle Häringe, alle Geiſter, und alle Spitzbuben!« — So ſtürzte er, begleitet von Verwünſchungen über ſeine zugetheilten Rippenſtöße, zur Thüre hinaus. Abſolon wollte ihm nach, Adalbert hielt ihn aber theils mit Gewalt, theils durch Überredung zurück, um das Ende abzuwarten. Dabei ließ er ihn nicht undeutlich merken, daß ſehr wahrſcheinlich Helion der Urheber dieſes

Schabernaks ſey; er wolle aber mit dem armen Alten gemeinſchaftlich auf Rache ſinnen.

Als Beide zuſammen auf der Straße gingen, fing Adalbert auf einmahl zu ſeufzen an, endlich ſogar zu weinen. Abſolon fragte ihn, voll Verwunderung, um die Urſache dieſer plözlichen Veränderung. »Ach — ſtöhnte Adalbert, — wenn Sie wüßten, welcher entſezliche Augenblick und Anblick mich jezt erwartet! Nicht Schauluſt oder Unterhaltungsſucht führte mich zur Phantasmagorie, ſondern die Verzweiflung über den Tod eines theuern Freundes — ſie hat mich zu den Geiſtererſcheinungen getrieben, um mich dadurch gleichſam zu der bevorſtehenden Schreckensſzene vorzubereiten.« —

Abſolon drang in ihn, ſich deutlicher zu erklären, und nun erzählte Adalbert, dem Scheine nach von Schmerz ganz verwirrt, daß er jezt geradewegs zur Leiche eines Freundes gehen müſſe, der aus langſam verzehrender Qual unerhörter Liebe in Krankheit verfallen und vor zwei Tagen geſtorben ſey. Der Unglückliche habe kurz vor ſeinem Tode ein nächtliches Leichenbegängniß verlangt, welches längſtens in einer Stunde vor ſich gehen werde. Er ſey aber feſt entſchloſſen, den Theuern noch einmahl zu ſehen, eh' er in den Sarg gelegt und vernagelt werde. — Abſolon fand das

ſehr rührend, beredete aber den edlen Freund, vorher noch im nächſten Kaffeehauſe mit ihm ein Glas Punſch zu trinken, damit er ſeine Nerven etwas ſtärke und den herzzerreißenden Anblick beſſer ertrage. »Folg meinem Rath und trink, — ſagte er — ſonſt hältſt du's nicht aus!« — Und Adalbert folgte dem Rath des lebenden Freundes, um den Anblick des todten auszuhalten, und ging mit ihm in das nächſte Kaffeehaus, und trank des Punſches, quantum sufficit. Auch Abſolon fühlte ſich dahingeriſſen, und trank beinahe — plusquam sufficit!

Dadurch fühlte er aber ſeine Lebensgeiſter und ſeinen Muth zu ſolchem Heroismus erhöht, daß er die ihm eigene Scheu vor den Todten vergaß, und mit Exaltazion erklärte: »Er könne den Freund nicht allein laſſen; er gehe mit dem lebenden Freunde zum unbekannten todten, dieſer ſey die erſte Leiche, die er zu Geſicht bekomme.« —

Adalbert nahm, nach langem Weigern, das hochherzige Punſch-Reſultat, mit einem etwas ſchalkhaften Zug im Geſichte, an, und ſie gingen mit großen Schritten zum Trauerhaus. Dem Himmel ſey Dank! ſagte Adalbert, ich ſehe noch keine Begräbniß-Anſtalten: wir kommen nicht zu ſpät. Sie ſtiegen die Treppe

ſchweigend hinan, und traten ins Vorzimmer der Wohnung. Ein alter Diener bat ſie, etwas zu verweilen; er wolle nur ſehen, ob die Leiche ſchon eingeſargt ſey. »Ach! — ſeufzte Adalbert — die Liebe iſt doch der wahre Todtengräber unſerer Jugend und unſers Lebens! Wer dem Grabe feind iſt, der laſſe ja das Lieben bleiben!« — Sie haben wohl recht; — erwiederte Abſolon, von Punſch glühend, — der bloße Gedanke daran macht mir ſchon heiß.

Jetzt kam der Alte zurück, und bat die Herren einzutreten. Von hohen Leuchtern mit brennenden Kerzen umſtellt, lag die Leiche eines Jünglings im ſchwarzen Sterbekleid im offenen Sarge auf einem ſchwarzbehangenen niedern Gerüſte. Adalbert ſetzte ſich, einer Ohnmacht nahe, auf ein nahe ſtehendes Sopha, und konnte kein Auge verwenden von den theuern Zügen des blaſſen Freundes, den er nun zum letzten Mahle ſehen ſollte. Endlich ſchien die Ohnmacht ſeine Glieder aufzulöſen; er fiel in eine — dem Schlafe ſehr ähnliche Betäubung. Abſolon verſuchte ihn zu wecken durch leiſes Schütteln; als ſeine Bemühung aber fruchtlos blieb, ſetzte er ſich ſelbſt neben ihn, und ſchlief ein, da er der vereinigten Macht von Schmerz und Punſch nicht länger zu widerſtehen vermochte. Bei dieſen Umſtänden wurde auch

ſein Schlaf ſchwer und feſt, bis ein heftiges Gepolter ihn erweckte, indem Adalbert plözlich mit wilden Geberden aufſprang, und zum Sarge hinflog. Mit den Worten: »Ich kann nicht! ich muß! nur einmahl noch muß ich ihn an mein Herz drücken!« — warf er ſich auf die Leiche hin. Abſolon eilte ihm nach und ſchrie: »was thun Sie? Seyen Sie doch geſcheit, ſonſt geh' ich fort! Hören Sie nicht?« —

Aber Adalbert hörte nicht, und wälzte ſich auf dem Freunde ſo ungeſtüm herum, daß das Brettergerüſte krachte, brach, und der Sarg ſammt dem Inhalt hinabſtürzte. Zugleich hörte man die Leiche ſchreien: »Wehe mir! wehe mir! wo bin ich? was iſt mit mir geſchehen?« —

Abſolon ſtand ſtarr und unbeweglich wie eine Bildſäule, ſein Haar zur Decke des Zimmers emporgerichtet. Endlich raffte Adalbert ſich auf, und ſprach: »Columban! lebſt du wirklich? darf ich meinen Sinnen trauen?« —

Columban liſpelte mit ſchwacher Stimme: »Hülf mir! hülf! Wollt ihr mich lebendig begraben? Rette mich! Noch leb' ich ja! Entſezlich! lebendig begraben werden — o du mehr als Tod!« —

Der Titular-Sekretär und quasi-Sekretär-Vogel war bei dieſer Schreckens-Scene

von Tod und Leben ungeachtet des Punſchmittheß in der zweiten Potenz, ins Vorzimmer entflohen. Das war dem Adalbert und dem Todten ganz recht, und Jener ſagte zu dieſem: »Columbanns Columbazzio! du haſt deine Sache herrlich gemacht! Da nimm!« —

Bei dieſen Worten gab er ihm einige Banknoten, die Columban mit gieriger Hand verſchlang. »Jetzt aber, warnte Adalbert, ſpiele die letzte Scene noch comme il faut!« — Nun eilte er ins Vorzimmer, wo Abſolon gedankenlos dumm in ſeinem Schrecken daſaß, und rief: »Herein! herein! Sie haben, als wahrer Freund, meinen Schmerz getheilt, theilen Sie nun auch das Entzücken mit mir!« — So zog er den verblüfften Abſoloniſchen Sekretär ins Zimmer, und ſchleuderte ihn dem lebendigen Todten in die Arme, wo der Geſchleuderte der friſch- und geſunden Leiche mit alberner Furcht in das mit weißem Anſtrich überzogene Geſicht ſchaute.

Endlich nahmen alle drei auf dem Sopha Platz, und Adalbert ferderte den Todten auf, zu erzählen. Dieſer aber ſagte ganz kurz: »Du, Freund Adalbert, biſt mein Retter; nur Dir verdanke ich mein Leben! Ohne dich läg' ich in drei Stunden ſchon im Grabe. Verzeiht meinen Lakonismus! Ich muß mich aber kurz

faſſen, denn das Reden wird mir ſchwer. Die Liebe zu Jener, — die du kennſt, hatte mein Innerſtes ſo verzehrend ergriffen, daß ich mich ſelbſt verlor. Das ging ſo weit, daß ich, bald vom Schmerz über die Grauſame beſiegt, bald vom Entzücken über ihre Huld überwältigt, oft in eine Art von Starrkrampf verfiel, wo ich kein Lebenszeichen von mir gab. Dieſer ſchreckliche Zuſtand hielt immer länger an, zuletzt ſtundenlang. Vermuthlich muß man mich in einem dieſer ſchrecklichen Zufälle, wo ich wie ein Todter dalag, für wirklich todt gehalten haben; denn man wuſch mich, legte mir den Sterbekittel an, ſenkte mich in den Sarg, und ſtellte brennende Wachskerzen in hohen Leuchtern umher. Ich ſah und hörte Alles, was um mich her und mit mir geſchah, konnte aber weder die Zunge noch irgend ein Glied regen, und wäre ohne dich und den Fall vom Paradebette in meinem Scheintode ohne Zweifel mit vollem Bewußtſeyn hülflos begraben worden. Gott bewahre mich und Jeden vor der Liebe!« —

Ja! — rief Abſolon — Mich und Jeden vor der Liebe und vor dem lebendig begraben werden! So oft wurde ich mit meiner Furcht vor dem Scheintode verſpottet, und dennoch hab' ich recht. Aber nun ſoll mir noch Einer kommen! —

Absolon schwur der Liebe ab, als dem sichersten Wege zum Scheintode. Adalbert hatte mit dem tollen Streich seinen Zweck erreicht, und Columban ging, als Beide kaum fort waren, in das Gasthaus, wo er sein neues Lebensfest mit Adalberts Banknoten celebrirte.

Ende des ersten Bandes.

N12 107557233010

Schilder = Schall.

Eine

Geſchichte meines nachmittägigen Spazierganges durch die Stadt.

Von

Chriſtoph Kuffner.

Zweiter Band.

Brünn 1821,
bei Joſeph Georg Traßler.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinenſi

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

29tes Schild: Die goldene Schlange . 3

Typhons seltsame Menagerie. Die Schlangen in den heutigen Paradiesen. Animalische Menschenbilder.

30tes Schild: Die schöne Linzerinn . 15

Die maskirte Sizilianerinn. Entzauberung. Belohnte Offenherzigkeit.

31tes Schild: Die zwei goldnen Löwen 24

Der verschmähte Kolibri. Das Schlangenmädchen. Heirathsmachinazionen. Thier-Moral für Menschen.

32tes Schild: Die Stadt Paris . . 32

Bittersüßliche Gallomanie. Voltaire'scher Götzendienst. Magnetische Gruppen.

33tes Schild: Die goldene Wage . . 42

Sechs leere Betrachtungen sammt ihrem Epilog.

34tes Schild: Die Ananas . . . 46

Nachtrag zu den Ananas-Gesichtern. Mein Werk, die Welt und die Literatur aus dem Gesichtspunkte der Ananas betrachtet. Lügen-Vorlesungen für Damen.

35tes Schild: Die Weintraube . . 51

Abendröthe der Trauben und der Menschen. Der Podagra-Diogenes. Die Mineral-Weintraube. Die Himmelskrankheit.

Seite

36tes Schild: Martin Luther . . . 58

Dintenfaß = Duell.

37tes Schild: Der englische Stahldegen 60

Schilder = Schwindsucht. Todesangst. Ehrendegen. Stiche ohne Blut.

38tes Schild: Der schwarze Krebs . 67

Der Melancholiker. Erbauliche Betrachtungen über Krebse und Menschen, eine Parallele.

39tes Schild: Die grüne Jägerinn . 74

Die angenehme Verirrung. Der Abendgesang im Walde. Die Würze einer schlechten Kost. Lustiger Haß. Mittel gegen die Melancholie. Hochzeitlehre.

40., 41. u. 42tes Schild: Die goldene Krone, die Stadt Dresden, und nochmahl die goldene Krone 83

Nachtrag zu Typhons Hochzeitrede. Der Narvalzahn als Sinnbild der Liebe. Porzellan = Gemählde.

43tes Schild: Der goldne Elephant . 88

Die grünen Hochzeitgäste. Der furchtbare Rezensent. Buchstaben-Evolutionen. Die Fabel vom schönen Büffel.

44tes Schild: Die weiße Katze . . 93

Der überraschte Ueberraschende. Der erste Katzenluß und sein Nachfolger. Katzengold und Katzensprünge.

45tes Schild: Der Engel 99

Der satyrische Engel, und der weibliche Satan.

46tes Schild: Die goldene Sonne . 101

Weibliche Mond- und Sonnen = Faktionen. Der erste Sonnenaufgang und seine Abenteuer. Mein Dank an Doktor Johann Baptist Friederich.

Seite

47tes Schild: Die Uhr 114

Uhren, Menſchen und Bücher, eine Paralelle.

48tes Schild: Die Kaiſerkrone . . 120

Blumen = Deutungen eines Verblühenden.

49tes Schild: Der weiße Schwan . 123

Wahnbilder. Die Blumen = Genien und die Sylphen = Schmetterlinge.

50. u. 51tes Schild: Der Bergmann. Die rothe Roſe 126

Gräuel und Wonne eines Traumgeſichts.

52tes Schild: Der goldne Benedictuspfennig 129

Geiſtiges Vermächtniß an Leopoldine Blachetta. Die Armen an Geiſt und Herz. Was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll.

53. u. 54tes Schild: Das ſilberne Kreuz. Die blaue Flaſche 142

Schöne Täuſchungen. Der fromme Kuß. Die Erſcheinung der mythologiſchen Götter. Die Verſtandesflaſche im Mond.

55tes Schild: Der Stephansthurm . 151

Schickſalsthürme. Der Ton von außen und im Innern. Neue Lebensblume.

56. 57. u. 58tes Schild: Der ſilberne Stern. Die ſilberne Krone. Der weiße Stern 155

Der gräfliche Stern der Liebe. Die Freunde am Himmel. Poetiſche Freiheit am Rande des Lebens.

59tes Schild: Der Huſar . . . 161

Der unverſtändliche Glückwunſch. Der Liliputer = Mars.

60tes Schild: Die goldene Weintraube 164

Lob des weißen Papiers. Lebens = Poeſie. Theure Opfer. Wein = Jeremiade.

Seite

61tes Schild: Die goldene Lampe . . 167

Rede-Essenz für und wider das Geld. Schenkluft. Lebensliebe durch Todeswahn.

62. u. 63tes Schild: Der Feldmarschall Loudon. Der goldne Wolf . . 170

Phantasie-Kommando. Zwei verschiedene Generale. Wolken am Freudenhimmel.

64tes Schild: Das rothe Kreuz . . 173

Eine Todten-Erscheinung.

65tes Schild: Der grüne Baum . . 176

Das Lieblings- und Ruhe-Plätzchen.

66tes Schild: Der schwarze Berg . 178

Schwelgerei des Schmerzes. Todtenfeier. Der Engel der Liebe. Tod vom Tode.

67tes Schild: Die schöne Tänzerinn . 184

Die Grazie des Tanzes. Der Tanz aus Verzweiflung.

68tes Schild: Der schwarze Adler . 189

69tes Schild: Der goldene Fisch . . 191

Die moderne Nemesis. Die neue Alcina. Allegorischer Sündenspiegel. Die prophetischen Fische. Hexen-Ende.

70tes Schild: Die Stadt Hamburg . 195

Zweites Scharmützel. Freundschaftliche Verrätherei. Negative Dedikation. Der versetzte Kieselstein. Zweifacher Humor.

71tes Schild: Die zwei weißen Rosen 204

Der liebende Weiberfeind. Lied der Sterbenden. Bilder der Liebenden. Todes-Anmuth.

72. 73. u. 74tes Schild: Der grüne Kranz. Die drei goldnen Löwen. Der Zederbaum 213

Der verschönerte Schmerz. Die Kränze des Lebens. Falsche Löwen. Symbol.

Seite

75tes Schild: Der Fürſt Primas von Ungarn 222

Bitte an die Stadt Hamburg. Dedikations-Duxplikat. Meine Leiden, als Menſch und als Schriftſteller. Richtige und doch falſche Beſchreibung der Stadt Hamburg. Schilder-Muſterung. Keckheit des Romans. Jeweiliges Vermächtniß des Autors.

76tes Schild: Der heilige Joſeph . . 232

Temperamentgeſpräch der Leſer. Familien-Vorbild. Der Uebergang in ein zweites Selbſt.

77. u. 78tes Schild: Der Ackermann. Die Feſtung Belgrad 237

Die glückliche Familie. Die Erfindſamkeit der Liebe. Der Heldenzorn. Die friedliche Schlacht. Der Sieg der Mahlerei. Die Zuckerfeſtung.

79tes Schild: Die goldne Kugel . . 246

Die Liebe für den Quälgeiſt. Gewitter-Maſchinerie. Der Muth im ſeidenen Zimmer. Das goldene Kegelſpiel. Die Verzagtheit des Geldſtolzes. Lob der Kugeln.

80. 81. u. 82tes Schild: Das goldene Einhorn. Das ſilberne Schiff, und wieder das goldene Einhorn . . . 260

83tes Schild: Das weiße Lamm . . 269

84tes Schild: Die Stadt Eger . . 275

85tes Schild: Die Hoffnung . . . 278

Erſtes Probeblatt: aus der Zeitſchrift: »Der Träumer.«

86tes Schild: Der kaiſerliche Adler . 284

87tes Schild: Der rothe Huſar . . 286

Zweites Probeblatt. Aus dem Journal: »Brandraketten.«

Seite

88tes Schild: Der grüne Apfel . . 291

Drittes Probeblatt. Aus dem Journal: »Der Dieb.«

89tes Schild: Das schwarze Kreuz . 294

Viertes Probeblatt. Aus dem Journal: »Der Bettler.« Enthält: Die Leiche der Wahnsinnigen. Gespräch zwischen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler.

90tes Schild: Der grüne Papagey . 301

Fünftes Probeblatt. Aus dem Journal: »Der Gedankenfeind.«

91tes Schild: Der Matrose . . . 306

92tes Schild: Der grüne Baum . . 308

Sechstes Probeblatt. Aus dem Journal: »Nichts für ungut.«

93. 94. 95. u. 96tes Schild: Der Weinberg. Der blaue Stern. Der weiße Löwe. Die heilige Dreifaltigkeit . 310

97. 98. 99. u. 100tes Schild: Die goldene Rose. Das goldene Fäßchen. Der breite Stein. Der Mohr — (und sein Landsmann) 316

101 — 107tes Schild: Der Spanier. Die goldne Sonne. Der blaue Hirsch. Der Bauerngruß. Das goldne Kreuz. Das Auge Gottes. Der Wolf . . 327

108 — 110tes Schild: Der weiße Stern. Der Kahlenberg. Die weiße Rose . 337

111 — 114tes Schild: Die Schlacht bei Aspern. Das goldne Füllhorn. Der Courier. Die schöne Ungarinn . . 342

115. u. 116tes Schild: Die Stadt Wien. Das Peilerthor 347

Schilder-Schau.

Zweiter Band.

Neun und zwanzigſtes

Schild.

Die goldene Schlange.

Typhons ſeltſame Menagerie. Die Schlangen in den heutigen Paradieſen. Animaliſche Menſchenbilder.

Der geiſtreiche Graf Venzel-Sternau hat einen berühmten Roman, das goldene Kalb betitelt, geſchrieben, worin er dieſem einſt angebetheten Götzen, auch heut zu Tage noch, und zwar als Eigennutz — ein Abgott der Gegenwart! herrſchen und ſich huldigen läßt. Ein treffendes Seitenſtück zu dieſem Werke könnte die goldene Schlange geben, als Symbol von Falſchheit, Liſt und Bosheit, die in unſern Tagen nicht weniger Anbether zählen als jenes goldene Kalb. Sie hat zwar in dieſer Geſchichte keinen eigenen Tempel;

deſſen ungeachtet aber wird es ihr an Verehrern und Dienern nicht fehlen, beſonders an Prieſterinnen nicht, deren Eine wir in dieſem Kapitel bald werden näher kennen lernen, — die ſeit längerer Zeit unſichtbar geweſene Frau Hervldin.

Sie hatte ſich durch mancherlei Negozien ſo ein nettes Sümmchen zuſammengefegt, daß ſie ihr wanderndes Geſchäft des Spitzenhandels aufgab, und ſich ſelbſt in den Ruheſtand ſetzte, worin ſie nur Geſchäfte von höherer Art machte, das heißt, ſolche, die einen bedeutenden Sündenlohn trugen. Sie lauerte daher, wie die Schlange unter den Blumen, immer in irgend einem ſchönen Mädchenflor, und trat dann entweder als vermittelnde Liebesgöttinn, oder als Juno Pronuba auf. Freilich waren die erſten Verbindungen meiſtens nur von kurzer Dauer, dagegen aber die letztern — wenigſtens für einen Theil der Conſorten — gewöhnlich von zu langer.

Um zugleich eine ſehenswürdige Rarität zur Lockſpeiſe und wahrſcheinlichen Urſache der häufigeren Beſuche zu haben, nahm ſie einen alten Herrn zu ſich, der ein Freund von lebendigen Schlangen, Kröten und Eidechſen war, und eine Sammlung von ſolchen Thieren hatte. Frau Heroldin gab dem Verarmten

freie Koſt und Wohnung, wofür er nur die einzige Obliegenheit hatte, ihren Freunden und Freundinnen auf Verlangen die Menagerie zu zeigen.

Herr Typhon war der gutmüthigſte Menſch, den man ſich denken kann, aber gerade ſeiner Redlichkeit, Weichheit und argloſen Leichtgläubigkeit wegen von den menſchlichen Schlangen ſo betrogen und mißhandelt worden, daß er Vermögen und guten Namen verlor, und ſich endlich zu den thieriſchen Schlangen zurückzog, bei denen er ſich beſſer befand.

»Die Menſchen ſind böſer und die Schlangen beſſer als ich glaubte!« — So ſagte er, und beſchloß den Reſt ſeines Lebens in der Geſellſchaft von Schlangen, Eidechſen und Kröten zuzubringen. In ihrer Mitte ſtehend, ſchaute er ſie dann oft freundlich an und ſeufzte: »Ach! Ihr Schlangen ſeyd nicht falſch, ihr Kröten nicht giftig, aber die Menſchen waren es, die mich mit euch befreundeten!« —

Seine Spaziergänge machte Typhon nur in die einſamſten Gegenden; die dichteſten Wälder, die abgelegenſten Moorfelder, und verödete Ruinen beſuchte er, um ſeine Lieblinge zu fangen, die er dann ſorgfältig nach Hauſe brachte, zahm machte und wie geliebte Schooßkinder pflegte.

Frau Heroldin, die als glänzende Schlange ihre Rolle im bitterſüßlichen Hauſe ſo gut ſpielte, ſo geſchmeidig und gemüthlich, daß man ihr nichts Arges zutraute, fand bald, daß hier für ſie mehr zu thun ſey als bei Hillmars Töchtern, die, voll Reinheit und heiliger Unſchuld, den guten Willen der ſchlechten Frau verkannten. Als ſie aber die kränkende Verkennung mit himmliſcher Sanftmuth ertrug, und ihre dienſtfertigen Beſuche eifrig fortſetzte, bat der gerade Hillmar ſie, ſich jede fernere Bemühung zu erſparen. Von nun an kochte ein geheimer Groll in ihrem Herzen; um neue Gönner zur Ausführung ihrer Rache zu finden, klammerte ſie ſich an die bitterſüßlichen Geſellſchaften, wo man die immer heitere, geſprächige und gefügige Frau ſehr liebgewann. Hier machte ſie auch die Wallfiſch-Bekanntſchaft, die ihr bald um ſo mehr erwünſcht wurde, als ſie darin eine Gelegenheit erſpähte, den verhaßten Tugendheldinnen — ſo nannte ſie Hillmars Töchter — bald einen Streich zu ſpielen.

Zugleich überredete ſie den melancholiſchen Barnabas, Typhons wunderbares Naturalien-Kabinet zu beſehen. Dieſer ward ſchon von ihrer Beſchreibung ſo ergriffen, daß er am nächſten Tage hinging.

An der Hausthüre kam ihm Typhon ent-

gegen, und gab ſich dem Fragenden als Schlangenpapa zu erkennen. Um ſogleich einen Beweis von der Wahrheit ſeiner Erklärung zu geben, zog er aus der Weſte eine Schlange hervor, die von ſeinem Buſen ſich windend erhob; aus der Rocktaſche nahm er eine groſſe Kröte, die mit philoſophiſcher Gemüthsruhe auf ſeiner flachen Hand ſitzen blieb.

Nun führte er den erſtaunten Barnabas in das ſogenannte ägyptiſche Heiligthum, ein kaltes, feuchtes, dunkles Zimmer. Hier ſtanden an den Wänden hohe offene Koffer, die Wohnſitze der größeren Schlangen, die ihre Hälſe mit lautem Ziſchen emporſtreckten. Er hob eine von ihnen heraus, die ihm ſchmeichelnd am Geſicht herumſtreifte, endlich ſich um Arm und Hals ringelte. In groſſen weiten Gläſern ſchweiften und ſchlängelten ſich die kleinern Schlangen. Auf Steinhaufen und in Waſſergefäßen ſaßen Kröten aller Art, breitköpfig, mit aufgeblaſenen Seiten, und mit glotzenden Augen die Eintretenden anſtarrend. Typhon erſuchte den ſcheuen Barnabas behutſam zu treten, denn rings um ſie her ſchlüpften buntfärbige Eidechſen mit leiſem Elfentanz. Als Barnabas ſich von ſeinem Staunen erholt hatte, ſagte er zu dem Greis: »Er müſſe ſeine außerordentliche Geduld im Zahmmachen dieſer Thiere

bewundern. Die Schlangen und Eidechse seyen, in der Nähe besehen wirklich hübsche, beinahe anmuthige Thiere, und die Kröte, so häßlich sie ihm auch vorkommen, wären ihm doch bei weitem nicht so zuwider und eckelhaft als die Katzen. « —

Der Alte lächelte und erwiederte: »Das Zahmmachen der Schlangen ist keineswegs eine so schwierige Sache, als Sie glauben, im Gegentheil etwas leichtes. Man muß sie beim Fangen nur gleich recht beherzt angreifen! Die Schlange sträubt sich zuerst gewaltig, sobald sie aber merkt, sie befinde sich in der Macht eines Unerschrockenen, verliert sie den Muth, ergibt sich der höheren Gewalt, wird sanft, und läßt mit sich schalten. Sehen Sie! So sollte man's auch den Schurken und Sündern machen. Wenn die Tugend Muth hat, so siegt sie gewiß; aber leider fehlt dieser den besten Menschen so oft, den Schlechten äußerst selten! — Habe ich eine Schlange zu Hause, so lasse ich sie einen Tag, oder etwas drüber Hunger leiden. Noth macht zahm. Auch mancher hochmüthige Mensch ist in der Noth kaum mehr zu kennen. Dann geb' ich der Schlange nach und nach zu fressen; binnen acht Tagen ist sie so zahm, daß sie mir das Futter aus der Hand nimmt. Wie schwer ist dagegen ein

Menſch dankbar zu machen, und wie ſchnell verfliegt ſeine Dankbarkeit! — Da unterhalte ich mich den oft und viel damit, daß ich die Menſchen mit den verſchiedenen Arten von Schlangen vergleiche, beſonders mit denen im heißen Klima, mit denen er mehr Ähnlichkeit hat als mit den europäiſchen. So z. B. iſt die Rieſenſchlange, die kein Gift hat, aber durch ungeheure Stärke Menſchen, Büffel und Tieger zermalmt und verſchlingt, der leibhafte Eroberer. Die Viper, die ihr Gift in eigenen Bläschen an den hohlen Zähnen trägt, das ſie, ſobald ſie gereizt wird, in die Wunde des Gebiſſenen läßt, iſt der Gähzornige, fürchterlich in ſeiner Wuth. Die unſchädliche Blindſchleiche dagegen, die, wenn man ſie mit einem Stocke ſchlägt, vor Zorn in Stücke zerſpringt, iſt der zürnende Melancholiker, der gegen ſich ſelbſt wüthet. In der giftigen Klapperſchlange ſeh' ich einen Schurken, der gern Böſes ausüben möchte, aber nicht kann, weil er zu dumm iſt. So verräth ſich dieſe Schlange durch ihr Klappern vor dem Angriff, wodurch die Beute aufmerkſam gemacht wird und der zu langſamen Feindinn entflieht.*)

*) Das Geräuſch ihrer am Ende des Körpers befindlichen hornartigen Klapper ſoll dem Lärmen einer mit Erbſen gefüllten gerüttelten Blaſe gleichen.

Ist die Schauerschlange, die durch das Anschauen mit feurigfunkelnden Augen Kaninchen, Eichhörnchen und andere zarte Thiere bezaubert, an sich zieht und tödtet, nicht das wahrhafte Bild eines Verführers? — Die Ringelnatter, die ich hier in der Hand halte, stellt einen Menschen vor, den man als gefährlich verschrien hat, obwohl er die ehrlichste Haut ist. Auf der Insel Sardinien lebt sie als Hausthier; ihre Jungen werden von schönen Damenhänden gepflegt, denen sie zum Spiel dienen. Die Ringelschlange, die rückwärts wie vorwärts laufen kann, ist der echte pfiffige Kerl, der sich in alles zu schicken weiß. Die Runzelschlange ist der gutherzige Murrkopf, trotz ihrer 340 Runzeln dennoch ohne Gift. Die Abgottsschlange zeigt uns die, der humansten Ausbildung fähige Kraft; sie ist so stark, daß sie den stärksten Thieren die Knochen zerbricht, und dennoch läßt sie sich zahm machen und sogar abrichten. Zugleich gibt sie ein Beispiel, wie jede Sache zwei Seiten, jeder große Mann seine Verehrer und seine Feinde hat, denn, indem einige Völkerschaften in Süd-Amerika ihr göttliche Ehre erzeigen, trachten ihr andere nach dem Leben, verzehren ihr Fleisch und verhandeln die Haut.« —

»Sehen Sie nun — fuhr Typhon fort — hier auch die Kröten an! Verſchiedene Gättungen pflegmatiſcher vierfüßiger Holländer! Dieſe trägen, kalten — aber unſchädlichen Geſchöpfe, wie ungerecht iſt man gegen ſie, bloß weil ſie häßlich ſind! Wie friedlich ſie daſitzen! Hier zwei gemeine braune Kröten! hier eine dunkelgrüne, die ich ſelbſt einige zwanzig Jahre beſitze; *) hier eine veränderliche, im Frühling und Winter fleiſchroth, im Sommer weißgrau mit grünlichgelben Punkten. Neben ihr da ſteckt die Feuerkröte ihren Kopf aus dem Waſſer. Sie iſt die lebhafteſte von Allen. Sehen Sie nur, wie ſie bald auf — bald untertaucht. Und wie ſchön gezeichnet! Die feuerfarbnen Flecken auf dem Unterleib! wie ſie vorſchimmern! wie ſchön gezeichnet! o du herrliches Thierchen!« —

Hier legte Typhon der ſchönen Kröte einige Inſekten vor, die ſie sans gêne ſogleich zu ſich nahm. — »Sehen Sie! hier aus der Ritze des Steinhaufens guckt die Kreuzkröte heraus; ſie unterſcheidet ſich von allen übrigen dadurch, daß ſie nicht hüpft, ſondern läuft,

*) Aſcott in England ſoll eine zahme Kröte durch 36 Jahre lebendig erhalten haben.

beinahe wie eine Maus! Sehen Sie! jetzt klettert sie sogar an den Steinen hinauf! Ei du wunderbares Geschöpf!« —

»Nun aber bemerken Sie meine lieblichen Elfen, die zierlichen Eidechsen! So wie uns die Schlangen und Kröten das männliche Geschlecht repräsentiren, so stellen uns die Eidechsen das weibliche dar. Sehen Sie hier diese Krokodill-Eidechse! Sie ist eine Witwe, die um ihren Mann trauert, den sie zu Tode geärgert hat. Die Stachel-Eidechse ist eine witzelnde, spötteinde Kokette. In der Spiegel-Eidechse finden wir eine eitle eingebildete Närrinn, ein Mode-Fräulein. Jene glatte Eidechse ist ein gefügiges Kammerzöfchen. Die Salamander-Eidechse zeigt uns eine verbuhlte Schöne, die im Sumpf der Sünde lebt. Die Chamäleons-Eidechse, die ihre lebhaften goldfarbigen Augen nach allen Seiten, ja nach ganz entgegengesetzten Richtungen bewegen kann, sogar zugleich ein Auge nach oben, das andre nach unten wendet, und voll Reizbarkeit, ihre Farbe nach ihren jedesmahligen Affekten verändert, — sie repräsentirt das weibliche Geschlecht überhaupt. Die sogenannte eigentliche Eidechse zeichnet sich durch ihre doppelte Zunge aus; ich habe schon gar manches doppelzüngige Fräulein —

gegen jeden Liebhaber anders — geſehen, und beinahe noch mehr doppelzüngige Frauen, welche die grobe ſcharfe Zunge gegen ihre Männer gebrauchen, gegen alle Übrigen das zarte feine Zünglein ſpielen laſſen.«

»Mehrere Gattungen der Eidechſe ſind mit den Schlangen verwandt! Auch das iſt ominös! Das Paradies iſt von der Erde verſchwunden, aber in unſerer Bruſt blüht es noch immer, wenn reine Unſchuld uns beſeelt, ſie, die keinem Geſchlecht, keinem Alter, keiner Beſchäftigung fehlen darf. Leider iſt aber jene böſe Schlange nicht ausgeſtorben, die ſchon den erſten Menſchen um ſein Paradies brachte, und ſo vielen Menſchen es noch immer raubt; dieſe Schlange iſt die Sünde, die in gar vielfacher Geſtalt in unſer Heiligthum eindringt. Eine ſolche Schlange z. B. iſt jeder Böſewicht, der in das Paradies des ehelichen Glücks ſich einſchleicht und verlockt; jeder Böſewicht, der aus irgend einer ſchlechten Abſicht Liebende und Freunde trennt; jeder Neider und Verläumder, der in das Paradies der Unſchuld und der Tugend, der Redlichkeit und des Verdienſtes ſein verzehrendes Gift haucht; jeder Böſewicht, der frech zu ärnten wagt, wo der Fleiß ſäete, den er um ſeinen Lohn betrügt. So viele Paradieſe gab uns der gnadenreiche Gott für das verlorne

Eine: Ein Paradies der Tugend, ein Paradies der Unschuld, ein Paradies des reinen Gewissens und des Seelenfriedens, ein Paradies des gesegneten Fleißes, ein Paradies der Liebe und der Freundschaft, ein Paradies des ehelichen Glückes! — Aber — so viele Paradiese so viele Schlangen!« —

Auf den düstern Barnabas machte diese Rede den tiefsten Eindruck. Er verließ den sonderbaren Alten mit dem festen Entschluß, den männlichen Schlangen und Kröten so wie den weiblichen Eidechsen auszuweichen, redlich zu bleiben und zwar kein Menschenfeind zu werden, aber doch in allen Verhältnissen jede unmittelbare nähere Verbindung zu meiden.

Dreißigſtes

Schild.

Die ſchöne Linzerinn.

Die matkirte Eizillauerinn. Entzauberung. Bewohnte Offenherzigkeit.

Indeß Barnabas den alten Typhon häufig beſuchte, und mit ſeinen vielen Schlangen converſirte, hielt ſein Bruder Abſolon ſich mehr an eine einzige — Hauptſchlange, die vielerfahrne, immer thätige und hülfreiche Frau Heroldinn. Seine Leidenſchaft für Viktorinen war, wie das gewöhnlich geſchieht, durch Zurückweiſung noch heftiger geworden. Er beſchloß, gegen den im Wege ſtehenden Helion ſich jedes Mittel zu erlauben, um ihn zu verleumden oder zu entfernen. Zu dem Ende ſchloß er ſich immer näher an Adalbert, der ihm Rathgeber und Gehülfe ſeyn ſollte; dieſer aber haßte ihn, wie

wir wiſſen, und benützte nun den Schein der Freundſchaft, um ihn lächerlich zu machen, und eine Verlegenheit nach der andern herbeizuführen.

Jetzt wendete ſich Abſolon an die Frau Heroldin. Dieſer kam die Sache ſehr erwünſcht. Gelang es ihr, Helion und Victorinen zu trennen, ſo hatte ſie das Vergnügen, ſich wegen ihrer Verbannung aus Hillmars Hauſe zu rächen, und konnte noch überdieß auf Abſolons Erkenntlichkeit rechnen, deren ſie einen glänzenden Theil ſchon voraus erhielt. Die wackere Frau hatte nun ſogleich ein Plänchen erdacht, das ſeine Wirkung nicht verfehlen konnte. Sie nahm eine ſchöne junge Verwandte zu ſich ins Haus. Sidonia Coſtanzi war, ihrem Namen nach, italieniſchen Urſprungs, deſſen letzte Spuren ſich jetzt nur in dem heißeren Blute noch zeigten. Sie ſpielte als Kammermädchen in mehreren großen Häuſern keine kleine Rolle. Sehr lebhaft, etwas leichtfertig und eroberungsſüchtig, fehlte es dem geſchmeidigen hübſchen und ſchlanken Mädchen an Verehrern nie. Herr Typhon würde ſie ein Compoſitum von glatter- und Chamäleons-Eidechſe genannt haben, mit einem kleinen Zuſatz von der Salamandrine. Durch den vielen Umgang mit den feineren Claſſen hatte ſie ſich

einige Bildung, beſonders aber, durch die immerwährende Übung, einen glänzenden Witz erworben. Maskirte Balle — ſo wie das Maskiren überhaupt — liebte ſie ungemein, und kleidete ſich dann am liebſten nach der niedlichen Tracht der Bürgermädchen im Lande ob der Enns. Das zierliche Goldhäubchen, ein Leibchen von himmelblauem oder blaßroſenfarbnem Taft, und eine kurze Schürze von ſchwarzem Taft auf dem blendend weißen Unterkleide, ließen ihr, wie man mich verſicherte, allerliebſt. Schlanker Wuchs, Roſen- und Lilien-Vergleich auf den Wangen, lichtbraunes Ringelhaar, ſchwellende Erdbeer-Lippen, und Augen blau wie der Äther im reinſten Sommermittag, vollendeten den Triumph. Man nannte ſie die ſchöne Linzerinn, die unwiderſtehliche Sidi.

Sie ſollte jetzt als Armida auftreten, und über den Rinaldo Helion ihr magiſches Netz werfen, nicht um ihn als eigentlichen Gefangenen für ſich zu behalten, ſondern um nur Viktorinen, die tief liebte, und ſich bei ihrer Zartheit leicht gekränkt fühlte, — zürnend, dann abwendig zu machen. Vor allem aber mußte ihm Sidi als höheres Weſen und etwas idealiſch erſcheinen. Sie wurde daher geſchwinde verbazionaliſirt und zu einer Sicilianerinn gemacht.

Man wußte es zu veranſtalten, daß Helien eine dringende Einladung zu einem häuslichen Maskenfeſte nicht abſchlagen konnte. Sidi erſchien als ſiciliſches Landmädchen, doch ohne Larve. Das niedliche Netzhäubchen ließ ihr allerliebſt, noch hübſcher als das bewunderte Goldhäubchen. Da ſie italieniſch ziemlich fertig ſprach, wurden ihr einige Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem und dem raſenden Roland einſtudirt; auch lehrte man ſie einige ſicilianiſche Lieder ſingen. — Herr Abſolon und Frau Heroldin hatten ganz richtig gerechnet. Sidi durfte den verrathenen Helien nur auf kurze Zeit blenden; bei ſeinem ſehr reizbaren Weſen ſchien das eine leichte Sache, am gewünſchten Erfolge war dann nicht zu zweifeln. That Helien — vielleicht ſogar nur in dieſer Ballnacht — etwas Auffallendes, ſo hatten die Schlangen gegen ihn ſchon gewonnenes Spiel, denn das Unbedeutende war bald zu etwas Wichtigem zu machen, das Kleinſte, gehörig vergrößert, Victorinen zu hinterbringen. Waren ſie nur einmahl geſpannt, ſo ließ ſich dann ſchon dafür ſorgen, daß die geſtörte Harmonie in Diſſonanzen blieb, und ihre Liebe in divergirenden Linien aus einander ging.

Daß die ſehr wahrſcheinliche Rechnung aber doch nicht die richtige wurde, lag theils

in Heliens ſchöner Natur, theils in Sidi's Benehmen. Helion hielt, wie jeder beſſere Menſch, an dem, was er einmahl mit Lieb' umfaßt hatte, treu und feſt. Überdieß entſprach die mildwarme Frühlingsgöttinn Victorine ſo ganz ſeinem Ideal, daß er in ihr ſeine Welt ſo fand, wie ſie die ihrige in ihm. Höhere Naturen ſind ſchwer — ja kaum — untreu zu machen, nur der nichtige Schmetterling, der bei all ſeinem Farbenſpiel, doch nur eine ſchönfarbige ſchlechte Raupe iſt, fliegt wechſelnd umher, weil ſeine gemeine Natur, die nur wieder gemeines ſucht, von Allem leicht befriedigt wird.

Der ſtärkſte Talisman gegen Heliens Bezauberung war — die Zauberinn ſelbſt. Sie ſpielte ihre Rolle, nachdem ſie dem Dichter war vorgeſtellt worden, längere Zeit recht gut. Helion, der in manchen Dingen der Welt ein träumender Fremdling, und nicht ſchwer zu täuſchen war, glaubte in Sidi's Weſen die Poeſie der ſüdlichen Natur zu erkennen; auch ſchmeichelte es ihm, von ihr ausgezeichnet zu werden. Ihre Lebhaftigkeit riß ihn mit ſich fort. Unglücklicher Weiſe aber fand Sidi an ihm noch viel mehr Wohlgefallen, als er an ihr. Sie wurde daher immer wärmer, vergaß allmählig die eingelernte Rolle und gab ſtatt

dieſer — ohne es ſelbſt zu merken — ihre eigene Natur, die auf den Dichter plötzlich eben ſo wirkte, wie auf einen, im Entzücken über das Abendroth verſunkenen Spaziergänger das gewaltſame Stoßen wider einen Stein. So war denn, gerade im eifrigſten Geſpräch, da die Verſchwornen den Bezauberten ſchon im Netz zu ſehen glaubten, der Zauber plötzlich gelöſt. Ein geiſtreicher Phantaſiemenſch iſt wohl leichter zu täuſchen als tauſend andere; einmahl erwacht aber, entdeckt er auch mit einem Blick mehr, als andere mit größter Anſtrengung langſam herausgrübeln. Helien merkte nun bald, daß man ihn betrogen habe; von wem und weshalb — das konnte er nur muthmaſſen. Aus dem Umſtande, daß Sidi ſobald aus der Rolle fiel, erkannte er, daß ſie in dem Complot eben nicht die Schuldigſte ſey. Er benahm ſich daher gegen die hübſche Betrügerinn mit aller Feinheit, und nannte ſie die liebliche Fee Morgana. Als Sidi ſich über dieſe unbekannte Dame nähere Auskunft erbath, ſagte Helien mit ironiſchem Lächeln: »Signorina, Sie ſcherzen! Der ſchönen Sicilierinn können die ſchönen Himmels-Erſcheinungen über der ſiciliſchen Meerenge — nicht unbekannt ſeyn. Schade nur, daß ſie gar ſo ſchnell wie Traum — Zauberbilder vergehen und die Täuſchung gleich die-

ſer glücklichen Ballnacht mit der kommenden Sonne aufhört!« — Die demaskirte Zauberinn verſtand den Sinn dieſer Worte, und erwiederte verlegen entſchuldigend: »Auch die flüchtigſte Erſcheinung kann ja für den Augenblick doch etwas gelten, und Dichter dürfen den Täuſchungen nicht zürnen, da ſie uns ſo oft und viel täuſchen, und wir uns von ihnen ſo gern täuſchen laſſen.« — Helion drückte ihr beim Weggehen freundlich die kleine weiße Hand mit den Worten: »Gute Nacht, ſiciliſche Zauberinn!« — Und ſie ſagte etwas kleinlaut: »Guten Tag, deutſche Morgenſonne.« —

Er ging. Sidi ſah ihm lächelnd aber mit thränenfeuchten Augen nach. Abſolon fluchte; Frau Heroldin biß ſich in die Lippen, nahm eine Priſe Taback, und flüſterte ihm ins Ohr: »Courage! Deswegen iſt's noch nicht aus!« —

Am nächſten Abend erzählte Helion bei Hillmars das ganze Geſchichtchen ungefähr ſo, als habe man ſich mit ihm einen Spaß machen wollen. Seine Aufrichtigkeit erhielt den gebührenden Lohn. Hellau hatte die alberne Verſchwörung und ihren Ausgang erfahren, durch ihn Serena, durch Serena ihre beiden Schweſtern. Man erwiederte Helions Offenherzigkeit durch das Geſtändniß, daß man alles

wiſſe, ja noch mehr als er ſelbſt; und damit wurde ihm erſt das Ganze enträthſelt. In Victorinens Augen leuchtete ein klares Abendſtern-Feuer der reinſten Freude, Hillmar aber, der ſonſt immer ſo ruhige, ſtille Mann, zog den erſtaunten Helion leidenſchaftlich an ſeine Bruſt, an welche — auf ſeinen Wink — auch Viktorine flog. Tief gerührt küßte und drückte er beide, und ſagte: »Fort mit allen Bedenklichkeiten! Sorgen Sie, lieber Helion, von dieſem Augenblick an nur für das Unſterbliche! die Sorge für das Irdiſche überlaſſen Sie mir! Was iſt denn aller Reichthum der Erde, wenn man nicht auch reich iſt an Geiſt und Gefühl und am Sinn für das Schöne und Gute? — Somit ſey der Bund zwiſchen uns geſchloſſen, und dieſer mein Freundeskuß der Verläufer des — Brautkuſſes!« —

Mit dieſen Worten trat er einen Schritt zurück, ſo, daß die zwei Glücklichen einander unvermuthet plötzlich in den Armen lagen. Jetzt umſchlang er beide innig, beinahe heftig, und ſagte: »Liebt euch treu bis ans Grab, ſo wird euch ſelbſt der Tod ein Engel!« —

Die Liebenden aber hielten ſich umſchloſſen, und blieben ſtumm, ſchöner als je, aber unvermögend ein Wort zu ſprechen. Bewah-

re mich der Himmel vor dem Frevel, einer ſolchen Seligkeit Worte geben zu wollen! Nur bitte ich dich, lieber Tod! erſcheine — ſelbſt als Engel nicht zu früh, um ſie zu Engeln zu machen! —

Ein und dreißigſtes

Schild.

Die zwei goldnen Löwen.

Der verſchmähte Kolibri. Das Schlangenmädchen. Heirathe-Machinazionen. Thier-Moral für Menſchen.

Frau Hereldin, als ſie den Plan mißlungen ſah, dachte ungefähr ſo: »Ich möchte mich wohl an den Hillmars gerne rächen, aber — die Rache trägt nichts ein, und was nichts einträgt, das iſt nichts. Was kümmert's mich alſo, ob Helion und Victorine ſich trennen oder nicht? Helion iſt ein überſpannter Menſch, und treu wie ein altes Haus, das hundert Jahr auf dem nämlichen Fleck ſteht. Er ſoll thun was er will, der Kolibri! Ich lobe mir meinen Herrn Abſolon und Barnabas; das ſind ein paar goldne Löwen, die zu fangen ſich der Mühe lohnt. Den Kolibri laſſen wir flie-

gen, und Sidi wirft ihr Netz nach den beiden Gold-Löwen aus; einen von ihnen erhaschen wir doch.« —

So war denn Helion vor allen Nachstellungen sicher; Absolon merkte bald Absicht und zerriß das Netz. Barnabas besuchte fleißig den alten Typhon, ohne gewahr zu werden, daß sich eine neue Eidechse einfand, die ihm sehr gefährlich zu werden anfing, die hübsche Sidi, die jetzt wieder als unlängst angekommene schöne Linzerinn auftrat, aber so kindlich im Lilienkleide der Unschuld einherschwebte, daß der unerfahrne melancholische Barnabas von ihr bald bezaubert wurde. Sie war die holde Sittsamkeit und die liebe Unwissenheit selbst, und so kindisch, daß sie die schwesterlichen Eidechsen und die befreundeten zahmen Schlangen mit bunten Bändern schmückte. Darüber hatte Barnabas eine ungeheure Freude. Sidi's Liebe zu den Schlangen, und seine Liebe zu dem unschuldigen Schlangenmädchen wuchs mit jedem Tage. Frau Heroldin wußte ihm auch, wie von ungefähr, von ihr so viel Schönes zu erzählen, daß es ihm endlich einleuchtete, Sidi sey das einzige Wesen auf dieser Erde, das mit ihm gleich denke und fühle, und sie müsse seine Frau werden. —

Redlich wie er war, erklärte er ihr seine

Liebe geradezu, und sagte, da sein Geständniß mit Freudenthränen aufgenommen ward, daß er nun geraden Weges zu seinem Vater gehe, ihn um seine Einwilligung zu bitten. Da wurde Sidi glühendroth und Frau Heroldin schneeweiß, und die letztere drang in Barnabas, diesen Schritt zu unterlassen, indem der auf seinen Reichthum stolze Vater die Heirath mit einem so armen Mädchen aus dem gemeinen Stande gewiß nicht zugeben werde. Die Vermählung müsse vielmehr heimlich gehalten, und dem alten Herrn erst dann kniefällig bekannt gemacht werden, wenn die Sache nicht mehr zu ändern sey.

Barnabas versprach, den Vorschlag zu überlegen. Indeß war Sidi mit ihren einschläfernden Liebkosungen nicht weniger verschwenderisch als Barnabas mit den reichsten Geschenken. Nach einigen Tagen aber erklärte er neuerdings, daß er mit der heimlichen Heirath durchaus nicht einverstanden sey, und daß ihm schon der bloße Gedanke Gewissensbisse errege. Es gelang aber der verdoppelten Zärtlichkeit, das pedantische Gewissen zum Schweigen zu bringen, was um so leichter war, als der Unerfahrne in der ersten Liebe den reinsten Himmel, und in der ersten Geliebten die vollkommenste Göttinn erblickt. So lebte Barna-

bas, wie's der Melancholie im Kontraſt immer zu gehen pflegt, jetzt wie ein Salamander in Flammen, verwarf den Vater und alle Welt, und rief, was ſchon mancher Verirrte — mit nachfolgender bittrer Reue — ausrief: »Hier iſt meine Welt!« — Er wußte nicht, daß ein Augenblick im Himmel der Liebe manchmahl mit einer jahrelangen ehelichen Hölle erkauft wird, und gab im Taumel einer Stunde des Entzückens ſein Jawort zur heimlichen Heirath, die aber erſt nach Verlauf von ſechs Wochen vollzogen werden ſollte.

Jetzt war guter Rath theuer. Frau Heroldin dachte: Sechs Wochen! — während dieſer Zeit kann gar vieles geſchehen. Nein! die Hochzeit muß längſtens binnen acht Tagen vor ſich gehen! — Sidi ſelbſt, die ſich ſchon bis an die Kehle im Geld ſtecken ſah, verſprach ihr für dieſen Fall die ganze Morgengabe als donum gratuitum. Frau Heroldin beſchloß nun alles in Bewegung zu ſetzen und beſonders auch den alten Typhon ins Geheimniß zu ziehen, weil ſie wußte, daß er des goldnen Löwen ganzes Vertrauen beſaß. Sie ſetzte ihm denn die Sache breit auseinander, und bath ihn, ſeinen Naturalienfreund zu überreden, alſogleich den Handel abzuſchließen, denn das Mädchen ſey ein wahrer Engel und zu ſeinem

Glück auf der Welt. Zur Erkenntlichkeit legte ſie dem Erſtaunten hundert Dukaten auf den Tiſch. Davon, ſagte ſie, läßt ſich für Ihre Menagerie viel thun.

Typhon wußte aber aus ſehr guten Quellen, daß Sidi kein wahrer Engel, ſondern vielmehr eine Eidechſe, und Frau Heroldin eine giftige Schlange war; er aber liebte nur die thieriſchen Schlangen und haßte die menſchlichen. Auch war ihm ſeine Ehrlichkeit lieber als alles Gold der Erde, obſchon er an der erſten genug hatte, und an dem letztern Mangel litt. Er bath Frau Heroldin, das Geld vor der Hand zurückzunehmen, und verſprach das Seinige zu thun. — Nur fein machen! ſagte die Erfreute. —

Als Barnabas am nächſten Tage kam, war Sidi unpäßlich und unſichtbar, und Frau Heroldin bath ihn, zu dem verdrießlichen fatalen Alten hineinzugehen, der ihn ſprechen wolle.

Als Barnabas eintrat, drückte ihm Typhon ſchweigend die Hand, deutete auf die lauernden Beſtien, und ſagte dann: »Sehen Sie! dieſe Schlangen und Kröten und Eidechſen da, ſie ſind mir lieber als ſo manche Menſchen, die ich gekannt und kennen gelernt habe, lieber als Frau Heroldin und Fräule

Sidi! Frau Heroldin iſt eine giftige Schlange, Fräule Sidi, die ſchöne Linzerinn, nichts als eine ſchöne Eidechſe, aber ſchlechter als dieſe. Hundert Stück Dukaten haben ſie mir auf den Tiſch gelegt, damit ich helfen ſoll, am Garn ziehen, womit man Sie — den ſogenannten goldnen Löwen — zu fangen hofft. Schon ſeit einiger Zeit ſteh' ich da auf der Lauer. Ich weiß nun wohl, warum die wackere Frau mir freie Wohnung und Koſt both; als Lockvogel für moderne junge Herren und als Deckmantel zugleich für die häufigen Beſuche ſteh' ich da mit meinen Schlangen, Kröten und Eidechſen. Das wiſſen die meiſten dieſer Gecken, und treiben entweder gnädigen Scherz über mich, den ſie für einen Helfershelfer anſehen, oder benehmen ſich geradezu ſans gêne. Geſtern wollte mich die Madame bereden, Sie zu ſchneller heimlicher Heirath zu beſtimmen, weil Sie auf mich viel Vertrauen hätten. So iſts; thun Sie jetzt was Sie wollen: Ich aber ziehe — wenn ich keine andere Unterkunft bekomme — mit meinen Schlangen, Kröten und Eidechſen lieber in den Wald, eh' ich noch länger unter dieſen Menſchen bleibe!« —

Barnabas, dem es vorher gar nicht einfiel, an der Redlichkeit der Frau Heroldin

und an der Seelenschönheit der schlanken Nymphe Sidi zu zweifeln, stellte jetzt Nachforschungen an, die ihm beide in sehr ungünstigem Licht zeigten. Bruder Absolon antwortete dem sich Beklagenden leichtfertig: »Ich wußte es, mein Schatz, daß man dich prellen wollte; ich dachte mir aber, es schadet nichts, wenn ein gelehrter Melancholikus sich die Nase anstoßt!« — Der alte Wallfisch lachte und sagte: »Ich habe von der Geschichte wispern gehört; aber das thut nichts, lieber Barnabas! So was gehört zu den noblen Passionen, die alle reiche Leute haben; sie lassen gut; so eine kleine Liebschaft macht standesmässiges Aufsehen und gibt sich am Ende von selbst! Sey kein Narr, und nimm dir's nicht zu Herzen, sonst glaub' ich, du bist ein moralischer Phantast! Hast ja Geld, — also Courage, du Kopfhänger! —

So wurde der arme düstere Barnabas, von Schlangen und Eidechsen betrogen, vom Bruder und Vater mit Spott und schmerzlichem Trost entlassen, noch düsterer als er war, sah mit Gram, daß er ein Gegenstand der Unterhaltung und des Stadtgespräches war, und flog an Typhons Brust. Am nächsten Tage bezog dieser mit allen seinen Schlangen, Kröten und Eidechsen ein Zimmer in

der Wohnung ſeines melancholiſchen jungen Freundes, welcher der Frau Heroldin eine Summe, für Typhons freie Koſt und Wohnung, nebſt einem Gratiale für Sidi zuſandte.

Zwei und dreißigſtes

Schild.

Die Stadt Paris.

Bitterſüßliche Gallomanie. Voltaire'ſcher Skepticismus. Magnetiſche Gruppen.

Indeß Hillmar mit den Seinigen in ſtiller Glückſeligkeit lebte, überließen ſich die Herren Martin und Abſolon Wallfiſch wohlbehaglich der geldſtolzen Rohheit und vornehmen Gemeinheit; dagegen ſtellte das bitterſüßliche Haus, von dem Hillmar und Helion ſich allmählig losgemacht hatten, ein Bild eleganter Frivolität dar. Herr und Madame Bitterſüß hörten nichts auf der Welt lieber, als wenn man ſie auf Ehre verſicherte, ihr Haus ſey ein wahres Paris im Kleinen. Meubeln und Kleider und Unterhaltung, alles war von Paris ver-

ſchrieben, dieſer Hauptſtadt — nicht nur von Frankreich — ſondern auch im Reiche der Galanterie und des geſellſchaftlichen Lebens. Herr Bitterſüß bildete ſich ein, der eleganteſte Pariſer, Madame die ſcharmanteſte Pariſerinn zu ſeyn. Die deutſche Sprache war mit Helicn zugleich aus dem Hauſe verſchwunden. Herr Mehldorfer, auch Signore Farinoli genannt, jetzt Monsieur Farinaux, hatte vor eilf Monathen auch franzöſiſch gelernt, gab jetzt in dieſer Sprache ſchon Unterricht, und genoß die Ehre, den bitterſüßlichen Ehekonſorten Johann Valentin Meidingers Sprachlehre und Übungsſtücke zum Überſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche und aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche vorzutragen, und ſogar einen Telemach mit deutſchen Erläuterungen und Anmerkungen für ſie radezubrechen. Die Haupturſache dieſer ganzen häuslichen Staatsumwälzung war ein gewiſſer Herr von Nußhalm, der unlängſt von Paris, dieſem Wohnſitz der Modegöttinn und ihrer Thorheiten, zurückgekommen war. Herr von Nußhalm war ſchon ein Sechziger, und eigentlich nur ein raſender Verehrer der franzöſiſchen Literatur, die ihm aber in ſolcher Glorie erſchien, daß ihr Abglanz zugleich die ganze Nazion verklärend umfloß. Göthe und Schiller waren gegen die franzö-

ſiſchen Tragicker ungebildete Phantaſien. Sein Abgott war aber Voltaire, deſſen Werke er in allen moglichen Formaten beſaß, ſo, daß er die nahmliche Stelle heute in groß — Morgen in klein — Oktav, übermorgen gar in Duodez-Format u. ſ. w. leſen konnte. Voltaire's Portrat hatte er in den verſchiedenſten Kupferſtichen, Zeichnungen und Gemählden; er ging ſo weit, daß er in ſeinem Prachtzimmer ausgeſtopfte Adler und Meerkatzen ſtehen hatte, weil, wie man ſagt, in Voltaire's Phyſiognomie Züge vom Adler und von der Meerkatze lagen.

Jetzt reiſte er nach Paris, weil er vernommen hatte, es befinde ſich daſelbſt noch ein Nachkömmling von dem Schooßhündchen der Marſchallinn von Villar, Voltaire's zweiter Geliebten. Er wünſchte dieſen Schatz an ſich zu bringen; leider aber war der vierfüßige Voltairianer dem Herrn von Nußhalm vierzehn Tage vor ſeiner Ankunft vom Tode entführt worden.

Um ſich über dieſen ſchmerzhaften Verluſt zu zerſtreuen, hatte ſich Herr von Nußhalm in die Myſterien des Magnetismus einweihen laſſen, feſt entſchloſſen, dieſe Kunſt ſelbſt auszuüben. Meiner Meinung nach, konnte er ſich deshalb Mühe und Geld ſparen, weil ihn ſchon die Natur mit der Gabe einzuſchläfern reich

ausgeſtattet hatte. Er glaubte jetzt ein vollkommener Magnetiſeur zu ſeyn, obſchon er nur den Apparat, nicht aber die Sache kannte und die Schale für den Kern anſah. Voll Begierde, ſeine Kunſt auszuüben, fand er dazu im bitterſüßlichen Hauſe die beſte Gelegenheit, indem hier Alles — vom Herrn bis zur letzten Küchenmagd — von Ungeduld brannte, ſich magnetiſiren zu laſſen.

So wurden denn zwei Zimmer zu magnetiſchen Schlafzimmern hergerichtet, das eine für die Herrſchaft, das andere für die Dienerſchaft. Der letztern wurde von Herrn Bitterſüß vorläufig promulgirt, der Magnetismus bringe jeden ordentlichen Menſchen in Schlaf, und wer davon nicht einſchlafe, gebe einen Beweis, daß der Magnetismus bei ihm nicht angreife, und ein ſolcher Menſch ſey ein Vieh. Das war ein kräftiger Wink, entweder einzuſchlafen oder ein Vieh zu ſeyn. Natürlich faßte allmänniglich ſogleich den Entſchluß einzuſchlafen.

Wir wollen zuerſt der Manipulazion im Herrſchafts-Zimmer zuſehn. Madame Bitterſüß ſetzte ſich auf ein griechiſches Ruhebett, und legte den Kopf ſchmachtend auf ein himmelblaues Kiſſen. Kaum hatte Herr von Nußhalm mit ſeinen Zauberfingern einige Minuten

ihre Schläfe umfahren, als ſie ſich ſelbſt überredete, ſie ſchlafe ſchon und träume. Nun begann ſie unaufgefordert eine Art von Traumrede, wie Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, die ſie gut einſtudirt hatte, in unterbrochenen Abſätzen als eine Verzückte vorzutragen. Alle Anweſenden wurden über die Verzückte entzückt; Herr von Nußhalm ſchaute auf ſie hin wie ein triumphirender Feldherr auf ſeine Siegestrophäen. Herr Bitterſüß wollte vor Bewunderung außer ſich gerathen, und Madame konnte mit freudeſtrahlendem Antlitz nicht genug erzählen, daß ſie eine Somnambüle ſey.

Jetzt kam die Reihe an Herrn Bitterſüß. Eingedenk ſeines eigenen Edikts, kraft deſſen jeder, der nicht einſchlafe, für ein Vieh erklärt wurde, glaubte er — als Geſetzgeber an ſein eigenes Geſetz gebunden zu ſeyn, und ſtellte ſich in kurzer Zeit ſchlafend gleich ſeinem eheligen Gegentheil, mit dem einzigen Unterſchied, daß er keine zierliche Traum-Verklärungsrede einſtudirt hatte, ſondern auf die an ihn geſtellten Fragen entweder gar nichts zu erwiedern wußte, oder nur ziemlich kurze — und alberne Antworten gab.

Nun machte ſich der Magnetiſeur an den alten Wallfiſch, mit der Beſorgniß, daß ſeine Kraft gegen deſſen Rieſenſtärke vielleicht nicht

zureichen würde. Allein er irrte ſich; denn Herr Biergans war vor langer Weile über die vorhergegangenen Proceduren ſchon ſo ſchläfrig geworden, daß er nach ſehr kurzer Manipulazion wirklich feſt einſchlief, alle Fragen aber nur mit mächtigem Schnarchen beantwortete. Herr von Nußhalm erklärte das für unverſtändliche Worte.

Der vierte und letzte im Herrſchafts-Zimmer ſollte für heute noch Adalbert ſeyn, der aber noch nicht da war. Herr von Nußhalm ging daher, um keine Zeit zu verlieren, ins Zimmer der Dienſtleute. Dem Range nach wurde hier zuerſt das Zöſchen vorgenommen, die zartfühlende und eben ſo zartgebaute Minette. Der ihr ganz eigenen Klugheit gemäß, erkundigte ſie ſich im Voraus, ob die gnädige Frau ſchon ſchlafe. Als Herr von Nußhalm ihre Frage bejahte, hielt ſie es für ſchicklich, dem Beiſpiel der Gebietherinn zu folgen und begann ſogleich ihren Kunſtſchlaf. Der magnetiſche Künſtler ſtellte nun ſeine gewöhnlichen Fragen; dabei ereignete ſich aber die kleine Fatalität, daß die Zartfühlende in jeder Frage eine Zweideutigkeit zu finden glaubte, und daher bei jeder ſehr züchtig eingerichteten Antwort erröthete. Jetzt gings über den Bedienten Andreas, einen maſſiven Bengel; der

ſträubte und wehrte ſich aus allen Kräften und ſchlug aus mit Händen und Füßen, ſo lange, bis den Magnetiſeur nach vieler vergeblicher Arbeit die Geduld verließ und er dem Ungezogenen abzutreten befahl. Die letzte war die runde, rothbackige, luſtige Kochinn, die ſich gutwillig hingab, und ſich unter den manipulirenden Fingern alle Gewalt anthat, um nur recht ernſthaft zu ſeyn und einzuſchlafen; es wollte aber nicht gehen, obſchon ſie die Augen feſt ſchloß, den Athem an ſich zog, und die Lippen über einander biß. Endlich konnte ſie das Lachen nicht länger unterdrücken, ſprang auf und ſtürzte mit ſchallendem Gelächter zur Thüre hinaus. Herr von Nußhalm rief ihr zornglühend nach: »Närrinn! Alberne Küchenmagd!« — Die kluge Minette drückte ihr kleines Geſichtchen tief in das Sophakiſſen, als einen Cordon gegen das verrätheriſche Lachen. Jetzt trat Adalbert ein, und bath den gefälligen Magnetiſeur, ihn gleichfalls noch vorzunehmen. Nach ungefähr zehn Minuten ſchien er ſchon ſo ordentlich zu ſchlafen, daß Nußhalm zu fragen anfing. Adalbert ſäumte mit ſeiner Antwort nicht, ſondern erzählte ſogleich, daß in dieſem Augenblick der Kaiſer von Marokko nieße, daß in Fetz ſo eben eine blutige Maſſakre ausbreche, in Ägypten eine ungeheure

Heuſchrecke ſo eben einen Elephanten verzehre, in Nordamerika ein Eſel deutſch rede, eine türkiſche Flotte über den Simplon nach Kamtſchatka ſegle, in Siberien einer Mücke im gleichen Augenblick die erfrorne Naſe abfalle, Scipio der Afrikaner ſich in ſeinem Grab umkehre, bei Pompeji ein Manuſkript des Cicero über die Spar'ſche Schuh'- und Stiefelwichs ausgegraben werde, und Semiramis in ihrem Todtenmonument bitterlich klage, daß niemand da ſey, ihr die zerriſſene Schleppe zu flicken. Vom Redeſtrom fortgeriſſen, fing er dann zu prophezeien an, wie daß nächſtens ein Schwarm arabiſcher Schnarr-Heuſchrecken ſich in Rezenſenten verwandeln werde; dann würden alle in Trauerſpielen ermordete Helden auferſtehen, über dieſe Heuſchrecken heißhungrig herfallen und ihr Fleiſch nach orientaliſcher Gewohnheit verzehren, dieſe gefreſſenen Thiere würden ſich aber aus den freſſenden Menſchen wieder herausfreſſen; dieß würde aber zum Behuf künftiger Tragödien neue Todesarten hervorbringen: die regenerirten Heuſchrecken würden ſich dann phosphoreszirend emporſchwingen und wie ein leuchtendes Diadem den Namen Voltaire bilden. Plötzlich aber würden daherkommen von Oſten ein Adler geflogen, und von Weſten eine Meerkatze ge-

ſprungen, und der Schnabel des Adlers würde ſich verwandeln in einen Dolch, und der Schweif der Meerkatze in Juvenals ſatyriſche Geißel und alle dieſe höchſt wunderbaren Erſcheinungen im Reiche der Unmöglichkeit würden, ihrer außerordentlichen Seltenheit ungeachtet, dennoch nichts — bedeuten und nichts heißen. —

Nun ſchwieg Adalbert und Herr von Nußhalm ſtand vor ihm wie eine Compoſizion von tauber Nuß und ausgedroſchenem Strohhalm, die nachher in einen petrifizirten Menſchen ohne Sinn verwandelt worden iſt. Nach langem Stillſchweigen — die kluge Minette konnte ſchon, trotz aller Klugheit, das Lachen kaum länger zurückhalten — nach langem tiefen Schweigen, ſag' ich, und wahrer Grabesſtille im ganzen Zimmer nieste Adalbert ſo gewaltig und that dabei einen ſo ungeheuer fürchterlichen Schrei, daß Herr von Nußhalm, wie vom Blitz getroffen, an die Wand zurücktaumelte, Minette aber mit einem Angſtgeheul vom Sopha hinabfiel.

Durch das Schreien, Heulen, Fallen und Poltern wurde das ganze Herrſchaftszimmer in Alarm geſetzt. Der magnetiſche Schlaf verſchwand als wäre er gar nie da geweſen. Alle ſprangen auf, wie vom Teufel beſeſſen. Madame Bitterſüß ſchrie: »Zu Hülfe! zu Hülfe! ſonſt bin ich verloren!« — Herr Bitterſüß lief mit unartie-

kulirtem Zettergeſchrei im Zimmer herum und ſtieß gegen alle Spiegel und Fenſter; Herr Martin ſchnaubte grimmig und fluchte, riß ſich die Titusperücke vom Kopf, warf ſie wie toll nach den Kanarien-Käſigen, und ſchlug einen runden Mahagony-Tiſch mit dem ſchönen Kaffee-Service um.

Und überall - allüberall war Verwirrung und Entſetzen und Wehgeheul! —

Hier ließe ſich ein ſchönes Akt-Finale anbringen.

Drei und dreißigſtes

Schild.

Die goldene Wage.

Echt leere Betrachtungen ſammt ihrem Epilog.

Der gegenwärtige Abſchnitt ſoll bloß zu leeren Betrachtungen beſtimmt ſeyn, und vielleicht geſchieht im folgenden das Nämliche. Das hat ſein Gutes. Leere Betrachtungen ſind für den Leſer eine ſehr angenehme Speiſe, leicht zu verdauen und nicht ohne moraliſchen Nutzen; oft gleichen ſie der Schinke, die im leeren Magen den Apetit reizt und zugleich mit angenehmem Geruch die Naſe erquickt. Alſo:

1te leere Betrachtung. Sowohl Themis, die ſtrenge Göttinn uneigennütziger Gerechtigkeit, als auch Merkur, der ſchalkhafte Gott des gewinnſüchtigen Handels und der Pa-

ren der noch gewinnſüchtigern Diebe, — beide Gottheiten werden mit einer Wage abgebildet. Themis hatte, wenn wir dem Homer glauben dürfen, beim Göttermahl im Olymp die Vertheilung der Speiſen über ſich; vermuthlich müſſen die gefräſſigen Götter, wie die Kinder, öfter gezankt haben, wenn einer ſich eine etwas größere Portion zueignete als der andere. Sollte dieſe Betrachtung nicht leer ſeyn, ſo möchte ich hier die Frage aufwerfen: Ob denn dieſe ſtrenge Göttinn in allem Übrigen auch ſo gerecht iſt als ſie es einſt in der Speiſenvertheilung war? — Merkur hat dafür die eigentliche Gold- oder Dukaten-Wage; ſie iſt immer hellglanzend, weil ſie unaufhörlich gebraucht wird, wogegen die Wage der Themis manchmahl Roſtflecken bekommt. Ein Miſanthrop könnte daraus ſchließen, daß in der Welt der Eigennutz mehr zu thun hat, als die Gerechtigkeit.

2te leere Betrachtung. Die Menſchen laſſen ſich ſehr ungerne moraliſch abwägen, und dennoch hat jeder die Paſſion, alle andern auf die Wage zu legen.

3te leere Betrachtung. Eine Wage befindet ſich dann im Gleichgewicht, wenn die Zunge ſenkrecht ſtille ſteht; wendet man dieß auf die Weiber an, ſo befinden ſie ſich wohl nie im Gleichgewicht, oder höchſtens

dann, wenn der traumloſe Schlaf es herſtellt.

4te leere Betrachtung. Die Fama iſt mit ihrem Urtheil über Menſchen und Handlungen lange ſchon fertig, wenn Vernunft und Gewiſſen lange noch unſchlüßig bleiben, denn ſie legt alles auf die Schnellwage.

5te leere Betrachtung. Man hat eigene Dukaten-Wagen, um zu erſehen, wie viel jedes Goldſtück — durch das Beſchneiden von fremder Hand — an ſeinem wahren Werthe verlor. O gäb' es doch auch moraliſche Goldwagen, um zu erfahren, wie viel mancher gute Menſch von ſeinem herrlichen Weſen blos dadurch verloren hat, daß er vom böſen Schickſal und von böſen Menſchen ſo grauſam beſchnitten wurde!

6te leere Betrachtung. Es gibt Leute, mit denen blos deshalb ſo ſchwer umzugehen iſt, weil ſie jedes Wort eines Andern auf die Dukatenwage legen. Möchten ſie doch bedenken, daß die Dukatenwage zwar das beſte Metall wägt, daß ſie ſelbſt aber unter allen Wagen die kleinſte iſt, und ſelbſt am leichteſten wiegt.

Epilog
zu den sechs leeren Betrachtungen.

Jeder Leser wird geziemend gebeten, weder mein Werk noch mich selbst auf die Dukatenwage zu legen, und zwar aus drei Gründen, erstens, weil ich und mein Werk — wenn wir gleich von keinem unedlen Metall sind, uns dennoch nicht für reines Gold ausgeben. Zweitens, weil du, Leser, so wacker du auch seyn magst, dennoch eben so wenig echtes Gold bist. Drittens, weil man sich, wenn man ewig die Dukatenwage in der Hand hält, um den besten Genuß — sowohl der Menschen als auch der Bücher bringt.

Vier und dreißigſtes

Schild.

Die Ananas.

Nachtrag zu den Ananas-Geſichtern. Mein Werk, die Welt und die Literatur aus dem Geſichtspunkt der Ananas betrachtet. Lügen-Vorleſungen für Damen.

In meiner Erzählung: der Regenbogen der Liebe *) habe ich ſchon viel Erbauliches, Schönes und Witziges, Wahres und Treffendes, Scharfſinniges und Neues, über die Ananas-Geſichter geſagt. Aus angeborner Discretion verweiſe ich die Leſer hierauf; wäre ich weniger discret, ſo ſchriebe ich Alles, was ich dort geſagt habe, aus löblicher Gedanken-Ökonomie ab, oder ich fände immer ſo viel Ausdrücke, um das Alte mit neuen Worten wieder

*) Erzählungen mit Zwiſchenſpielen. Zwei Bändchen.

zu ſagen. Dabei könnt' ich mich mit dem Beiſpiel ſo vieler Tonſetzer rechtfertigen, die ſich nichts daraus machen mit dem Eigenthum deſſelben Gedankens drei — und mehrere Mal nach Belieben zu dieponiren, ohne daß man es ihnen verargt. So wird z. B. Roſſini als ſein eigener und der liebenswürdigſte Gedanken — und Notendieb nicht geſtraft, ſondern vergöttert. —

Zu jener Abhandlung über die Ananas-Geſichter muß ich hier nachtragen, daß unter allen Perſonen, die in dieſer Geſchichte bisher aufgetreten ſind, nur drei Ananas-Geſichter vorkommen, nämlich unter den Männern: Herr Mehldorfer vel Farinoli et Farinaux, und Herr von Nußhalm; unter den Weibern Madame Bitterſüß. — Ich habe dieſe Geſichter ſchon damahls ausführlich beſchrieben und mit allerhand Dingen in Vergleichung geſtellt; deſſen ungeachtet bleibt mir noch Vieles übrig, mit dem ich ſie noch ferner vergleichen könnte. Es wäre mir ein Leichtes, dieſes Kapitel mit Vergleichungen wie einen Sack auszuſtopfen, den ich dem Leſer vor die Thür hinſetze. So könnte ich z. B. das gegenwärtige Werk, ohne daß Jemand dagegen was zu ſagen hätte, mit einer Ananas vergleichen, wobei jeder genießende Leſer, — z. B. ein Hypo-

chondriſt, ein ſentimentales Fräulein, ein Rezenſent, eine alte ehrſame Bürgersfrau, ein galanter Bade-Arzt u. d. gl. — ſich etwas Anderes denken wird. Insbeſondere aber gibt's manche poetiſche Werke der neuern Zeit, die leibhafte literariſche Ananaſſe ſind, ſolche ſüßſäuerliche Mixturen des Negativen, daß man in ihnen jeden Geſchmack finden kann, eben weil ſie keinen haben.

Außerdem kann ich auch die große Welt mit einer Ananas vergleichen, denn ſie iſt eine Frucht, die für den Glücklichen den lieblichſten, für den Unglücklichen den widerwärtigſten Geſchmack hat, für den Fröhlichen den ſüßeſten, für den Traurigen den bitterſten; für den Reichen iſt ſie gar ein auserleſenes Geſchmacks-Potpourri, für den Nothleidenden aber eine glänzende Steinfrucht, ſchön anzuſehen.

Im Fruchtgarten der ſchönen Literatur und Kunſt gibt's eine eigene Klaſſe von Ananas-Liebhabern und Ananas-Gourmands. Sie legen in jedes Kunſtwerk ihre frivole Individualität hinein, ſaugen dann ihren Lieblingsgeſchmack heraus, und finden das Geſchmackloſe am ſchmackhafteſten. Das ſchöne Geſchlecht überhaupt, — mit Ausnahme von ſehr Wenigen — betrachtet die ſchöne Literatur als eine Ananas von Spielen und Gefühlen für Herz

und Scherz. Dabei machen viele Weiber und Mädchen ſich gerne durch Kunſt zu dem, wozu die Natur ſie ſchon gemacht hat, — zu Ananaſſen der Liebe und des Lebens, indem ſie ſich — ſo viel's leicht ſeyn kann — oberflächliche Kenntniſſe und Notizen anſchminken, um ſie, bei Gelegenheit, der männlichen Welt als Geſchmackſorten einer gewiſſen Ananas-Bildung zum Beſten zu geben.

Adalbert, der dieſen Hang bei mehreren Damen im bitterſüßlichen Hauſe bemerkt hatte, erboth ſich, ihnen Vorleſungen über Kunſt und Wiſſenſchaft zu halten, und dabei die tiefſten Reſultate im gefälligſten Gewande zu geben. Alles was der Kecke ſeinen liebenswürdigen Zuhörerinnen vortrug, war entweder grundfalſch, nichts als Lug und Trug, oder ein chineſiſches Feuerwerk von glänzendem Unſinn und nichts ſagenden ſchönen Worten. Er log wie's ihm eben einfiel, nannte ihnen z. B. griechiſche Dichter der erſten Größe, die nie exiſtirten; die wirklichen dagegen verſetzte er unter Nazionen der Gegenwart, dichtete ihnen die abſurdeſten Werke an, u. ſ. w. Die gläubigen Zuhörerinnen labten ihre dürſtenden Seelen aus dem Lügenquell, und gelehrte Damengeſpräche wurden im bitterſüßlichen Hauſe modern. So war Adalbert bis zur ſiebenten

Vorleſung gekommen; da erfuhr Helion den indelicaten Scherz, durch einige Zuhörerinnen, die mit ihrem gelehrten Lügenvorrath Parade machten, und entdeckte den Beſtürzten, welchen tollen Unfug Adalbert mit ihnen getrieben habe. Nun war Feuer im Dache, und dem entlarvten Profeſſor wurde ein förmlicher Mädchenkrieg angekündigt.

Fünf und dreißigſtes

Schild.

Die Weintraube.

Abendröthe der Trauben und der Menſchen. Der Poda-gra-Diogenes. Die Mineral-Weintraube. Die Himmels-Krankheit.

Am erſten Geburtstag, der in den Zeitraum dieſer Geſchichte fällt, erhielt Hillmar, wie wir wiſſen, beim Mittagseſſen ein grünes Fäßchen mit köſtlichem Wein-Inhalt, deſſen Geber bisher ſowohl den Hillmariden als den Leſern, — vielleicht ſogar mir ſelbſt unbekannt blieb. Jetzt aber iſt er entdeckt; denn am zweiten Geburtstage dieſer Geſchichtsperiode bekam Hillmar eine Weintraube mit großen glühenden Beeren — von der Art, die man die Abendröthe nennt — mit dem beiliegenden Handſchreiben:

»Das grüne Weinfaßchen hat — wie man

mir ſagte — Dir und den Deinigen gut geſchmeckt, obſchon es euch wie aus den Wolken fiel. Jetzt ſende ich dir eine Weintraube — gleich denen aus dem weiland gelobten Lande; man nennt dieſe Gattung die Abendröthe. Sie ſoll ein Sinnbild ſeyn von deinem und meinem Lebens-Abend, der ſich bei uns nur darin unterſcheidet, daß du einen Sommer-Abend haſt, ich einen Herbſt-Abend. Zur Nacht führen beide. Eh' dieſe ewige Nacht kommt, laß uns noch einmal zuſammen recht jung und fröhlich und hell-licht ſeyn. Wenn du jetzt noch nicht erräthſt, wer ich bin, ſollſt du mich wenigſtens erkennen, —

wenn ich eintrete!« —

So rief der einſt ſehr korpulente, jetzt aber ganz eingeſchrumpfte Weinhändler Teufelsbeder, der in dieſem Augenblick in Hillmars Arme flog und von ihm herzlich an die Bruſt gedrückt wurde. Sie hielten ſich lang umſchloſſen und waren vor Freude ſtumm. Ich benütze dieſe lange Umarmung, um dem Leſer von dem einſt korpulenten, jetzt aber eingeſchrumpften Weinhändler Teufelsbeder nähere Nachricht zu geben.

Hillmar und Teufelsbeder waren einſt Schulkameraden und hatten ſich gerne. Nachher wurden ſie durch ihre Geſchäfte getrennt, bis-

ben aber in ihren alten freundschaftlichen Verhaltnissen, theils durch jährliche Besuche, theils durch Briefe, die, wenn sie aus dem Herzen geschrieben sind, die Stelle des Abwesenden recht gut vertreten.

Als beide jetzt zu etwas ruhigerem Athem gekommen waren, stürmten sie gegen einander mit Fragen los, so schnell und hastig, daß vor jeder Antwort schon zwei — drei neue Fragen von jeder Seite abgeschossen waren, bis endlich Teufelseder zu Worte kam, und folgendermassen sich herausließ:

»Ja, Freund! das grüne Geburtstags-Fäßchen war von mir. Ich schickte es dir als meinen Glückwünschenden Repräsentanten, weil ich das Podagra hatte und nicht selbst zu dir kommen konnte. Ich will dir aber aufrichtig gestehen, daß ich eingeschrumpfter vier und fünfzigjähriger Podagrist damals die Absicht hatte — versteh' mich wohl! ich sage: damals! — die Absicht hatte, um eine von deinen drei Töchtern für mich anzuhalten. Das war dumm! ich weiß es; jetzt aber ists vorbei, denn in Mitte meiner Hochzeitgedanken meldete sich das Podagra an, und vertrieb mir alle Heirathslust. Ich, der die Fäßer einst zu sehr liebte, bin jetzt nicht nur ein Weiberfeind, sondern sogar ein menschenfeindlicher

Diogenes im Faſſe geworden. Nun hab' ich unbeweibter, kinderloſer Kerl gar keinen andern Wunſch, als deine drei Töchter zu meinen Weibern und Kindern zugleich anzunehmen, das heißt, ſie nicht zu heirathen, ſondern ihnen mein hübſches Vermögen zu vermachen und bei euch zu ſterben.« —

Hillmar, in allem, was er that und ſprach, ruhig und beſonnen, drückte dem gutmüthigen Diogenes freundlich die Hand, ohne weder Ja noch Nein zu ſagen; ſtellte ihm aber bald den wackern Helion vor, lobte den Einen gegen den Andern im Zweigeſpräche ſehr, ſuchte ſie einander mit jedem Tage näher zu bringen, und hatte endlich das Vergnügen, daß Teufelsleder eines Tages gegen ihn herausfuhr: »Hör' einmal! Dein Helion iſt doch ein herrlicher Kerl!« —

»Ja, das iſt er auch!« erwiederte Hillmar: »Und darum liebt er meine Victorine, die gleichfalls ein herrliches Geſchöpf iſt, und ich gebe ſie ihm zum Weibe.«

Teufelsleder fiel haſtig ein: »Recht! So ſetze ich ihn zu meinem Stellvertreter ein, und Victorine zu meiner Erbinn!« —

»Da weiß ich dir noch was Beſſeres;« erwiederte Hillmar. Beide ſind ſo ganz für einander geſchaffen, daß ich ein elender Menſch

wäre, wenn ich ihre Vereinigung hindern wollte. Es ist bei der Sache nur ein fataler Umstand — nicht für mich, sondern für den wackern Helion, denn er hat bei seinen vielen herrlichen Gaben und Eigenschaften nur einen Fehler, das heißt: er hat kein Geld und kein Amt. Das gut zu machen, Teufelseder, steht in deiner Macht. Es ist nicht gut, wenn das Weib mit ihrem Reichthum das Haus erhält; der Mann, der nichts hat, wird auch gar leicht ein Nichts im Hause. Ich kann dem Helion nichts schenken, theils weil es unschicklich wäre, theils weil er es, wie die Sachen jetzt stehen, als Bräutigam von mir gewiß nicht annehmen würde. Setz' du ihn zu deinem Erben ein, so ist Allem abgeholfen! Von dir kann er's annehmen, weil er mit dir in freiem Verhältnisse steht.« —

Teufelseder fand den Gedanken prächtig, schlug ein, und jubelte vor Freude. Lebhaften Temperaments, und mit den Mitteln zu schleuniger Ausführung seiner Plane versehen, fiel er dem eintretenden Helion um den Hals, und ließ nicht nach, bis dieser ihm zugestand, ihn als seinen Sohn ansehen zu dürfen. Einige Tage nachher überraschte er ihn mit einer Weintraube von Gold; am obern Stängel war ein rothes Band herumgeschlungen, darauf die Wer-

te: »Der Sohn iſt ſeines Vaters natürlicher Erbe; darum haben Teufelsleder und Helion nur ein gemeinſchaftliches Vermögen.« —

Vergebens ſträubte ſich das Zartgefühl des Uneigennützigen gegen dieſes Geſchenk, das ihm wie eine Gabe des Glückes vom Himmel fiel; er mußte ſich dem kinderloſen Geber ergeben, und that es endlich um ſo lieber, als er ſich überzeugte, daß Liebe und Freundſchaft es wünſchten.

Eine ſonderbare Erſcheinung aber blieb es, daß Victorine, und noch mehr Helion, immerzu kränkelten, beide ſtets liebevoller und intereſſanter wurden, und — ich möchte ſagen — ſich vom Irdiſchen zu läutern ſchienen. Aus den ſtillklaren Augen und den friedemilden Zügen der zwei blaſſen Geſichter ſchien eine Verklärung des Innern hervorzuleuchten. Ihre äußern Bedürfniſſe wurden mit jedem Tage weniger und feiner. Es ſchien, als ob ſie, je freigebiger das Glück ſein Füllhorn über ſie ausgoß, der irdiſchen Güter deſto minder bedürften und aus dem üppigreichem Boden zu einer höhern Welt hinaufreiften.

Die Vermählung mußte verſchoben werden. Serena und Flora ſchmiegten ſich an Victorinen mit der zärtlichſten Beſorgniß inniger als je. Hillmar und Hollau ließen nicht

ab, bis Helien ſich ärztlicher Hülfe dahingab. Victorine und Helien aber, in ſtiller Heiterkeit, glichen zwei Blumen, die an einem ſchönen Sommertage verbleichen; die Liebe verſchmelzt beider Weſen in Eines, daß es harmoniſch verklinge. Ich möchte ihren Zuſtand die Himmels-Krankheit nennen, der von keinem irdiſchen Mittel, ſondern nur dort oben geholfen werden kann. Solchen Kranken fehlt gar nichts, als daß die ſchwere Erde ſie drückt, mit dem erhaltenen Äußerleib der Engelsgeſtalt wird Alles gut. —

Sechs und dreißigſtes

Schild.

Martin Luther.

Dintenfaß-Duell.

Dieſes Kapitel iſt unter den bisherigen ein wahrer Liliputaner an Winzigkeit, denn es enthält gar nichts anders, als die mit mächtigem Schnauben ausgeſprochenen Worte des Martin Viergans, Edlen von Roſenſchwert-Wallfiſch, der ſo eben einen Gift und Galle ſpeienden Brief an den wilden Adalbert geſchloſſen hatte und während des Verſiegelns ausrief: »Spitzbube! Beſtie! Satan! Wäre ich der Martin Luther, ſo wäre ich auch ſo geſcheidt wie er, und ſtatt mit dir zu duelliren, wärfe ich dir — wie er dem Teufel — das Dintenfaß an den Kopf. Ja, Martin

Luther, du haſt recht; ſo einem böſen Geiſt das Dintenfaß an den Kopf werfen, macht den kürzeſten Prozeß. Nun aber kann ich leider das Duell nicht mehr ausſchlagen; aber nur Geduld, Monſieur Adalbert! Ich kann mich ſchon noch rühren. Sollſt's erfahren!« —

Sieben und dreißigstes

Schild.

Der englische Stahldegen.

Schilder-Schwindsucht. Todesangst. Ehren-Degen, Stiche ohne Blut.

Da öffnete Adalbert die Thür, steckte den Kopf hinein, und rief: »Martin Biergans! Martin Luther!« — Und Martin Biergans, jetzt vor Wuth außer sich, ergriff wie Martin Luther das Dintenfaß und schleuderte es nach dem Teufelskerl Adalbert. Zum Glück war das Dintenfaß weniger wüthend als sein Schleuderer, und fiel zu Boden, eh' es den Beschleuderten erreichte, und so ward für dieses Mahl kein Blut, sondern nur Dinte vergossen.

Ich muß jetzt dem Leser vor allem erklären, warum der ganze Zorn und das Duell und das Dintenfaß so gährt und fliegt. Das

geſchieht aber in Kürze, weil die folgenden Kapitel, damit die Geſchichte bei ihrer auf 116 Schilder beſtimmten Zahl nicht zu lang wird, dem abnehmenden Mond gleichen müſſen, folglich die Schilder von den größten griechiſchen, vier Fuß langen und zwei einen halben Fuß breiten Kriegsſchilden, hinter welchen der ganze Mann ſich verſtecken konnte, nach und nach zu den kleinſten zwei Zoll langen Schildkröten-Schilden einſchrumpfen müſſen, wie's denn auch ſchon manchen Helden, Staatsmännern und Schriftſtellern im Verlauf ihres Lebens geſchehen iſt. — Alſo kurz geſagt: Herr von Wallfiſch und der tolle Adalbert waren aus zwei Haupturſachen gegen einander ſo grimmig erboßt: Pro primo: Herr Wallfiſch ward, bei der hübſchen ſchlanken Eidechſe Sidi, Adalberts Nebenbuhler, und zwar der begünſtigte, weil er freigebiger war, als Adalbert, der auf ſeine Schönheit und Jugend etwas Kargheit einimpfte.

Pro ſecundo: Weil einige beleidigte Zuhörerinnen von Adalberts falſchen Vorleſungen den Herrn Martin, deſſen furchtbaren Grimm ſie kannten, ganz maliziöſer Weiſe gegen den wilden Jungen aufgehezt, und ihn zu ihrem Ritter gepreßt hatten.

Mit Adalberts Ruf: »Martin Luther!«

und Martins Dintenfaß-Luftfahrt, war das Duell entschieden und auf den nächsten Tag festgesetzt. Leider mußte der arme Biergans-Wallfisch es annehmen und ausführen, weil Barnabas aus Hypochondrie sich einbildete krank zu seyn, Absolon aber verreist war, obschon er bei dem folgenden Duell hinter einem Baum lachend zuschaute. Adalbert aber schrieb am Tage vor dem Duell an Herrn Martin einen anonymen Brief, worin er ihn dringend aufforderte, dem Duell sich ja nicht zu entziehen, indem er sich durch eine so schändliche Feigheit vor aller Welt abscheulich prostituiren würde.

So war denn der Morgen gekommen, der über Tod und Leben entscheiden sollte. Herr Martin Biergans hatte schon dreimal die Hälfte des Weges muthvoll zurückgelegt, wo er dann höchst muthlos wieder umkehrte und nach Hause ging, fest entschlossen, nie mit einer andern Waffe als — mit Dintenfaß oder Stock zu duelliren. Adalbert hatte es aber unter der Hand so eingerichtet, daß der sich immer mehr potenzirende Mehldorfer biergänsischer Sekundant wurde. Dieser talentvolle junge Mann, qualifizirte sich nach und nach so sehr, daß er in den verschiedensten Angelegenheiten brauchbar wurde. Um nun des ihm verheißenen

Sümmchens von dreißig Gulden Wiener Währung nicht verluſtig zu werden, both er ſeinen ganzen Witz mit ſo gutem Erfolge auf, daß der Edle von Roſenſchwert endlich den Weg des Schwertkampfes zum vierten Male antrat, und wirklich ans Ziel der Todesau kam, wo Adalbert ihn ſchon erwartete. Er ſchien wirklich zum Verwundern gefaßt; nur ſeinem Sekundanten flüſterte er ins Ohr: »Wäre ich nicht von Adel, ſo brächten mich doch der Teufel und ſeine Großmutter ſelbſt nicht zum duelliren!« — Der gute Mann machte jetzt noch einmahl einen Vorſchlag, den böſen Handel im Weg der Güte auszugleichen; allein Adalbert wollte davon nichts hören, ſondern rief: »Courage, mein koloſſaler Seladon! Courage, äſthetiſcher Herr Damenritter! Hier wird wohl für die Roſen mit dem Schwerte, aber mit keinem Roſenſchwerte gekämpft, obſchon ich die Ehre habe mit Einem Roſenſchwerte zu kämpfen! — Hier liegen zwei engliſche Stahldegen; wählen Sie!« —

Herr Mehldorfer-Farinoli wählte für den Herrn von Roſenſchwert; und nun — mir läuft eiskalter Schauder durch Mark und Gebein — nun klirren wirklich die Degen. Durch das Kämpfen ſelbſt verliert der Edle von Roſenſchwert alle Furcht, und wird ſogar grimmig.

Man ſtoßt hin und her, die Degen ſchlagen auf einander, bis endlich der von Roſenſchwert einen ſo richtigen Stoß führt, daß die Hälfte des Degens in Adalberts Seite verſchwindet und dieſer mit einem Schrei zu Boden ſtürzt. Herr von Roſenſchwert läßt ſeinen Degen vor Schrecken auf die Erde, ſeinen Leib halb ohnmächtig auf eine nahe Bank fallen.

Als er endlich die Augen wieder aufſchlägt, iſt der erſte Gegenſtand, den er erblickt, — o Wunder! der todte Adalbert, der friſch und geſund vor ihm daſteht. »Wie? — ſchreit der Entzückte, — ich habe Sie nicht getödtet? Sie leben wirklich?«

Adalbert. Ich lebe wirklich; bin ich aber nicht ſchön geſtochen?

Roſenſchwert. Sie deliriren doch nicht? Was ſoll das heißen? Iſt Ihre Wunde alſo nicht tief?

Adalbert. Sie geht nicht einmal bis an die Oberhaut.

Roſenſchwert. Das iſt ja Unſinn! Zum Teufel! Geſtochen wurden Sie; das hab' ich mit meinen Augen geſehen.

Adalbert. Das konnten Sie nicht ſehen.

Roſenſchwert. Ich ſage Ihnen aber, daß ich's wirklich geſehen habe!

Adalbert. Optiſche Täuſchung! Nicht jeder Stich gibt eine Wunde. — Da ſehen Sie! Mein Leib iſt unverletzt. Aber hier —

Adalbert hob den Degen auf, hielt ihn ſeinem Gegner vor, und zeigte ihm, daß die obere Halfte der Klinge hohl, die untere aber mit einer Feder ſo eingerichtet war, daß ſie, wie die Degenſpitze an einen Gegenſtand ſtieß, ſogleich zurückwich und in die obere Hälfte wie in eine Scheide hineingeſchoben wurde. — Nach dieſer Erklärung ſagte Adalbert: »Ich habe meinen Zweck erreicht, das heißt, ich habe Ihnen Ärger und Todesangſt verurſacht; darum wäre meinerſeits die Sache ſo viel als abgethan. Sind Sie auch Ihrerſeits mit der Entwickelung des Schauſpiels zufrieden?« — Herr von Roſenſchwert verſicherte, daß er nichts weiter verlange und ſich freue, weder ein Mörder noch ein Ermordeter zu ſeyn. Übrigens ſey dieſe Art von Degen eine recht artige Erfindung, womit ſich Manches auf die beſte Art beilegen ließe, denn es ſeyen eigentliche Ehren-Degen, ſehr paſſend zu den meiſtens eben ſo titulären Ehren-Sachen; ein ſolcher Degen könnte daher manchmal ſogar den Vorzug vor dem Dintenfaſſe behaupten.« —

So ward denn Friede geſchloſſen, wobei Sidi am meiſten verlor, indem ihr Beſitz dem

Wallfiſch, kaum der Gefahr entgangen, zu gefährlich ſchien; Adalbert aber war zufrieden, ſich an ihr gerächt zu haben. Die ungerächten Zuhörerinnen der falſchen Äſthetik erklärten ſowohl ihren ausgelaſſnen Beleidiger als auch ihren feigen dicken Ritter zugleich in die Acht. —

****

Acht und dreißigſtes

Schild.

Der ſchwarze Krebs.

Der Melancholiker. Erbauliche Betrachtungen über Krebſe und Menſchen, eine Parallele.

Ich komme mir in dieſer Geſchichte manchmahl vor wie ein thätiger Gaſtwirth, der in ſeinem Hauſe ſo viele Gäſte hat, daß er raſtlos von einem Zimmer in das andere, Trepp' auf Trepp' ab, ſpringen muß, damit nur jedem das Seinige geſchieht.

So muß ich jetzt den Leſer in das Krankenzimmer des melancholiſchen Barnabas führen, der höchſt ſchwermüthig auf ſeinem Bette liegt. Zum Glück für ihn tritt eben der alte Typhon ein, ſein redlicher Freund und Geſellſchafter, und trägt einen großen Flußkrebs von

ungewöhnlich dunkelschwarzer Farbe in der Hand. Barnabas war seit einiger Zeit, ungeachtet es ihm bei seines Vaters Reichthum an nichts fehlte, düsterer als je, und sah die Welt schwärzer als sie wirklich ist. Nachdem er den schwarzen Krebs lange schweigend betrachtet hatte, sagte er seufzend: »Der Krebs ist das wahre Sinnbild eines unglücklichen Menschen, dem Alles zuwider geht, folglich auch mein eigenes. Mein ganzes Leben geht, von meiner Wiege an, den Krebsgang. Beim Anblick dieses schwarzen Flußkrebses fällt mir gar Vieles ein; morgen darüber mehr!« —

Er setzte sich, als Typhon kaum das Zimmer verlassen hatte, von seiner Idee ergriffen, an den Tisch, und schrieb einen kleinen Aufsatz, den er am nächsten Tage dem Alten vorlas. Dieser Aufsatz, den ich hier mittheile, hatte den Titel:

Erbauliche Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang, und Krebsnaturen.

»Die Krebse sind, gleich den Menschen, fast über den ganzen Erdboden zerstreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menschen, aber keine Krebse entdeckt. Alle Landkrebse haben Neigung zum Wasser, alle Wasserkrebse gehen Nachts gerne auf das feste

Land. So ſind auch die Menſchen; ſie thun gerne das, was ihrer Natur entgegen iſt. Die alten Naturhiſtoriker erzählten einſt, daß die Krebſe den im Sande liegenden Goldſtaub verzehren: iſt der Menſch darnach weniger begierig? Ich glaube, die Alten ſtellten dieſes Mährchen nur als ein allegoriſches Bild des Menſchen auf.«

»Wenn mehrere Krebſe um eine Krebſinn werden, ſo fallen oft ſo furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheeren und Füßen bedeckt wird. Ach wie ſo manche menſchliche Krebſinn war die Urſache troianiſcher Kriege und zerſtörter Ritterburgen!«

»O könnten wir Menſchen uns doch ſo manche Eigenſchaft von den Krebſen aneignen! Vor allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schaale und ihre Reproduktionskraft. — Das Gemüth der beſten Menſchen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuſchte Erwartung, fehlgeſchlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmählig eine bedeutende Verhärtung, wodurch ſie dann oft Miſanthropen werden. Wie ſchön wär's, wenn man dieſe feindſelige Unglück-Kruſte wieder abwerfen und wenigſtens einige Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moraliſchen Hornhaut — wieder weich und menſchenfreundlich werden

könnte! — Und wenn erst gar unser Inneres die Reproduktionskraft des Krebses hätte! Ach, wie gut wär's, wenn wir Menschen so wie die Krebse ihre durch Zufall oder im Kampfe mit ihres Gleichen eingebüßten Scheeren, Füße oder Fühlhörner in kurzer Zeit wieder ergänzen, die edlen Theile unsers schwer verwundeten Innern, so manche uns gewaltsam entrissene schöne Gemüths- und Geistesgabe, wieder hervorbringen könnten. Wie schön wär's, wenn der Redliche, der sein Herz immer auf der Zunge trug, vielfach betrogen und verrathen, die verlorne Offenheit in sich neu hervorbringen könnte) wie schön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menschenfreund seine ehmalige Wohlthätigkeit, der mißhandelte Gerechte seinen vorigen Edelmuth, der von Bosheit und Falschheit Zerrissene seinen verlornen Glauben an die Menschheit, der vom Unglück zermalmte den geraubten Verstand, der verhöhnte Gutmüthige sein einst gehabtes Mitgefühl, der in Gemeinheit Versunkene seinen entweihten und entwichenen Schönheitssinn, der von Leiden entnervte die Kraft seiner bessern Zeit, die Entehrte die einst so liebliche Unschuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden seiner Seele reproduziren könnte! Leider entbehrt der Mensch diesen Vorzug des Krebses,

und wird dagegen so oft die Beute des ärgsten aller Krebse, — des moralischen, der schauderhaftesten Gemüths- und Seelenkrankheit, die mit dem Gift des Lasters unser Inneres auflöst, unsere herrlichsten Gaben verzehrt.«

»Und werden wir Menschen nicht oft, gleich den Krebsen, von dem unbarmherzigen Schicksal oder von noch unbarmherzigeren Menschen mit siedender Essigbrühe übergossen oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua tofana eingekocht, daß wir mit brennender Wunderröthe herauskommen, als Blutzeugen unserer ausgestandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel?«

»Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß er bei der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den sich ablösenden alten verschlingt und verdaut! Was gäbe mancher reiche Schlemmer, manche genäschige Dame, wenn sie statt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnten! Freilich würde dadurch eine Menge von Krankheiten ganz verschwinden, mit denen zugleich eine Menge von Ärzten verschwinden müßte, deren Beutel die Schwindsucht bekämen!«

»Aber welche auffallende, sonderbare Ähnlichkeit zwischen Krebsen und — so mun-

chen Menschen! Der Krebs hat seinen Magen im Kopfe in der Nähe der Augen! O wie viele Menschen scheinen ihren Magen im Kopfe zu haben! Wenigstens geht ihr ganzes Dichten und Trachten, Thun und Lassen auf den Magen, für den sie mit rastlosem Eifer sorgen, der ihnen stets im Kopfe liegt, auf den alle ihre Gedanken gerichtet sind, den sie nie aus den Augen lassen.« —

»Der Bernhardskrebs ist das wahre Sinnbild der Selbsterkenntniß und der Klugheit. Sein Hintertheil ist nicht, wie bei andern Krebsen, mit einer harten Schaale, sondern nur mit einer weichen Haut bedeckt. Um sich daher vor Verletzungen zu sichern, sucht er sich ein leeres Schneckenhaus, das er bezieht und mit sich nimmt. Und dennoch wird er von den Naturhistorikern auch der Soldat genannt! Warum?« —

»Wir lachen und spötteln über das Rückwärtsschreiten des Krebses, und sehen doch so häufig, daß sehr viele Menschen und Künstler, sobald sie ein gewisses Ziel glücklich oder mühsam erreicht haben, ohne weiters den Krebsgang gehen. Sahen wir nicht schon, daß ganze Literaturen, ja sogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? — Und doch wär's oft recht

gut, wenn manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebse in ihren Teichhöhlen am besten in der Nacht bei Fackelschein; auch die Menschen lassen sich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am besten fangen!« —

Neun und dreißigſtes

Schild.

Die grüne Jägerinn.

Die angenehme Verirrung. Der Abendgeſang im Walde. Die Würze einer ſchlechten Koſt. Luſtiger Haß. Mittel gegen die Melancholie. Hochzeitlehre.

Typhon ſah den armen Barnabas mit jedem Tage in tiefere Schwermuth verſinken. Er lebte nur unter Schlangen und Büchern. Um ſeinen Düſterſinn zu erheitern, bewog ihn der redliche Greis, ſeinen Schlangenzügen beizuwohnen, da er wußte, daß Luſt und Bewegung und das Leben in den duftigen Wäldern ſeinen ſchwächlichen Körper ſtärken würden. Zur Abwechslung und zur Erweiterung ihres Horizonts fing Typhon an, zugleich auch die Kräuterkunde zu betreiben. Ein Herbarium

wurde angelegt, und die beiden Gefährten gingen nie ohne eine reiche Beute aus dem Thier- und Pflanzenreiche nach Hause. Typhons freundschaftliche Bemühung gelang; Barnabas wurde mit jedem Tage gesünder, kräftiger und heiterer. Auf einer dieser Exkursionen vertieften sich beide in ihrem Eifer so sehr, daß sie immer tiefer in den Forst geriethen, und endlich im stärksten Dickicht sich vom Dunkel der anbrechenden Nacht überfallen sahen. Alles Suchen nach Pfaden, die aus dem Walde führten, war vergebens. Der Vollmond zeigte ihnen nur hie und da durch zwei etwas mehr getrennte Wipfel — nicht irgend einen Pfad auf der Erde, sondern einen schmalen Fleck des indigofarbnen Himmels, bis er endlich ganz unsichtbar wurde, und Nacht und Stille so zunahm, daß sie nichts mehr hörten als das Blättergeräusch der von ihren arbeitenden Händen und Köpfen zertheilten Baumzweige.

Endlich erblickten sie einen goldenen Punkt, der bei jedem Schritte einen größeren Lichtkreis gewann, und zuletzt sich als Kerzenflamme zu erkennen gab. Der Wald wurde dünner, öffnete sich, und vor ihnen lag eine vom Mond hell beleuchtete Wiese, in deren Mitte ein niedliches Häuschen mit schneeweißen Wänden stand.

Als sie sich der Hütte näherten, scholl ihnen ein wohlbekanntes Abendlied entgegen, von einer kräftigen Baßstimme und einem sehr sonoren Sopran gesungen. Es klang in der tiefen Stille so feierlich, daß es den beiden Wanderern ins Innerste drang. Sie standen, von Andacht ergriffen, begannen leise einzustimmen, und ohne es selbst zu wissen, sangen sie immer lauter mit, bis die Singenden im Hause die fremden Stimmen gewahrten.

Als das Lied geendigt war, näherten sich Typhon und Barnabas dem Hause, dessen Thür in diesem Augenblick aufging. Heraus traten ein alter Mann, groß und stark gebaut, und ein Mädchen von sehr schlanker Gestalt, beide mit Flinten versehen, ihnen folgte ein kleines hökriges verkrüppeltes Wesen, der sogenannte Jägerjunge, beinahe so alt als sein Herr, doch ganz das häßliche Gegenstück des schönen Alten. Den Beschluß machten einige große Doggen, die zwar anschlugen, auf die erste Ermahnung aber sogleich schwiegen und theils dem Jäger, theils seiner Tochter, der stattlichen Gabriele liebkosend und spürend zur Seite traten. Nach wechselseitigen Erklärungen lud der alte Friedmann die beiden Verirrten freundlich ins Haus, und bewirthete sie mit Käse, Brod und Wein, der, so sauer er auch war, vom Durst und

mehr noch durch die redliche Gutmüthigkeit des Gebers so versüßt wurde, daß selbst die köstlichsten Weine den beiden Gästen nie so wohl behagt hatten.

Noch mehr Vergnügen als am Weine fand Barnabas bald an Gabrielen. Das Mädchen war ein Bild der frischesten Gesundheit an Leib und Seele. Im blühenden Gesicht glänzten die Augen mit den Lippen in die Wette. Die schlanke Fülle des gediegenen Körpers zeigte die rüstigste Arbeiterinn. Jede ihrer Bewegungen war schnell und gewandt. Man sah ihr's sogleich an, daß ihr die von Kindheit auf gewohnte Arbeit keine Mühe machte, sondern nur ein leichtes sicheres Spiel war, und daß in diesem frohsinnigen Körper noch nie irgend eine Krankheit gewohnt hatte. Alles was sie sagte, war einfach und wahr; jedes Wort trat ihr aus dem reinsten Herzen auf die Lippen. Sie war des Vaters treue Jagdgefährtinn, und eben so muthig und geschickt, als der alte Jägerbursche feig, boshaft und dumm war. Ihr gegenseitiger Haß äußerte sich immer auf eine sehr komische Weise. Sie flocht ins Gespräch eine Menge kurzer Jägermährchen ein, und eh' sich's der kleine Unhold versah, hatte er dabei einen Stich. Typhon und Barnabas erstaunten über ihre nützliche

Kräuterkunde, und über ihre Kenntniß der Waldthiere, mit deren einem der brummende Kalliban alle Augenblicke verglichen ward; denn sie neckte den Zornmüthigen unaufhörlich, doch immer auf die harmloseste Weise. Mitunter sang sie so schöne Jagdlieder mit so schöner Stimme, daß die Zuhörer zur munterſten Jagdluſt begeiſtert wurden.

Typhon erzählte von ſeiner Schlangen- Kröten- und Eidechſen - Liebhaberei. Gabriele wußte ihm über die Schlangen und Eidechſen, die ſie oft belauſcht hatte, manches Neue zu ſagen, und bezeichnete ihm die gefangenen Schlangen, die er in einem gläſernen Gefäß bei ſich trug, ſehr richtig. Fridmann aber ſagte: »Auch ich habe es in meinem Leben nur zu oft erfahren, daß böſe Menſchen giftiger ſind als die giftigſte Schlange! Darum dankte ich dem Himmel, als es mir endlich gelang, dieſe Jagd - Einſiedelei hier zu bekommen, wo ich nach überſtandenen Leiden und Bedrängniſſen mit Wenigem zufrieden lebe. Ich muß jährlich zweimahl eine beſtimmte Anzahl großes Wildpret auf's herrſchaftliche Schloß, zu dem dieſer abgelegene Wald gehört, liefern; dieß iſt meine einzige Verpflichtung und mein einziger Verkehr mit den Menſchen.« —

Mitternacht war ſchon vorüber, als unſer

Wanderer auf ein reiches Lager von reinem Stroh und duftigem Heu gebettet wurden. Barnabas genoß einen lang entbehrten erquickenden Schlaf, und ſelbſt der ſchlafloſe Typhon ſchlummerte in dieſer Nacht mehr als ſonſt in einer ganzen Woche. Beide erwachten erſt nach Sonnenaufgang. Als Barnabas ans kleine Fenſter trat, traf ſein erſter Blick Gabrielen, die mit friſcher Jagdbeute ſingend über die Wieſe ſchritt. Ein hellgrünes Kleid, zwar von grobem Stoff, aber ſehr reinlich und dem ſchlanken Leib ſehr nett anpaſſend, erhob ihre ſchöne Geſtalt noch mehr als der geſtrige häusliche Anzug. Hinter ihr drein hinkte der mürriſche Gnome. Sie rief den Gäſten, deren Köpfe ihr helles Falkenauge von Weitem am Fenſter erblickte, einen fröhlichen Morgengruß zu und feuerte dazu die Flinte ab. Als Barnabas die reiche Jagdbeute erblickte, verwunderte er ſich ſehr, wie ein ſo gutes Mädchenherz ſo viele Mordthaten zu begehen vermöge. Gabriele aber lachte, und ſagte: »Iſt's denn keine Mordthat, wenn man einem Huhn die Kehle abſchneidet? Ich bin überzeugt, daß ich dabei nichts Unrechtes thue, denn ich gehorche ja nur dem Willen meines rechtſchaffenen Vaters, dem ich in ſeinem Gewerbe helfen muß. Zudem ſagt er: So manche gnädige

Fräuleins und Frauen, könnten keinen Tropfen Hühnerblut ſehen, und quälten doch ihre Liebhaber und Männer bis aufs Blut.« —

Barnabas wurde über das herrliche Naturkind mit jedem Augenblick mehr entzückt, und bath den zurückkehrenden Vater, ſie oft beſuchen zu dürfen. Er machte von der gern zugeſtandenen Erlaubniß auch ſo ſchnellen Gebrauch, daß er ſchon am zweiten Tage wieder kam, endlich beinahe täglich. Warum? das wird der vernünftige Leſer wohl einſehen, ohne daß ich es ihm ſage. Barnabas wurde mit jedem Tage geſünder, ſtärker, heiterer und — verliebter, und Gabriele empfing ihn, je öfter er kam, mit deſto mehr Freude, einmahl ſogar mit lautem Jubel, nähmlich in dem Augenblick, da er ihr den goldenen Ring an den Finger ſteckte, und dann einen zweiten herab nahm, mit welchem ſie ſeinen Finger dekorirte.

Da ich mich nun in dieſem Buch nicht mehr viel breit machen darf, ſo erzähle ich in Kürze: Barnabas wußte ſeinen Vater zu bewegen, daß er ihm ſein Erbtheil herausgab; damit kaufte er das Gut, und mit dem Gute den dazu gehörigen Wald, und mit dem Walde das Jägerhaus, und mit dem Jägerhauſe die ſchöne Jägerinn. Am

Hochzeittage ſagte der alte Typhon: »Zu Eurem Glück hat Euch nichts gefehlt als dieſes Mädchen. Wir ſuchten Schlangen und fanden Menſchen; meiſtens geſchieht's umgekehrt. Gabriele iſt keine Schlange, dafür geb' ich mein Leben zum Pfand! Liebes Mädchen! ich bitte dich: ſey ſtets eine Schlange, eine Eidechſe, eine Kröte! das heißt: ſey in deinem Hausweſen klug wie eine Schlange, gegen deinen Mann dankbar wie eine Schlange, gegen alle andern Männer kalt wie die Schlange! Erſcheine ihm ſtets lieblich und freundlich wie die ſanfte und zierliche Eidechſe! Und wenn du der Kröte in nichts gleichſt, ſo laß dich wenigſtens in der zärtlichen Sorgfalt für deine Kinder von ihr nie beſchämen, denn leider ſind die Kröten-Mütter beſſer als ſo manche Menſchen-Mütter, die nur den Nahmen tragen, indeß Ammen und Wärterinnen ihre Stelle vertreten! Auch nimm dir von der Kröte die Lehre, daß, ſo wie dieſes harmloſe unſchädliche Thier als giftig verrufen wird, auch die reinſte Tugend der Verläumdung und dem verkehrten Urtheil der Thoren nicht entgeht! — Und nun aller Segen des Himmels über euch! Und wohl mir! denn von

diesem freudigen Tage an kommt keine neue Schlange, Kröte oder Eidechse in meine Sammlung; ich lebe ein Mensch unter Menschen!« —

Das war Typhons Hochzeitrede.

Vierzigſtes, ein und vierzigſtes und zwei und vierzigſtes

Schild.

Die goldene Krone. Die Stadt Dresden, und nochmahl die goldene Krone.

Nachtrag zu Typhens Hochzeitrede. Der Narvalzahn als Sinnbild der Liebe. Porzellan-Gemählde.

»Zweimahl die Krone? Dieſelbe goldene Krone? — So hör' ich den Leſer ausrufen, und muß ihn darum bitten, ſich in ſein Schickſal eben ſo gut zu fügen, als ich ſelbſt mich füge; der gute Leſer muß daher mir eben ſo folgen, als ich den Aushang-Schilden zu folgen habe. Gegenwärtig ſtehen die wackere Apotheke und das vielbeliebte Kaffeehaus mit ihren goldenen Kronen wie zwei gebiethende Monarchen vor

mir. Jedes von beiden kann allerdings auf eine Krone Anſpruch machen: die Apotheke auf die Bürgerkrone (Corona civica) das Kaffeehaus auf die Krone der geſelligen Freude (Corona convivalis).

Abgeſehen von dieſer Schickſals-Nothwendigkeit, die mir hier zwei Kronen — nicht auf das Haupt — ſondern in den Weg ſetzt, ſo freut mich's, daß beide gut hieher paſſen, weil eine glückliche Ehe — wie die ſo eben gefeierte — allerdings eine doppelte goldene Krone — im Gegenſatz zu Lichtheims ehemahliger Eiſenkrone — verdient, die Kronen der Liebe und der Freundſchaft. — Ich fahre fort in der Erzählung:

Am Schluße der ſeltſamen Hochzeitrede überreichte Typhon der Braut und dem Bräutigam die Hochzeit-Geſchenke: und zwar jedem als Ring eine kreisförmig gewundene Schlange von mattem Gold, die auf ihrem Haupt eine Krone von hellſtrahlendem Golde trug. »Die Schlange — ſagte er — iſt das Sinnbild der Ewigkeit, und trägt eine goldene Krone, weil Liebe die Krone des Lebens iſt. So lebt denn in Liebe, und geht liebend in die Ewigkeit!« —

Geſchwätzig, wie der alte Typhon war, wenn ihm das Herz in Freude übrginge, fuhr

er fort: »Ich könnte die Liebe, die ich erſt einer Schlange mit goldner Krone verglichen habe, mit etwas noch Seltſameren vergleichen: mit dem Narvalzahn.*) Dieſem ſchrieb man einſt geheime Wirkungen und mächtige Heilkräfte zu. Ach, welche Heilkraft in der Welt wirkt mächtiger als die Liebe? — Biſchofsſtäbe wurden aus Narvalszähnen gearbeitet? Iſt denn Etwas hienieden heiliger als reine und ſtarke Liebe bis in den Tod? — Kaiſer und Könige ließen ſich daraus Stäbe verfertigen, die ihnen von ihren Waffenträgern nachgebracht wurden? Laßt euch die Liebe ſtets zur Seite wandeln, und ihr bleibt gute glückliche Menſchen! — In der churfürſtlichen Sammlung zu Dresden ſah ich einen Narvalszahn, der an einer goldenen Kette hing, und auf Einmahlhunderttauſend Reichsthaler geſchätzt wurde. Die Liebe iſt das Freieſte, was es hienieden gibt, darum legt ſie ſich ſelbſt gern in goldene Ketten, die ſie nur ſo umſchlin-

*) Narval, oder See-Einhorn, wird ein See-Säugethier von fiſch-ähnlicher Geſtalt genannt, mit zwei langen, im Oberkiefer ſitzenden Zahnen, die wie Spiralförmig gewundene Hörner, 8 Fuß hoch und drüber, aus dem Maule des Thieres aufwärts ragen.

gen wie der goldene Sonnenſtrahl die Roſe umwebt; und ihrer Freuden ſind mehr als Einmahlhunderttauſend! — In Dänemark ſoll — wie ich höre, der Königsthron mit Narvalzähnen getäfelt ſeyn. Weſſen Lebensthron aber von echter Liebe getäfelt wird, der iſt glücklicher als alle Könige der Erde! Amen.« —

Fridmann, der ein geborner Dresdner war, und in Dresden einſt die ſeligſten Stunden der erſten Liebe genoſſen hatte, nickte, dem grauköpfigen Typhon freundlich zu, indem ſeine glänzenden Augen im Thau der Rührung und freudiger Rückerinnerung ſchwammen. Endlich ſtand er auf, ging ins Nebenzimmer, und kam mit ſechs Porzellan-Tellern wieder heraus. »Hier — ſagte er darbiethend zu Barnabas — verſchmähen ſie nicht dieſes kleine Hochzeitgeſchenk! Es iſt klein, aber das liebſte Andenken von meinem lieben Weibe und aus meiner lieben Vaterſtadt, aus der Hauptniederlage der Meißner Porzellan-Fabrik in Dresden. Ich erhielt dieſe ſechs Teller am Hochzeittage von meinem unvergeßlichen braven Weibe, und gebe ſie Ihnen am Hochzeittage meiner lieben Gabriele, die das wahre Ebenbild meines Weibes iſt. Sehen Sie! Auf jeden Teller iſt Etwas aus der ſchönen Stadt Dresden gemahlt: auf dem erſten hier ſehen ſie eine Abbildung der

Himmelfahrt Chriſti von Mengs am Hochaltar der katholiſchen Kirche, auf dem zweiten das grüne Gewölbe, auf dem dritten den plauiſchen Grund in ſeiner romantiſchen Schönheit, auf dem vierten die Feſtung Königſtein, auf dem fünften das königliche Luſtſchloß Pillnitz, und auf dem — ach zerbrochenen ſechſten die herrliche Elbbrücke, die vom gottloſen Davouſt auch zerbrochen wurde, und nun — dem Himmel ſey Dank — wieder ganz iſt!«

Barnabas drückte den ſchlichten wackern Schwiegervater lebhaft an ſeine Bruſt. Mittags leiſteten die ſchönen Teller ſeit vier und dreißig Jahren wieder den erſten freundlichen Dienſt, wobei man auf das Wohl der ſchönen Stadt trank. —

Schon hatten die Teller zehn Jahre hindurch an dieſem Feſttage ihren freundlichen Dienſt geleiſtet, ſchon wuchs junges Gras auf Typhons und Friedmanns Grabhügeln; aber der Schlangenring mit der goldnen Krone hatte für Barnabas und Gabrielen denſelben Werth den er am Tage ihrer Vermählung für ſie hatte, und ihr Auge weilte noch mit gleicher Freude am zehnten Jahrtage auf dem treffenden Sinnbild ihrer Liebe, die das Kleinod ihres Lebens war.

Drei und vierzigſtes

Schild.

Der goldne Elephant.

Die grünen Hochzeitgäſte. Der furchtbare Rezenſent. Buchſtaben-Evolutionen. Die Fabel vom ſchönen Bukel.

Der Leſer wird ſich ohne Zweifel ſchon gewundert haben, daß ich von den Hochzeitgäſten nichts erzählte. Sollte ich ſie beſchreiben, ſo würde er ſich noch mehr wundern, denn ich müßte ſagen, erſtens, daß ſämmtliche Hochzeitgäſte dieſelbe Kleidung, ja ſogar dieſelbe Phyſiognomie hatten; zweitens daß ſie grüne Perücken trugen, ſtatt der Schuhe Wurzeln hatten, und dabei zehnmahl größer als die Brautleute waren. Der ſcharfſinnige Leſer wird nun wohl errathen, daß die einzigen anweſenden Hochzeitgäſte — Bäume waren, un-

ter deren kühlem und freundlichem Baldachin das Fest der Liebe gefeiert wurde. »Nur ein stilles und ruhiges Glück ist ein wahres, ein lärmendes ist gar keines!« — So sagte Typhon zu Barnabas, der vierzehn Tage nach der Hochzeit ein glänzendes Fest gab, weil sein Vater es wünschte.

Indessen hatten Adalbert und Adelen so toll gelebt, daß sie, theils aus Übersättigung, theils aus Erschöpfung und Bedürfniß der Erholung, eine andere Lebensweise zu führen beschlossen. So wurde denn Adalbert Theaterdichter, und gab zugleich ein kritisches Journal heraus: »der goldne Elephant« betitelt, worin er seine eigenen Werke mit dem kritischen Rüssel zum Himmel erhob, alle andern Dichter und Dichtungen aber mit eben demselben Rüssel zerquetschte und mit Elephantenfüßen zertrat. Gelobt wurde in dieser Zeitschrift nur ein einziger Dichter, — Er selbst; Alles Übrige war nichts. Auf dem Titelkupfer des ersten Heftes sah man einen ungeheuern Elephanten. Äschilus, Sophokles und Euripides fächelten ihm voll Aufmerksamkeit die Fliegen weg, indeß Schakspeare und Calderon ihm in tiefster Demuth eine Schüssel voll Ambrosia vorhielten. Seitwärts in scheuer Entfernung stand ein dichtgedrängter Haufe von Dichtern,

unter welche der Elephant mit ſeinem Rüſſel Gurken und Schöpſenkeulen auswarf.

Abſolon wurde der Famulus des neuen kritiſchen Großkophta. Sie fielen elephantenartig zermalmend über Alles her, Adalbert mit Feuer und Schwert, Abſolon mit der Waſſerſpritze. Und wie pfiffige Feldherrn ihre Kriegsmacht gern größer ſcheinen laſſen als ſie iſt, ſo gaben ſich beide das Anſehen, als hätten ſie eine Menge der trefflichſten Mitarbeiter. Zu dem Ende erſchien Adalbert, mit Verſetzung ſeiner Namens-Buchſtaben bald als Adalbert, bald als Albert, bald als Bär, bald als Alèrt, bald als Alèt, bald als Berta, bald als Bart, u. ſ. w.; Abſolon bald als Abſelon, jetzt als Selon, dann als Aſand, als Naſe ꝛc. Dann beide in charakteriſtiſchen Masken z. B. als Müller, Metzger, Todtengräber, Scharf- und Nachrichter, u. d. gl. Beſonders unbarmherzig fielen ſie über Helions Werke her, die um ſo mehr zerriſſen wurden, als ſie allgemeinen Beifall fanden. Die ungeheure Grobheit gefiel, ſo lang ſie eine neue Erſcheinung war; mit dem Reiz der Neuheit gingen aber alle übrigen Reize verloren, und — auch die Abnehmer der Zeitſchrift. Abſolon geſellte ſich einem Journale bei, das weder kalt noch warm war, wohin er kritiſche Stecknadeln lieferte.

Der Elephant ſtand einige Zeit allein und kämpfte tapfer: endlich wurde er ſelbſt müde und zog ſich in ein Reißfeld zurück.

Helian hatte gegen alle Schmähungen nichts weiter gethan, als daß er eine kleine Fabel ſchrieb, betitelt:

Der ſchöne Büffel. *)

In einem Palmenwald bei Memphis trieb in grauer Vorzeit ein hochmüthiger Büffel ſein Weſen — oder vielmehr Unweſen. Er war allerdings ein tüchtiges Vieh, von ſchönem, ſtarkem Körperbau, dabei muthig und feurig. Dieſe Vorzüge wurden ihm von allen übrigen Bewohnern des Landes zugeſtanden. Löwe, Tieger und Pferd ließen ihn ohne Scheelſucht für das gelten, was er wirklich war; allein dem ſtolzen Büffel däuchte das zu wenig. Er forderte, daß man ihn für den Gott Apis ſelbſt anerkenne, und erklärte jedem, der ihm dieſe göttliche Ehre nicht zugeſtehen wollte, den Krieg. Da die verlangte Apotheoſe unterblieb,

*) Wenn etwa irgend ein Rezenſent — wider Vermuthen — nicht glauben wollte, daß die Büffel unter die vorzüglichen, in Ägypten einheimiſchen Thiere gehören, ſo muß ich ihn bitten, irgend ein naturhiſtoriſches Werk nachzuleſen.

ergrimmte der hochmüthige Büffel so sehr, daß er allen, mit besondern Vorzügen begabten Bewohnern des Palmenhains Böses that, und wo er nur konnte, meistens aber, hinter ein dichtes Gebüsch versteckt, lauernd, nach den Vorübergehenden mit den Hörnern stieß. Schon vereinigten sich Mehrere, dem Unwesen des Aufgeblasenen ein Ende zu machen, allein das Schicksal kam ihnen zuvor. Der Büffel wagte sich in seinem Übermuth bis an die Thore von Memphis. An einem derselben fand er eine Bildsäule des Apis. Da sprühte die Wuth aus seinen Augen Flammen, und er brüllte: »Ich, nur bin der Gott, sonst Keiner!« — Bei diesen Worten that er einen gewaltigen Sprung mit vorgestreckten Hörnern, und stieß nach dem Apis mit rasendem Ingrimm. Der ruhige Apis blieb unverletzt, aber der wüthende Büffel stürzte mit zerschmettertem Kopf zur Erde. Sein Stolz und sein trauriges Ende war seine Schuld! —

Wahnsinniger, boshafter Selbstvergötterer! du ersparst Andern die Mühe, etwas gegen dich zu thun. —

Vier und vierzigſtes

Schild.

Die weiße Katze.

Der überraſchte Überraſchende. Der erſte Katzenkuß und ſein Nachfolger. Katzengold und Katzenſprünge.

Barnabas und Gabriele lebten indeſſen, fern von allem politiſchen und kritiſchen Getümmel, ſo glücklich, daß ihre Harmonie vollkommen geweſen wäre, wenn ſie nicht über einen einzigen Gegenſtand ſo verſchieden gedacht hätten. Dieſer einzige Gegenſtand aber waren — die Katzen, vor welchen Barnabas, wie wir wiſſen, eben ſo ungeheuern Abſcheu hatte, als Gabriele ſie liebte. Anfangs ſchämte ſich Barnabas, ſeine Katzenſcheue in ihrer ganzen Stärke zu zeigen; Gabriele wählte ſich daher, als ihr Gatte eben eine kleine Geſchäftsreiſe machte, unter den Hauskatzen eine weiße zu ihrem

erklärten Liebling. Die Begünſtigte fing an, ſich während der Abweſenheit des Herrn ihres Vorzuges zu erfreuen und ſich ſogar als ein eigentliches Glied der Familie zu betrachten; ſie ging in den Wohnzimmern nach Belieben aus und ein, und verſagte ſich manchmahl das kleine Vergnügen nicht, auf irgend einem weich gepolſterten Bette oder Sopha einen langen Schlaf zu thun. Selbſt dem Mittagsmahle pflegte ſie täglich beizuwohnen; nur in den Nächten zog ſie das Dach und den geſtirnten Himmel dem üppigſten Ruhebette im ſchönſten Zimmer vor.

Indeß hatte Barnabas ſein Geſchäft früher beendigt, als er ſelbſt es vermuthete, eilte zu ſeinem geliebten Weibe und kam zwei Tage vor dem beſtimmten zu Hauſe an, aber erſt gegen zwölf Uhr Nachts, da alle Bewohner ſchon feſt ſchliefen. Um Gabrielen nicht zu wecken, ſchlich er ſich leiſe in ſein Studierzimmer, mit dem Vorſatze, ſie mit einem Morgengruſſe zu überraſchen; es erwartete aber ihn ſelbſt eine noch ſtärkere nächtliche Überraſchung.

Kaum hatte er ſich's bequem gemacht und im Schlafſeſſel Platz genommen, wo er ſich roſenfarbnen Träumen des nahen Wiederſehens und der freudigen Morgenküſſe überließ, als er

durch einen erſchütternden Stoß ans klirrende Fenſter aus ſeinen Phantaſieen aufgeſchreckt wurde. Er ſprang auf, trat hin, — aber welches Entſetzen ergriff ihn mit eiskalter Hand! denn ſiehe da! Eine blendend weiße Katzengeſtalt ſtand, mit hochgeſchwungenem Schweif hinter ſich helle Lichtkreiſe ſchlagend, die Augen wie zwei Kometen glühend, auf dem Fenſterſteine, ſchwebte durch die zerbrochene Glasſcheibe wie durch einen Triumphbogen herein, und folgte mit der zutraulichſten Freundlichkeit dem vor ihr langſam — wie Hamlet vor dem Geiſt, zurückſchreitenden Barnabas, der, nach dem erſten Schrei des Entſetzens, ſtumm blieb wie das Grab.

Indeß die weiße Katze vorwärts, der bleiche Mann vor ihr rückwärts ſchritt, kam hinter ihm eine andere ſchneeweiße Geſtalt, und legte dem Schreckenkalten zwei warme Hände vor die Augen, die er wohl keinen Augenblick verkennen konnte, denn er fühlte ſie kaum, als er auch ſchon freudig ausrief: Gabriele! —

Gabriele — was bleibt der zärtlichen Liebe verborgen! — hatte, ungeachtet aller angewandten Vorſicht, die Ankunft des geliebten Gatten doch erfahren, und flog herbei. So ſtand nun Barnabas zwiſchen dem holden Weib und der verwünſchten Katze, wie der Menſch

überhaupt zwischen Leben und Tod, Haß und Liebe steht, und Er, der überraschen wollte, war nun der zweifach Überraschte. —

Als beim nächsten Frühstück die nächtliche Scene zur Sprache kam, blieb dem beschämten Barnabas nichts übrig, als seine närrische Katzenfurcht in ihrer ganzen Stärke zu bekennen. Gabriele erboth sich sogleich, alle Katzen im Hause förmlich in die Acht zu erklären, selbst ihren weißen Liebling nicht ausgenommen. Das wollte denn Barnabas durchaus nicht zugeben, sprach mit Eifer vom Nutzen der Katzen, und legte sogar eine Vorbitte gegen die Proscribirten ein, mit der Versicherung, daß er sich ernstlich bemühen wolle, diese Thorheit abzulegen. Nun erzählte ihm Gabriele, die eine eigene Gabe hatte, ein kluges Wort zur rechten Zeit zu sprechen, das folgende Geschichtchen:

»Es war einmahl ein junger Mensch, der hieß Julian, und liebte die reiche, schöne Försterstochter Emmeline; ein gar guter, braver, vernünftiger Mensch, der gereist war und recht viel wußte, und besaß dabei Geschicklichkeiten die Fülle. Er hatte wirklich nur einen einzigen Fehler, — deine Katzenscheue. Die wollte ihm Emmeline durchaus nicht angehen lassen; sie sagte: Man soll nur Gott fürchten, sonst nichts, weder Menschen noch Katzen. Wenn

du die Katzen fürchteſt, — ſagte ſie — ſo mußt du mich noch mehr fürchten, als du ſie fürchteſt, denn ein Liebhaber, — ſagte ſie — der die Katzen mehr fürchtet, als er ſein Mädchen liebt, konnte ſie gar leicht wegen einer Katze im Stich laſſen. — Und da hatte ſie nicht Unrecht. Und ſie ruhte ſo lange nicht, bis er die Katze, — ſie war ſchwarz mit einer weißen Bruſt — bis er die Katze auf den Arm nahm und einmahl gar — küßte!« —

Barnabas. Sie küßte? du meinſt — die Emmeline?

Gabriele. Nein, die Katze! Ja, die Katze mußte er küſſen, und wie er ſie geküßt hatte, war's gut, und von dem Augenblick an war er den Katzen nicht mehr ſo ſpinnefeind.

Gabriele lächelte ihren guten Mann am Schluß der Geſchichte mit wunderlieblicher Treuherzigkeit an, und der gute Mann — er lockte die blendend weiße Katze zu ſich, hob die ſanftbrummende zu ſich empor, und — küßte ſie! Zwar fuhr ihm bei dem erſten Katzenkuß ein kleiner Schauder ſchüttelnd durch Mark und Gebein, aber — Gabriele drängte ſich mit ihren Purpurlippen geſchwind zwiſchen ſeinen Mund und die Katze, und haſchte ihm den Katzenkuß mit einem herzlichen Kuſſe weg; er drückte ſie lachelnd an ſich, betheuernd, er haſſe

und ſcheue die Katzen nicht mehr, und der erſte Katzenkuß ſey recht gut! —

Dieſe ſchöne Stunde des ehelichen Glücks zweier harmoniſcher Seelen war gewiß echtes Lebensgold; Und — o wie ſelten trifft man dieſes reine Metall, und wie tauſendfach köſtlich wird es, wenn man bedenkt, daß ſelbſt in den ſogenannten beſſern Ehen die ſogenannten ehelichen Parade-Freuden ſelten mehr als flimmerndes Katzenſilber oder höchſtens Katzengold-Flitter ſind! Und doch wäre es ſo leicht, über manche Vorurtheile, trübe Stunden, und andere Steine des Anſtoſſes im ehelichen und übrigen Leben — wenn man gut und vernünftig wäre — mit einem Katzenſprunge wegzuſetzen! —

Fünf und vierzigſtes

Schild.

Der Engel.

Der ſatyriſche Engel, und der weibliche Satan.

Barnabas und Gabriele genügten ſich; jedes fand in dem andern ſeine Welt. Darum blieb ihre Ehe auch ein ungetrübter Himmel. Dagegen war Lichtheims ehelicher Himmel, obſchon Käthchen ſich ſehr veredelt hatte, dennoch nicht ohne Wolken, manchmahl ſogar nicht ohne ein kleines Gewitter. Bey ſolchen Scenen zeigten beide Eheconſorten anfangs viele Gelaſſenheit, Lichtheim die ihm angeborne, Käthe eine erkünſtelte. Wurde ſie nach und nach beiſſend, — wie das in ihrer Natur lag, — ſo pflegte Lichtheim ſie immer: »Mein Engel!« zu betiteln. Kaum war aber das unglück-

ſelige: »Mein Engel!« heraus, dann wurde der apoſtrophirte Engel — den ſie für eine Satyre nahm — ſogleich ein kleiner Satan, und ihr Ärger wuchs mit ſeinem Phlegma. Hatte ihr Zorn den Culminationspunkt erreicht, dann kam ein leichter Augenregen, der die Gluth abkühlte. Hierauf wurde ſie — nach einem halbſtündigen Schweigen gewöhnlich ſehr ſanft, machte ſich ſelbſt Vorwürfe, und es erfolgte eine weiche Scene von Rührung und Verſöhnung. Dagegen wurde ihr aber der Zuruf: »Mein Engel!« bald ſo verhaßt, daß Lichtheim ſie damit necken konnte wie ein Schooßhündchen, das durch eine harmloſe Neckerei aus der ſcherzhafteſten Heiterkeit plötzlich in Wuth und kreiſchendes Keifen übergeht. Wie ich höre, ſoll ſichs manchmahl ſogar ereignet haben, daß weibliche Engel der Liebſchaft ſich nachher in eine Art von Eheteufeln verwandelten.

Was nach einer ſolchen erbitternden Engliſirung vor ſich ging, wird uns das folgende Schild erzählen.

Sechs und vierzigſtes

Schild.

Die goldene Sonne.

Weibliche Mond- und Sonnen-Factionen. Der erſte Sonnenaufgang und ſeine Abenteuer. Mein Dank an Doktor Johann Baptiſt Friederich.

Frau von Lichtheim hatte einige nahe Verwandte — nämlich Kaffee-Schweſtern — bei ſich, alle ſchon ziemlich alt und romantiſch. Eben wurde viel hin und her geſprochen, ob der goldenen Sonne oder dem ſilbernen Mond am Himmel der Vorzug gebühre. Der Mond hatte zwar um zwei Stimmen mehr für ſich, dagegen aber zeigten ſich die Verfechterinnen der Sonne deſto wortreicher und muthiger, und beriefen ſich insbeſondere auf die Herrlichkeit des Sonnen-Aufgangs, dem nichts in der Natur gleich komme. Endlich fiel's,

zum Glück für den schon in die Enge getriebenen Mond, einer von seinen Ritterinnen ein, die Kinder der Sonne zu fragen, wo und welche Sonnenaufgänge sie denn schon gesehen hätten? Und siehe da! Es zeigte sich — zu allseitiger Verwunderung, — daß nicht eine Einzige von ihnen einen einzigen Sonnen-Aufgang je gesehen hatte. Sogleich wurde einstimmig beschlossen: »dieß sey eine wahre Schande, und man habe den nächsten Sonnenaufgang in corpore feierlichst anzuschauen;« wornach sich denn erst mit Bestimmtheit über die Vorzüge der beiden Himmelskörper werde entscheiden lassen.

Der eintretende Lichtheim wurde so vielstimmig überfallen, daß er, um nur sein Gehör zu retten, die ihm aufgedrungene Würde eines Ober-Sonnenaufgangs-Inspektors und Anführers der Sonnenkinder ohne Widerrede annahm. Am nächsten Tage wurde für das Corps der Phöbiten eine förmliche Werbung gehalten, und es fanden sich zu den Bisherigen noch Herr und Madame Bittersüß nebst dem wilden Adalbert, der es auch als Rezensent für nöthig hielt, einen Sonnenaufgang zu studieren, um bei Gelegenheit einen beschreibenden Dichter recht auf die Finger klopfen zu können. Herr von Nußhalm ließ sich gleichfalls engagiren,

denn er hatte nur in Paris einen Sonnenaufgang — im Winter — geſehen, in Deutſchland aber und im Sommer überhaupt noch keinen. Selbſt Herr Martin Viergans, Edler von Roſenſchwert, ließ ſich dazu bereden, obſchon er beim Jawort ein ſaures Geſicht machte.

Die ſämmtlichen Sonnen- und Mond-Ritterinnen waren außerdem: die Frau Doktorinn Fuchsgruber, die Frau Wechſel-Senſalinn von Goldeck, die Frau Hauptmannin von Unſtern, und die verwitwete Madame Hunderl. Dazu kamen die Fräulein: Clotilde, Emerentia, Felicitas, Helene, Ludmilla, Marcelline, Ottilia, Pulcheria, Roſimunda, Sibilla und Verena.

Ich kann dem Leſer von dieſer Cohorte nur das einzige ſagen, daß es mir eben ſo geht wie ihm ſelbſt, das heißt, daß ich nicht Eine von Allen kenne.

Am folgenden Tag — es war einer der letzten Tage des Septembers — ſtanden um vier Uhr Morgens acht Wägen vor Lichtheims Hauſe im tiefſten Nachtdunkel. Alle Gäſte waren verſammelt und ſetzten ſich ſchlaftrunken in die ihnen beſtimmten Wägen. Die Damen waren ſehr einſylbig, die Herren etwas trocken; während des Fahrens ſchlief der größte Theil der Geſellſchaft wieder ein, und verwünſchte im Voraus den Sonnenaufgang. Der Zug

fuhr an der Donau fort, und hielt beim nächstgelegenen Dorfe. Lichtheim sprang aus und weckte die drei Gefährten seines Wagens, dann die Einwohner der übrigen Wägen. Bei Vielen hielt's schwer, sie aus ihren Schlafbehältnissen heraus zu bringen. Endlich stand alles auf einem Flecke beisammen, wie eine Herde von Schaafen, aber höchst verdrießlich und unmuthig. Unter den Damen waren Frau von Lichtheim und Madame Bittersüß nebst zwei ewig schnatternden Fräulein die munterſten, unter den Herren: Lichtheim, Adalbert und Herr von Nußhalm. Alle klagten jedoch über die abscheuliche Kälte und den schneidenden Zug der Wasserluft; die Damen ließen sich Überröcke, Shawls und Umhängtücher aus den Wagen bringen; Herr Biergans fluchte und zitterte an allen Gliedern, und verlangte von zwei Kutschern die Mäntel, in die er sich einhüllte. Gesprochen wurde gar wenig; höchstens hörte man hie und da einzelne Worte, wie z. B.

Die Frau Doktorinn. Wir werden wohl alle Schnupfen und Karrthar bekommen.

Frau von Goldbock. Oder gar Rheumatismen.

Hauptmanninn von Unstern. Das Ganze hätten wir können bleiben lassen.

Madam Hunderl. Es iſt nicht auszuhalten vor Kälte.

Clotilde. Der Sonnenaufgang iſt eigentlich doch nur für die Bauern.

Herr von Biergans. Mir iſt mein Bett lieber als alle Sonnenaufgänge!

Emerentia. Und dieſe ägyptiſche Finſterniß! Ich bitte Sie!

Felicitas. Und eine Kälte dazu wie am Eispol!

Herr von Nußhalm. Ich habe die Ehre zu verſichern, daß die Sonnenaufgänge in Paris viel humaner ſind!

Madam Hunderl. Unſer Klima! Ich ſag's ja!

Helene. Geht denn die Sonne alle Tag' auf?

Ludmille. Wie redeſt du denn? Woher käme denn ſonſt der Morgen?

Marcelline. Um wie viel Uhr geht ſie denn' heute auf?

Herr von Biergans. Ich wollt', ſie ging gar nie auf!

Herr von Nußhalm. Um ſechs Uhr, eilf Minuten.

Ottilia. Iſt's bald ſechs Uhr?

Herr von Nußhalm. Um Vergebung, meine Damen! Es iſt ſo finſter, daß ich meine Uhr nicht ausnehmen kann.

Pulcheria. Ach! das dauert lang!

Roſimunda. Die glückliche Sonne! Sie kann länger ſchlafen als wir alle.

Adalbert. Sie iſt im Stande und verſchläft ſich gar, und läßt uns hier wartend ſtehen bis übermorgen!

Sibylla. Wenn man ſich nur ſetzen könnte! Es iſt aber, wohin man greift, alles ſo naß.

Herr von Nußhalm. Mein Fräulein! Das iſt der ſogenannte Morgenthau.

Ottilia. Sind das nicht die Thränen der Aurora?

Herr von Nußhalm. Ja, mein Fräulein! So ſingen die Dichter.

Adalbert. Wenn's nicht bald beſſer kommt, ſo kann der Teufel den ganzen Sonnenaufgang holen!

Pulcheria. Was iſt denn aber eigentlich der Sonnenaufgang?

Emerentia. Du liebe Einfalt! Was anders als die aufgehende Sonne.

Pulcheria. Ja ſo! freilich! Die Frage war dumm.

Felicitas. Sieht man denn noch nichts?

Herr von Nußhalm. Erlauben ſie, meine Damen, erlauben ſie! Ich ſehe etwas!

Mehrere. Was denn? was denn?

Andere. Wo? wo?

Herr von Nußhalm. Belieben ſie gefälligſt rechts zu ſchauen! Bemerken ſie dort nicht einen weißlichen Streifen, ungefähr wie eine ſchmutzige Serviette?

Einige. Ja! ja! richtig.

Frau von Lichtheim. Erhabne Scene! heilige Dämmerung! Du Vorbothe der goldnen Sonne!

Lichtheim. Nimm's nicht übel, mein Schatz! Aber — vor der goldenen Sonne muß erſt noch die Morgenröthe kommen.

Frau von Lichtheim. Du haſt recht, lieber Mann! Ich bin zu begeiſtert.

Herr von Biergang. Die verfluchte Sonne! heute zum erſten und zum letzten Mahl ſeh' ich ſie aufgehen.

Madame Bitterſüß. O Sie böſer Mann!

Herr von Bitterſüß. Nur Geduld! Sie wird ſchon kommen. Gute Dinge brauchen Weile.

Frau von Goldbock. Wenn's nur ſchon vorbei wäre. Mich friert entſetzlich. Der Wind wird immer ſtärker.

Herr von Nußhalm. Meine Gnädige! Das ſind die ſogenannten Morgenlüfte. Ich habe die Ehre zu verſichern, daß ſie in

Paris etwas delikater ſind. Der göttliche Voltaire ſchlief vermuthlich, wenn die Sonne aufging! O Voltaire! Du konnteſt leicht die Sonne verſchlafen, weil du ſelbſt eine Sonne warſt!

Frau von Fuchsgruber. Er trank den Caffee gerne! nicht wahr?

Frau von Goldbock. Hätten wir jetzt nur auch guten Kaffee! Da ließe ſich der Sonnenaufgang viel leichter erwarten.

Madame Bitterſüß. Pfui! Wer gähnt denn da?

Herr von Biergans. Das bin ich! Mir iſt die Zeit lang, und ſchläfrig bin ich auch ſchon.

Madame Hunderl. Setzen wir uns lieber wieder in die Wagen! Die Kutſcher ſollen uns rufen, wenn ſie aufgeht.

Frau von Lichtheim. Abſcheulich! nein! das wäre ein Majeſtätsverbrechen!

Frau von Goldbock. Das Gähnen iſt anſteckend. Kaum hab' ich's gehört, — — (ſie gähnt) — und nun muß ich ſelbſt ſchon gähnen.

Herr von Nußhalm. Ei, ei! (er gähnt).

Ottilie. Sibylla. Ich auch! (ſie gähnen).

Herr Bitterſüß. Sonderbar!
Felicitas. Ja, ja!
Herr Biergans. Hm! hm!
} gähnend.

Adalbert. Gute Nacht! Ich habe genug, und gehe nach Hauſe!

Roſimunda. Warten Sie! —

So wurde denn mit jeder Minute die Geſellſchaft ſtiller und ſtiller; einige klagten über Froſt, andere über lange Weile und Schläfrigkeit, über eingenommene Köpfe und öde Mägen, die ſich nach einem warmen Frühſtück ſehnten. Endlich — jeder gebildete Leſer weiß es, ohne meine Erinnerung, wie das ganze Schiffsvolk nach langer Seereiſe freudig aufſchreit: Land! Land! — oder wie Taſſo ſein ganzes Kreuzheer beim Anblick der nach unzähligen Leiden ſichtbar werdenden Stadt Jeruſalem in lautes Entzücken ausbrechen läßt; — endlich, ſag' ich, rief Herr von Nußhalm: »Sie kommt! Sie kommt!« — Und Alle riefen ihm nach: »Sie kommt! Sie kommt!« — »Die Fürſtinn des Tages!« rief Madame Bitterſüß — — »Die Königinn des Lichts!« rief, überbiethend, Frau von Lichtheim. Und nun gings weiter:

Adalbert. Es brennt — am Himmel!

Sibylla. Welcher Glanz!

Ottilie. Wie noch ſo klein im Keim ihrer Herrlichkeit!

Frau von Goldbock. Schon erweitert ſich der Flammenkreis!

Roſimunda. Welcher Anblick!

Herr von Nußhalm. Entzückend ſchön! Göttlich!

Biergans. Schau, ſchau! recht curios!

Felicitas. Wie ſie funkelt im Kampfe mit der Nacht!

Solcher Ausrufe gab's noch die Menge, bis endlich Lichtheim das Wort nahm, und zu den Entzückten, die über den herrlichen Anblick alle ihre Leiden vergaßen, alſo ſprach:

»Erlauben ſie mir, Wertheſte, daß ich die ſchöne Entzückung durch eine kritiſche Bemerkung ſtöre, und einen kleinen Irrthum berichtige! Dasjenige, was da ſo ſchön funkelt, und ſo herrlich flimmert und ſo göttlich ſtrahlt, — iſt nicht die aufgehende Sonne, ſondern — ein eigentlicher Flammenkreis, nämlich ein Feuer, das — auf einem Heerde in einer Küche des Wirthshauſes zur goldnen Roſe brennt.« —

Wie's denjenigen, die eine Wahrheit zuerſt entdeckten oder ausſprachen, gewöhnlich erging, eben ſo wurde auch Lichtheims Bemerkung erwiedert. Einige erklärten dieſe für einen unzeitigen Spaß, andere ihn ſelbſt für einen gemüthloſen Menſchen ohne Sinn für das Schöne, oder gar für einen Profanen. Er aber blieb ruhig, und bath die Geſellſchaft, ihm eben ſo ruhig zu folgen. Das geſchah denn.

Man rückte gegen das Haus an, und — siehe da! die vergötterte Sonne wurde nach und nach — je näher man ihr kam — zum wirklichen Küchenfeuer auf dem Herde. Kein Wunder! Geht's denn manchem Vergötterten, dem man in die Nähe kommt, anders?

Als man dicht vor dem Hause stand, drängte sich die leidige Überzeugung, daß die Sonne ein Küchenfeuer sey, der unwilligen Versammlung auf. Man schwieg beschämt und vor Zorn vergaß jedes Mitglied seinen Frost. — »Was ist nun zu thun?« sagte Lichtheim. Und Herr von Nußhalm erwiederte scherzend: »Faire bonne mine à mauvais jeu!« — Und Adalbert: »Das heißt: Wir gehen da hinauf, und frühstücken, und lassen die Sonne Sonne seyn!« — Wie das Gemeine gewöhnlich den Sieg erhält, so gings auch hier. Das Große, Erhabene wird zur Erde herabgezogen, und die am schönsten begonnene Scene schließt mit Befriedigung irgend eines irdischen Bedürfnisses. So wird die Liebe Selbstsucht, die Freundschaft Eigennutz, der Sinn fürs Schöne — Zerstreuungssucht, der edle Ehrgeiz brutaler Stolz. —

Die Gesellschaft eilte in das Wirthshaus, besah hier zuerst die Küchensonne, und bestellte das Frühstück. Der Mißmuth getäuschter Er-

wartung verlor ſich bald, an deſſen Stelle die beſte Laune trat. Man lachte viel und machte ſich wechſelſeitig über einander luſtig.

Indeß war der — an der aufgehenden Sonne gekochte Kaffee fertig geworden, und wurde mit ſolchem Wohlbehagen verzehrt, daß darüber die wirkliche Sonne aufging, ohne von der Geſellſchaft bemerkt zu werden. Als man wieder an ſie dachte, ſtand die ſtrahlende ſchon ziemlich hoch am Himmel, vergoldete die heimfahrenden acht Wagen und erhielt den Dank der Damen und Herren für die erwärmte Luft. —

Denk' ich dieſem Abentheuer nach, ſo erfüllt es mich, ſo luſtig es iſt, dennoch mit Wehmuth und freudiger Rührung zugleich; denn auch meine Lebensſonne, war einſt ſchon ſo ſchwach wie jene verlöſchende Afterſonne, und das Licht meiner Augen war untergegangen wie die Sonne hinter ſchwarzem Nachtgewölk. Darum erwacht auch hier mit doppelter Stärke die dankbarſte Erinnerung an die Wiſſenſchaft und freundſchaftliche Theilnahme des edlen Arztes Johann Baptiſt Friedrich, der mir einſt das Licht des Lebens und der Augen erhielt. Darum werden Sie mir, Edelſter, ſtets ſo herrlich wie das Licht ſelbſt erſcheinen. Bei jeder aufgehenden Sonne, bei

jedem freundlichen Lichtſtrahl des Mondes werde ich Ihrer gedenken, bis mein durch Sie gerettetes Auge bricht, und mein Herz zu ſchlagen aufhört.

Und ſo habe ich dieſes Kapitel würdig beſchloſſen, und füge nur noch den Wunſch hinzu, daß es dieſem Werke gelingen möge, Ihnen hie und da ein Stündchen zu erheitern, welches Sie der Erholung widmen, um neue Kräfte zur raſtloſen Erfüllung Ihres ſchönen Berufs zu ſammeln.

Sieben und vierzigſtes

Schild.

Die Uhr.

Uhren, Menſchen und Bücher, eine Paralelle.

Seit dem Augenblick, da ich die erſte Zeile dieſer Geſchichte niederſchrieb, bis zu dem gegenwärtigen, da ich das gegenwärtige Capitel derſelben anfange, ſind nun viele Stunden verfloſſen, ſowohl in dieſer Geſchichte — als auch in meinem Leben, und wie mir, eben ſo auch dir, mein Leſer! Und ſo wie ich ſelbſt am Anfang dieſes Capitels nicht weiß, ob Tod und Schickſal mir auch geſtatten werden, das letzte zu vollenden, eben ſo haſt auch du, mein Leſer, nicht Siegel und Brief, ob jene zwei Potentaten dir erlauben werden, dieſes Werk, wenn du wirklich willſt, zu Ende zu leſen. Und ſo ſind wir denn beide gar unwiſſende

Menſchen, weil wir nicht wiſſen, ob nicht etwa ſchon das gegenwärtige Schild unſer letztes iſt, für mich zum Schreiben, für dich zum Leſen. Das ſoll uns aber nicht kleinmüthig machen. Schlägt unſer letztes Stündlein, ſo kommt's nur darauf an, daß wir ein gutes Gewiſſen haben; in allem Übrigen laſſen wir Ihn walten, den Herrn des Lebens und des Todes, der uns in dieſe Erde nur wie junge Pflanzen zuſammen ſetzte, um uns in eine beſſere zu verpflanzen.

Der Anblick einer jeden Uhr, ſo wie ihre Schläge, ſollte den Menſchen in eine ſehr ernſthafte Stimmung verſetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher ſtimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verſchieden aber die Stunden ſeyn mögen, die ich und du, mein Leſer, während dem Schreiben und Leſen dieſer Geſchichte, erlebt und Andere erleben geſehen haben, eben ſo verſchieden als dieſe und die wechſelnden Zeiten überhaupt, ſind auch die Uhren, ſehr bedeutende, warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dieß nicht, ſo werden uns die verſchiedenen Arten der Uhren ſchon dadurch intereſſant, daß ſie eine ſo auffallende Ähnlichkeit mit Menſchen

und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es sogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewissen Art von Menschen und Büchern zusammen stellen; ich sage z. B. so:

Thurmuhren sind uns alle die unsterblichen Heroen der Vorzeit, die uns selbst in ihrer Höhe und Entfernung groß erscheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen schallen, imponirend durch Geist und That. Die Zeit selbst ist der hohe Thurm, auf dem wir, hinaufblinzelnd, sie erblicken. Im Reich der Wissenschaft und Kunst sind Thurmuhren alle jene Werke des Genie's, nach denen untergeordnete Geister sich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taschenuhren sind wir selbst gegen jene Riesen. Unsere Zeit liefert überhaupt gern Alles, im Taschenformat, selbst Köpfe und Herzen. Wär's möglich, so gestaltete sie Riesen im Taschenformat. Die feingekünstelten Werke der schönen Literatur haben zierliches Taschenformat. Taschenbücher sind die Sinnbilder der neuesten Literatur.

Wanduhren sind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil sie in ihren vier Wänden hausend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häusern, wo die Wand-

uhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Man sieht jetzt mehr Ex-Hausfrauen als andere. Hausfrauen, die zwar wacker und rüstig, dabei aber in ihren Häusern etwas laut und heftig sind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur sind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene sehr kleinen Miniatur-Uhrchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsschmuck getragen werden und in der großen Welt paradiren, sind die Ebenbilder jener paradirenden Damen selbst.

Springuhren sind melancholisch-sanguinische Menschen, die mit den schnellsten Übergängen von einem Extrem ins andere hinüber springen, vom tiefsten Schwarz ins freundlichste Rosenfarb. Auch die unaufhörlichen Pausmetisten sind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenspiel ihrer Reitze und Sentiments zu bezaubern wissen, sobald sie glauben, daß ihr Fangstündchen schlagen könnte, wo sie dann herzlos in Liebe zerfließen und ohne Liebe ganz Herz zu seyn scheinen.

Repetieruhren sind Menschen von mittelmäßigen Talenten, die sich aber gern produzieren, folglich das Wenige, was sie wissen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder schon weiß. In der Literatur gehören hieher alle Schriftsteller, die fremde Werke ausschreiben und mit andern Worten das von Andern Gesagte wiederholen.

Sekundenuhren sind jene äußerst ämsigen Ameisen-Menschen, die sich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinsten geschäftig, gar nicht wissen, daß auch ein Großes existirt. Hieher gehören auch die bis ins kleinste Detail unsäglich mühsam gelehrten Werke.

Wasser- und Sand-Uhren stellen uns schwerfällig-melancholische Menschen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Rosenlauben — heroischfest immer nur Thränenweiden und Cypressen aufsuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als sinnlichvernünftige Wesen, naturgemäß leben. Ich halte diese für die klügsten und besten, und wünsche dir, mein

Leſer, daß du eine ſolche Sonnenuhr ſeyeſt, damit du das Irdiſche recht und tadellos genießeſt und des Ewigen eingedenk und werth bleibeſt.

Und nun gehen wir in der Geſchichte weiter! —

Acht und vierzigſtes

Schild.

Die Kaiſerkrone.

Blumen-Deutungen eines Verblühenden.

Helions Lebens-Sanduhr deutete auf flüchtiges Verrinnen und ernſte Vergänglichkeit des Irdiſchen. Victorine heftete ihre ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt auf ſein krankhaftes Hinſchwinden; Sie lebte nur für Ihn, dem das Leben mit jedem Tage mehr verſiegte.

Hillmar glaubte Victorinen vorbereiten zu müſſen auf Scheiden und Meiden, damit ſie das, was ihr das Schrecklichſte war — den Verluſt des Geliebten, mit möglicher Faſſung erwarte. Sie vernahm die ernſte Warnung des Todes ſelbſt leichenblaß, und ſank ſchweigend in Thränen an die Bruſt des Vaters.

der tief aufſeufzte und ſie inniger umſchloß, als fürchte er auch ſie zu verlieren. Teufelsleder konnte den Anblick des Verlöſchenden kaum ertragen, und rief mit beinahe komiſchen Schmerz: »Was nützt ihm nun all mein Geld!« —

Helion liebte von jeher die Blumen, und jetzt noch mehr als je. Seine Fenſter waren daher durch Hillmars, die ſeine Pflege in allem zu ihrem einzigen Geſchäfte machten, täglich mit andern Blumentöpfen geſchmückt. Dieſe Blumenliebe hatte er zwar mit vielen Dichtern gemein, unterſchied ſich aber von dieſen vortheilhaft dadurch, daß er die Blumen nicht nur liebte, ſondern auch kannte; dabei hatte er eine beſondere Neigung, ſie ſehr ſcharfſinnig als Sinnbilder des Lebens zu deuten. Als er daher eines Tages unter ſeinen Fenſterblumen eine Kaiſerkrone erblickte, wandte er ſich mit der herzlichſten Freundlichkeit an Victorinen, welche die Töpfe eben begoß, und ſagte:

»Die Wurzel dieſer Blume beſteht in dauernden Zwiebeln, die ſo lange giftig ſind, als ſie noch keinen Stengel getrieben haben. Sie iſt das treffendſte Bild des Menſchen, der in ſeiner thieriſchen Natur das Gift der Sünde und niederer Leidenſchaft ſo lange in ſich

trägt, bis ſein Geiſt, gleich dem Stengel jener Blume, zum Sonnenglanz des Unvergänglichen emporſteigt. Aber — und hier ergriff er zärtlicher Victorinens Hand — das Ende des Stengels dieſer Kaiſerkrone iſt mit feuerfarbnen Blüthen geſchmückt: Liebe iſt die Blüthe des Geiſtes und die Krone der Seligkeit!« —

So bleibe ſie auch unſer Sinnbild! — ſagte Victorine mit zitternder Stimme, und aus ihren Augen fielen zwei Thränen wie Thauperlen auf die Feuerblüthen.

Neun und vierzigſtes

Schild.

Der weiße Schwan.

Wahnbilder. Die Blumen-Genien und die Sylphen-Schmetterlinge.

Helion, der weiße Schwan, näherte ſich dem Schwanengeſange ſeines Lebens. Sein Körper wurde ſtets ſchwächer und reizbarer, ſein Inneres ſtets exaltirter und kräftiger. Er ſelbſt aber hielt ſich für geſünder als je; die Zerrüttung ſeiner Nerven, die ſich ihm oft mit Gewalt bemerkbar machte, däuchte ihm momentane Überſpannung. War die Fieberzeit vorüber, ſo fühlte er ſich wohl, freudig und glücklich, liebte und dichtete. Indeß nahm ſein krankhafter Zuſtand ſo ſehr überhand, daß ſeine Fieber-Phantaſien ihren Geiſternebel ſchon

über die Wirklichkeit täuschend hinzogen, und er — in den Irren wacher Träume — Wahrheit und Blendwerk bisweilen nicht mehr zu unterscheiden verwechte, sondern beides ohne Befremdung verwechselte oder gar verschmelz.

Seine Wahnbilder gewannen auf eine seltsame Weise Realität, denn er reihte sie immer an etwas Wirkliches, und gründete darauf seine Dichtungen. So begann er an Männer und Frauen der Vorwelt Briefe über das Wesen der Liebe zu schreiben, ließ sich mit ihnen in eine förmliche Correspondenz ein, glaubte Antworten voll Theilnahme zu erhalten, die er mit Enthusiasmus erwiederte. An Petrarca schrieb er einen schwärmerischen Brief über das Glück der Liebe, an Tasso über den Schmerz versagter Gegenliebe; den letztern bath er, sich der unglücklichen Sappho anzuschließen, die ihn am besten verstehen und trösten werde. Ging er bei vollkommen heitern Wetter im Garten, so gerieth er oft in den Wahn, die nickenden Blumen seyen liebliche Genien, die ihn zu sich winkten, und flüsternd ihm manches leise Geheimniß vertrauten. Er bückte sich dann zu den glühenden Farbenkindern, oder setzte sich wohl gar an den Rand der Blumenbeete, und sprach mit ihnen eben so leise. In den vorüber flatternden Schmet-

terlingen ſah er Sylphen und Geiſterbothen aus den Inſeln der Seligen, und gab ihnen Aufträge und Beſtellungen in ihre Heimath.

So war denn jede ſeiner fragmentariſchen Dichtungen — denn er vollendete nichts mehr, ſeit er ſelbſt der Vollendung ſich näherte — ein Theil ſeines Schwanengeſangs. Den Tod dachte er ſich ferne; nur klagte er Victorinen in einer ſchwermüthigen Stunde, wie es ihn ärgere, daß er ſo verwöhnt ſey, ſich nur einzelnen Stimmungen und lichten Augenblicken zu überlaſſen: ſollte er einſt ſterben, ohne ein größeres Werk zu Stande gebracht zu haben, ſo müßte ſie dieſe Bruchſtücke unter dem Titel »Heliens Todtenkranz« herausgeben. Da er des Mädchens Schauder über dieſe Äußerung bemerkte, nahm er ſchnell eine Wendung, und ſetzte lächelnd bei: »wenn nicht ich Ihnen zuvorkomme, und ſie noch früher als einen Hochzeitkranz herausgebe!« —

Victorine lächelte beifällig mit blutendem Herzen. So lächelt die Abendröthe auf einen Kirchhof. —

Fünfzigſtes und ein und fünfzigſtes

Schild.

Der Bergmann.
Die rothe Roſe.

Grauen und Wonne eines Traumgeſichts.

Weinend legte ſich die arme Victorine zu Bette; Heliens Grab war ihr letzter Gedanke, mit dem ſie entſchlummerte, um ihn im Traume fortzuſetzen. Da ſtand ſie auf dem Gipfel eines hohen Berges, einſam, verlaſſen, und ſchaudernd. Jammernd rief ſie nach dem Geliebten; der Name Helien ſcholl durch die ſauſenden Lüfte. Aber der Gerufene kam nicht; ſtatt deſſen ſtieg aus einer kalten dunkeln Kluft ein Bergmann empor, eine ſchwarze Geſtalt. Die Leuchte, mit der Rechten em-

vorgehalten, schien auf sein bleiches Gesicht; in der Linken hielt er einen breiten Spaten. Victorine rang die Hände und wimmerte, aber der Bergmann sagte: »Ihn, den du suchst, deckt die Erde; unter den Grabhügeln reift die goldne Saat der Ewigkeit. Ich bin der Tod, den Helion bei seinem Eintritt ins Leben zu dir sprechen ließ. Er kennt mich, und weiß, daß ich der Bergmann bin vom Mondgebirge, das aufwärts führt. Ich grabe und begrabe; das edle Metall und den Edelstein förd're ich ans Sonnenlicht. Das Grubenlicht leuchtet zur Ewigkeit.« —

Und des großen Bergmanns Nachtgestalt verschwand, und Victorine warf sich auf die Erde hin, und glaubte zu vergehen in Sehnsucht und Bangigkeit. Da schimmerte ein Glanz aus der schwarzen Tiefe; eine rubinrothe Rose hob sich empor und verbreitete ihr Licht umher. Und sie sprach: »Ich bin der Sylphe Ariel, dein guter Geist. Willst du den Todten finden, such' ihn im Reich der ewigen Freude! Dort ist seine Heimath. Glaube mir: Liebe ist die rothe Rose des Lebens; hienieden Knospe, öffnet sie jenseits den Kelch der Seligkeit.« — Die Schlafende entschlief jetzt getröstet im Traume, und erwachte getröstet am Morgen, von der freudi-

gen Idee gestärkt, daß aus der steinernen Kluft des Erdenlebens die Rose des ewigen aufsteige, und der grabende Bergmann in seinen Tiefen das Edle für das unvergängliche Höchste reifen lasse.

Zwei und fünfzigſtes

Schild.

Der goldne Benedictuspfennig.

Beſtätigt Vermächtniß an Leopoldine Blahetka. Die Armen an Geiſt und Herz. Was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll.

Da ich in Victorinens Traumgeſicht des Sylphen Ariel erwähnen hörte, — welches verwandte Bild konnte dadurch in mir früher erwachen, als das Ihre, liebe Leopoldine Blahetka, zehnjähriges Töchterlein meines lieben Freundes! So wie der ätheriſche Ariel Schakſpeare's Sturm in holden Klängen lebt und webt und immer nur auf den Fittigen himmliſcher Harmonien einherſchwebt, ſo mögen Ihnen auch die Zaubertöne, — welche die Taſten, von den fliegenden Fingern geküßt, als Echo Ihrer eigenen ſchönen Gefühle entzückt

zurückklingen, — ſich in Genien der Harmonie des Lebens verwandeln, die gleichfalls wieder nur ein holdes Echo der Harmonie Ihres Innern ſey. Gleich der Memnonsſäule erklinge Ihre geiſtige Claviatur nur dann, wenn der Morgenſonnenſtrahl des Guten, Schönen, Heiligen und Wahren ſie berührt; das Gemeine, Falſche, Häßliche und Unheilige — ſelbſt in den blendendſten Trugſchimmer gehüllt — vermöge Ihrem Gemüth eben ſo wenig einen Einklang zu entlocken, als eine profane Hand die Taſten des Fortepiano harmoniſch beleben kann. Schön iſt die Morgenröthe Ihres Daſeyns und Werdens. Noch ſchweben Sie leicht dahin in der milden Sonnenwärme der Vaterliebe, in dem Mond-Silbernachen ſchaukelnder Mutterhuld. Aber kommen wird eine Zeit, da — ohne ſtützende Hand — Sie den Lebenspfad mit eigener Kraft wandern müſſen; dann trage Sie der reine Kunſtſinn, der zugleich der Schönheitſinn für das Heilige iſt, über die gefährlichen Lebensſtellen unverſehrt dahin, wie Noah's Taube über die Sündfluth einer Welt flog, damit der Abend Ihres Lebens ſo ſchön ſey wie der Morgen!

Mit dieſer Weihe ſetze ich Sie ein in das Erbe aller väterlichen und mütterlichen Vorzüge, und hänge Ihnen dieſe Zeilen als einen

Benedictuspfennig an goldner Phantaſiekette um, daß Sie meiner auch dann noch gedenken, wenn von mir ſelbſt nur die geiſtige Claviatur noch lebt.

Meinen Benedictuspfennig betrachte ich nach ſeinem innern Werth, nur als einen ſchlichten Conventionsmünz-Pfennig überhaupt, mit dem er wenigſtens das Gute gemein hat, daß er das Wenige, was er iſt, wirklich iſt. Wenn ich aber will, kann ich dieſen Benedictuspfennig als das große Siegel zu einer Urkunde anſehen, — und ich will; und ſo ſoll er das Siegel zu den folgenden zwei Aufſätzen ſeyn, die ich Ihnen als ein Vermächtniß hinterlaſſe. — Der Erſte heißt:

1.

Gebet den Armen.

Dieſe Ermahnung gibt die heilige Schrift uns Chriſten, und legt ſie uns dringend ans Herz, weil ſie die Wurzel der Nächſtenliebe iſt, da unter uns armen Menſchen die Armen der größte Theil der Menſchheit ſind. —

Helfen können iſt ſo ſchön, daß nur Eines noch ſchöner iſt: Helfen wollen! Ein Reicher und Großer der Erde kann viel thun,

ein liebevoller, gerechter Menſch — geradeweg — eſt noch viel mehr. Wer auf die Strohhütte des Armen einen Goldregen fallen läßt, handelt hülfreich; wer aber zum Leidenden in die Hütte hineinkriecht, gibt mehr als Geld, — gibt ſich ſelbſt. Je ſchwieriger etwas zu vollbringen iſt, um deſto verdienſtlicher iſt der Vollzug; je ſaurer die Pflichterfüllung, deſto ſüßer die Frucht der erfüllten Pflicht.

Gebet den Armen, — aber mit offenem Auge! — Derjenige Theil der Armen, der mit ausgeſtreckten Händen beredt fordert, und das Dargereichte gierig und jubelnd nimmt, iſt die weniger würdige Hälfte dieſer Claſſe. Die Edleren unter ihnen beben zurück vor dem Gedanken: ihr Elend zur Schau zu tragen. Sie faſſen ſogar den Tribut, welchen Mitleid und Milde ihnen darreichen, mit geheimem Schauder, und ihr Dank iſt weniger warm und wortreich, weil Verzagtheit und Beſchämung ihre Zunge lähmen. Allein, nicht nur das moraliſche Zartgefühl, ſondern auch der Stolz bringt dieſe Wirkung hervor.

Wenn dieſer Stolz aber ſchon beim phyſiſchen Mangel unerträglich und nachtheilig iſt, wie viel mehr muß er es da ſeyn, wo Mangel an Geiſt und Herzen eintritt! Gerade um ſo viel mehr, als beide über den Körper ſtehen.

Und doch — wie ſonderbar! Wer an phyſiſcher Habe darbt, fühlt ſein unbefriedigtes Bedürfniß, fühlt daß er arm iſt. Die an Geiſt und Herzen Armen aber glauben's nicht, daß ſie arm ſind, fühlen nicht, was ihnen fehlt, und zwar um ſo weniger, je ärmer ſie ſind und je mehr ihnen fehlt!

O ihr — an Geiſt und Herzen Armen! wie ſträflich ſeyd ihr! Der phyſiſche Menſch muß darben, weil ſich oft kein Retter findet, weil er oft ferne iſt vom Hauſe der Wohlthätigkeit, und die Hand der Nächſtenliebe nicht bis in ſeine menſche Hütte hinabreicht. Aber euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen, euch ſtehen tauſend Quellen offen zur Befriedigung, Nahrung und Labung. Euch winken Schätze zu ſich — und ihr verſchmäht ſie; euch ſteht die offene Tafel des Schönen und Guten bereit — und ihr meidet ſie.

Weh euch, ihr Armen an Geiſt und Herzen! Ihr ſterbt einen ewigen Hungertod, und wollt nicht erkennen, nicht verbeſſern euer trauriges Loos. Wer aber möchte darben, wo er im Überfluſſe ſchwelgen kann? O ihr Armen an Geiſt und Herzen! laßt fahren euern Wahn von Wiſſen, das ihr nicht beſitzt! laßt fahren die Geringſchätzung deſſen, was ihr nicht kennet oder zu kennen verſchmäht! Ihr gleicht

denen, deren geſchwächte Verdauungswerkzeuge allen Nahrungsſtoff verweigern und in Schwindſucht auszehren.' Eilt hin zu den Schätzen, welche uns alle Zeiten und Völker der Vorwelt hinterließen, und die Herrlichſten der Zeitgenoſſen uns darbiethen! Eilt hin und genieſſet! Eure Begierde darnach wird wachſen mit jedem Genuſſe, ſo wie man die Eßluſt oft erſt dann fühlt, wenn man ſie befriedigt.

Schwelgt an den goldnen Tiſchen der Geiſtreichen! aber ſchwelgt mäßig und weiſe, um das Genoſſene auch weiſe zu verdauen; denn Alles zu viel und zu ſchnell Aufgenommene bleibt unverdaute Maſſe, die keine Lebensſäfte zeugt.

Wohl dem an irdiſchen Gütern armen Menſchen, der Seneca's Spruch beherzigt: »Reich iſt, der mit dem zufrieden iſt, was er hat.« — Aber wehe dem der dieſen Spruch auch auf Ideen und Gefühle ausdehnen will! denn, ſo wie der Körper — gleich jeder andern Maſchine — durch den Genuß ſich abnützt, eben ſo unermüdlich und unerſchöpflich iſt der Geiſt, und ſeine Elaſtizität ſo mächtig, daß jeder Genuß, jede Anſtrengung ſeine Kraft vermehrt, und er — ſelbſt zu Boden geworfen, wie ein Ball — noch kräftiger in die Höhe ſpringt, weil er für die Höhe beſtimmt iſt. —

Darum, liebe Leopoldine, immer vorwärts, immer aufwärts! denn nur der Geiſt verſchönert das Irdiſche, nur der Geiſt iſt in uns das Ewige. Und mögen wir nun hienieden auch noch ſo arm aus einander gehen, unendlich reich treffen wir jenſeits uns wieder! —

II.

Ueber das, was man erfahren, und was man nicht erfahren ſoll.

Es iſt ſchön und gut, Manches erfahren zu haben, — noch ſchöner und beſſer iſt's aber, Manches nicht erfahren zu haben. Wer von vielen ſchwarzen Sünden gar nie gehört, viele glänzende Laſter nie in ihrem Glanze geſehen hat, — der iſt glücklich zu preiſen gleich demjenigen, deſſen geſunden Leib ein Peſthauch nicht einmahl angeweht hat. So kann uns die Erfahrung oft ein Engel, noch öfter auch ein Teufel werden. Habe nichts erfahren, und — bleibe rein! es iſt beſſer, als du habeſt viel erfahren, und wiſſeſt Manches, was man lieber nicht wiſſen ſoll. Lebe nur mit Guten für das Gute; — Böſes zu ſchauen und Böſe zu hören, meide wie den Anblick einer Hölle! denn alles Gute ſtärkt zum Guten, alles Böſe vergiftet.

Und doch will der Menſch immer erfahren, und ſo Mancher brüſtet ſich mit ſeiner Erfahrung. Erfahrung in Schmerzen und Leiden iſt ein läuterndes, Erfahrung in Freuden ein verzehrendes Feuer. Außerdem iſt auch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen — viel gelebt zu haben in ſich und außer ſich, zwiſchen viel durchſchwärmt zu haben und in vieles eingedrungen zu ſeyn.

Die viel herumgekommenen Menſchen nehmen gewöhnlich gegen die — ihrer Meinung nach im Neſt gebliebenen Schwalben eine abſprechende, beleidigende Arroganz an, und jedes dritte Wort iſt ihre Erfahrung, ihre Welt- und Menſchen-Kenntniß. Ihr Eigendünkel wird noch vermehrt durch ihr vieles Erzählen und Sprechen; denn jeder redſelige Menſch überhaupt hält ſich für den klugen Vormund desjenigen, der weniger ſpricht. Die Zunge des Menſchen ſoll aber als Concordia-Glocke nur dann läuten, wenn die Stunde des Geiſtes oder des Herzens geſchlagen hat. Wehe über jedes Mädchen, das in der Liebe eine Anleitung, wehe über jedes Weib, das für ihren Gatten einen andern Rathgeber und Vermittler braucht als ihr Herz! Es gibt gar viele Dinge hienieden, die man aus keinem Buche und durch keine Erfahrung, ſondern einzig und

allein aus und durch ſich ſelbſt lernen kann. Alles angelernte Gute iſt nicht den hundertſten Theil von dem werth, das aus dem Innern hervorquillt. Wer immer die Flamme eines fremden Beiſpiels bedarf, um ſich für's Gute zu entzünden; wird ſchwerlich ſelbſt für Andere ein Beiſpiel werden. Wer, gleich einem Ball, in die Höhe geſchlagen werden muß, wird ohne Zwang und Gewalt von außen gewiß auf dem Boden liegen bleiben.

Es kommt alſo nicht darauf an, was und wie viel man geſehen, gehört und erfahren hat, ſondern wie? mit welchem Geiſt? mit welchem Herzen? mit welchen Sinnen?

In der Natur und im Reich der moraliſchen Erſcheinungen wiederhohlt ſich alles. Das Alte kehrt wieder mit etwas veränderter Geſtalt und Farbe, und ſtellt uns — gleich verſchiedenen Fabeln über einen Satz der Moral — die alte Lehre in neuer Einkleidung vor die Augen. Aller Hauptgrundſätze ſind wenige, und dieſe wenigen ſehr einfach. Darum iſt auch die echte Größe und das echte Glück immer ſehr einfach. Große Schriftſteller ſchreiben einfach, große Menſchen leben einfach. Raphaels Geſtalten wären herrlich — auch ohne allen Farbenprunk.

Der Mensch von Geist und Gemüthstiefe wird aus wenigen Erscheinungen scharfsinnigere Bemerkungen und wichtigere Resultate ziehen, als der gewöhnliche Flach- und Schwachkopf aus einem ganzen Chaos sogenannter Erfahrungen. Erfahre wenig, aber beobachte viel! Welt-Erfahrungen gleichen oft bösen Zauber- und Höllen-Geistern, die uns mit vollen Geldsäcken zu irdischem Treiben versehen, damit aber verlocken, bis das, in ihr Netz verwickelte Weltkind seine vermeinten Schätze als schwarze Kohlen, und sich selbst am Rande des Verderbens erblickt. Der ewige Jude wandert fort und fort, und erfährt viel, und schaudert vor seinen Erfahrungen, und wir alle schaudern bei dem Gedanken an ihn. In stiller Tiefe reift das Gold und der Edelstein, und in der einsamen Hütte, im Schooß eines Thales entfaltete sich mancher reiche Geist, manches tiefe Gemüth, herrlicher als irgend eine Weltbildung sie dressiren konnte.

Gäbe das viele Herumkommen immer auch viele Erfahrung, höhern Werth und mehr Recht zu Ansprüchen, so müßte die gemeinste Classe dieß am meisten geltend machen, weil sie vom Schicksal gewöhnlich aus der Wiege herausgerissen, in das Weltgetümmel hineingeschleudert, und dann wie ein Ball von Men-

ſchen zu Menſchen, von Ländern zu Ländern geworfen wird. Und doch iſt dieß nicht der Fall. Fehlt der innere Werth, ſo nützt alles Ankleben von Außen und alle äußere Politur wenig. Vielen wird das Herumkommen ihr Umkommen. Wer nicht eine ſchönere Welt in ſeinem Innern trägt, den kann alle Weltkenntniß und alle Weltklugheit weder erheben, noch veredeln, noch beglücken.

So wie der ferngeſunde Menſch weniger Nahrung bedarf als der krankhaft-organiſirte, und dabei doch heiterer und kräftiger gedeiht als dieſer: eben ſo bedarf auch der geniale bei weitem nicht die Menge von Erfahrungen und Kenntniſſen, welche der talentloſe und gewöhnliche Menſch nöthig hat, um gehörig erleuchtet zu werden, indem dieſer erſt nach vielen ähnlichen und wiederholten Erfahrungen zu Bemerkungen gelangt, welche dem hellen Kopf von Einem Blitz der Phantaſie erleuchtet werden. Wer nicht den Sinn hat, fein zu bemerken und mit Einem Blick eine ganze Gegend zu überſchauen, mag noch ſo viel erfahren, er wird wenige oder ſehr armſelige Reſultate ziehen.

Außerdem ſind die Beobachtungen vielgewanderter Menſchen gewöhnlich nur oberflächlich, und müſſen es auch ſeyn, da es dieſen

meiſtens an Zeit, Gelegenheit, Verhältniſſen und Fähigkeiten, oder an Fleiß und Ernſt mangelt. Und überdieß! Wer vieles ſieht, muß der deshalb auch richtig ſehen? Da kommen dann abſurde Behauptungen, und man thut ſich über das Bizarre noch etwas zu gut. Als ſchneidenden Kontraſt hören wir von andern Vielerfahrenen die gemeinſten hundertmahl ſchon gemachten Bemerkungen mit wichtiger Miene zum hundert und erſten Mahle vortragen mit einem kahlen Beiſpiele, das ſie — o Wunder! ſelbſt erlebt haben. Hätten doch ſolche Menſchen bedacht: Es ſey beſſer, wenig erfahren und viel beobachtet zu haben. So manche wackere Hausfrau kommt wenig oder gar nicht in die große Welt; ihr kleiner Kreis iſt der Tempel ihres Stilllebens, — und dennoch fühlt ſie edler und denkt ſcharfſinniger als ſo mancher — von Zirkel zu Zirkel, von Land zu Land herumtaumelnde Wüſtling, der Dinge erfahren hat, deren Exiſtenz jene nicht einmahl ahnt.

Vielgewanderte ſind größtentheils auch Vielgeſtaltige, und präſentiren ſich in mancherlei Charakteren als Kosmopoliten, Menſchenfeinde, Uberſättigte, Menſchenkenner, Weltleute, Kunſtliebhaber, Allwiſſer u. ſ. w. Oft glauben ſie Dinge vorzutragen, die wir alle — vielleicht früher als ſie ſelbſt — wußten, ohne

gerade in Amerika oder Polyneſien geweſen zu ſeyn.

Wer Geiſt hat, kann im Nächſten auch das Entfernteſte beobachten, im Kinde den Wilden, im Neben den Barbaren. Um Menſchen kennen zu lernen bedarf es keiner Weltumſegelung. Für den hellen Kopf iſt jede große Stadt ein Kompendium von Welttheilen. Am meiſten iſt aber derjenige zu preiſen, der in ſeiner Heimath und in ſeinem nächſten Kreiſe gut zu Hauſe iſt, ſich ſelbſt kennt und ſeine nächſte Umgebung, und — wenn's rings um ihn her ſtürmt — eine Welt voll Frieden in ſeiner Bruſt findet.

Erfahren Sie, liebe Leopoldine, nur das ſtille Glück, von den Leiden der Erde aber ſtets nur ſo viel, als nöthig iſt, um die reinen Freuden zu würzen! Kühlende Beſonnenheit in der Sommergluth des Lebens, ein warmes Herz im Winterfroſt des Alters! Und nicht zu vergeſſen: Der Menſch kann ſehr Vieles, ſobald er nur ernſtlich will! — Hiermit Gott befohlen! —

Drei und fünfzigſtes und vier und fünfzigſtes

Schild.

Das ſilberne Kreuz.
Die blaue Flaſche.

Schöne Täuſchungen. Der fromme Kuß. Die Verſchleierung der mythologiſchen Götter. Die Verſtandesflaſche im Mond.

Nach dieſen Betrachtungen über die Menſchen, ſehen wir uns wieder nach denjenigen um, deren Leiden und Freuden den Inhalt dieſes Buches ausmachen.

Hier erblicken wir zuerſt die zwei blaſſen Geſtalten der reinſten Liebe: Helion — den weißen Schwan, und Victorine, die weiße Roſe. Beide finden wir in einem ſanften lieblichen Vergehen; ſie ſtehen zwar auf dem feſten Grunde des irdiſchen Lebens, aber nur ſo wie

die Pflanze noli me tangere. die bei jeder äußern Berührung bebt und in sich einschwindet.

Beide trafen darin zusammen, daß sie sich nur schwächlich, keineswegs aber krank, vielweniger gefährlich und zum Tode krank hielten und fühlten, obschon es leider so war. Jedes glaubte selbst wohl zu seyn, und nur des Andern Lage sehr bedenklich. Vorzüglich Helion zeigte sich, da er Victorinens stillen Gram bemerkte, rüstiger, ruhiger und heiterer, als er war. Oft gelang es ihm, die Besorgte dadurch zu täuschen; dann übernahm er sich und wogte zu viel. So ließ er sich nicht abhalten, eine von Hellan und Serena veranstaltete Lustpartie mitzumachen, weil sein Arzt ihm gesagt hatte, Zerstreuung wäre Victorinen sehr heilsam. Da er nun wußte, daß Victorine ohne ihn keiner Unterhaltung beitrat, machte er die Parthie mit, zum Theil auch von der leichtsinnigen Hoffnung beflügelt, die Lustfahrt könne ihm nicht schaden. Es war einer der ersten Herbsttage. Die Gesellschaft, kaum im Freien angelangt, fand das Gehen angenehmer als das Fahren. Helion fühlte sich von der frischen Luft und von dem allgemeinen Frohsinn bald so erquickt, daß er sich, alles Andere vergessend, von der angebornen Lebhaftigkeit hinreißen ließ, zu viel sprach, sang und sprang.

Der Abend wurde kühl und feucht. Im nach Hause fahren überfiel den Erhitzten schüttelnder Frost; kaum zu Bette gebracht, sprang ein Blutquell aus seiner Brust; hierauf folgte eine Ohnmacht, aus welcher der Geschwächte in einen sanften Schlummer, überging.

Eine verhüllte Lampe goß im Zimmer eine matte Dämmerung umher. Neben dem Schlummernden saß Victorine, ihre Augen fest auf ihn geheftet. In einiger Entfernung lauerte die Krankenwärterinn, auf einem Sopha ruhend. Plötzlich kam es Victorinen vor, Helion läge todt vor ihr. Mit einem erstickten Angstruf sprang sie auf und beugte sich über den Liegenden. Die Wärterinn eilte herbei; es zeigte sich, daß Heliens Herz der auf die Brust gelegten Hand mit sanftem Pochen antworte; sein Athem umwehte Victorinens Wange, lauschend an den Mund gehalten, wie mit leisen Geisterküssen. Sie beruhigte sich; kaum aber saß sie, von Kummer gedrückt und in Phantasien versunken, kurze Zeit wieder unbeweglich, als das vorige Schreckbild sich wiederhohlte. Sie überzeugte sich jedoch dießmahl früher von der Täuschung, veranlaßt durch ihre Herzensangst und den bleichen Lampenschein.

Victorine trug schon seit ihrem vierzehnten Jahr an einer seidnen Schnur ein silber-

nes Kreuz auf der Bruſt, nicht als weltlichen Schmuck, ſondern verhüllt und aller Welt unſichtbar, als verehrtes Zeichen ihres heiligen Glaubens, ein Sinnbild von Schutz und Segen, mahnend an muthiges Dulden in irdiſchen Leiden, und zu hoffnungsvollem Vertrauen auf das Ewige. Darum legte ſie dieſes ſilberne Kreuz nie ab; es ſchimmerte Tag und Nacht auf der frommen Bruſt. Victorine behauptete auch, daß jeder warme Chriſt, ein ſolches Kreuz auf ſeiner Bruſt tragen ſollte.

Jetzt ſtieg in ihr von neuem die Beſorgniß auf, wie nahe der Schlaf der Ohnmacht an den Schlaf des Todes gränze, und ſie fürchtete, Helions Seele ſchwebe auf den Nachtflügeln des ſanfteſten Schlummers in den Morgen der Ewigkeit hinüber. Da waffnete ſich die Heldinn mit Glauben, Hoffnung und Liebe, feſt entſchloſſen, den letzten Hauch des Geliebten mit ihren Lippen einzuſaugen. Als wollte ſie ihn mit den Inſignien der Unſterblichkeit ſchmücken, nahm ſie das ſilberne Kreuz vom Nacken herab, und bekleidete damit den Ruhenden, ſo daß das leuchtende Kleinod wie ein Stern mitten auf ſeiner Bruſt ruhte. Da ſie ihn in ſolchen Schutz gegeben hatte, wurde ſie ſelbſt ruhiger, und Helion ruhte wie ein müder Wanderer unter dem Schatten einer Palme.

So brach der Morgen an, der mit seiner feierlichen Röthe den kranken Schläfer wie mit einer Purpurdecke, die holde Wachende wie mit einem Verklärungs-Scheine umgab. Jetzt öffnete Helion die Augen, und erblickte den Morgen, und die Geliebte, und das silberne Kreuz auf seiner Brust. Ein himmlisches Lächeln der Entzückung leuchtete auf beider Antlitz; Helion nahm das Kreuz an seinen Mund, dem auch Victorinens Mund sich näherte. So küßten sie — das Kreuz zwischen den Lippen — den Liebeskuß für die Ewigkeit.

Gegen Abend fiel Helion wieder in Fieberphantasien, und die zerrütteten Nerven begannen ihr wahnsinniges Spiel. Die alte Götterwelt erwachte vor ihm in der ganzen Farbengluth ihres leidenschaftlichen Treibens. »Sie leben, rief er, sie leben, alle Götter und Göttinnen des hohen Olympos! Sie waren, sie sind, sie, vom Menschen geschaffen, die erhabenen Genossen seines regsten Lebens, die er in sich fand, weil er sie aus seinem Innersten herausnahm, seine Gefährten und seine Tyrannen zugleich. Ja! liebt und raset und herrschet nur fort! dem Schicksal müßt ihr doch gehorchen. Ihr schwelgt im Glück, wenn ich leide; mißhandeln möcht' ich euch heute, — aber schon morgen muß ich euch lieben, denn ihr

fühlt wie ich, ſeyd ſchwach wie ich, und nicht minder mein Ebenbild, als ich das eurige bin. Ihr verſteht mich, — darum kann ich euch nicht feind ſeyn, ſo mächtig und glücklich ihr auch ſeyd! Aber den Prometheus gebt mir frei! Im Namen der Menſchheit, deren kühner Veredler er iſt, fordr' ich das von euch. Löſt ihm die Feſſeln! laßt ihn die himmliſche Flamme vertheilen! Thut ihrs nicht, ſo müßt' ich euch verachten, ihr Ohnmächtigen! Hinauf, hinauf hebt er uns; hinauf müſſen wir. Aus Menſchen werden Götter!« —

Nach ſolchen exaltirten Phantaſien, wobei er heftig wurde, trat eine Abſpannung ein, meiſtens ſanft, ja ſogar lieblich, wie nach einem vertobten Gewitterloſen der Regenbogen über die ſtille Erde hinſpielt. Dann ſah er in jedem, der an ſein Krankenlager trat, ein wirklich exiſtirendes mythologiſches Weſen. Die dicke Wärterinn ſchien ihm Ceres zu ſeyn, Victorine, wenn ſie ihm Arznei reichte, Hebe mit der Nektarſchale der Unſterblichkeit. In ihrer Schweſter Flora ſah er die Blumengöttinn ſelbſt, in Hillmar den Gott des goldenen Weltalters, in Hollau den Herkules, in Herrn Martin Viergans das Ungeheuer, von dem Andromeda verſchlungen werden ſollte, in Adalbert einen ſpitzbübiſchen jungen Satyr u. ſ. w.

Dieſe Bilder ſeines Fieberwahns erhielten nach und nach eine ſolche Stärke, und wurzelten ſo feſt, daß ſie ſich Helions, der bei abnehmenden Kräften dahinſchwand, immer mehr bemächtigten, bis er in lange Perioden träumender Schwäche verſank, und dann, obſchon bei ſich, dennoch die Wahrheit vom Luftgebilde des Irrthums nicht zu unterſcheiden vermochte. Da hielt er dann ſeine eigenen Göttergeſpräche, bald freundlich und hingebend, bald tadelnd oder feindſelig.

Anfangs verſuchte man, ihn von ſeinem Irrthume zurückzuführen, weil man ſeinen Zuſtand für ruhiger und klarer hielt, als er war. Solche Bemühungen thaten aber gar üble Wirkung. Hillmar ſelbſt erfuhr es; denn Helion erhob ſich gegen den wohlmeinenden Aufklärer ſtürmiſch, ſo wie er gegen Victorinen und alle Andern ergrimmte, die ihm die Exiſtenz jener mythologiſchen Gottheiten leugnen wollten. Nur ſo viel gab er manchmahl zu, daß ſie jetzt nicht mehr ſo viel Macht hätten wie ehmahls. So pflog denn der Entzückte oft freudigen Umgang mit Fabelweſen, indeß ſeine Lieben mit thränennaſſen Augen an ſeinem Bette ſtanden und bei jedem Lächeln, das über das blaſſe Antlitz hinzuckte, wie der Sonnenſtrahl über ein beſchneites Grab, bang aufſeufzten.

Im ruhigen Zuſtande lichter Zwiſchenräume begann Helion nun ſelbſt zu fühlen, ſeine Lage fange an bedenklich, ſogar gefährlich zu werden. Schwer lag es ihm auf dem Herzen, daß er ſo viele poetiſche Arbeiten angefangen und ſo wenige vollendet hatte. Man durfte ihn nie allein laſſen; ſo wie dieß dennoch geſchah, nahm er ſeine Papiere und ſtrengte ſich an, ſie in Ordnung zu bringen, wornach er meiſtens in tiefe Ermattung verſank, der ſogleich ein Delirium folgte. Kam er wieder zu ſich, und bemerkte die Abnahme ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, ſo wurde er von der tiefſten Wehmuth ergriffen, der er ſich ganz hingab; nur vor Victorinen verbarg er ſie, oder ſcherzte ſogar über ſich. Wahrſcheinlich erzeugte dieß eines Tages in ihm jene Phantaſie, worin er ſich für den wahnſinnigen Roland hielt. Lange heftete er ſeine Blicke auf eine ziemlich große Arzenei-Flaſche, die auf einem nahen Tiſche ſtand; dann verlangte er von der Arzenei. Man gab ſie ihm; allein er forderte ſogleich wieder und abermahl wieder, fort und fort. Man konnte ſich lange nicht erklären, warum er die vorher ihm ſonſt ſo verhaßte Arznei jetzt ſo gierig begehre; endlich entdeckte ſichs, denn er rief im Zorne: »Warum wird mir verweigert, was mein iſt? Seht ihr denn nicht auf der blauen

Flasche die Worte angeschrieben: Helions Verstand!« —

Nun zeigte sichs klar, daß er die Arzneiflasche in dem Fieberwahn für jene Flasche hielt, worin Arioſt den Verstand, welchen Roland und Andere hienieden verloren hatten, im Monde als feinen Liquor in Flaschen aufbewahrt werden läßt, auf deren jeder der Name desjenigen stand, dem der eingeschlossene Verstand gehörte.

Es ist sehr zu bedauern, daß es jetzt keinen Herzog Astolfo mehr gibt, der eine Reise nach dem Mond unternähme und solche Flaschen herabbrächte! Freilich würden so Manche diese Flaschen nicht einmahl gut bezahlen, und noch Mehrere nicht einmahl zugeben wollen, daß diesem oder jenem eine solche Flasche gebracht würde. Was mich betrifft, so glaube ich, daß ein solcher Verstandes-Flaschen-lieferant wohl schwerlich besonders reich werden dürfte, und will daher keinen Geldgierigen zu diesem Unternehmen aufmuntern, weil er seine Flaschen entweder gar nicht, oder doch nur zu viel geringern Preisen als jeden andern Liqueur absetzen würde.

Fünf und fünfzigſtes

Schild.

Der Stephansthurm.

Schickſalsthürme. Der Ton von außen und im Innern. Neue Lebensblume.

Helions Zerrüttung wirkte auf Victorinens Gemüth zerſtörend; eben ſo nachtheilig traf ihren zarten Körper die zu viele Anſtrengung der Krankenpflege am Tag und die überſpannende Nachtwache, von der ſelbſt ihr geliebter Vater ſie nicht abzuhalten vermochte.

So traf ſichs, daß das edle Mädchen, entkräftet wie ſie war, durch einige Tage ſelbſt das Bette nicht verlaſſen konnte. Flora war, wie wir bald hören werden, mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, um dem Kranken die volle Aufmerkſamkeit erſetzen zu können.

Die Wärterinn ließ sich in der zweiten Nacht vom Schlafe überwältigen. Während sie fest schlief, wurde Helion vom Fieber und den daraus hervorgehenden Phantasien ergriffen, fühlte sich gesund und stark, sprang aus dem Bette, und kam, vom Zufall begünstigt oder vielmehr verlockt, leichtgekleidet ins Freie. Die Phantasie, die ihn verführte, täuschte ihn mit dem Bilde jener nächtlichen Wanderung, die er nochmahl zu machen glaubte.

Um Mitternacht kam er auf den Stephansplatz. Eben so, wie damahls, stand der Vollmond am Himmel; die eine Seite des Platzes, vom Riesengebäude der Kirche gedeckt, lag im tiefsten Schlagschatten, indeß die entgegengesetzte lichthell glänzte. Die ganze graunhafte Geisterschlacht der schwarzen Ritter-Schatten-Schilder und der lichten Aushäng-Schilder erneuerte sich vor dem wahnverblendeten Kranken. Von Frost durchschauert, setzte er sich, dem Thurm gegenüber, auf einen Stein, sang und zitterte. Der ungeheure Thurm erschien ihm wie das eiserne Schicksal, welches sich dem Menschen unausweichbar in den Weg stellt. Im höchsten Grade aufgeregt, ward sein Geist immer thätiger, so wie das Blut aus einer entseelenden Wunde immer gewaltsamer herausſprudelt. Dem

Schaudernden drängte ſich die Betrachtung auf, wie viele Thürme dem Menſchen im Leben ſich entgegen ſtellen, dem Liebenden, dem Hoffenden, dem Strebenden. Plötzlich aber verwandelte ſich der düſtere Schickſalsthurm in die ungeheure Geſtalt des Todes, indem der Mond, ſich gerade über deſſen Spitze ſtellend, einen graßlich weißen grinſenden Todtenkopf bildete. Da ſank er betäubt und erſchöpft zur Erde, und der Tod, der ihm hier als koloſſales Wohnbild erſchien, wüthete giftig in ſeinem Eingeweide.

Schreckliche Vermuthung trieb die geängſtigten Hausleute. Nach einer Stunde ward der bewußtlos Liegende gefunden und nach Hauſe gebracht.

Victorinen verheimlichte man den ganzen Vorfall, aber Hillmar, der ihn erfuhr, gab den Unglücklichen auf, und machte ſich gefaßt, nach der einen Leiche bald auch die zweite aus ſeinem Hauſe tragen zu ſehen.

Dicht am verſchlingenden Meere lächeln üppige Villen und Gärten; unter dem Krater des Veſuv ſproßt die blühendſte Vegetazion, und Städte prangen über dem Lavaboden. So keimt überall auch das Leben am Tode. Vergebe immerhin eine halbe Welt, — Natur und Liebe ſchaffen und erhalten eine neue!

So war's jetzt der Fall mit Flora, sie die wir bis jetzt kaum bemerkten, tritt nun wie eine Pflanze auf Gräbern hervor, und wo Helions und Victorinens Todesnacht dunkelt, beginnt ihre Lebens- und Liebes-Dammerung.

Sechs und fünfzigſtes, ſieben und fünfzigſtes und acht und fünfzigſtes

Schild.

Der ſilberne Stern.
Die ſilberne Krone.
Der weiße Stern.

Der gräfliche Stern der Liebe. Die Freunde am Himmel. Poetiſche Freiheit am Rande des Lebens.

Heliens Krankheit, die ihn dem Grabe entgegen führte, hatte zur Folge, daß manche, die ihn vorher vernachläſſigten oder ſogar anfeindeten, ſich ihm jetzt näherten, ſeine Talente höher, ſein Gemüth beſſer fanden als vormahls; ſolche aber, die ihn liebten und achteten, ohne ihn perſönlich zu kennen, beeiferten ſich, ihn vor ſeiner Abreiſe in die beſſere Welt näher kennen zu lernen.

Unter den letztern befand sich auch Graf Dennefeld, ein junger Mann, mit den seltensten Vorzügen an Leib und Seele begabt: blühendschön, edel und sanft, dabei ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste. Er hatte in den ersten Staatsämtern mit Auszeichnung gedient, kam jetzt von einer diplomatischen Sendung zurück, und wurde allgemein hochgeachtet wegen seines Geistes und seiner Humanität. Mit Rührung vernahm er Helions rettungslose Krankheit, und eilte zu ihm und zwar in vollem Staatskleide, da er die Nachricht an einem Orte erfuhr, wo er eben einen feierlichen Besuch abstattete. Darum strahlte auch der silberne Stern auf seiner Brust, in welcher ein Herz schlug, mild und rein wie das Feuer des schönsten Sternes. In diesem Stern' ging Floren der Stern der Liebe auf; und Graf Dennefeld fand in ihr eine Blume des Lebens am Rande des Grabes.

Ruhiges Temperament, ernster Sinn, Zurückgezogenheit vom Taumel der großen Welt, und ununterbrochene Beschäftigung, waren vermuthlich die Hauptursachen, daß der Liebenswürdige das Glück der Liebe bis zur Stunde nicht hatte kennen gelernt. Flora erschien ihm daher jetzt ungefähr so, wie dem Hellenen Psyche auf einem Grabmahl.

Die Liebe, welche beide für einander empfanden, verbarg ſich zuerſt in wechſelſeitiger Liebe zu Helien, der nun gleichſam der Altar war, auf welchem zwei reine Opferflammen in Eine zuſammenſchlugen.

Dieſe Liebe war aber von der Art, daß Helien und Victorine ſie bemerken konnten, ohne ſich in ihrer wehmüthigen Stimmung dadurch nur im geringſten gekränkt zu fühlen, indem Flora und der Graf in Beſonnenheit und freundlicher Gemüthsſtille ſich wunderbar glichen und an Zartgefühl wetteiferten.

War aber der jüngſten Grazie im gräflichen Stern der Stern der Liebe aufgegangen, ſo erwählte ſich die trauernde Victorine mit Recht den weißſchimmernden Abendſtern zum Sinnbild ihrer Liebe und zum Freund am Himmel, dem die einſam Weinende in ſtiller Nacht ihren Schmerz klagte. Jedem Menſchen, der feſtgewurzelt im irdiſchen Leben ſteht, vergehen die Nächte leicht, gehaltlos und ohne Bedeutung; je mehr aber der Geiſt ſich erhebt, je näher der Menſch an die Gränze der höheren Welt tritt, deſto ernſter, wichtiger und bedeutungsreicher wird ihm die Nacht, als Nachbarinn eines ewigen Tages. Der Schlaf fliegt an dem, von der Geiſterwelt Angeſtrahlten vorüber, wie das Wölkchen

vor dem Mond, und die Träume werden zu Ahnungen.

So hing auch Victorine mit Aug' und Seele am gestirnten Himmel, und empfing die blühende Morgenröthe als lohnende Gabe mancher in Thränen durchwachten Nacht. Auf ähnliche Weise sah auch Helion gerne zum sternesflimmernden Nachthimmel empor, wie zu Freunden in einer fernen Heimath, wornach er in seinen Phantasien seufzte, und wovon er im wachen Zustande nun lieber als je seine poetischen Bilder nahm.

Je mehr er selbst aber auf irdisches Glück resignirte, desto herzlicher gönnte er es jedem, der darauf Anspruch hatte und machte. Darum entdeckte er auch sehr bald mit eigenem Scharfsinn Dennefelds und Florens Liebe, und erfreute sich ihrer innig. Als daher der Graf eines Abends an seinem Bette saß, und beide über das geistige Leben der Poesie und über die frohe Poesie des Lebens lange mit Begeisterung gesprochen hatten, ergriff Helion die Hand des edlen Grafen, und sagte: »Einem Dichter könnte man wohl eher alles andere verbergen als die Liebe und den Mond. Ich weiß, was Sie fühlen — für Floren, weiß sogar, daß Sie ihre Gefühle nur aus Schonung für mich — Kranken verbergen! Sey

aber auch mein Körper noch ſo krank, meine Seele und mein Herz ſind friſch und geſund, und ſterbe ich in Viſionen oder Phantaſien, — nun — das iſt eine poetiſche Freiheit. Und ſo ziehe ich denn — kraft meiner Vollmacht als Dichter, Ihre reine Liebe ans reine Tageslicht, denn ich glaube, Graf, Sie meinen es mit dem herrlichen Mädchen gut und ehrlich. In dieſer ſchönen Hoffnung, die meine und Victorinens Todesſtunde beſeligen wird, wende ich meine letzten Stunden noch dazu an, einen Kranz von Gedichten um ihre Liebe zu winden. Verſprechen Sie mir aber, ihn — ſo gering auch ſein poetiſcher Werth ſeyn mag — als Andenken an mich zu ehren! Könnten Sie das treffliche Mädchen je täuſchen, oder ohne deſſen Schuld zu lieben aufhören, — ſo möge ſich jedes Wort für Sie in verzehrendes Feuer verwandeln. Werden Sie aber — wie ich es hoffe — durch Liebe die Liebende beglücken, ſo blühe Ihnen der ſchönſte Lebenskranz bis zum letzten Augenblick, ſo wahr als mir bald die ſilberne Sternenkrone jenes Lebens ſtrahlen wird!« —

Erſchöpft ſank Helion aufs Bette zurück. Der Graf beugte ſich über ihn, und ſprach aus dem Grunde ſeines Herzens den wahrſten Eid ſeiner Liebe und Treue. In dem Augen-

blick trat Flora an Victorinens Hand ins Zimmer. Helion hob ſich empor, und ſprach: »Geliebte Victorine! Führe die Liebenden zum Vater, daß er ſie ſegne!« —

Victorine, die Glücklichen fortführend, dachte an den Abendſtern, Helion an die ſilberne Krone.

Neun und fünfzigſtes

Schild.

Der Huſar.

Der unverſtändliche Glückwunſch. Der Litzenter-Mann.

Graf Dennefeld und der alte Hillmar hielten ſich eben ſo herzlich umarmt, als die beiden Schweſtern ſich küßten. In dem ſchönen Moment vergaß Mikerine über Flerens Glück ihren eigenen Schmerz, ſo wie Flora ihre eigene Freude beim Kummer der Schweſter nur damit vor dieſer und vor ſich ſelbſt entſchuldigte, daß ſie Leid und Luſt mit ihr zu theilen verſprach.

In dieſem Augenblick trat ein Huſar ins Zimmer; die Uniform war reich und prächtig; der Säbel klirrte martialiſch. Er ſtellte ſich zwiſchen Flora und den Grafen, und bat beide,

ſeinen herzlichſten Glückwunſch anzunehmen; der Vortrag war lebhaft, doch hie und da etwas unverſtändlich und geſtottert. —

»Er iſt vielleicht ein Ungar und der deutſchen Sprache nicht mächtig?« — So wird der Leſer denken; aber falſch! denn dieſer Huſaren-Offizier iſt ein geborner Wiener ſo wie ich ſelbſt. Und doch — — —

Alle Anweſende wurden von dem unverſtändlichen geſtotterten Glückwunſch innig gerührt, und der Graf konnte ſich nicht enthalten, den Huſaren emporzuheben und — auf den Arm zu nehmen! Liebkoſend ſagte er: »Woher weißt du das, liebes Kind?« — Und der Huſar antwortete: »der Vater! die Mutter!« —

Da eilten Hellau und Serena, die an der Thür gelauſcht hatten, ins Zimmer, und vereinigten ihre Wünſche mit denen des Huſaren-Offiziers, von dem der Leſer nun leicht errathen wird, daß er ein — kaum anderthalb Fuß hohes Söhnlein des wackern Freiherrn von Hellau iſt. Dieſer beſuchte mit Serena den kranken Helion, als die übrigen kaum weggegangen waren. Helion erzählte ihnen die Neuigkeit ſogleich, und ſo wurde der kleine Ferdinand, der ſchon neunzehntauſend zweihundert und vier und zwanzig Lebensſtunden zählte, und ſeit drei Wochen Rittmeiſter bei einem

Husaren-Regiment in Liliput war, zum erotischen Ambassadeur ernannt.

Das ganze Corps eilte nun zu Helion zurück, der in die allgemeine Freude lebhaft einstimmte. Der kleine Rittmeister erhielt am nächsten Tage von Floren einen stattlichen Federbusch, vom Grafen einen herrlichen Eisenschimmel — von Holz.

Sechzigſtes

Schilf.

Die goldene Weintraube.

Los des weißen Papiers. Lebens-Poeſie. Theure Opfer. Wein-Jeremiade.

Dieſes Kapitel hat wenig Inhalt, dafür aber deſto mehr weißes Papier. Der Leſer darf ſich darüber nicht einmahl aufhalten, denn es bleibt immer noch eine große Streitfrage, ob es — mit allem Reſpekt für unſterbliche Geiſtesprodukte geſagt — im Ganzen nicht dennoch beſſer wäre, wenn kein Blatt Papier jemahls weder beſchrieben noch bedruckt worden wäre. Müßte man denn deshalb nothwendig weniger Verſtand oder Phantaſie haben, wenn man das Gedachte oder Phantaſirte nicht niederſchrieb und noch weniger drucken ließe? —

Es wäre gewiß noch viel herrlicher, wenn man die Poeſie gleich ſo in das Leben ſelbſt hinein ſtickte wie die Goldblumen in einen purpurnen Königsmantel. Wer wahrhaft lebt, iſt ein Dichter, und die ſchönſten Augenblicke des Lebens ſind immer vortreffliche Gedichte. Dazu kommt noch, daß der poetiſche Geiſt ſo flüchtig iſt, daß gerade dem beſten Dichter der beſte Theil deſſelben verglüht, eh' er ihn aufs leichenblaſſe Papier bringt. —

Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels enthält etwas, das reich iſt an innerm und äußern Werth, nämlich an Liebe, an Gold, Diamanten und Schönheit, nämlich — zwei brillantene goldene Weintrauben als Ohrgehänge, welche der Graf als die Erſtlinge ſeiner Liebe im Angeſicht der Welt auf den Altar der jüngſten Grazie legte. Die Göttinn nahm das Opfer gnädig auf, weil alle Opfer — phyſiſche und moraliſche — für den, der ſie empfängt, deſto mehr Werth haben, je mehr ſie dem koſten, der ſie bringt. Hier aber tritt der günſtige Umſtand ein, daß Flora allerdings auch des ſchönſten und ſchwerſten Opfers werth war.

Ich wüßte — geſchwätzig wie ich, meiner Natur nach, in heitern Stimmungen immer bin, — hier noch vieles zu ſagen, ich thu' mir aber blos deshalb Gewalt an, damit die Lieb

Kapitel, die ich nun einmahl ſchon liefern muß, nicht zu lang werden und den zweiten Band nicht zu dick machen. Darum ſetze ich den goldnen Ohren-Weintrauben nur das Einzige noch bei: Hätte ein ordentlicher Wein-Kenner und Liebhaber ſie geſchenkt bekommen, ſo hätte er dabei ganz melancholiſch ausgerufen: »Ach! Sehr treffend ſind die ſinnbildlichen Beeren von Gold, denn heut zu Tage iſt der Wein wirklich ſo theuer, als wären die Trauben und er ſelbſt — ſtatt vom poetiſchem — von wahrem Golde!« —

Ein und sechzigste:

Schild.

Die goldne Lampe.

Rede-Essenz für und wider das Geld. Schenkluß. Lebensliebe durch Todeswahn.

Gold und Gut wirken auf den Menschen nicht immer vortheilhaft, so wie das Glück selbst oft die Ursache unsers Unglücks ist. Wer nicht auch ohne Gold und Gut glücklich zu seyn weiß, der wird es auch nicht, wenn er beide im Überflusse erhält. Ich lasse übrigens Gold und Gut in Ehren, weil sie dem Guten und Vernünftigen gute Dienste leisten, wie das Rad dem Wagen, das Segel dem Schiff; nur muß man ihnen keine seligmachende Kraft zuschreiben, und sie blos als Mittel, nie aber als Zweck betrachten, denn sie gleichen dem Cha-

mäleen, von dem man einſt ſagte, es nehme die Farbe desjenigen Körpers an, an den es ſich feſtflammere.

Graf Dennefeld hatte die Eigenheit, daß er diejenigen, denen er gut war, unaufhörlich beſchenkte, und die beſten, die ihn uneigennützig liebten, durch ſeine Geſchenke oft mißmuthig machte, weil ſie glaubten, er halte ſie für eigennützig und wolle ihre Liebe mit Geſchenken belohnen, da doch Liebe ſich einzig und allein durch Liebe belohnen läßt.

So gab er dem Helion zur freundlichen Nachtgefährtinn eine ſehr ſinnig gearbeitete goldene Lampe, die aber auf den Beſchenkten leider eine traurige Wirkung äußerte. Amor hielt den Docht — als wäre es ſeine eigene Fackel — über die ſchlafende Pſyche. Helion ward über die ſchöne Gabe am Tage ſehr erfreut, und verlangte, daß ſie ſogleich in der erſten Nacht angezündet werde. Der Fall aber, daß die zierlichſten Gefäße nicht immer die beſten Dienſte thun, trat auch hier ein. Die Lampe, an deren Anblick er ſich am Tageslicht ſo ergötzt hatte, brannte in der Nacht ſo düſter, daß ſie ihn ſelbſt düſter machte. Todesbilder ſtiegen vor ihm auf. Er ſelbſt ſchien ſich todt, das Zimmer im Trauerdunkel ſein eigenes Grab, das Bette ſein Sarg.

Da ergriff ihn zugleich die innigſte Liebe zum Leben und der ſchmerzlichſte Todesſchauer. Er fühlte ahnungsvoll in dieſem Augenblick, daß er verlaſſen, bald verlaſſen müſſe dasjenige, von deſſen Knospen er ſo ſchöne Blüthen gehofft hatte, verlaſſen die Liebe, die ihm ſo roſenhell winkte, verlaſſen den Ruhm, der ihm wie eine ſiegende Sonne hinter Wolken hervorbrach, verlaſſen ſeine Lieben und ſeine bisherige Heimat, die ſchöne Erde, die bei all ihren drückenden Leiden doch auch der beflügelnden Freuden ſo viele hat. Er beſchloß, ſich nun, wenn er demnach wieder genäſe, an das Leben anzuſaugen wie die Biene an eine Blume, — aber die Ahnung ſeiner nahen Todesſtunde überfiel ihn wie die Nacht den Wanderer, eh' er ſein Ziel erreicht, und — indem er Allem, was er liebte, ein ſchmerzliches Lebewohl ſagte — verloſch die Lampe!

Zwei und sechzigstes und drei und sechzigstes

Schild.

Der Feldmarschall Laudon. Der goldene Wolf.

Phantasie-Kommando. Zwei verschiedene Generale. Wolken am Freudenhimmel.

Manche schöne Leserinn, die den immer blässer werdenden Helion liebgewonnen hat, wird mir vielleicht zürnen, daß er nun schon sterben soll. Und doch wag' ich es auf ihren gerechten Zorn: Helion muß sterben; das blaue Schild — das rothe Kreuz — wird vermuthlich seinen Tod feiern.

Zu meiner Entschuldigung, erzürnte und gerührte Leserinn, laß mich sagen, daß es mir selbst eigentlich nicht frei steht, mit den Personen dieser Geschichte geradezu anzufangen,

was mir beliebt, z. B. Jene heirathen — Dieſen ſterben zu laſſen, wann und wo und wie ich will. Ich muß hierin einer höhern Macht gehorchen, — der gebiethenden Phantaſie. Dieſe Despotinn duldet keinen Widerſpruch; ich bin ihr dienſtbarer Geiſt, und vollziehe nur ihre Befehle. Sie hat ein ganzes Heer, das ſie ſo ſtreng kommandirt, als der verewigte Feldmarſchall Louden ſeine verewigte Armee.

Im Grunde leitet die Phantaſie doch jeden Menſchen, und daß der Dichter ihr Liebling wird, iſt wohl kein Wunder, weil er ihren Fahnen als Freiwilliger folgt, was Andere nur gezwungen thun.

Auf ſolche Art kann mich alſo niemand tadeln, daß ich meiner ſtrengen Feldmarſchallinn blindlings folge, und was ſie thut, für recht erkenne.

Eben ſo ſtand es mir nicht frei, dieſe oder eine andere Feldmarſchallinn zu wählen; eine höhere Macht gab ſie mir, und ich muß ihr gehorchen, wie ſie jedesmahl iſt. Sie dictirt mir, und zwingt mich, dieß oder das zu ſchreiben, ihre Leute ſo oder anders handeln zu laſſen. Dafür dank' ich ihr aber auch vieles; wäre ſie nicht, ſo wüßt' ich von alle dem, was in dieſer Geſchichte vorgeht, kein Wort.

Sie iſts auch, die mir in dieſem Augen-

blick verräth, daß Florens Himmel, an dem kaum das Morgenroth der Liebe entglommen, sich schon etwas zu verfärben anfängt. Die düstere Wolke, welche sich zwischen die Liebenden stellt, ist der Oheim des Grafen, General in auswärtigen Diensten, sehr reich und noch mehr habsüchtig. Diese Habsucht verleitete ihn im Felde zu so mancher wolfsartigen Handlung, daß er in manchen Gegenden nicht anders als der goldene Wolf genannt wurde. Dieser stolze rauhe Mann vernahm des Neffen Liebe zu Floren, und stellte sich sogleich nach gewöhnlicher Weise derb und keck dagegen. —

Arme Flora! du weinest; aber noch glühendere Thränen werden bald Viktorinens Augen entströmen!

Vier und sechzigstes

Schild.

Das rothe Kreuz.

Eine Todes-Erscheinung.

Beinahe den ganzen Tag hatte Helion sich mit Wahnbildern herumgetrieben und irre geredet. Eine düstere Nacht, in Herbstnebel gehüllt und von einem dumpf sausenden Winde begleitet, sank vom Himmel. Helion fiel von Ohnmacht in Ohnmacht; sie faßten ihn so grausam in ihre eisigen Arme, daß er mit jeder von ihnen um seinen Lebensrest ringen mußte, und in jeder zu vergehen schien; gleich einem Schiffbrüchigen, gegen den Woge auf Woge so ungeheuer anstürmt, daß den erliegenden Kämpfer endlich die letzte Kraft verläßt und er in die Tiefe hinabsinkt.

Alle angewendeten-Mittel wirkten nicht mehr; man sah die Eitelkeit aller menschlichen Hülfe. Wo alles hinter dem Rettungslosen zurückbleibt, kann nur die Liebe mit ihrer Verzweiflung noch bestehen.

Ungestüm waren die Erscheinungen, von denen Helion den ganzen Tag wie jener Schiffbrüchige herumgeworfen wurde. Mit dem Abend legte sich der Sturm, und er wurde ruhig; aber diese Ruhe war der Vorbothe der letzten Stunde, so wie seine letzte Phantasie ein Nachklang jener schönen Stunde war, als Viktorine das silberne Kreuz, welches sie auf ihrer Brust trug, in liebendem Schmerz auf die seinige gelegt hatte.

Mit gesenktem Haupte saß Hillmar am Bette des Sterbenden, über ihn gebeugt lag Viktorine, bereit seinen letzten Athemzug in sich aufzunehmen. Da zeigte sich auf Helions immer blässerem Antlitz ein verklärendes Lächeln. Zum Himmel hob sich sein Blick, und was er dort sah, verkündete Er, der gewohnt war, sein Innerstes in Worten darzustellen, auch jetzt unverkennbar deutlich: Es war ein wie Morgenroth glühendes Kreuz, das er in voller Herrlichkeit am Himmel erblickte, im Kampfe des Todes, wie Constantin es einst im Kampfe des Schlachtgetümmels erschaute. Herrlich strahlte

es, ein Bild der Unendlichkeit das nach allen Weltgegenden, Oſt und Weſt, und Süd und Nord berührend, ſeine Arme allumfaſſend ausſtreckte. Und immer gluhender ward das Kreuz, und immer glänzender ein goldſtrahlender Kreis der Ewigkeit um das Kreuz, und im entzückten Anſchauen der Unſterblichkeit ſchwebte Helions Geiſt zur Unſterblichkeit empor, ſanft wie die verlöſchende Lichtflamme aufwärts fliegt und hienieden nicht mehr iſt.

Viktorine hatte ihre letzten Kräfte wunderbar geſpannt zum Äußerſten; als aber Helions Bruſt ſich zum letztenmahl leiſe hob, und ſein brechendes Auge, mit dem letzten Blick der Liebe lange und durchdringend auf ihr verweilte, und ſich dann ſchloß, gleichſam als wollte es ſein Liebſtes auf Erden in jene Welt mit ſich nehmen, ließ ſie vom noch warmen Todten ab, ſank an ſeinem Bette betend auf die Knie und ſo, betend und knieend, bewußtlos zu Boden, und kam eigentlich erſt dann zu ſich, als Helions Leib in der kühlen Erde, ſein Geiſt aber dort war, wo das Kreuz wie Abendroth des Lebens ihm entgegen geleuchtet hatte.

Fünf und ſechzigſtes

Schild.

Der grüne Baum.

Das Lieblings- und Ruhe-Plätzchen.

Viktorine, von Schmerzen erſchöpft, war in einen tiefen Schlaf verſunken. Während dieſes tiefen Schlafes ward Helions Leiche aus dem Hauſe getragen.

Philemon und Baucis hatten ihn in der letzten Zeit wohl oft beſucht, und von ihm das Verſprechen erhalten, daß er nach der gehofften Geneſung im Frühjahr wieder bei ihnen wohnen werde. Ihr letzter Beſuch kam aber erſt am Tage nach Helions Tode. Beide drangen nun darauf, daß er im Kirchhofe ihres Dorfes begraben werde, und zwar unter der großen, blätterreichen Linde, dem Lieblingsbaume, unter

dem er so oft saß, dichtete und schlief. Da sollte er nun auch von seiner irdischen Wallfahrt ausruhen.

Hillmar willigte ein, und Heliens Leiche wurde dahin gebracht, um das Lieblingsplätzchen seiner stillsten Lebensstunden auch im Tode einzunehmen. Aus Steinen von den Ruinen des verfallnen Tempelherren-Gebäudes wurde ihm am Rande der Kirchhofmauer ein einfaches Denkmahl errichtet, benetzt von den Thränen Aller, die ihn liebten, und schmerzvoll in die frische Höhlung hinabschauten. Nur Sie allein fehlte, die arme Viktorine, Sie, die ihn noch mehr liebte als Alle, die ihn herzlich liebten. Der grüne Baum überschattete den schwarzen Hügel so treu, als wollte er ihn für Viktorinen gegen alle Elemente schützen.

Sechs und ſechzigſtes

Schild.

Der ſchwarze Berg.

Schwelgerei des Schmerzes. Todtenfeier. Der Engel der Liebe. Tod vom Tode.

Kaum wieder zu Kräften gekommen, that Viktorine ihren erſten Gang zu dem Grabe desjenigen, deſſen letzten Lebenshauch ſie zwar in ſich eingeſogen hatte, den ſie aber, in Bewußtloſigkeit geſunken, bei ihrem erſten Erwachen wieder lebend ſich dachte. Mühſam und ſchmerzhaft mußten die Ihrigen ihr neuerdings den Tod des Geliebten verkünden, deſſen Wirklichkeit der Fieberwahn von ihrem Gedächtniß verwiſcht hatte.

Was man ihr behutſam erzählte, ſchien ihr anfangs ein düſterer Traum, der aber plötzlich in ſchreckliche Wahrheit überſprang; doch

gerade die Nachlaſſung der Nerven, welche auf die vorhergehende Spannung folgte, bewirkte jetzt eine Faſſung, die man nicht vermuthet hatte. Eine daraus hervorgehende Art von Fühlloſigkeit ſchien der Gleichmuth einer ſtarken Seele zu ſeyn, die Viktorine nicht hatte.

Eben dadurch ließ ſelbſt Hillmar ſich täuſchen, und geſtattete ihr, nach freiem Willen zu ſchalten, ſo viel die phyſiſchen Kräfte es erlaubten. Für das höhere Weſen hat aber ſelbſt der Liebende ſelten den rechten Maßſtab. So wurde Viktorinens Wunde weniger erkannt, weil ſie nicht ſichtbar blutete. Sie ließ nun ungeſtört ihre Phantaſie brüten, und mahlte ſich die Sterbeſcenen und alle Züge des geliebten Todten mit der vollen Schwelgerei des Schwärmers aus.

An einem ſtillen ſchauerlichen Herbſtabend, ganz geeignet zu einer wehmuthvollen Todtenfeier, trat Viktorine in das verfallene Thor des ländlichen Kirchhofs. Vor ihrem Blicke lagen die Reihen der Grabhügel, in einiger Entfernung eine Reihe von Gebirgen; über Hügel und Berge goß die ſcheidende Sonne das blaße Licht ihres Lächelns, wie zum Wiederſehen einladend. In den fernen Thälern ſchwamm ein graues Nebelmeer.

Viktorine kniete betend auf dem Grabe des Verklärten. Wie eine Geisterstimme flüsterte die säuselnde Linde über ihr. Welke Blätter fielen auf die Betende herab, indeß höheres Leben in der Krone sich regte, als sollte der Baum ein Sinnbild seyn von der Hinfälligkeit des Irdischen und dem Aufwärtsstreben zum Höhern.

Allmählig milderten sich in Viktorinens Brust die ersten zerreißenden Schmerzen; schon flossen ihre Thränen auf die Ruhestätte, deren frische Erde noch ohne Gras und Blumen trauerte. Sie beugte sich und legte das Haupt auf den schwellenden Hügel, als wollte sie einen Ton der Liebe aus dem engen Hause heraufhorchen.

So lag sie, bis Frost Mark und Gebein durchdrang. Rauhe Herbstwinde sausten über sie dahin, der feuchte Nebel hatte ihr Kleid benetzt und die Locken gelöst, die jetzt wild um das blasse Angesicht flogen. Als sie aufstand, dunkelte schon tiefe Dämmerung. In einiger Entfernung vom Kirchhofe stand ein Halbkreis von Bergen, groß und düster wie Geister der Verbrecher, die aus Gräbern aufsteigen. Über dem einen schwarzen Berge lag noch eine dunkelroth verglühende Abendwolke. Die aufgeregte Bebende erschrack über die drohende

Schreckgeſtalt; der Ohnmacht nahe, ermuthigte ſie ſich wieder durch den Gedanken: »Warum ſchaudre ich vor der Nachtgeſtalt des ſchwarzen Berges mit der überſchwebenden Gluthwolke, die, wie vergeſſen in ihrer brennenden Einſamkeit, gleich mir am Himmel hangt, um der Erde zu verlöſchen? Iſt denn nicht auch das Grab ein ſchwarzer Berg, über dem die Gluth des Himmels leuchtet?« —

Ihre Augen auf den Hügel vor ſich heftend, lederte die Phantaſie der Zerrütteten krankhaft auf. Es ſchien, als wirke die Geiſterwelt durch die Phantaſie auf den Menſchen, dieſe Zaubermacht, die ſo innig mit dem Irdiſchen verbunden iſt, und dennoch uns ſo gewaltig über das Irdiſche emporhebt!

Und der ſchwarze Berg — das Grab — ſchien ſich vor der Liebenden aufzuthun, und aus der dunkeln Tiefe ſtieg ein leuchtender Engel herauf, und der Engel war — Helion. Die Arme nach dem Lächelnden ausbreitend und feſt zuſammen ſchließend über der freudig geängſtigten Bruſt, ſank ſie zuſammen, und fiel mit dem Kopfe heftig an eine Ecke des einfachen Leichenſteins am Grab. Die ſtarke Erſchütterung verurſachte eine Betäubung. Einer Todten gleich lag die Liebende auf dem Grabe des geliebten Todten. Helion! Helion!

dieſer zerreißende ungeheure Schmerz würde ſelbſt den Himmel deiner Seligkeit getrübt haben, wäre er dir nicht als der qualenvolle Abgrund erſchienen, aus dem die Leidende zur ewigen Freude hinaufſchwebt, um bald deinen Himmel mit dir zu theilen! Zerfalle Leib! Vergehe, Erdenherrlichkeit! Dem Geiſt wird die Erde zum Himmel, die Zeit zur Ewigkeit, das Leid zur Seligkeit, unſer Beſtes unſer Höchſtes! —

Mit dieſen Gedanken mußt du, Leſer, dein Auge auf das wie leblos daliegende Mädchen wenden; gemeines Mitleid könnte ihr nur Unrecht thun.

Viktorine erhob ſich vom Grabe; aber der Einfluß der feindlichen Nacht, die einſt auch auf den exaltirten Helion ſo zerſtörend gewirkt hatte, ſchien jetzt, wie ſympathetiſch verderblich, auch das zarte Mädchen zu durchdringen. Dazu kam die heftige Kopferſchütterung am Leichenſtein des Geliebten. Halb bewußtlos ſchwankte Viktorine durch die Gräberhügel bis an das Thor des Kirchhofs.

Hier harrte Margarethe, die bejahrte Amme, die an dem, von der Mutter früh verwaiſten Mädchen Mutterſtelle vertreten hatte. Gewohnt, dem geliebten Mädchen von jeher in allem den Willen zu thun, war ſie auch zurück-

geblieben, weil Viktorine darauf beſtanden hatte, allein am Grabe beten zu wollen. Die fromme Alte ſah hierin nur die Andacht, aber nicht die damit verbundene Gefahr, nur die Macht der Liebe, nicht aber ihre Verzweiflung. Das lange Verweilen hatte indeſſen die Greiſinn mit ängſtlicher Beſorgniß erfullt, und dennoch wagte ſich die zu Gewiſſenhafte nicht in die heilige Ruheſtätte, weil ſie der Dringenden zurückzubleiben gelobt hatte.

Als Viktorine ihr jetzt entgegen ſchwankte, wurde die Freude in der guten Alten ſo groß, daß ſie den ſchrecklichen Zuſtand, in dem dieſe ſich befand, kaum bemerkte, ſondern, nur eine Verkühlung befürchtend, die Zitternde mit warmen Tüchern umhüllte, und ſorgfältig in den Wagen brachte. Viktorine fühlte zuerſt heftige Kopfſchmerzen, die aber vergingen, als Margarethe ſie mit einem kräftigen Geiſt, den ſie immer bei ſich trug, verſchwenderiſch labte. So kam die Arme, dem Scheine nach wohl, im Innern aber den Tod vom Tode eingeſaugt, zu Hauſe an.

Sieben und sechzigstes

Schild.

Die schöne Tänzerinn.

Die Grazie des Tanzes. Der Tanz aus Verzweiflung.

Viktorine wußte den traurigen Zustand, in dem Seele und Körper sich befand, vor den Ihrigen so wohl zu verbergen, daß man gar nicht ahnte, in welcher Gefahr sie schwebe. Die Kraft dazu fand sich theils in dem Streben, die Ihrigen durch diese Täuschung aufzuheitern, theils in der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten, die dem sonst gefurchteten Tode alles Schreckende benahm.

So geschah es denn, daß selbst der besorgte Vater an Viktorinens allmähliger und sicherer Genesung nicht zweifelte, und zu Beförderung derselben eine zweckmäßige Zerstreu-

ung für nothwendig hielt. Auch der Graf war seiner Meinung, und wußte die gewähltesten Gesellschaften zu veranstalten, zumahl von dem Tage an, da er dem Oheim erklärt hatte, daß er lieber jedem andern Vortheil entsagen, als diese Verbindung aufgeben welle. Viktorine, alles Irdische nicht achtend, ließ eben deshalb mit sich gewähren, wie man wollte, und verweigerte sich selbst den Gesellschaften nicht, in denen ihr stilles sinniges Wesen, und die Wehmuth des blassen Gesichts ihr bald den Namen der schönen Träumerinn zuzogen, so wie Flora, durch die glückliche Wendung ihrer Liebe frohsinniger als je, bald allgemein die schöne Tänzerinn genannt wurde. Dieses Talent war dem lieblichen Mädchen angeboren; der Frohsinn der Liebe aber machte sie in jeder Bewegung, um so mehr im Tanze, zur Grazie selbst. Der Graf war darüber entzückt, und setzte überhaupt einen eigenen Stolz darein, daß Flora ihre Vorzüge und Gaben stets im glänzendsten Licht zeigte. Beflügelt von der Liebe, begeistert vom allgemeinen Beifall, zeigte sich Flora mit jeder Tanztour reizender, und man konnte des feurigsten Lobes kein Ende finden, indeß Viktorine, wie vergessen und verlassen von aller Welt in einer Ecke des Saales saß. Das

Gefühl ihres Verluſtes erwachte nun in ihr ſo zermalmend, daß ſie in den Wahn gerieth, ſelbſt Vater und Schweſtern hätten ſich von ihr losgeſagt, ſie finde kein liebendes Weſen mehr hienieden und könne auch nicht mehr lieben. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Bruſt mit Seufzern. Sie machte ſich Vorwürfe, ihre Gegenwart in dem glänzenden Zirkel zum Verbrechen. Sie fühlte es, daß ſie, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, auf dem Punkt ſtehe, etwas Auffallendes zu thun, und lächerlich zu werden. Da nahte ſich ihr ein leichtſinniger junger Menſch, der in der Schmerzvollen nur die zu keinem Tanz Aufgeforderte ſah. Um dem gefürchteten Spott zu entgehen, flog ſie, ſich ihrer ſelbſt kaum bewußt, in den Reihen dahin. Ihre Erſcheinung verurſachte Freude; die Ihrigen hielten es für wieder erwachte Lebensluſt; die fremden Gäſte erſtaunten, das herrliche Weſen ſo überſehen zu haben. Schon nach den erſten Touren wurden ihre Kopfſchmerzen, die Folge des Falles an Helions Leichenſtein, heftig. Das Lob, welches ihr von allen Seiten zuſtrömte, diente nur dazu, ihre Verzweiflung zu vermehren. Sie tanzte ſich athemlos, glühend, wie eine Mänade; die Schmerzen nahmen zu, die Beſinnung verließ ſie; einer Leiche

ähnlich, ſank ſie aus den Armen des Tänzers zu Boden. Erſt nach langer Zeit gelang es, Spuren des Lebens an ihr zu finden; Blut quell aus Mund und Nase. Sie erwachte, aber ihr Blick war verwildert, ihr Geiſt verwirrt, ihr Weſen das einer Raſenden.

So verging der größte Theil der Nacht. Erſt gegen Morgen wurde ſie ruhig, aber zugleich auch ſo ſchwach, daß ihr ſelbſt die Stimme verſagte, und jedermann vor dem bleichen Antlitz erſchrack, auf dem der Tod lag. Völlig zu ſich gekommen, erhob ſie die gefalteten Hände und betete inbrünſtig, aber ſchweigend. Nur Schluchzen der Umſtehenden unterbrach die feierliche Stille. Der Arzt verkündete den nahen Tod. Der Vater übernahm es, ſie dazu vorzubereiten; ſie nahm die geſtammelten Worte wie eine bekannte Sache auf, ohne Befremdung, ohne Beſtürzung. Ich gehe, ſagte ſie, zu dem Gott, der meinen Helion zu ſich rief, und auch dich zu uns rufen wird, mein Vater! — Nun begann ſie ihre Rechtfertigung, um den Verdacht abzuwälzen, als habe ſträflicher Leichtſinn ſie zum Tanzen bewegt, und der raſende Tanz ihr den Tod zugezogen. Sie bekannte alles, und erzählte aufrichtig den ganzen Vorfall auf dem Kirchhofe. Als ſie die Anerkennung und Verzeihung des Vaters hatte,

sank sie mit der Erklärung, der Tod sey nicht schrecklich, und für Sie das Beste, in einen langen sanften Schlummer. Als sie erwachte, war ihr erstes Geschäft, Helions hinterlassene, ihr zu Theil gewordene Papiere zu durchblattern. Es däuchte ihr, als sey der Holde zugegen, und sie mit ihm in einem freundlichen Gespräche.

Acht und ſechzigſtes

Schild.

Der ſchwarze Adler.

Mit jedem geleſenen Blatt wurde Viktorinens Herz wärmer, ihre Seele lichter. Vorzüglich gehoben fühlte ſie ſich durch die folgende kleine Dichtung, überſchrieben:

Des Adlers Tod.

»Aus ſeiner Felſenhorſt flog ein Adler zur Sonne empor. Während ſeines kühnen Lichtfluges umzogen ſchwarze Wolken die zagende Erde; unterm Gebrülle des Donners ſtürzte der glührothen Blitze wahnſinniges Feuer zerſchmetternd hinab. Da ergriff Angſt den Adler, nicht ſeinetwegen; tief unten in der Horſt lagen die hilfloſen Jungen. Er hört ihr Wehgeſchrei, er ſieht das Schlagen der ſchwachen

Fittige, trotzt der Gefahr und dem Tod, ſtürzt ſich in die Gewitterwolken hinein, um durch ſie zu den geliebten Seinigen zu kommen, ſchützend und rettend. Aber der Blitze feurigſter, ergrimmt ob des Adlers göttlicher Kühnheit, fliegt mit des Haſſes Gluth ihm nach; durchbohrt ſtürzt die Leiche auf den Gipfel der ſtarren Klippe.«

Zeus, gerührt vom Muth und Unglück der liebevollen That, erweckt den Entſeelten zu neuem Leben, »Das Schöne, ſpricht er, muß ſelbſt aus der Zerſtörung ſiegreich hervorgehen, muß ewig leben! Den Blitz, der dein irdiſches Daſeyn vernichtete, ihn führe du als Siegesmahl der Unſterblichkeit mir zur Seite!« —

So ward der Adler des Höchſten Gefährte, der Tod zum Leben, die Erde zum Olymp, und Hebe reicht dem Glücklichen die Nektarſchale der ewigen Jugend.

Neun und ſechzigſtes

Schild.

Der goldene Fiſch.

Die moderne Nemeſis. Die neue Alcina. Allegoriſcher Sündenſpiegel. Die prophetiſchen Fiſche. Hexen-Ende.

Von dem Schönen ruft mich meine — dem Leſer aus dem 62ten Schild bekannte, ſtrenggebietende Feldmarſchallinn unmittelbar zu dem Häßlichen, — zu der nichtswürdigen Frau Heroldin, an der das Schickſal ſchon hienieden ſein vergeltendes Strafamt auszuüben anfing. Ihre ſchnöden Spekulazionen mißlangen, Spott und Hohn verfolgten ſie, ein Betrug nach dem andern wurde entdeckt, und ſie zog ſich endlich, mit Schande gebrandmarkt, aus der Welt zurück in ein ihr noch eigen gebliebenes kleines Landhaus in einer flachen, öden und traurig-

einförmigen Gegend. Ihr Inneres war jetzt eben so mit Menschenscheu und Menschenhaß erfüllt, wie Typhons Herz, das lange schon unterm grünen Hügel ruht; nur war der Beweggrund leider ganz verschieden, denn Typhon hatte sich von den Menschen zu den Thieren zurückgezogen, weil jene den Gutmüthigen betrogen und mißhandelten. Dieses bösartige Weib aber haßte die Menschen, weil sie sich von ihr nicht länger betrügen und verführen ließen, weil sie der Frevlerinn die Larve abzogen, und der Verkauf von Seel' und Leib, der einst so hübsche Sümmchen trug, durch Geld- und Gefängniß-Strafe eingestellt war. Zuletzt erschien bei ihr auch die rächende Nemesis — aber nicht in dem antiken Costüm, sondern in einer sehr modernen Gestalt, nämlich — als Gicht, und zwar als eine sehr bösartige, die den Körper entstellte und den gekrümmten höckerigen eben so häßlich machte, wie ihre Seele von jeher war; ihr Gesicht, von schmutzigbleicher Todtenfarbe überzogen, glich in seinen Zügen denjenigen, die Ovid in seinen Verwandlungen dem Neide und dem Hunger gibt.

Sympathetisch wählte sich Frau Heroldinn — jetzt mehr Unholdinn — eine ihrer würdige Gesellschaft von bösen oder auf irgend eine Art widrigem Gevögel, an dem sie sich ergetzte.

Für dieſe ſeltſamen unheimlichen Gäſte wurde ein eigener geſchloſſener Hof zugerichtet. Hier ſchritt und flatterte eine grotteske Verſammlung von Truthühnern, Pfauen, Raben, Krähen, Kranichen und Störchen; hinter Vergitterungen ſaßen melancholiſche Eulen und Geyer mit nach Raub funkelnden Augen. In der Mitte des Hofes trauerte ein umſchilfter Teich mit rothgoldnen Fiſchen, deren Gluthen herumflammten, als ſähe man die Sünden des böſen Weibes ſymboliſch in einem Spiegel. Wenn ſie unter jenen häßlichen Vogelgeſtalten ſtand, vermochte man die menſchliche Ungeſtalt von ihnen kaum zu unterſcheiden. Das Abſcheuliche der ganzen Scene zu vermehren, kam noch das durchdringende Schreien, Ächzen und Krächzen dieſer Beſtien, unter denen die häßliche Alcina mit Wohlgefallen verweilte.

Da ihrer Ankunft ſchon ein ſo übler Ruf voranging, ſo mieden und ſcheuten alle Bewohner des Dorfes den Umgang mit ihr. Nur abergläubige Närrinnen und arme Kinder gelang ihr noch an ſich zu ziehen, durch künſtliche Fiſchchen, die, auf die flache Hand gelegt, das Temperament anzeigen ſollen. Als ſie damit Beifall fand, regte ſich ſogleich die alte Trug- und Gewinnſucht; ſie deutete daraus künftige Schickſale, und ſtiftete damit Zwiſt

und Trennung unter Eheleuten, Liebenden und Freunden. Als der Unfug ruchbar wurde, verſchwor man ſich von allen Seiten gegen die Unheilſtifterinn, die nun darüber ſo erboßt wurde, daß ſie ſogar ihre thieriſchen Konſorten zu mißhandeln anfing. Ein Geyer, den ſie einſt im Zorn erwürgen wollte, flog wüthend gegen ſie an und hackte ihr die Augen aus. Sie ſtarb nach wenigen Tagen, von keinem Menſchen bedauert; ſogar die unheimlichen Vögel, denen man ſeit längerer Zeit eine ſchädliche Zauberkraft zuſchrieb, wurden theils verjagt, theils getödtet. Als am Tage nach dem Leichenbegängniß eine heftige Feuersbrunſt ausbrach, rannten Einige auf den Kirchhof, gruben den Sarg aus, und ſchleuderten ihn mitten in die hoch auflodernden Flammen. Als bald darauf das Feuer erloſch, wurde die Verbrannte für eine Hexe erklärt, deren Geheul unter krächzenden Vogelſtimmen man in jedem mitternächtlichen Sturme zu hören glaubte.

Siebenzigſtes

Schild.

Die Stadt Hamburg.

Zweites Scharmützel. Freundſchaftliche Verrätherei. Negative Dedikation. Der verſetzte Kieſelſtein. Zweifacher Humor.

Als mein Freund Prr! das letzte Kapitel geleſen hatte, nahm er eine Priſe Tabak, und ſagte lächelnd:

Prr! Nu, die wäre doch exemplariſch beſtraft? Und es könnte noch ärger ſeyn. Wäre ich der Autor, ſo hätte ich das verzweifelte Weib gar von ihren eigenen Vögeln zerhacken und verzehren laſſen, wie Homer die Leichen der Helden in der Ilias. — Hören Sie aber meine Warnung, Freund! Es fehlen der Geſchichte noch 46 Schilder; wenn Sie den Tod mit den handelnden Perſonen ſo freigebig mä-

ſten, ſo wird das Ende für Sie und den Leſer etwas mager ausfallen.

Ich. Dieſe Bemerkung hab' ich ſelbſt ſchon gemacht; ſie ſetzt mich in Verlegenheit. Ich rechne aber darauf, daß Sie ein vernünftiger diskreter Mann ſind, und mir — auf meine dringende Bitte — einen Theil der Summe von 116 Schildern nachlaſſen werden, wofür ich Sie mehr als 116 Mahl lobpreiſen will.

Prr! Und wenn Sie mich 116000 Mahl bis zu den Sternen erheben wollten, ſo erlaſſe ich Ihnen doch nicht ein einziges Schild. Machen Sie die Kapitel ſo kurz Sie wollen; wären's auch Schilder von Haſelnuß-Schaalen, ich laſſe ſie gelten; aber an der Zahl darf mir nicht ein Einziges fehlen! Vermiſſe ich nur Eines von 116, ſo verrathe ich Sie dem ganzen Publikum, und ſage, daß — — —

Ich. Wie! Sie könnten mich verrathen? Nein! das thut mein Freund (Ferdinand Bieringer) nicht, ſelbſt wenn ich ihn verrathe, wie's in dem Augenblick wirklich geſchieht.

Prr! Wollen Sie in der Geſchichte etwa meinen Namen nennen? das darf nicht ſeyn!

Ich. Der Himmel verhüth' es! Ihr Name kommt nur in dieſen unſern freundſchaftli-

chen Scharmützeln vor: in der Geschichte selbst ist keine Rede davon. Dafür aber müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die bisherigen 69 Schilder feierlich dedizire.

Prr! Mag seyn; doch ohne meinen Namen!

Ich. Die Überschrift soll lauten: »Zueignung an meinen schätzbaren Freund Prr!« — Ist's so recht, (lieber Vieringer?)

Prr! Gut. Auch darf sie mir nicht zu viel Schönes sagen.

Ich. Ich weiß ja: Wer das Schöne thut, läßt sichs nicht gern vor die Nase reiben. — Setzen wir also voraus, diese Dedication sey schon geschrieben und gedruckt. Wie gefällt Ihnen die neue Form und Weise?

Prr! Eine negative Dedikation; die kann wenigstens positiv nichts verderben.

Ich. Damit Sie aber doch eine entfernte Vermuthung bekommen, was ich in dieser Dedication nicht gesagt habe, weshalb es auch nicht gedruckt werden ist, so nehmen wir an, diese negative Dedikazion sey in die Stadt Hamburg gekommen — oder eigentlich nicht gekommen, und darüber, daß sie geschrieben und nicht geschrieben, gedruckt und nicht gedruckt, dahingekommen und nicht dahingekommen sey, hätte mir die besagte Stadt Hamburg zugeschrieben:

»Wir freie Stadt Hamburg, der Senat und die Oberalten, entbiethen dem Verfaſſer der nicht erſchienenen Dedication der uns nicht zugekommenen Schilderſchau unſern freien Gruß! Wir ſind — in ſo ferne die Franzoſen uns nicht arm machten — ſeit dem 13ten Jahrhundert gewohnt, reich zu ſeyn, und ſehen es deshalb auch gerne, wenn ſelbſt diejenigen Schriftſteller, die wir unſrer vielen Handelsgeſchäfte wegen nicht leſen, reich ſind — wenigſtens an Gedanken; an Geld, wäre noch beſſer! Wir erwarten von Ihnen, geehrter Herr, daß Sie auf jeden Fall doch ſo viel wiſſen, daß Klopſtock längere Zeit in Hamburg lebte, wie dieſes denn auch viele andere Menſchen gethan haben. Aus der Begebenheit, daß derſelbe hier die Margaretha Moller (poetiſch Meta genannt,) liebte und heirathete, werden Sie zur Genüge erſehen, daß man in Hamburg eben ſo gut lieben und heirathen kann, als in jeder andern deutſchen oder nicht deutſchen, freien oder nicht freien Reichsſtadt. Auch darf Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß der berühmte Schauſpieldichter, Schauſpiel-Direktor und Schauſpieler Schröder den glänzendſten Theil ſeines Lebens in Hamburg zubrachte. Sie werden's uns daher nicht übel nehmen, wenn wir den uns unbekannten Roman und

die noch ungeschriebene Dedication vor der Hand noch so betrachten, als ob sie gar nicht existirten, wegegen Sie doch nicht leugnen können, daß die Stadt Hamburg und ihr Senat, nämlich 4 Burgermeister, 24 Rathsherren, 4 Syndici und eben so viele Sekretarien, wirklich existiren. Nehmen Sie übrigens von uns zum freundschaftlichen Andenken und als Präsent für die noch nicht fertige Dedication Ihres uns unbekannten Werkes anticipando — den guten Rath, dieses Ihr schätzbares Werk so gut als möglich zu machen, und es insbesondere mit einem Reichthum von guten Gedanken auszustatten, theils weil wir dem Reichthum hold sind, theils damit Ihr Werk andern Werken so wenig nachstehe, als Hamburg an guten Anstalten andern Städten nachsteht. Sollte dennoch irgend ein Rezensent Euer Wohlgeboren mißhandeln, so bedenken Sie, daß die Franzosen uns eben so rezensirt haben. In der Erwartung, von Ihnen etwas Gutes zu lesen, verbleiben wir je länger je lieber

die freie deutsche Stadt Hamburg,
nebst dem Amt Ritzebüttel, den
Vierlanden u. s. w. u. s. w.

Auf diese schätzbare Zuschrift über ein problematisches literarisches Ereigniß würde ich dann antworten, wie folgt:

Freie deutſche Stadt Hamburg!
Wohllöblicher Senat!
Wohlweiſe Oberalte!
Wohledles Amt Ritzebüttel! ꝛc. ꝛc.

Es iſt Denenſelben eben ſo bekannt als mir ſelbſt, daß die Heiden ihren Namen einſt daher erhielten, weil die Mythologie der Griechen und Römer ſich unter den Bewohnern des flachen Landes (der Heide) noch lange erhielt, als das Chriſtenthum in den Städten ſchon ſiegreich eingezogen war. Auch freut es mich außerordentlich, daß Glasgow, obſchon Schottlands erſte Stadt, doch nur etwas über achtzigtauſend Einwohner zählt, Hamburg aber, wie ich höre, über Einmahlhunderttauſend. Ich wünſche ſehnlich, daß Dieſelben die 116 Kapitel meines Werkes lieber für beſcheidene Heide-Blumen als für klaſſiſche Heiden-Blumen zu halten belieben. Insbeſondere muß ich das Amt Ritzebüttel bitten, ſich gefälligſt zu erinnern, daß der — im Jahre 1730 geborne und auch ſchon verſtorbene Profeſſor der Chemie und Medizin an der Univerſität zu Helmſtädt, Gottfried Chriſtoph Bereis, es zwar wagen konnte, einen madagaskariſchen Kieſel für einen Diamant auszugeben, den der Kaiſer von China bei ihm verſetzt habe, deſſen Werth aber alle Fürſten der Erde als Be-

sammtkäufer nicht auszuzahlen vermöchten: wogegen ich dieses reich ausgestattete Werk zwar für keinen Diamant aber auch für keinen Kieselstein will gelten lassen; was aber das Honorar betrifft, so halte ich jeden ordentlichen Buchhändler für fähig, selbes, wenn er nicht etwa ein Seelenverkäufer-Nachdrucker oder ein bloßer Bücher-Trödeljude ist, zu meiner bescheidenen Zufriedenheit zu entrichten. —

Insbesondere erlaube ich mir gerade herauszusagen, daß ich bei dieser Schilderschau-Geschichte, der Natur der Sache nach, das Recht habe, mit hohen Häuptern und ganzen Städten wie mit meines Gleichen zu reden; daher ich auch von diesem Rechte sogleich Gebrauch mache, um der geehrten Stadt Hamburg ein Wörtchen ins Ohr zu sagen, damit sie selbst bekennen muß, wie tief oder nicht tief ich über sie und ihr Bestes nachgedacht habe. Ich ersuche dabei alle Handelsherren, ihre Rechnungsbücher zuzuschlagen, und ehe sie — nach vollbrachtem Geschäftstage — sich an ihr sehr splendides Abendmahl voll ausländischer Weine und fremder Fische setzen, mir noch fünf Minuten zu schenken, und meinen Beweis anzuhören, daß die Stadt Hamburg — ihrer übrigen Vorzüge nicht zu gedenken — ein wahres Sinnbild des Humors

iſt, welcher jetzt in der deutſchen Literatur ſo häufig genannt und ſo ſelten gefunden wird. Der Humor — im phyſiſchen Verſtande — beſteht aus Luft und Waſſer; nun kann es aber einer Stadt, die — ſo wie Hamburg — ganz bequem an der Elbe liegt und dieſe zugleich durch ſich fließen läßt, einer Stadt, die nebſt der Elbe noch den von Hagedorn beſungenen Alſterfluß und einen Landſee in ihren Umfang aufnimmt, und ſich von ſo vielen Kanälen unverletzt durchſchneiden läßt, einer ſolchen Stadt, behaupte ich, kann es an Waſſer nicht fehlen, folglich auch nicht an Luft, und eben deshalb auch nicht an Humor, deſſen literariſches Sinnbild ſie immerhin ſeyn kann, weil der ſogenannte Humor mancher neuern Humoriſtiker gleichfalls aus nichts Anderm beſteht als aus Luft und Waſſer. Was daher mich betrifft, ſo will ich auf den Namen eines Humoriſtikers Verzicht leiſten, wenn es mir dafür gelingt, meinen Leſer in gutem Humor zu erhalten. Um ihn aber darin wirklich zu erhalten, oder ihn wenigſtens wie mit einem Zauberſchlage plötzlich hinein zu verſetzen, — will ich kein geringes Opfer bringen, indem ich ſelbſt dieſe negative Dedikation, eh' ſie ihr Ende erreicht hat, — ſchließe, und den Leſer, die freie deutſche

Stadt Hamburg, den Senat und die Oberalten, nebſt dem Amt Ritzebüttel ꝛc. ꝛc. geziemend bitte, mir — geduldig zum nächſten Schilde zu folgen. Dieſes Schild aber, iſt kein anderes als das —

Ein und siebenzigste

Schild.

Die zwei weißen Rosen.

Der liebende Weiberfeind. Lied der Sterbenden. Bilder der Liebe. Todes-Anmuth.

Noch blutet das Herz der Leserinn über Heliens Tod, und ach! schon muß ich sie an — Viktorinens Sterbelager führen. Ihr Besuch auf dem Kirchhofe, ihre nachherige Verzweiflung der Sehnsucht, die Wunde am Leichenstein des Geliebten, und jener rasende, wahrhafte Todtentanz, führte sie der Vereinigung mit Ihm, der ihre ganze Seele erfüllte, rasch entgegen.

Vater Hillmar war von seinem Schmerze so darnieder gedrückt, daß der sonst so lebensfrohe, kräftige Mann, in ohnmächtiger Unthätigkeit dahintrauerte. Flora ward ganz ver-

ſtört; ihre Liebe, die zwiſchen zwei Todtenblumen emporblühte, erſchien ihr jetzt wie ein Verbrechen. Serena behielt zwar mehr Faſſung, weil ſie an Hollan eine kraftige Stütze fand; aber auch ihr Inneres war zerrüttet. Hollan ſorgte und handelte jetzt für Alle. Da er gewahrte, daß Viktorinens Lebensſonne ſich zum Untergang neigte, dachte er darauf, ſie wenigſtens im Bilde feſtzuhalten, da man noch kein Porträt von ihr hatte. Es gelang ihm, ſie zu bereden, daß ſie einwilligte ſich mahlen zu laſſen. Er wählte dazu einen jungen Mahler, der einſt Helions Freund war, nachher durch böſe Menſchen von ihm entfernt wurde, und nach Italien reiſte, wo er mehrere Jahre blieb. Wenige Tage nach Helions Tode war er zurückgekommen, und kannte alſo weder Viktorinen noch ihre Liebe zu dem Todten, der für ihn ſchon lange todt war. Reinalds Genie hatte ſich in Italien bedeutend entwickelt, aber Liebſchaften und tolle Geſellſchaften hatten ſeine Lebenskraft geſchwächt. In dieſer Zerrüttung kränkelte er immerfort, ohne ſich jedoch im geringſten zu ſchonen, und leidenſchaftlich in Allem. Nur eine einzige Leidenſchaft hatte ihn verlaſſen, die Liebe, die ſich in Haß verwandelte. Zu viel erfahrene weibliche Gunſt bewirkte in ihm Verkennung alles

weiblichen Werthes. Er war ſeit zwei Jahren ein heftiger Weiberfeind geworden, und ſein Haß gegen das ganze Geſchlecht ging ſo weit, daß ſelbſt die glänzendſte Belohnung ihn nicht bewegen konnte, ein weibliches Antlitz zu porträtiren.

Nun kam Hollan zu dem Düſtern, brachte ihm ein unter Helions Papieren gefundenes, aus dem tiefſten Herzen an ihn geſchriebenes Gedicht, erzählte wie Helion unterm Grabhügel und Viktorine auf dem Todtenbett liege. Da erwachte in Reinalds heißem Herzen die verglommene Freundſchaft in ihrer vollen Gluth. Er vergaß ſeinen Weiberhaß und ſeinen Vorſatz, warf ſich an Hollan's Bruſt, weinte, ſagte zu, ergriff ſein Mahlerzeug, und rief: »Verklärter Freund! Umſchwebe mich bei dem traurigen Geſchäft, und nimm ihr Bild als mein Todtenopfer!« — So eilte der leidenſchaftliche Jüngling zur Sterbenden. Als er mit Hollan bebend in das Nebenzimmer trat, tönte ihnen ein ſanfter trauernder Geſang entgegen. Es war Viktorinens Stimme, die ſich ſelbſt das Sterbelied ſang.

Helion hatte ihr in ſeinen letzten Stunden eine weiße Roſe und einen Rosmarinſtrauß, als Bilder der Liebe und ihrer Leiden gegeben, deren Sinn er in einigen Strophen deutete.

In dieſem Liede ſchien Vikterine jetzt ihre Seele auszuhauchen. So lauteten die Worte:

Wenn der Liebe Knospe blüht,
Gegenliebe noch nicht glüht,
Hält in ihrem düſtern Schooße
Furcht der Bangen
Muth umfangen,
Wie der Rosmarin die Rose.
Als Furcht und Liebe nimm ſie hin
Die Rose und den Rosmarin!

* * *

Ist, von Hoffnung angefacht,
Freud'ger Liebe Muth erwacht,
Wird in ihres Glückes Schooße
Sehnſucht-Leben
Sie umweben,
Wie der Rosmarin die Rose.
Als Lieb' und Sehnſucht nimm ſie hin
Die Rose und den Rosmarin!

* * *

Trübt ein feindliches Geſchick,
Liebe, dir dein ſtilles Glück,
Lächelſt du im dunkeln Schooße,
Selbſt im Schauer
Deiner Trauer,
Wie im Rosmarin die Rose.
Als Lieb' und Trauer nimm ſie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Trennen mit feindſel'ger Hand
Macht und Liſt das ſchöne Band,
Dann verſinken in dem Schooße
Wilder Schmerzen
Edle Herzen,
Wie im Rosmarin die Roſe.
Als Schmerz und Liebe nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

* * *

Drückend iſt des Lebens Nacht,
Wo die Sorge einſam wacht;
Liebe läßt vom dunkeln Schooße
Ihr Entzücken
Glühend blicken,
Wie der Rosmarin die Roſe.
Als Lieb' und Leben nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

* * *

Sinkt der Leib ins kühle Grab,
Liebe ſinket nicht hinab;
Sie glüht aus dem Erdenſchooße,
Lichtaufſtrebend
Sich erhebend
Wie vom Rosmarin die Roſe.
Zum ew'gen Leben nimm ſie hin
Die Roſe und den Rosmarin!

Obſchon Viktorine ſehr leiſe ſang, mußte ſie, bei ihrer zunehmenden Entkräftung, nach

jeder Strophe innehalten. So hatte Reinald, als ſie kaum den letzten Vers ſang, auch die Hauptumriſſe gezeichnet, und konnte nun an die Ausführung gehen. Jetzt wurde ihm aber die Arbeit beinahe mit jedem Augenblick erſchwert. Da Viktorine keine körperlichen Schmerzen litt, ſo zeigte ſich auf ihrem holden Geſicht auch nicht die geringſte Spur von Entſtellung. Ruhig, ſchweigend, und halb ſchlummernd wie ſie da lag, nahmen die ſchönen Züge eine Verklärung an, und wenn ſie in ihren Phantaſien mit Helion zu ſprechen glaubte, floß ein himmliſches Lächeln wie leuchtend über das ſich belebende Antlitz. Da wurde Reinalds Seele, höchſt reizbar und empfänglich für das Schöne, von der Engels-Anmuth ſo mächtig ergriffen, daß die reinſte Flamme geiſtiger Liebe in dem, von Wehmuth und Entzücken zugleich erfüllten Jüngling empor loderte. Von Wonneſchauern durcheist und durchglüht, verſagte ihm die zitternde Hand oft den Dienſt.

Während dem war die Sterbende in einen ſanften Schlummer geſunken; der Tod ſchien ihr ſo ſanft erſcheinen zu wollen, als ſie ſelbſt es im Leben und in der Liebe war. Reinald war mit dem Bilde ſo weit gekommen, daß er es nun zu Hauſe um ſo beſſer vollenden konnte, als die Gegenwart der Sterbenden

auf ihn zu ſchmerzlich wirkte, und ihm nicht länger geſtattete, hier gleichſam das Leben dem Tode zu entwenden. In ſeine Wohnung gekommen, konnte er keine Ruhe finden; ſchlaflos durchwachte er die lange Nacht, zündete Lichter an, ſtellte das Bild auf, und mahlte, bis Zittern und Thränen ihn fortzuarbeiten hinderten. Er, der ſein Herz dem blühendſten Leben weiblicher Schönheit verſchloſſen hatte, fühlte ſich nun von einer Sterbenden zu unendlicher Liebe entzündet, aber zu einer Liebe, in deren Hochgefühl der Begeiſterte ausrufen konnte: »Helion! Gewähre mir, Sie zu lieben! Sie, deren ich nicht würdig bin, bleibt dein im Himmel, wie ſie es auf Erden war, und meine Liebe iſt Anbetung, Heiligung meiner ſelbſt.«—

Und Reinald hielt Wort. Sie, die ich kaum mehr Viktorine nennen darf, weil ſie dem Irdiſchen nicht mehr angehört, ſie ward ihm von Stunde an das Ideal einer himmliſchen Erſcheinung, zu dem ſein Geiſt emporſtrebte, dem er ſein Leben und ſeine Kunſt weihte. Seine ſchönſten weiblichen Gemählde waren ein Abglanz ihrer Engelanmuth. Er, der leidenſchaftliche Jüngling, hatte Sie zum Schutzgeiſte ſeines Lebens erwählt, ward ernſt, ſtill, fromm und tiefſinnig, und erneuerte täglich ſein Gelübde, der Todten treu zu bleiben bis in den Tod.

Noch ſaß er unter den verlöſchenden Lichtern vor dem Bilde, hinſtarrend, ohne einen Pinſelſtrich zu thun, ſeine Phantaſie aufs höchſte geſteigert. Nun fiel das erſte grauenhafte Dämmerlicht des düſtern Morgens auf das Gemählde. Da ſchien ihm plötzlich das bleiche Geſicht noch mehr zu erblaſſen, das Auge zu brechen. Mit dem heulenden Wehruf: »Sie ſtirbt!« ſtürzte er zu Boden.

Nachdem er wieder zu ſich gekommen war, nahm er das Bild von der Staffelei, verhüllte es, und ging damit in das Haus der Trauer.—

Viktorine hatte vollendet, und lag auf dem Sterbelager, nach ihrem letzten Wunſche geſchmückt. Sie war in ein weites weißes Gewand gehüllt; auf der goldenen Lockenfülle trauerte ein Kranz von dunklem Rosmarin. Auf der Bruſt ſchimmerte an einem ſchwarzen Bande ihr unzertrennlicher Gefährte, jenes ſilberne Kreuz, welches einſt von dem bangen Mädchen und dem aus einer Todes-Ohnmacht erwachenden Geliebten in demſelben Augenblick dankbar geküßt wurde. In den gefalteten Händen hielt ſie, feſt umſchloſſen wie ein Pfand für die Ewigkeit, die weiße Roſe und den Rosmarinzweig, den ihr der ſterbende Helion gab. In ſtummen Schmerz verſunken, ſtand Reinald am offenen Sarge, bewegungslos; ſein Blick

ruhte auf den zwei weißen Rosen wechselweise, bald auf der Todten, bald auf der Blume, die ihr Sinnbild zu seyn schien. Dann stellte er schweigend das Gemählde der Vollendeten zu ihren Füßen hin, so, daß ein bleiches Antlitz dem andern gegenüber stand, und das Bild mit seinen offenen Augen wehmüthig auf die geschlossenen im Gesicht der Todten hinschaute.

Jetzt beugte sich Reinald über sie, küßte die kalten Lippen, und sprach mit dumpfer Stimme: »Diesen Kuß, du Verklärte, empfange Helion von dir als unsern Versöhnungskuß! Dieser Kuß sey die läuternde Flamme meines irdischen Daseyns!« —

Reinald verließ die geliebte Leiche nicht, bis der Sarg verschlossen ward, folgte ihr zum Kirchhofe, und fühlte die erste sanftere Thräne, als er zwischen Viktorinens und Helions nachbarlichen Gräbern stand. —

Zwei und ſiebenzigſtes, drei und ſiebenzigſtes und vier und ſiebenzigſtes

Schild.

Der grüne Kranz.
Die drei goldnen Löwen.
Der Zederbaum.

Der verſchönerte Schmerz. Die Kränze des Lebens. Falſche Löwen. Symbol.

Reinald wurde durch gemeinſamen Schmerz und gemeinſame Liebe allmählig ein Mitglied in Hillmars Familie. Man glaubte ihm anfangs nur Aufmerkſamkeit und Dank ſchuldig zu ſeyn, daß er jenes traurige Geſchäft der Abbildung der Sterbenden übernommen hatte, welches wohl jeden Mahler ſchmerzlich ergreifen muß, um ſo mehr ein höchſt reizbares Gemüth wie Reinald's. Die liebenswürdige Schön-

heit im Augenblicke ihres Vergehens erfassen, das Leben vom Tode nehmen, das Sterbebett zum Blumenbeet eines neuen Daseyns machen, — wie herrlich, aber auch wie herzzerreißend!

Reinald, offen wie er war, verhehlte nicht, wie mächtig Viktorine in ihren letzten Augenblicken auf ihn gewirket habe. Man hielt ihn zuerst für einen schnell auflodernden Enthusiasten; da es sich aber zeigte, daß jener Eindruck in ihm nicht erlosch, erkannte man die Tiefe seines Gemüths. Der alte Hillmar hing mit voller Seele an ihm; Serena und Flora betrachteten ihn mit Ehrfurcht, und er erschien ihnen wie ein Vertrauter der beiden Verklärten.

Reinald that, was in seinen Kräften stand, den Schmerz der Trauernden, indem er ihn selbst festhielt, durch Verschönerung zu mildern, und bediente sich zu diesem Zwecke aller Macht, die seine schöne Kunst ihm darboth. Er begann unverzüglich ein sinnvolles großes Gemählde. Im dunkeln Vordergrunde erhob sich ein dichter düsterer Zypressenhain. Am Eingange desselben schimmerte ein Leichenstein von weißem Marmor; in einem Kranze von Rosen und Rosmarin erschienen Viktorinens und Helions Bildnisse. Am Fusse des Denkmahls lagen, gleichsam als Symbole der wichtigsten Lebensverhältnisse und zugleich die Nichtigkeit

des Irdischen andeutend, verschiedene Kränze theils welk, theils halbentblättert oder zerrissen, in wildem Gewirre unter einander; ein Myrten- und Rosenkranz der Liebe, ein Brautkranz, zur Hälfte von einem feuerfarbenen, ein Nonnenkranz, größten Theils von einem schwarzen Schleier verdeckt, ein Lorbeerkranz mit Dornen vermischt, ein Eichenkranz mit Nesseln, ein Epheukranz mit Schierling, und mehrere andere. — Über dem — im Hintergrunde sich öffnenden Horizont glüht die Morgenröthe, die ersten Sonnenstrahlen brechen hervor, und in ihrem Glanze schwebt der Genius der Unsterblichkeit himmelan. Ein Strahl seiner Glorie fällt auf das Grab.

Dieses Gemählde wurde in Viktorinens Sterbezimmer aufgestellt und mit einem Vorhange von schwarzem Tast bedeckt.

So kindlich sanft aber Reinald sich gegen Helion und die Seinigen benahm, unter denen er sich so wohl befand, daß er sogar Helions Zimmer bezog; eben so heftig, sarkastisch und stolz zeigte er sich beinahe gegen alle übrige Welt, von welcher er nichts mehr wissen wollte. Verlangte man von ihm Gemählde, so schlug er's entweder geradezu ab, oder brachte dabei so viele Züge beißender Satyre an, daß er sich dadurch Feinde zuzog, auch mächtige, da er

auf Stand und Rang des Bestellers keine Rücksicht nahm. Als Hillmar ihn deshalb einst väterlich warnte, gab er mit einer seltsamen Mischung von Weichheit und Erbitterung zur Antwort: »Ich kann nicht anders reden als ich denke, nicht anders handeln als mich's treibt, nichts anders mahlen als was mich begeistert. Und wie wenig diese Menschen dazu passen, einen Künstler für sie zu begeistern, das fühlen Sie, trefflicher Hillmar, gewiß eben so als ich es fühle. Ich hasse die verbuhlten Weiber, und ihretwegen die buhlenden Männer. Ihr schales Liebeln ist nichts als ein erbärmliches Mittel gegen die lange Weile, oft gleich den Blutegeln, die dem Kranken das Blut aussaugen, und beim Verlust desselben ihr eigenes Leben einbüssen. In der Liebe ist Trug und Täuschung; nur wo der Mensch haßt, zeigt er sich wahr. Darum will ich lieber gegeißelt als geschmeichelt, lieber gehaßt als geliebt seyn; so weiß ich doch, woran ich bin, kann mich stählen, hüthen und wehren, ohne mich von irgend einem Sirenengesange einschläfern zu lassen. Haßt mich, ihr Menschen, ich bitt' euch, haßt mich! Ich fürchte euch nicht, wahrlich nicht! Glaubt ihr mich zu schrecken? Meint ihr, ich sey das schüchterne Schaaf, und ihr wäret die furcht-

baren Löwen? Ja, Löwen ſend ihr größten Theils, und wenn ihr wollt, ſogar goldene Löwen, und dennoch erbärmliche Löwen! Sehen Sie, Hillmar, ich laſſe ihnen jetzt drei Löwen vortreten, die Löwen heißen und doch keine Löwen ſind, ſo wie manche Menſchen etwas heißen, was ſie nicht ſind. Vor der Bude jedes Kerzenhändlers ſehen Sie einen aufrecht ſtehenden Löwen, der eine Fackel in der Tatze hält; wer die keke Figur ſieht, müßte glauben, daß ſie die Welt entweder erleuchtet oder anzündet. Keineswegs! die Welt bleibt ohne Licht und ohne Feuer. Wie viel ſolche gemahlte Löwen-Kreaturen finden wir nicht unter den Menſchen! — Nicht weniger häufig ſind die menſchlichen Ameiſen-Löwen, hier verbindet ſich das Höchſte mit dem Winzigſten, der große Nahme mit einem Inſekten-Nichts! Er heißt Löwe, — und ſtellt Ameiſen nach, die mit Beihülfe des abgleitenden Sandes in ſeine trichterförmig gehöhlte Grube fallen, wo ſie dem Löwenpasquill zur Nahrung dienen. — Endlich kommen wir gar auf einen Löwen, der das ſchändlichſte Sinnbild frecher Nichtswürdigkeit iſt, — den Müller-Löwen. Er geht mit einer Löwenhaut herum, und ſchreckt jeden, der ſich ſchrecken läßt, weil er ihn für das hält, wofür er ſich ausgibt; der Unverzagte

aber nimmt ihm die Haut ab und ſagt dem Verblüfften ins lange Ohr, daß er — ein Eſel ſey. So ſind der Männer gar viele; es ſcheint, als wollten ſie verſengen, verſchlingen und zerreißen, aber — die Fackel brennt nicht, was ſie verſchlingen, ſind nur Ameiſen, und ſie zerreißen nichts, ſobald man ihnen nur die Haut abnimmt. Glauben Sie mir, es gibt wenig wahrhafte Löwen, aber deſto mehr Kerzen- Ameiſen - und Müller - Löwen, gegen die man nichts weiter zu thun braucht, als ſie nicht zu fürchten, oder höchſtens ihnen zu ſagen, daß man ſie kennt.« —

Hillmar fühlte zwar immer die treffende Wahrheit ſolcher Äußerungen Reinalds; ſie ſchienen ihm aber doch zu verwegen und gefährlich, und verwundeten ſein friedliches Gemüth. Reinald bemerkte dann wohl, daß Hillmar Helions edelſanfter und großmüthiger Natur, — die keines bittern Grolls gegen den Menſchen überhaupt fähig war, und böſen Unmuth in ſich ſo wenig feſtwurzeln ließ, als ein klarer See den Schatten düſtrer Donnerwolken in ſich aufnehmen kann, — vor ſeiner ſchonungslos heftigen den Vorzug gab. Reinald ſelbſt geſtand Helions höherem Weſen, das wie aus dem tiefen Blau des höchſten Äthers gebildet zu ſeyn ſchien, gerne den Vorzug, und bewies

es jedesmahl dadurch, daß er nach jeder sarkastischen Dythyrambe, gleichsam um einen Balsam auf Hillmars wunde Seele zu legen, entweder Helien feuriges Lob sprach, oder, was noch mehr wirkte, etwas von seinen hinterlassenen Fragmenten vorlas. Gegenwärtig führte er den begütigten Hillmar an seine Staffelei, und zeigte ihm hier ein ziemlich großes Gemählde, auf dem nur einzelne, noch unkennbare Umrisse zu sehen waren. Im Vordergrunde aber stand zur Linken eine, schon größtentheils vollendete, herrliche Zeder.« Was unter diesem erhabenen Baum kommen wird, sagte er, soll dieses Bild, das ich zu einem Hochzeitgeschenk für Flora bestimme, zu seinem Zwecke vollkommen eignen. Zur Wahl des Zederbaumes veranlaßte mich ein Fragment in Helions Tagebuch.« —

Helion führte ein zwangloses sogenanntes Tagebuch, dem er den Titel gab: »Des Lebens Licht- und Schattenseite.« Er schrieb darin über alles Erfreuliche oder Schmerzliche, das im Leben ihm begegnete, mit wechselnder Darstellungsweise, zusammen. Hier befand sich auch ein kleines Fragment:

»Die Zeder auf Libanon, ein Sinnbild der Religion.«

»Auf Libanons höchster Bergspitze reift die

echte Zeder,*) gleich einer großen Seele, in Stille und Einsamkeit. Aus einem steinigen dürren Sandboden erhebt die Immergrünende ihr Haupt zum Himmel; nirgend gedeiht der Glaube kräftiger, nirgend sproßt und blüht der religiöse Sinn schöner, nie blickt das Vertrauen auf Gott muthiger zum nahen Himmel empor, als aus der Sandwüste des Unglücks, und immergrünend wie die Zeder bist du, Religion, deinen Geweihten!« —

»So wie die Zeder auf Libanon dem Reichthum ihrer prächtigen Zweige zur Erde herabsenkt, und damit auf den umgebenden Raum erquickende Kühlung hinschattet, so senkt auch die Religion ihren Himmelssittig zur Erde herab, uns schützend vor der Gluth der Lebensqualen und der Leidenschaften, uns stärkend zur Pilgerreise und zum Blicke nach oben. Die Zeder bedarf nur in ihrer zarten Jugend einigen Schutz gegen tödtende Kälte; hat sie einmahl ihre volle Stärke erreicht, dann brausen vergebens alle Stürme über ihren Scheitel dahin; in ihrer Rüstung spottet sie der Wuth zerstörender Fröste; ihr Stamm trotzt Jahrtausenden.« —

---

*) Man nennt sie zum Unterschiede von andern verwandten Bäumen die Zeder von Libanon.

»So unerſchütterlich gegen alle Stürme und Leiden des Lebens ſteht auch der Menſch, den du, o Religion, gegürtet und gerüſtet haſt mit Vertrauen auf Gott und dem Gefühl ſeiner Unſterblichkeit. Der Sternendom ſeiner Seligkeit ragt über das Leben empor, wie die majeſtätiſche Zeder aus andern Bäumen, wie Salomo's Tempel von Zederholz über die Götzentempel von Marmor und Gold!« —

Fünf und Siebzigstes

Schild.

Der Fürst Primas von Ungarn.

Bitte an die Stadt Hamburg. Dedications-Duplikat. Meine Leiden, als Mensch und als Schriftsteller. Richtige und doch falsche Beschreibung der Stadt Hamburg. Schilder-Musterung. Kekheit des Romans. Jeweiliges Vermächtniß des Autors.

In der ersten Zeile dieses Kapitels muß ich mich vor allem andern sogleich an die Stadt Hamburg wenden, mit der Bitte, dieses Kapitel nicht zu lesen. Ich habe hierzu einen sehr wichtigen Grund, nämlich eine Dedication an den jeweiligen Fürst Primas von Ungarn, dessen Bildniß das Schicksal mir zu meiner größten Freude hier in den Weg stellt. Der Umstand, daß das Bildniß dieses gehrten Hauptes auf einem Schilde erscheint, ist keineswegs

ſo zufällig, als man etwa im erſten Augenblick glauben möchte: er bedeutet vielmehr ſehr treffend die Tapferkeit und den ritterlichen Edelmuth dieſes an Geiſt und Gemüth gleich herrlichen Volks, das im Völkerkranz der öſterreichiſchen Monarchie ruhmwürdig glänzt.

Ich weiß wohl, daß ich der Stadt Hamburg eine offenbar verſteckte, negativ-poſitive Dedication dieſes Werkes gemacht habe, folglich gedachte Stadt es mir etwa übel nehmen könnte, daß ich mich jetzt wieder mit einer andern Dedication an den Fürſt Primas von Ungarn, folglich auch an das verbrüderte Königreich Ungarn ſelbſt wende. Will indeß die Stadt Hamburg billig ſeyn, ſo kann ſie mir's nicht verargen, daß ich, nebſt dem guten Einvernehmen mit einer Seemacht, auch auf dem Continent feſten Fuß zu faſſen ſuche.

So wende ich mich denn mit geziemender Ehrfurcht an den Fürſt Primas von Ungarn, und zwar — aus Eigennutz — nicht an Dieſen oder Jenen, ſondern an den jeweiligen, folglich an Einen, der gar nie ſtirbt, und auf ſolche Art, — vorausgeſetzt, daß er mir unendlich geneigt iſt, — mich und mein Werk in die Tauſende von Jahren lieben und protegiren kann.

Unter die vielen ausgezeichneten Tugenden

des geehrten jeweiligen Fürſten Primas von Ungarn ſetze ich auch eine ungemein liebenswürdige Sanftmuth und eine außerordentliche Geduld, und zwar deshalb, damit er mir ein geneigtes Gehör ſchenkt, wenn ich ihm — wie folgt — meine Leiden, als Menſch und Dichter klage.

Will die Stadt Hamburg es auf ſich nehmen, mich lebenslänglich mit ihren weltberühmten Federkielen zu verſehen, ſo erbieth' ich mich dagegen, daß ich mit keiner vaterländiſchen Gans etwas zu thun haben und ſie — im Nothfalle — eher verzehren als einen ihrer Kiele verwenden will, die ich aber jetzt noch dankbar zu dem folgenden Bekenntniſſe an das geehrte Schildbild gebrauche, ſagend: Was man mit ſeinen eigenen Augen geſehen hat, das kann derjenige, der zu ſchreiben verſteht, auch beſchreiben. Ich habe die Stadt Hamburg zwar geſehen; müßte ich ſie aber beſchreiben, ſo zweifle ich nicht im geringſten, daß nicht nur die obbeſagte Stadt, ſondern auch alle Topographen gegen meine Beſchreibung allerhand einwenden werden. Und dennoch beſchreib' ich ſie, in der Vorausſetzung, daß dieſe Stadt ſelbſt von mir eine Beſchreibung von ſich verlangt habe, vielleicht gar in der böſen Abſicht, um ſich mit mir einen Spaß zu machen, mich

in Verlegenheit zu ſetzen, und nachher über mich herzufallen.

So ſchwer mir nun — unter dieſen Umſtänden — die Beſchreibung fällt, ſo unternehm' ich ſie dennoch, und klage dabei zugleich dem jeweiligen Fürſt Primas, als einem hypothetiſch-ſanften und geduldigen Herrn, meine Leiden als Menſch und als Schriftſteller:

Erſtes Leiden: Beſchreibung der Stadt Hamburg.

Die ganze Stadt Hamburg iſt von Blech, und hat, ſo wie jedes Ding auf der Welt, zwei Seiten, nicht mehr, weil das ſchon genug, ja für Manchen zu viel iſt.

Dieſe freie deutſche Stadt hat nicht mehr als — höchſtens zehn bis zwölf Häuſer und einen großen Thurm. Die Häuſer ſind ſämmtlich ſchneeweiß und haben zinnoberrothe Dächer, eines wie das andere. In der Stadt ſelbſt iſt kein lebendiger Menſch zu ſehen. Sie liegt an einem Waſſer, das zwei kurioſe Eigenſchaften hat, es iſt nämlich ganz trocken und unbeweglich. Dagegen aber hat die Stadt ſelbſt deſto mehr vom Regen zu leiden, der ihr ins Geſicht und auf den Rücken ſchlägt; bläſt ein ſtarker Wind, ſo wirft er — das hab' ich ſelbſt mehr als einmahl geſehen! — die ganze Stadt ſchrecklich hin und her, und doch wird dabei

kein einziges Haus beſchädigt, obſchon es ſo weit kommt, daß die Häuſer in der Luft herumfliegen. So wie ein Sturm vorüber iſt, nimmt die ganze Stadt wieder ihre vorige Stelle ein.« —

Bei dieſer Beſchreibung bin ich Augenzeuge und klaſſiſcher Schriftſteller, und wer mir nicht glauben will, kann, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen, auf den Stephansplatz gehen, und das Schild zur — Stadt Hamburg ſelbſt anſehen.

Mein zweites Leiden iſt die gegenwärtige Geſchichte ſelbſt, von welcher die Stadt Hamburg nur einen kleinen Theil ausmacht, nämlich den 70ten, wie das ſiebzigſte Schild bezeugt.

Alles, was ich dem Leſer bisher erzählt habe, iſt wahr, wenn nicht im Raum, doch gewiß in der Zeit. Eben deshalb iſt es ein Leichtes, eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben; deſſen ungeachtet aber bleibt es eine ſchwierige Aufgabe, aus 116 Schildern ein reinhiſtoriſches Wapen zur Geſchichte der Menſchheit zuſammenzumahlen, und eine ſo chaotiſche Maſſe unter Einen Hut zu bringen. Bedenke, gerechter Leſer, wie viele Länder und Städte ich hier zu bearbeiten hatte! Sie wollen ſich manchmahl von ihren rechtmäßigen Regenten

kaum bändigen laſſen; — und ich mußte ſie mir doch gleichſam um den Finger wickeln, ſie ins Dintenfaß werfen und tropfenweiſe herausholen. Dann kommen erſt alle die mir gegebenen hohen Häupter; und wer weiß nicht, daß das Sprichwort: »So viele Köpfe, ſo viele Sinne!« ſelbſt bei den kleinſten und niedrigſten Häuptern Statt findet? — Endlich die vielen Sonnen und Monde, die ich in dieſen zwei Bänden placiren mußte, obſchon unſre ganze Erde mit einem Monde genug, und an einer Sonne oft zu viel hat! Der Sterne ſind am Himmel wohl genug, aber in meinem hiſtoriſchen Spatium auch nicht zu wenig; gebe nur der Himmel, daß unter dieſen Sternen auch mein Glücks-Stern — der Beifall der Leſer — ſich befinde! An Roſen von aller Farbe iſt hier ein Überfluß; mir iſts recht, wenn nur mir ſelbſt dabei Roſen blühen. Ich laſſe jede ſchöne Leſerinn gern für eine Centifolie gelten, wenn mir nur genug einfache Roſen bleiben. —

Jetzt aber frag' ich: »Wer iſt der Roman? und was hat er zu thun?« — der Roman iſt ein Kerl, der behauptet, daß die ganze Welt ſein gehört. Jeden Stoff und jede Form vindizirt er als ſein Eigenthum. Der nobilirten Epopee tritt er keck entgegen als gebornes Genie,

dem Drama ſagt er geradezu ins Geſicht: er könne noch mehr ſeyn als dramatiſch, ſogar draſtiſch, obſchon dieß einer ſeiner geringſten Vorzüge ſey. »Ich, ſagt er, bewege mich in jeder Form mit Leichtigkeit, wie's mir beliebt. Mag immerhin die Epopee ihre welthiſtoriſche Tendenz rühmen; ich bin Herrſcher in der Univerſal-Monarchie der Menſchheit, und darum laſſe ich auch der Tragödie alle ihre Helden, und behalte mir den Menſchen, weil ich wohl weiß, daß Alle Staatsbürger und Helden nur nach ihrem wahren Werth als Menſchen etwas gelten. Eben deshalb nehme ich meine handelnden Perſonen nicht nach dem was ſie thun, ſondern laſſe ſie, wie recht und billig, durch das gelten, was ſie ſind. Mir iſt's daher nicht darum zu thun, ob ſie verwickelte Schickſale erleben, ſondern wie ſie leben; meine Weſen müſſen entweder thöricht daſtehen, um vor kleinlicher Thorheit zu warnen, oder groß und ſchön, um den Leſer zur wahren Größe und Schönheit zu erheben. Ich binde mich daher auch nicht an einen Hauptmenſchen, als ſogenannten Helden, den ich durch die Normalſchule des Lebens bis zu einer Berufs- und Brotwiſſenſchaft fortzappeln laſſe; ich ſtelle vielmehr ein Leben ins Leben, einen Reichthum von Charakteren, Verhältniſ-

sen und Situazionen; und findet der Leser nicht genug Handlung und Verwickelung, so trifft er dafür desto mehr Empfindungen, Gedanken und Bilder, die ihn lehren, das irdische Treiben recht anschauen, sein Lebensgärtchen verschönern und aus seinen engen Ackerfurchen sich, wenn auch nicht gleich dem Adler, wenigstens doch wie eine Lerche emporzuheben. Stirbt auch hie und da ein gewichtiger Mensch — wie z. B. Helion und Viktorine — vor dem Ende der Geschichte, so endet die Geschichte doch erst dann, wenn ich den Leser auf den Hügel geführt habe, wo er das Ganze überschauen kann. Und zudem, — so haben wir ja Beispiele, daß die Todten oft mehr wirken als die Lebendigen. Fragt die Geschichte!« —

Überdieß —

setze ich Romanschreiber zu dem Monolog des Romans hinzu — überdieß dient der Zwang, den ich mir auflegen ließ, nur dazu, um zu zeigen, wie viele Freiheit ich in mir habe, selbst den Zwang zu beherrschen. Mit hundert sechzehn Schildern zog ich zu Felde; mit hundert sechzehn Schildern kämpfe ich; mit hundert sechzehn Schildern werde ich siegen und mir eine Trophäe errichten; wo nicht — wenigstens sterbend auf hundert sechzehn Schildern nicht unrühmlich ruhen, mit dem Be-

seyn, daß ich ein reges Geisterleben schuf, keine mühselige Zeichnung mit dem Storchenschnabel, und daß ich, ohne durch ein Monnosfenster in die Brust des Menschen geguckt zu haben, einen Mondstrahl der Phantasie in sein Inneres fallen ließ, und ihn zwar als Nachtwandler, aber wahr, zu erscheinen zwang.

Taucht' ich den Federkiel ins Dintenfaß, und sehe den herausgezogenen klebenden schwarzen Tropfen, so denk' ich mir: du Schwarzer schaffest so manches Bunte, aber noch bunter sind die Leser; und so verschieden ihr Dintentropfen an Größe und Gestalt seyd, so sind die Leser doch noch viel mehr verschiedener, und wo der Eine tadeln wird, lobt der Andere, und umgekehrt. So bin ich denn ohne Furcht, weil ich weiß, daß ich theils viele Freunde schon habe, theils noch gewinnen werde; und was meine Feinde betrifft; so kann ich aufrichtig sagen, daß sie an dieser Geschichte bisher nicht das Geringste getadelt, ja nicht einmahl ein Wort davon gelesen haben. —

Um die Sanftmuth und Geduld des jeweiligen Fürsten Primas nicht zu ermüden, schließe ich dieses zu lange Kapitel mit der Bitte, daß derselbe jeweilige Fürst Primas mich und mein Werk sei-

nem jeweiligen Nachfolger teſtamentariſch zu geneigtem Andenken vermachen wolle, ein gar unſchuldiges und unbeſchwerliches Legat!

Sechs und siebzigstes

Schild.

Der heilige Joseph.

Temperament. Gespräch der Leser. Familien. Verbild. Der Übergang in ein zweites Leben.

Melancholischer Leser. Stirbt nicht bald wieder jemand recht schön, wie Helien oder Viktorine? — Herr Autor, Sie haben jetzt tolles Zeug getrieben! Wären nicht die schönen Sterbescenen gewesen, so hätt' ichs wahrlich überblättert. Zur Entschädigung aber nun endlich wieder einmahl etwas Düsteres!

Sanguiniker. Gott bewahre! Nur lustig! Lassen Sie Ihrer Laune den Zügel schießen! Witz und Muthwille! Soll schon durchaus das Wort Tod vorkommen, so mag sich die Melancholie selbst zu Tode lachen!

Melancholiker. Geben ſie doch dem Leichtſinnigen kein Gehör! Ernſt, Gefühl, Wehmuth, das erhebt den Menſchen, Gräber, heilige Schauer, Sehnſucht, Schrecken, — —

Phlegmatiker. Zeigen den nächſten Weg ins Narrenhaus! Ewig Weinen, Seufzen und Jammern, iſt albern; immer Scherzen, Lachen und Herumſpringen, iſt unbequem. Warum denn nicht ruhig? Ruhig genießt man am beſten; Alles Angreifende heißt nichts. Lieber Herr Autor! Ich habe von Ihrem Roman erſt drei Kapitel geleſen; aber — langſam kommt man auch weiter: nicht wahr? Schreiben Sie, wie Sie wollen; man muß auf Alles gefaßt ſeyn: Menſchen und Zeiten ſind ungleich.

Choleriker. Herr Poet! laſſen Sie ſich von den drei Narren, dem Weinenden, Lachenden und Schläfrigen, nicht verführen! Machen Sie mich böſe, ſo zerreiß' ich Ihnen das ganze Buch, und werf's zum Fenſter hinaus. Haben Sie mich verſtanden? — Laſſen Sie dem Humor Zaum und Zügel, der Phantaſie freie Flügel, Kraft und Kühnheit, je toller je beſſer ſo iſts recht. Hol' der Teufel alle zahmen, zierlichen, geſchmackvollen Schriftſteller!

Autor. Meine Herren! Jeder von Ih-

nen hat recht; und ich auch, weil ich Ihnen recht gebe. Wenn nur Jeder Manches in meinem Buche tadelt, was der Andere eben so lobt, dann bin ich vollkommen zufrieden, und sage: Jedem das Seinige, mir das Meinige! — Haben wir genug geweint, gelacht, gepoltert und geruht, so hat das Buch ein Ende, so wie das Leben selbst. Erlauben Sie mir fortzufahren!

Jene Zeder, welche Helion als Sinnbild der Religion deutete, beweg den phantasierenden Reinald zu einem neuen Gemählde. Im Vordergrunde erhob sich ein Zederbaum in seiner majestätischen Schönheit. In seinem Schatten saß eine Madonna mit dem auf ihrem Schooße spielenden Christuskinde; vor beiden stand die kräftige Gestalt des heiligen Joseph. Er zog mit dem starken Arm einige Zweige des hohen Baumes herab, und wölbte sie zu einem kühlen Laubdach für Mutter und Kind, deren holdseliges Lächeln auf sein gebräuntes Antlitz einen verklärenden Schein warf. Zu seinen Füßen lag verschiedenes Werkzeug.

Als das Bild vollendet ward, bestimmte Reinald es zu einem Hochzeitgeschenk für Flora. »Ein solches Gemählde, sagte er, darf im ehelichen Kreise so wenig fehlen, als die Sonne

in unſerm Sternenſyſtem. Der Anblick der heiligen Familie heiligt unſern eigenen Bund und unſer Inneres. Sie zeigt uns das Ideal weiblicher Würde und männlicher Größe, die Liebe in ihrer höchſten Reinheit, die Vollkommenheit der ſchönſten wechſelſeitigen Pflichtleiſtung, und die Thätigkeit der edelſten Uneigennützigkeit, wodurch zwei Weſen in Eines verſchmelzen, indem ſie ſich zum Wohle eines dritten vereinigen. Das Kind iſt der Spiegel, in dem beide ihre Liebe und ihre Tugenden anſchauen.« —

Wenn Reinold ſich in ſolchen Reden ereiferte, konnte Vater Hillmar ſeine Augen von ihm nicht abwenden.

Des Mahlers Geſtalt hatte mit dem geſtorbenen Dichter überhaupt einige Ähnlichkeit; ſo wie er aber in Feuer gerieth, wurde dieſe noch auffallender, ja manchmahl ſo wunderbar, daß es ſchien, als ſey er Helion ſelbſt, nur heftiger, und durch feindſelige Schickſale etwas verwildert. Er ſelbſt dachte ſich in Heliens Weſen und Eigenheit mit jedem Tage tiefer hinein, und gefiel ſich in dieſer Rolle ſo ſehr, daß er ſeine ehemalige Trennung von Helion aufgehoben und ſich der Liebe Viktorinens werth zu machen glaubte. Es entſtand dadurch eine Art von düſterer Schwärmerei in ihm; er ſtrebte,

Helions dichteriſches Leben in ſeinen Farbendichtungen fortzuſetzen. Ernſt und wortkarg im ruhigen Zuſtande, loderte er im exaltirten deſto heftiger auf, und war allerdings ein Stern ſo gut als ſein geſchiedener Freund, doch ein rothfunkelnder Mars, wo Helion als holder Abendſtern leuchtete. Sah er irgend einen Menſchen über die wunderbare Ähnlichkeit betroffen, dann triumphirte er in ſeinem Innern. So ſchritt er denn, wie ein vorzüglicher Schauſpieler als Geiſt im Hamlet, wie Helions Schattenbild, geſpenſtiſch durchs Leben dahin, gleichſam als hätte das Schickſal ihm die Pflicht aufgelegt, ſein Weſen aufzugeben und ein Anderer als er ſelbſt zu ſeyn; und dieſer Wahn wurde in ihm endlich zur fixen Idee.

Sieben und ſiebzigſtes, und Acht und ſiebzigſtes

Schild.

Der Ackermann. Die Feſtung Belgrad.

Die glückliche Familie. Die Erfindſamkeit der Liebe. Der Heldenzopf. Die friedliche Schlacht. Der Sieg der Malerei. Die Zuckerfeſtung.

Dem neuen Brautpaar hatte Reinald ſein Gemählde der heiligen Familie als Vorbild ihres ehlichen Lebens aufgeſtellt. In wie ferne Graf Tenneberg und Flora dem ſchönen Ideale nacheifern und ſich nähern werden, ſteht zu erwarten. Iſt es aber erlaubt, das Irdiſche mit dem Himmliſchen zu vergleichen, ſo muß ich ſagen, daß Barnabas und Gabriele, deren Schlafzimmer der nämliche erhabene Gegenſtand ſchmükte, in ihrem Familienleben den ſeligen reichen Einfluß fühlten, welchen das wür-

dige Streben nach tugendhafter Vervollkommnung gewährt. Ihre Lebensweise war eben so einfach als rein, im Größten wie im Kleinsten. Barnabas war allen seinen Unterthanen ein Muster von Fleiß und Redlichkeit. Da er sich nicht scheute, selbst den Pflug zu führen, und überhaupt beim Ackerbau, den er vorzüglich liebte, Hand anzulegen, so folgten alle Dorfbewohner seinem Beispiel, und in der ganzen Gegend umher nannte man ihn den wackern Ackermann. Sein Körper hatte durch freudige Thätigkeit eine solche Fülle von Gesundheit und Stärke gewonnen, daß er Allen, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, als ein Fremder erschien, und zwar um so mehr, als auch sein heitrer Geist nicht die geringste Spur jener Schüchternheit und Melancholie zeigte, die, nebst der Katzenscheu, einst seine Quälgeister waren. Da wir nun von dieser glücklichen Familie Abschied nehmen, so sage ich dem Leser, zu seiner Beruhigung, daß Gemüthsruhe, Arbeitsamkeit und Frohsinn — so viel ich erfahren konnte — von den wackern Eltern noch auf ihre Kinder vererbt wurden, und der Schlangenring mit der goldenen Krone bei ihnen stets in Ehren blieb.

Flora hing mit ganzer Seele an dem heiligen Bilde, und beschloß ihrerseits eine from-

me Nachbarinn zu werden. Graf Hermann von Tenneseld aber betrachtete das schöne Gemählde manchmal mit einem betrübten Gesichte, weil — die Hoffnung, es zu realisiren, noch immer mit einigen Hindernissen zu kämpfen hatte, welche von dem besagten goldnen Welf herkamen; denn der General wollte seinem Neffen zu dieser Heirath die gewünschte Zustimmung noch immer nicht geben, Herrmann aber den Oheim gegen sich nicht aufbringen.

Indeß — wofür wüßte die erfinderische Liebe nicht Rath? Herrmann kannte die ungeheure Eitelkeit seines Oheims, der jeden Zufall, der ihn während eines Feldzuges traf, zu einer Heldenthat stämpelte, von welcher zu reden und zu erzählen er nicht aufhören konnte. Insbesondere rühmte er seine Großthaten in einem Türkenkriege mit der unerschöpflichsten Beredtsamkeit, obschon diese — mit historischer Strenge genommen — in nichts anderm bestanden, als daß ihm eine Flintenkugel den Zopf wegriß, und er auf dem Schlachtfelde — am Morgen nach der Schlacht — einen Roßschweif fand, den er als eine erkämpfte Trophäe sich hastig zueignete. Es scheint beinahe, als hätte der goldene Kriegsmann — wenigstens zu jener Zeit — mehr mit den Tod-

ten als mit dem Tödten zu thun gehabt. Als jene Schlacht in der Nähe von Belgrad vorfiel, war er Fähnrich; General und goldner Wolf wurde er lange nachher, und zwar eines durch das Andere. So vermöglich und ruhmsüchtig er aber auch war, so ließ doch sein Geiz beide nie recht ans Tageslicht kommen. Herrmann aber kannte diese schwachen Seiten seines Oheims, und benützte sie für das Glück seiner Liebe.

Reinald, in das Geheimniß eingeweiht, ging sogleich ans Werk, und arbeitete mit größter Anstrengung an dem Gemählde, an dem eigentlich Alles lag. Im Hintergrunde erblickte man das Oberschloß der Festung Belgrad. In ihrer Nähe wüthete das gräßlichste Schlachtgetümmel; die Donau und die Sau waren an ihrem Zusammenfluße mit Leichen bedeckt. Im Vordergrunde erschien der Feldherr mit seiner glänzenden Umgebung. In der Entfernung brach zur rechten Seite ein Infanterie Regiment mit gefälltem Bajonet am umbüschten Rande des Gemähldes hervor. Ein Offizier, der in der Rechten den Degen schwang, in der linken einen Roßschweif nachschleppte, hatte die Uniform, die Gestalt und das Gesicht des Oheims. Aus der Festung flog eine Kanonenkugel gerade nach dem Kopfe dieses

Offiziers auf eine solche Weise, daß nicht sowohl der unschuldige Zopf in Lebensgefahr, sondern vielmehr der Inhaber desselben der Todesgefahr nahe zu seyn schien. —

Der General kam nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen jetzt wieder zurück. Graf Hermann bat ihn zu einem Dejeuner zu sich, damit er Floren wenigstens nicht mehr blos aus poetischen Beschreibungen kenne, weil die Liebenden stets sehr unzuverlässige und parteiische Geschichtschreiber sind. Der General trat, eben nicht zum Besten gelaunt, in das Gesellschaftszimmer, prallte aber voll Verwunderung zurück, als er statt der erwarteten Ehestands-Kandidatinn sich selbst in dem — wie er glaubte und sagte — glorreichsten Moment seines Lebens erblickte. »Ei — rief er — das ist ja die merkwürdige Schlacht von Belgrad! herrlich! — Aber weißt du, lieber Hermann, dabei war ich ja selbst?« — Er stellte sich, als sähe oder kenne er sein gemahltes Ich nicht. Der schlaue Neffe merkte den Pfiff, und sagte mit Warme: »Eben das macht mir das Gemählde so unbeschreiblich lieb und werth. Ihre Thaten, lieber Oheim, sind in meiner Seele gegenwärtig.« — Er erzählte nun ein Märchen, wie er theils von Verwandten, theils von Mannern, die in der Kriegsgeschichte ganz

zu Hauſe ſeyen, jene facta memorabilia vernommen, und nach ihrer Angabe das Gemählde entwerfen ließ. Der freudetrunkene Oheim rief nun, mit ſcheinbarem Verdruß über ſich ſelbſt: »Wie konnte ich auch ſo ungeſchickt ſeyn, mich nicht ſogleich auf den erſten Blick zu erkennen. Ich bin's, ja ich bin's wie ich leb' und leibe, mit Haut und Haar! Zum Sprechen getroffen! Der Mahler — weißt du — der Mahler, der ſucht ſeines Gleichen; ja ein wahrer Hexenmeiſter! Hat mich nie geſehen, und mahlt mich, als wär' er mir nie von der Seite gekommen. Hol' mich der Teufel, das iſt ſcharmant!« —

Die Freude der geſchmeichelten Eitelkeit ſtieg mit jedem Augenblick. Als Herrmann dieſer günſtigen Stimmung ſich verſichert ſah, öffnete er die Thür des Nebenzimmers; Hillmar, Flora, Serena, Hollau, und Reinald traten heraus. Herrmann ſtellte ſie dem Oheim vor. Dieſer empfing ſie mit zuvorkommender Freundlichkeit, und überraſchte den Neffen nach einer halben Stunde noch ſtärker, als dieſer ihn überraſcht hatte, indem er zu Floren ſagte: »Die Liebe meines wakern Neffen zu mir verdient mehr Belohnung, als ich ihm geben kann; Fräulein! wenn ſie das Geſchäft für mich übernehmen wollten, ſo müßte ich Ihnen

ſelbſt ſehr dankbar ſeyn.« — »Meine Braut!« rief Herrmann, indem er ihre Hand feurig an die Lippen und Sie ſelbſt ans Herz drückte. Florens geſenkte Blicke und ihre hochrothen Wangen widerſprachen der Apoſtrophe nicht; ſie war indeß eben ſo erſtaunt als ihr Vater, da Herrmann ſeinen Plan ihnen verheimlicht hatte, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen. Als Herrmann das bebende Mädchen umarmte, that der entzükte General ein paar Sturmſchritte gegen Hillmar, ſchloß ihn gleichfalls in die Arme, und rief im Kommando-Ton: »Ergebt Euch! Und nun laßt uns im Angeſicht der Feſtung die Kapitulation ſchließen!« —

Herrmann benützte die gute Zeit und das Feuer des Oheims, und ſo geſchah die Verlobung freudig und friedlich, indeß hinter ihnen die Schlacht wüthete. Nachdem die Hauptſache geordnet war, ſtellte Herrmann ſeinem Oheim den Mahler vor, welcher von dem, mit Worten ſtets freigebigen Kriegs-Helden geküßt und gedrükt und mit Lob überſtrömt wurde. Endlich ſagte er: »Hören Sie, unvergleichlicher Künſtler und Meiſter! Nur ein Einziges finde ich an dem ganzen Gemählde zu tadeln: die Kugel, die meinem Leben drohte, aber glüklicherweiſe nicht den Kopf, ſondern nur den Zopf wegriß, war keine Kanonenkugel,

ſondern nur eine Flintenkugel.« — Reinald ſtellte ſich betroffen, obſchon er wohl wußte, daß er den Fehler abſichtlich begangen hatte, um die Schein-Gefahr zu vergrößern. Da nahm der General wie tröſtend wieder das Wort, und ſagte, dem Mahler auf die Schulter klopfend: »Das hat im Grunde nichts zu ſagen! Kugel iſt Kugel.« — Er fiel damit raſch ein, damit der Mahler nicht etwa auf den Gedanken komme, die Kanonenkugel auf eine Flintenkugel zu reduziren.

Nun mußte ſich aber die Geſellſchaft gefallen laſſen, die ganze Geſchichte der Kriegs- und Heldenthaten anzuhören. Die Erzählung dauerte zwei volle Stunden, und würde vermuthlich noch länger gedauert haben, hätte ſich Graf Herrmann nicht die Weiſung erbeten, wann er das Gemählde in des Erzählers Wohnung dürfe bringen laſſen.

Da dieſer die Erlaubniß hierzu ſogleich ertheilte, brach die Geſellſchaft auf, und begleitete das Bild feierlich in die Wohnung des präſumtiven Originals. Sie wurde für dieſen Gang auch reichlich belohnt, denn der Oheim zeigte nun ſowohl den erbeuteten Roßſchweif als den aufbewahrten Zopf, mit dem Verſprechen, daß ſein Neffe einſt nicht nur ſein Vermögen, ſondern auch dieſe zwei Klei-

node erben ſolle. Beim Hochzeitmahle ſtand ſogar eine Feſtung Belgrad von Zucker auf dem Tiſch, und todte Zukertürken lagen ringsumher auf den Bäuchen. —

Neun und siebzigstes

Schild.

Die guldene Kugel.

Die Liebe für den Quälgeist. Gewitter-Maschinerie. Der Muth im seidenen Zimmer. Das goldene Kegelspiel. Die Verzagtheit des Geldstolzes. Lob der Kugeln.

Die Hochzeit ist vorüber. Wir lassen nun auch die Flitterwochen hinfliegen, um das junge Ehepaar erst dann zu betrachten, wenn der erste Zauberduft sich verloren hat, und der ersten Ehestands-Dekorazion, die immer das Elysium vorstellt, die zweite folgen wird: eine irdische Landschaft, die ihre Pflege verlangt. Indessen finden wir Zeit, uns wieder einmahl nach dem walfischlichen Herrn Martin Biergans, Edlen von Rosenschwert, umzusehen.

Dieser wackere Mann hatte von seinem

ewigen Antagoniſten, dem muthwilligen Müßiggänger Adalbert, fort und fort viel zu leiden. Aber gerade dadurch, daß der junge Herr ihm unaufhörlich einen Schabernak nach dem andern ſpielte, gewöhnte ſich der Gequälte an ſeinen Quälgeiſt immer mehr, und endlich ſo ſehr, daß ihm, wenn Adalbert längere Zeit ihn ruhig ließ, das einförmigmatte Leben wie eine Speiſe ohne Gewürz vorkam. Er ging ſtets mit dem Vorſatze herum, dem jungen Teufel, über den er ſich todt ärgern und todt lachen wollte, einen tüchtigen Streich entgegen zu ſpielen; in dieſer ſüßen Hoffnung ließ er ſich von ihm Alles gefallen, ſo wie man ſich über den Winter mit dem nächſten Sommer tröſtet. In dem letzten Sommer wohnte Herr Martin Biergans ꝛc. in ſeinem neugekauften Landhauſe. Hier beehrte ihn Adalbert mit häufigen Beſuchen, nur in der Abſicht, ihn mit der Furcht, vom Blitze getödtet zu werden, unaufhörlich zu ängſtigen. Herr Martin ließ ſich, als er das Haus kaum bezogen hatte, ſogleich wieder ein ſeidenes Zimmer einrichten; eben dieſe Vorſicht brachte den muthwilligen Jungen auf die Idee, den Beſitzer mit Gewittern ganz zu umgeben. Er kündigte dem Alten an, daß, nach den Beobachtungen der Pariſer Aſtronomen, der gegenwärtige Sommer mehr Gewitter haben werde, als die drei

vorhergegangenen zusammen. Nun schaffte er sogleich eine tüchtige Donnermaschine und die nöthigen Blitz-Instrumente von einem Theater herbei.

Kaum war die zweite Nacht angebrochen, als Adalbert seine Machination begann. Der Donner rollte aus der auf dem Dachboden angebrachten Maschine, der Blitz spie seine Feuer vor den Fenstern, die nach dem Garten sahen, wo mehrere Eingeweihte auf den Bäumen saßen. Herr Martin eilte ins seidene Zimmer und schwitzte unter einer Last von Seidenzeug. In der nächsten Nacht ging dasselbe Spektakel an, und so fort und fort; der Himmel schien einen hundertjährigen Vorrath von elektrischem Stoff der Erde als eine rückständige Schuld abtragen zu wollen.

Da Adalbert endlich an den Schreckensscenen früher die Lust verlor, als Herr Martin die Furcht, so geboth er seinen Donnermaschinen die Ruhe, wie Virgils Neptun den stürmischen Winden.

Ich weiß es, daß viele Leser den Herrn Martin, weil er sich auf solche Weise schrecken ließ, für einen gar erbärmlichen Schuft halten werden. Ich gebe ihnen nicht unrecht; doch bitte ich sie, dabei auch zu bedenken, wie viele Menschen sich in ähnlichen Fällen durch solche

falsche Gewitter schrecken lassen, deren Nichtigkeit sie einsehen müßten, wenn sie nicht zu blöde oder zu feig wären. Wie mancher Held hat nur mit der Donnermaschine gedonnert, wie manches Pseudo-Genie nur mit Colophonium geblitzt, und nur dadurch bewirkt, daß man ihre falschen Donner und Blitze für wahre hielt. —

Als drei Nächte ruhig vorüber gegangen waren, trat Adalbert zu Herrn Biergans ins Zimmer, und wünschte ihm Glück zu der ruhigen Zeit. Herr Biergans zeigte sich, nachdem die Gefahr vorüber zu seyn schien, sehr starkmüthig, und bemerkte sogar, behaglich lächelnd: Es sey von ihm dumm gewesen, als Besitzer eines seidenen Zimmers sich ängstigen zu lassen; wer reich sey, habe gar nichts zu fürchten; der Reichthum gebe Mittel gegen Alles.

Adalbert. Gegen Alles? Gegen die Furcht doch nicht! davon haben sie selbst den Beweis geliefert.

Biergans. Die Furcht ist ein böses Weib, das nur dann im Hause tyrannisirt, wenn der Mann ein Weib ist.

Adalbert. Wo haben sie das gelesen?

Biergans. In meiner eigenen Furcht.

Adalbert. Das heißt: in der Furcht vor dem Nichts.

Biergans. Ich fürchte nun kein Gewitter mehr; mag der Himmel noch so viele Blitze haben, so hab' ich genug Geld, mich mit Seidenstoff dagegen zu schützen.

Adalbert. Was geben Sie mir, wenn ich sie von aller Gewitterfurcht heile?

Biergans. Können Sie die Gewitter hindern?

Adalbert. Das nicht; aber — unterlassen kann ich sie.

Nun erzählte der Muthwillige die geheime Geschichte seiner unschädlichen Gewitter. Herr Martin versagte den Glauben, bis Adalbert ihm endlich die Maschine zeigte, und noch an demselben Abend ein Ungewitter in optima forma aufführte, besser als auf manchem Theater. Um seine Beschämung zu verbergen, behauptete Herr Martin neuerdings, daß er nicht einmahl die wirklichen Gewitter zu fürchten brauche, so lange sein Reichthum ihm gestatte, für Blitzableiter und seidene Gemächer zu sorgen.

Armer Mann! — sagte Adalbert. Ihr Reichthum? Sie lieben das Kegelspiel, das weiß ich, und sage daher: wer nicht im Stau-

de iſt, neun Kegel und die Kugel, ſtatt von lignum sanctum, von Gold zu haben, — der darf gar nicht ſagen, daß er reich iſt.

Herr Viergans ſtutzte, und ſchwieg einige Augenblicke gegen den ihn ſatyriſch anlächelnden Antagoniſten. Endlich ſagte er: »So? Kegel und Kugel nicht von Gold? — Ja, ſag' ich Ihnen! Ich will Ihnen zeigen, daß ich reich bin. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder; dann ſpiele ich mit Ihnen, und Kegel und Kugel ſollen lauteres Gold ſeyn.« —

Herr Martin hatte den Fehler, daß er den Reichthum für das Höchſte, und ſich ſelbſt für unermeßlich reich hielt. Dieſer zweifache Wahn riß ihn zu der übereilten Behauptung hin. Adalbert dagegen nahm den Bleiſtift, rechnete ganz ruhig, und ſagte dann: »Wiſſen Sie, wie viel eine goldene Kugel, mit neun goldenen Kegeln, Dukaten enthielte? wiſſen Sie, daß ihr ganzer Reichthum nicht hinreichen würde, ein ſolches Kegelſpiel ſich anzuſchaffen?« —

Herr Martin ſtutzte; dann lachte er aber grob-vornehm, und ſagte im Lachen: »Sie mögen mir auch der wahre Rechenmeiſter ſeyn! Ein falſcher Donnerwetter-Macher und ein Mechanikus ſind zwei verſchiedene Dinge. Und was wetten wir, binnen ſechs Wochen ſpielen

Sie in meinem Garten mit einer goldenen Kugel und neun goldenen Kegeln? —

Adalbert. Ich ſage Ihnen aber, daß es nicht ſeyn kann. Hören Sie nur erſt, welche Summe Ihnen das koſten würde!

Biergans. Wollen Sie mich zum Narren haben? dießmahl gelingt Ihnen der Spaß nicht. Aber ſagen Sie ihre Lüge ins Teufels Nahmen nur heraus, damit ich wieder Ruhe bekomme.

Adalbert, (mit ſchrelender Stimme:) Ich ſage Ihnen, daß eine goldene Kugel mit neun göldenen Kegeln Summa Summarum — in gehöriger Größe und Schwere — beiläufig fünf und fünfzig tauſend Stück Dukaten in Gold enthält: wozu dann erſt noch die Arbeit zu bezahlen kommt.*)

---

*) Zur Unterſtützung dieſer Angabe kann die folgende Berechnung dienen: Was koſten 9 Kegel und eine Kugel von reinſtem Golde, in der Größe des gewöhnlichen Kegelſpiels? Vorausgeſetzt, daß die neun Kegel aus Buchenholz, und die Kugel aus lignum sanctum verfertigt iſt.

Ein Kegel von Buchenholz nach unterſuchtem Gewichtmaß, wiegt 49 Loth, daher 9 Kegel 441 Loth.

Nach der Tabelle über die ſpezifiſchen Schweren feſter Körper verhält ſich Buchenholz zum reinſten

Biergans. Wissen Sie, was ich zu Ihrem Elaborat sage? Ich sage so viel, daß Sie gut lügen aber schlecht rechnen können. Kurz! Binnen sechs Wochen von heute an, ha-

---

Gelde wie 0,854 zu 19,640; wenn daher x das Gewicht in Gold von 9 Kegeln ist, so verhält sich $441 : x = 0{,}854 : 19{,}640$ u. $x = \frac{443 \times 19640}{8334} =$ 316 Pf. 29 Loth $3\frac{[illegible]}{[illegible]}$ Quintel Gold.

Nun wiegen 5 Stück Dukaten ein Loth Wiener Gewicht, folglich wiegen die 9 Kegel nach dem gefundenen Gewicht in Gold . 60,708 St. Dkt.

mit Hinweglassung der Brüche.

Eine Kugel von lignum sanctum mißt im Durchmesser 4″ — ,3″ daher beträgt — mit den Verhältniß 7 — 22 der körperliche Inhalt derselben $= \frac{54049}{1344}$ Kubik Zoll, folglich das Gewicht der Goldkugel von 4″ — ,,3‴ im Durchmesser, $\frac{54049}{1344}$ (nachdem der Kubik Zoll Gold vermog der aufgelösten Proportion $\frac{35489}{[illegible]}$ Pf. wiegt) $\times$ $\frac{35489}{[illegible]}$ Pf. $=$ 25 Pf., 26 Loth, $1\frac{3}{17}$ Qtl. Nun wiegen 5 St. Dukaten ein Loth Wiener Gewicht, folglich wiegt die Kugel . . . . 4,131 St. Dkt.

mit Hinweglassung der Brüche

also das ganze Kegelspiel von Buchenholz im Golde . . . 54,839 St. Dkt.

be ich mein goldenes Kegelſpiel, Ihnen zum Troß!

Adalbert. Und ich ſage Ihnen ſo viel, daß Sie's nicht haben, weder in ſechs Wochen, noch in ſechs Jahren. Damit Sie aber ſich überzeugen, daß ich wenigſtens dieſes Mahl die Wahrheit ſage, ſo laſſen Sie die Aufgabe von Andern berechnen, und ich wette, daß auf jeden Fall keine bedeutende Differenz herauskommt.

Herr Martin willigte nun ein. Wer rechnen konnte, mußte rechnen. Es wurden eigene Rechnungsfeſte gegeben, wo tüchtig gerechnet, und noch tüchtiger getrunken und gegeſſen wurde. Das Facit und letzte Reſultat Alles Rechnens, Eſſens und Trinkens war für Herrn Martin Biergans, Edlen von Roſenſchwert, die traurige Überzeugung, daß er nicht im Stande ſey, ſich ein goldenes Kegelſpiel anzuſchaffen. Was jetzt folgt, kann nur derjenige glauben, der Gelegenheit gehabt hat, geldſtolze Menſchen nahe kennen zu lernen.

Herr Martin erſchrack über die Unfähigkeit, ein goldenes Kegelſpiel ſich anſchaffen zu können, noch mehr als er über das blitzreichſte Gewitter je erſchrocken war. Der einzelne Fall zeigte ihm, ohne ſichs deutlich bewußt zu werden, die Nichtigkeit des Reichthums, auf den

er bißher ſeinen ganzen Werth und ſeinen Stolz gegründet hatte. Nun bekam er von dem Reichthum eine geringe Idee, folglich auch von ſich ſelbſt. War er allein, ſo befiel ihn eine tragikomiſche Melancholie; man hörte ihn dann in ſeinem Kleinmuth vor ſich hinmurmeln: »Eigentlich bin ich doch nur ein armer Mann, ein armſeliger Kerl, der nichts Rechtes vornehmen kann! Und — wer weiß, was noch mit mir geſchieht?« — Er kam nun nach und nach auf die Idee, es ſey möglich, daß er vielleicht einmahl noch Hunger leiden müſſe. Seine Sucht zu glänzen verſchwand; er beſchloß, ſein — wie er ſich nun ausdrückte — bischen Geld zuſammen zu halten, und alle Mittel zu deſſen Vermehrung zu verſuchen. Er wollte ſpekuliren; aber — es ſelbſt mit gutem Erfolge zu thun, dazu dachte er ſelbſt von ſeinem Verſtande zu wenig vortheilhaft; ſich auf Andere verlaſſen, däuchte ihm zu gefährlich. Endlich fiel ihm ein: »Gleich und Gleich geſellt ſich gerne.« — Eine reiche Heirath ſchien die wahre Goldtinktur. Er ſchritt raſch ans Werk. Und ſiehe! Ein eheliches Gegentheil war ſchnell gefunden; eine alte Wittwe, goldhell wie ein Engel, boshaft wie der Teufel.

Dieſe Ehe hatte die Folge, daß Herr Martin

1. unter allen Menſchen den Rechenmeiſter Adalbert am meiſten haßte;

2. daß unter allen Metallen das Gold ihm das ſchlechteſte ſchien,

3. unter allen mathematiſchen Figuren die Kugel- und Kegelform die abſcheulichſte, und

4. unter allen weiblichen Geſtalten ſeine Ehekonſortinn die fatalſte; endlich, daß er

5. von ſeiner enormen Wallfiſch-Korpulenz immer mehr und mehr auf die gewöhnliche Menſchen-Peripherie reduzirt wurde.

In einer melancholiſchen Stunde ließ er einſt alle möglichen Kugeln vor ſeiner betrübten Seele die Muſterung paſſiren, und fand, daß das ſtumpfwinkeligſte Dreieck und das unregelmäßigſte Vieleck mehr werth ſey, als alle Kugeln und Kreiſe der ganzen Welt. —

Jetzt aber, Martin Viergans, Edler von Roſenſchwert! verläßt mich die Geduld. Ich bedaure dich, armer harpunirter Wallfiſch! Ich finde ſogar, daß dein Haß gegen die Kugeln Entſchuldigung verdient; deſſen ungeachtet aber kann ich nicht zugeben, daß man gegen die Kugeln eine Ungerechtigkeit begehe, weil es doch eine ausgemachte Sache bleibt, daß die Kugel unter allen regulären und irregulären Körpern der vollkommenſte bleibt. Wo zeigt ſich uns eine ſo, in ſich ſelbſt geſchloſſene Har-

monie als in der Kugel? Wo sonst finden wir eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Wenn ich alle Kügelchen und Kugeln, von der kleinsten bis zur größten, die Musterung passiren lasse, so finde ich in jeder einen herrlichen Vorzug. Ich nehme zuerst die — zugleich gewichtigste und geringste von allen — die Kegelbahn-Kugel, und frage: Können alle neun Kegel zusammen, Eine Kugel umwerfen? Und doch vermag Eine Kugel alle neun Kegel umzuwerfen! — Geben wir zu den nobilirten Kegelbahn-Kugeln — zu den Billard-Kugeln über: Welche planmäßige Kunstbewegung voll Scharfsinn, Kraft und Mannigfaltigkeit! Wer kann den Flinten- und Kanonenkugeln die mächtigste, freudigste und leidigste Wirksamkeit und Entscheidung von Krieg und Sieg absprechen? — Und gehen wir nun von diesen wirksamsten zu den unschädlichsten über: zu den Seifenblasen; geben sie uns nicht das treffendste Ebenbild von dem Glanz und der Vergänglichkeit unsers schimmernden und flüchtigen Lebens? — Ihnen gleicht das Rad und die Kugel, auf welchen sitzend die Glücksgöttinn abgebildet wird, die — wie alles Irdische und Zeitliche — rastlos und unstät dahingleitet. — Lieblich glänzend schwebt die Leuchtkugel empor; man sollte glauben, die Ehrgeizige würde

gewiß den höchſten Himmel erreichen. Aber Ach! ſie zerplatzt, und der zertrümmerte Hochmuth fallt in verlöſchenden Funken zur Erde hinab! — Die ſchönen farbigen Glaskugeln rufen uns mit all ihrer bunten Luſtbarkeit die Warnung zu, wie kurz die Freude der Täuſchung währt. — Blick hin auf die Myriaden von Würmer- Inſekten- und Vogel- Eiern! Aus der Kugelform entwickeln ſich unzählige Heere von Leben. Die Kugelgeſtalt des kleinſten Thautropfens iſt ein lebendiger Spiegel des Farbenprisma, und die Kugel des Augenſterns, deines edelſten und geiſtigſten Sinnes, o Menſch, nimmt die Kugel der Thauperle und die Weltkugel in ſich auf. Selbſt die herrlichſten der Himmelskörper, die Sonne, die dich zum Leben erweckt, und der Mond, der dich zur Ruhe des Schlummers einlullt, ſie erſcheinen dir in Kugelform. Das Wichtigſte in der Natur hüllt ſich in dieſe Geſtalt. Darum kannſt du es nicht tadeln, daß manche Weiſe der Vorwelt das Überſinnliche, ja die Gottheit ſelbſt, verſinnlicht ſich in kreisförmiger Geſtalt dachten, und die kreisförmig gewundene Schlange noch jetzt für ein Sinnbild der Ewigkeit gilt, als welches der edle Menſchenfeind Typhon ſie den Liebenden als Ring am Hochzeittage gab.

Und weil nun das Blut im Körper, und

die Säfte in allen Pflanzen, und die ganze Natur ihren ewigen Kreislauf hält, ſo ermahne ich dich, Leſerinn und Leſer dieſes meines Buches, die Geſtalt der Kugel als Sinnbild der in ſich ſelbſt geſchloſſenen, harmoniſchen Ründung vor Augen zu haben, ſo wie du in ihr alle Punkte vom Mittelpunkt gleich weit entfernt erblickeſt, damit auch dein inneres Leben von dem feſten Mittelpunkte des Wahren, Rechten und Schönen, ſymetriſch und harmoniſch nach außen ſtrebe und eben ſo in ſich wieder zurückkehre!

Achtzigſtes, ein und achtzigſtes, und zwei und achtzigſtes

Schild.

Das goldene Einhorn. Das ſilberne Schiff, und wieder das goldene Einhorn.

Es geht in dieſer Geſchichte wie im Leben; damit das Ganze beſtehe, muß Manches ſich vereinen, wie Anderes ſich iſolirt. Indeß Tenneberg und Flora einen Tempel der Eintracht, Herr Biergans und ſeine ungenannte Ehehälfte den Tempel der Zwietracht bildeten, ſtand Reinald wie die einſame Trümmer einer korinthiſchen Säule auf ſeiner ausgeſtorbenen Lebensflur. Er ſchien nur Helions Echo zu ſeyn, deſſen Ideen er nachklingend auffaßte. Was

jener mit Worten angedeutet und als Fragment hinterlaſſen hatte, das ſtrebte der Mahler von der geiſtigen Sonnenhöhe in die ſinnlichere Region des Regenbogens zu verpflanzen.

Ich will's dem ſcharfſinnigen Leſer — der ohne meine Bemerkung eben ſo gut darauf käme — nicht verhehlen, daß Reinalds wunderbare Verwandlung in den Helion auf mich Hiſtoriographen und auf mein Buch einen beſondern Einfluß hat, welcher — ſo viel nur das Formelle betrifft — vor der Hand darin ſich zeigt, daß jedes Schild — mit dem gegenwartigen angefangen, in drei Felder abgetheilt erſcheint.

Eh' ich aber dieſe drei Felder ausmeſſe und kolorire, muß ich erzählen, daß Reinald ſein Inneres beſonders von jener Nacht ergriffen fühlte, in welcher der exaltirte Nachtwandler Helion die Viſion jener Schilderſchlacht hatte, wo die mondbeleuchteten Aushängſchilder ihm mit den, von der Schattenſeite gebildeten Ritterſchildern als Vergangenheit und Gegenwart in die Schranken zu treten ſchienen. In Reinald erweckte dieſes abenteuerliche Nachtgeſicht die Idee, moderne Metamorphoſen zu mahlen, ſo daß jedes Aushängſchild zu einer märchenhaften Dichtung wurde.

Ich, der Hiſtoriograph, habe vor Helion

und Reinald zwar allen möglichen Respekt; dessen ungeachtet aber glaube ich, daß Einer von beiden auf die Idee der Schilderschlacht oder der Aushängschilder-Metamorphosen durch mich selbst, das heißt, durch die gegenwärtige Geschichte meines nachmittägigen Spaziergangs durch die Stadt gebracht worden sey. Ich will übrigens die Originalität von Beiden unangefochten lassen; indeß kann ich den angenehmen Gedanken, daß diese meine Kreaturen mich nachgeahmt haben, nicht unterdrücken.

Aus diesem angeführten Grunde und aus mehreren nicht angeführten Ursachen ergibt sichs, daß von nun an jedes Schild drei Felder enthält, und zwar folgende:

1tes Feld, enthält das Märchen moderner Schilder-Metamorphosen;

2tes Feld; spinnt daraus die Fortsetzung der eigentlichen Geschichte, die den Inhalt dieses Buches macht;

3tes Feld, läßt unter einer Thiergestalt und als irgend eine andere Figur ein feindliches Prinzip auftreten, welches mir und meinem Werke Tod und Verderben droht. *)

---

*) Es gibt schöne Leserinnen, die jeden Roman gewissermaßen für eine Versorgungs-Anstalt anse-

Reinald entwarf ſich, eh' er die Gemählde ſelbſt anfing, zu ſeinen cykliſchen Farbengebilden, um ihnen feſten Zuſammenhang zu geben, das folgende Märchen, welches nun in ſchilderweiſen Portiönen, ſamt jedem zweiten und dritten Felde, ſogleich gegeben wird und anfängt.

1tes Feld.

Phantaſie.

Durch die Waldöffnung blickte der rubinenrothe Morgen auf die grüne Fülle der vielgeſtaltigen blätterdichten Baumwipfel. Reiner Lebenshauch wallte kühl und duftig umher.

---

hen, folglich den wichtigſten Theil deſſelben darein ſetzten, daß die Hauptperſonen gehörig umgebracht oder verheirathet werden, das heißt, entweder in den ſüßſäuerlichen Apfel der Ehe oder ins Gras beißen. Iſt dieſe Anſicht die richtige, ſo hat die gegenwärtige Hiſtorie ihr Ende erreicht, indem zwei Grazien, nebſt Herrn Martin Biergans und ſeinen Sohn Barnabas in Hymens Tempel, Viktorine und Helion aber unter die Erde gebracht ſind. Für dieſen Fall weiß ich mir dann nicht anders zu helfen, als durch die Bitte, alles Nachfolgende als eines

Heilige Stille ruhte im Schoeß der Einsamkeit, wie die Biene auf einem Blumenkelch. Über den weichebenen kräuterreichen Boden schwebte leichten Schrittes, sinnig heiter, das Einhorn, umgaukelt von begleitenden Bienen und Schmetterlingen, unter melodischem Geflöte der Vögel, und leisem Geflüster blühender Gebüsche. Einhorn, jetzt der Genius des Waldes, war der Sohn eines mächtigen Königs, der in seinem weiten Reich herrschte wie die Sonne am Himmel. Des herrlichen Knaben irdische Natur zu läutern, und zum Ideal der Menschheit ihn zu erheben, raubte ein weiser Zauberer das holde Fürstenkind, um es durch alle Bildungsstufen zu führen, das Schöne und Gute in ihm zu entwikeln, und in voller Reife den glücklichen Eltern und dem glücklichen Reiche wieder zu geben. Schon hatte der Jüngling drei häßliche und böse, drei schöne und gute Naturen durchlebt, und jetzt war es ihm bestimmt, durch

---

höchst wundersamen Anhang zu der vorhergehenden und — wenns durchaus so seyn muß — bereits geschlossenen Geschichte zu betrachten, oder allenfalls auch als das Satyrspiel, welches auf jede griechische Trilogie folgte, oder als was sie wollen

die letzte Verwandlung im Heiligthum des Waldes die heilige Zahl zu erfüllen, durch Tugend und Kenntniß die Verklärung der Menschheit zu vollenden.

Wunderbar war Einherns Wesen: glänzendweiß die edle schlanke Gestalt; die taghelle Mähne umflog des erhabenen Nackens zarten Schwung wie eine Silberfluth von sanftern Lichtstrahlen. An der Stirne sprang des Hornes Herrlichkeit hervor, die Spitze himmelan gewendet. Es war mit der Kraft eines seltsamen Wechsels begabt; in der Freude goldstrahlend, im Zorne wie Rubinengluth brennend.

Durch die tiefe Morgenstille schritt Einhorn jetzt dahin, bis am Ende eines Waldgangs der begränzende Strom mit feierlichem Brausen einherzog, überspielt von Himmelsrosen. Und über die rosige Stromflur glitt ein silberner Nachen; und in des Nachens Mitte stand eine hohe Lilie, deren glänzendweiße Krone wie Alabaster schimmerte, umleuchtet von durchsichtigen smaragdnen Blättern. Der Nachen selbst hatte die Gestalt eines Schwans, dem entzückende Melodien entquollen. Die hehre Lilienblume, vom Frühschein angeglüht, stand da wie die Unschuld beim ersten Gefühl der aufkeimenden Liebe, und schien ein so liebliches Geheimniß zu bedeuten, daß man beinahe ver-

muthen mußte, sie sey eine verwandelte Jungfrau. Einen ähnlichen Eindruck brachte sie wenigstens auf Einhorn hervor, der unbeweglich auf die Erscheinung schaute, indem das goldstrahlende Horn mit der aufgehenden Sonne im ausströmenden Glanz wetteiferte.

2tes Feld.

Welt.

Verlassen wir das Reich der Phantasie, so zeigt sich uns der phantasierende Reinald selbst als jenes Einhorn. Einsam und in sich versenkt, lebt er schwärmend in genialer Abgeschiedenheit, seine ganze Seele auf die himmlische Erscheinung eines Wunderbildes gerichtet: Viktorine, die wie eine Blume der Seligkeit vor seinem geistigen Auge dahingleitet, von Helions verklärendem Schwanengesang umklungen. So wechselt er zwischen goldhellen Entzücken über das Ideal des höhern Lebens, und der zürnenden Rubinengluth über das Ungenügende und Böse des irdischen Daseyns.

3tes Feld.

Symbolik.

Wenn ich das Einhorn recht bedenke, so habe ich genug zu bedenken, und der Leser — wenn er seinen ganzen Verstand, seinen ganzen Witz, und seine ganze Gelehrsamkeit aufbiethen will, um das Mögliche und das Unmögliche zu vereinigen, — kann daran auch genug haben. Aus der Ursache setze ich auch voraus, daß er das Continental-Einhorn nur in der Fabelwelt sucht, ein wirkliches aber auf dem Wasser findet, nämlich den Narval (See-Einhorn, Monodon monoceros), den er sich noch aus der Stadt Dresden (dem ein und vierzigsten Schilde) gemerkt haben muß; weil ich da von dem wunderbaren Narvalszahn etwas erzählt habe.

Das Einhorn aber ist ein so sicherer Beweis für das alte Sprichwort: ne quid nimium! daß ich sogar den Schöpfer ganz keck fragen muß, warum er denn Thiere mit zwei Hörnern erschaffen hat, da doch Ein Horn zum Stoßen, zum Blasen und zur Zierde hinreicht.

Denk' ich mir ein Einhorn als böses — oder eigentlich als schlechtes Prinzip, so muß

es ein Rezenſent ſeyn, der in ſeiner dummen Arroganz herumrennt, und blindlings losſtoßt, jetzt auf einen Kloß, jetzt auf einen Heroen. Das ſilberne Schiff erinnert wohl jeden an ſeinen Lebenskachen, in dem er auf dem Strome der Zeit dahingleitet. Dieſe wechſelvolle Lebensweiſe verſinnlicht uns der Mond, der in ſeinem Zu- und Abnehmen als das ſilberne Schiff des Himmels bald auf dem glatten Ätherſpiegel freundlich dahingleitet, bald durch ein ſtürmiſches Fluthenheer von Wolken ſich durchkämpfen muß, bald ganz verhüllt wird und verſchwindet, ohne deshalb vernichtet zu ſeyn.

Drei und achtzigſtes
Schild.

Das weiße Lamm.

Altes Feld.
Phantaſie.

Einen ganz andern Eindruck als auf das geniale Einhorn machte die holde Wunderlilie auf ein weißes Lamm, das am Ufer ſtand, an welchem das ſilberne Schiff landete. Indem das entzückte Einhorn in den Anblick der lieblichen Erſcheinung verſank, begeiſtert von der Schönheit der Blume und des Nachens, und von des Schwanengeſangs himmliſcher Melodie in ſeinem Innerſten durchdrungen, die erweckten Gefühle und Ideen wie Lichtſtoff von

ſich ausſtrömte, äußerte das weiße Lamm ganz verſchiedene Anſichten. Das milde Thierlein ſchien gar nicht zu ahnen, daß es etwas Höheres gebe, als dieſe irdiſche Exiſtenz, auf deſſen Genuß ſein ganzes Treiben und Streben berechnet und beſchränkt war. In ſeiner Wolle weiches Geſtoke behaglich eingehüllt, ſchritt das ſanfte Thierlein, unſchuldig und dumm, zur Lilienblume, unter der es ſich nichts anders als eine genießbare Waare vorſtellen konnte, biß auf ein grünes Blatt, zerbrach am Smaragd einen Zahn, und that blökend einen unwilligen Seitenſprung. So gehts auch den Menſchen, die, nur für das ganz Gewöhnliche und Gemeine geſchaffen, ſich an das Ungewöhnliche und Ungemeine wagen, das ſie mit jenem auf gleiche Weiſe behandeln wollen, indem ſie einen Genuß da ſuchen, wo für ſie keiner zu finden iſt.

2tes Feld.

Welt.

Reinald trat im Verlauf mehrerer Monate ein einziges Mal aus ſeinem Phantaſiereich in die wirkliche Welt. Was ihn beweg, ſeine geniale Einſamkeit zu verlaſſen, war

gleichfalls ein weißes Lamm, und zwar ein sehr schöngeloktes Osterlamm von Butter, welches die Kinder des Hollau'schen Hauses erfreute. Hollau und Serena, so wenig hold beide den Versen und den poetischen Luxusspeisen waren, trugen doch in ihrem Gemüth den Quell echter Lebenspoesie. So liebten beide die wahre Herzlichkeit häuslicher Feste, das Gegentheil von jenen glänzenden Familien-Parade-Feierlichkeiten, wo die Gemüthlosigkeit durch einstudirte Rührspiele sich zu Thränen kitzelt, die erkünstelte Scheinfreude flach, und der erzwungene Schmerz ein gemahltes Feuer ist.

Ganz anders wurde jetzt bei Hollaus gegen Ende Aprils das Osterfest begangen, das schönste von allen Doppel-Festen; die Auferstehung des Heilands im Herzen, und des Frühlings in der Natur. Nachdem aber das Ernste und Erhebende vorbei war, fand sich auch der unschuldige Scherz, der zwar eigentlich nur den Kindern galt, aber von den Großen eben so fröhlich mitgenossen wurde. Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu, sagt das Sprichwort, das die volle Anwendung auf Kinder findet. Dieß bewährte sich jetzt im Hollauschen Hause. Anführer der Kinderschaar war Adalbert, dessen ehemalige Tollheit sich zu einer angenehmen Fröhlichkeit gemildert hatte.

Man ſah ihn gerne, weil er ſich mit den Kindern viel beſchäftigte, die ihn deshalb ſehr liebten. Er brachte ihnen viel hübſche Dinge, und hatte eine eigene Gabe, dem Alten einen Anſtrich von Neuheit zu geben, die für die Kinder der kräftigſte Talismann iſt. Jetzt errichtete er für ſie eine große Lotterie. Ausgeſpielt wurde ein weißes ſehr kleines Lamm, und eine große Mandeltorte. Zur Ziehung ward der vierte Tag nach dem Abſatz der Lotterieloſe beſtimmt, deren jedes fünf baare Groſchen koſtete, doch mit dem Unterſchiede, daß die Lamm-Looſe während der Zeit bis zur Ziehung mit jedem Tage um einen Kreuzer theurer wurden, weil das Lamm mit jedem Tage größer wuchs, ſo wie im Gegentheil die Torten-Looſe mit jedem Tage um einen Kreuzer wohlfeiler wurden, wegen des — mit zunehmenden Alter abnehmenden Werthes.

Welche Kinder unter den vielen die zwei glücklichen waren, weiß ich nicht, und lügen will ich nicht. Ich breche daher kurz ab, und erlaube mir nur noch, alle reichen Armen, die künftighin ihre negative Habe ausſpielen wollen, auf die herrliche Proportion aufmerkſam zu machen; nicht minder empfehle ich die Sache ſämmtlichen Verfaſſern von Kinderſchriften.

3tes Feld.

Symbolik.

Wenn ich das Lamm hier als Sinnbild der Unschuld aufstellte, so würde ich nichts Anderes thun, als was schon tausend Andere vor mir gethan haben, was folglich auch die unschuldigste Leserinn ohne meine Beihülfe thun konnte. Ich bemerke daher nur flüchtig die symbolische Sonderbarkeit, daß man das ganz junge Lamm zum Sinnbild der Unschuld und — wenn es an Reife zunehmend zum Schaaf herangewachsen ist, zum Sinnbild der Dummheit macht, als wären Unschuld und Dummheit so nahe Verwandte! Ich nehme mir daher die Freiheit, das Lämmlein, wie es im vorbergehenden Mährchen erscheint, als einen Menschen zu versenifiziren, der, ohne Sinn für ein Höheres, Alles, was ihm hienieden vorkommt, auf einen schuldlosen materiellen Genuß berechnet. Kommt ein Leser von solcher Art über dieses Buch, so wird er auch wie in einen gewöhnlichen materiellen Roman drein beissen, und die erzählten Facta gierig verschlingen wollen. Merkt er, daß diese animalische Function nicht gelingt, so wird er vermuthlich das Ganze für ungenießbar erklären,

und ich muß mich damit tröſten, daß es unter den Leſern auch Einhörner gibt, deren höhere Natur das Geiſtige aufſucht, folglich Phantaſieblumen weder auf den Küchenzettel des Alltagslebens ſetzen, noch freſſen will.

Vier und achtzigſtes

Schild.

Die Stadt Eger.

Dieſer alten wackern Stadt des muſikaliſchen Böhmerlandes habe ich weiter nichts zu ſagen, als daß ſie mir hier im Wege ſteht. Damit ſie mir aber dieſe freimüthige Äußerung nicht übel nimmt, ſo bin ich ſo geſcheidt, die Pille zu vergolden, und ſage ihr drei Dinge in das ſteinerne Ohr, und zwar:

Erſtens. Wäre ſie die Maria Loretta-Kapelle, und ich ein Engel, ſo nahme ich ſie jetzt, und trüge ſie auf einen andern Fleck, damit ſie mir aus dem Wege käme.

Zweitens. Kränt es es mich ungemein, daß ſie durch Wallenſteins lanaen Schlaf in ſo viele Mäuler und auf ſo viele Theater gekommen iſt.

Drittens wünsche ich ihr vielen Absatz ihres Gesundheitbrunnens, mir selbst aber so viel Gesundheit, daß ich ihr Gesundheitwasser, so vortrefflich es auch ist, nie brauche. Dagegen überschicke ich dieser werthen Stadt hier, einige Probeblätter derjenigen Journale, die bei der — in der Wiege gestorbenen bittersüßlichen Akademie der Künste und Wissenschaften hätten erscheinen sollen und nicht erschienen sind. Der Leser wird sich an die Titel dieser Journale aus dem fünfzehnten Schilde noch erinnern; sie hießen:

Alles in Allem. — Nichts für ungut. — Hagel und Schlossen. — Elle und Klafter. — Brandraketten. — Der Gedankenfeind. — Speckseiten. — Der Bettler. — Der Träumer. — Spießruthen. — Der Dieb. — Die Arche Noah's. — Der Stahr und der Staar. — Almosenbüchse für die Unterhaltung.

Ich bitte die Gesundheitstadt, diese Probeblätter der Journalistik der bittersüßlichen Akademie mit ihrem weltberühmten Sauerbrunnen zugleich zu versenden, weil das Bittersüßliche zu dem Sauren paßt und es wohl gar möglich ist, daß irgend ein journalistisches Genie, durch einen Titel begeistert, Feuer fängt, und eine solche Zeitschrift, oder vielleicht

gar eine Anthologie von Zeitſchriften, her-
ausgibt.

Den geneigten Leſer muß ich bitten, ſich dieſe Unterhaltung um ſo mehr gefallen zu laſſen, als auch der ungeneigte Leſer ſie nicht ändern kann. Nach den Probeblattern geht die Geſchichte ſelbſt wieder mit Rieſenſchritten über drei Felder zu Ende.

Fünf und achtzigſtes

Schild.

Die Hoffnung.

(Erſtes Probeblatt: aus der Zeitſchrift: „Der Träumer.“)

Wer kennt nicht Calderons treffliches Schauſpiel: »Das Leben ein Traum!« — Daraus geht die große Tendenz meiner Zeitſchrift hervor; denn da das Leben ein Traum iſt, ſo folgt, daß nur der Träumer wirklich lebt, der Wachende aber todt iſt, mithin auch dieſer träumenden Zeitſchrift vor allen wachenden der Vorzug gebührt.

Ich werde in dieſen Blättern bildlich beweiſen, daß eine Menge von Dingen, denen man ſo großen Werth beilegt, nichts als Träume, manchmahl ſogar nur Schatten von Träu-

men ſind, und daß uns manches nicht närriſcher träumen könnte, als wir es in der Wirklichkeit erleben.

Die Mannigfaltigkeit der Aufſätze in dieſer Zeitſchrift ſoll ſo groß ſeyn als die im Reich der Träume ſelbſt, deren es unendlich verſchiedene gibt, als: wache und Schlaftraume, lichte und ſchwarze, geſunde und fieberhafte, geſcheidte und närriſche, ermunternde und abſchreckende u. ſ. w. Dabei verſpricht die Redaktion der Zeitſchrift dem Leſer, dafür zu ſorgen, daß ſein Kopf nie zu viel angeſtrengt werden ſoll; ſie wird vielmehr darauf bedacht ſeyn, ihn nach Möglichkeit in einen ſanften Schlummer zu wiegen und ihn in einen ſüßen Zuſtand zu verſetzen, worin er ſich während des Leſens oft fragen muß, ob er wache oder träume.

Er ſoll aber — auf mein Ehrenwort! — nie zu ſich kommen, ſondern in Träume ganz eingewickelt werden wie ein liebliches Wiegenkind. Wer träumt nicht gerne? Und mit Recht! denn der Vorzüge des Traumens ſind viele und große Träume ſind ein Beweis von lebhafter Phantaſie, regem Geiſt, und reizbarem Gemüth. Ein ſtumpfſinniger Menſch iſt — ſo wie ihm der Schlaf die Augen ſchließt — eine Leiche. Träume verlängern alſo das Leben, und ohne

ſie wäre der Schlaf ein ſtundenlanger Tod. Welch köſtliches Vergnügen gewähren die Träume! Sie zeigen uns das, was die rauhe Welt von uns entfernt hält, z. B. dem Liebenden die ihm verſagte oder weit entfernte Geliebte. Wie Vieles ſehen wir in den Träumen ſchöner als die Wirklichkeit es uns je ſehen ließ! Der Herausgeber erinnert ſich z. B. im Traume paradiſiſche Gegenden von ſolcher Schönheit erblickt zu haben, daß weder die Natur noch das größte Mahlergenie ſie ſo herrlich geben oder darſtellen können. Im Traume wird der Menſch oft ſo potenzirt, daß er ſich ſelbſt übertrifft. Die Erfindungskraft thut Wunder. Der Träumende lieſt Werke, voll der herrlichſten, entzückendſten Gedanken, ja er ſchreibt ſogar ſelbſt Werke von ſo unerreichter Vortrefflichkeit, daß er beim Erwachen vor Schmerz vergehen möchte, den Inhalt vergeſſen zu haben.

Nebſtbei verrichtet der Träumer oft Großthaten, die ihn hiſtoriſch unſterblich machten, wenn er ſie wachend gethan hätte. Schöne Träume ſind allerdings ein Theil unſers zeitlichen Glücks; und da ihnen nur das Körperliche fehlt, ſo könnte man ſie allerdings den geiſtigen Duft des irdiſchen Glückes nennen. Böſe Träume haben dagegen das wirkliche Gute, daß ſie — nur eingebildete Leiden ſind,

von denen mancher Menſch ſelbſt im wachen Zuſtande ſich quälen laßt.

Eine wahrhaft große Anſicht gewinnt das Träumen, wenn man bedenkt, daß es ſogar eine eigene Traum-Nemeſis gibt, indem das Gewiſſen durch Träume ein ſtrenges Richteramt verwaltet, den Reinen durch Erſcheinungen von Fried und Freude lohnt, den Verbrecher mit Bildern des Entſetzens beſtraft. Eben ſo wird auch der Träumer den Reinen und den Verbrechern in der moraliſchen und in der literariſchen Welt Erſcheinungen nach Recht und Verdienſt verſchweben laſſen, und zum Beſten der Leſer von jeder Art ſollen ſogar vorherſagende, zurathende und abſchreckende Träume von Zeit zu Zeit fabrizirt werden.

Die gegenwärtige Zeitſchrift ſoll aber nicht nur den Charakter des Träumers behaupten, ſondern zugleich auch jenen eines Traumdeuters. In dieſer letztern Hinſicht werden insbeſondere alle ordentliche Verliebte — ja ſelbſt die unordentlichen — erſucht, ſich wegen Auslegung ihrer Träume an die Redaktion dieſes morphiſchen Journals zu wenden. Zugleich ergeht an ſämmtliche Nachtwandler, Phantaſten, Halbnarren und übrigen vielträumenden Damen und Herren die Bitte, mich mit Traumbeiträgen zu beehren. Willkommen iſt

Alles, weil die Traumgeſtalten an keine Regel gebunden ſind, daher auch kein Mitarbeiter die Zurückweiſung eines Beitrags zu beſorgen hat. Ich zweifle an der Erfüllung dieſer Bitte um ſo weniger, als ich durch Erfüllung mich überzeugt habe, wie ſehr die Menſchen darauf erpicht ſind, einander ihre Träume zu erzählen, und wie faſt kein Familien-Frühſtück ohne vielfältige Traumberichte vergeht.

Eine ſtehende Rubrik dieſes Journals wird den Titel: Beiträge zur Menſchenkenntniß führen, und zwar aus dem Grunde, weil die Träume das ſicherſte Mittel zur Erwerbung der Menſchenkenntniß ſind. Ich behaupte ſogar, daß man den Menſchen aus ſeinen Träumen — worin er ſich ohne alle Verſtellung zeigt wie er iſt — geſchwinder und beſſer kennen lernt, als aus allem, was er ſagt oder thut. Träume enthüllen unſre Lieblings-Ideen und die verlarvten Neigungen, und ſchließen des Menſchen Innerſtes auf, daß ſeine wahren Geſinnungen hervorgehen, wie die Geiſter um Mitternacht aus ihren Gräbern. Einen fremden Menſchen, der mir ſeine Träume von drei auf einander folgenden Nächten aufrichtig erzählt, will ich beſſer charakteriſiren, als einen andern, den ich drei Jahre kenne, ohne etwas von ſeinen Träumen zu wiſſen.

Die freundlichſte Traumgöttinn für den Menſchen im wachen Zuſtande iſt — die Hoffnung. Sie hat ein unermeßlich reiches Magazin der ſchönſten Träume, womit ſie, mit fürſtlicher Großmuth und Freigebigkeit Jeden beſchenkt, der nicht zur ſchwarzen Todtenkopffahne ihrer Feindinn Verzweiflung ſchwört. Darum hegt auch der Herausgeber dieſer Blätter den angenehmen Traum der Hoffnung, daß er als träumender Endymion die, in ihn verliebte Leſewelt zu ſeiner Luna haben wird.

Sechs und achtzigstes

Schild.

Der kaiserliche Adler.

Ich war fest entschlossen, in der Mittheilung der Probeblätter ohne Unterbrechung fortzufahren; da kommt mir aber der mächtigste und merkwürdigste aller Adler so unvermuthet über den Kopf geflogen, daß ich, der herrlichen Erscheinung wegen, eine Ausnahme machen darf und muß. Ich lasse mirs daher nicht wehren, den kaiserlichen Adler mit Allerhand zu vergleichen. Fürs Erste seh ich in ihm einen seltenen Verein: das Zepter der Herrschaft mit dem Schwerte der Gerechtigkeit, und den in sich selbst geschlossenen Kreis des Reichsapfels, geheiligt mit dem Zeichen des Kreuzes. Des Doppel-Adlers Schwungkraft, mit welcher er der Sonne entgegen fliegt und in ihr Strahlen-

antlitz ſchaut, gibt das Bild von Macht und Wahrheit.

Nebſtdem erſcheint er auch als das Symbol der echten Größe, die ihrer Sache ſo gewiß iſt, daß ſie ſelbſt dem Kleinen geſtattet, ſich auf ſeine Weiſe an ihr zu ergetzen. Der erhabene Doppeladler, er, der die geweihte Fahne ſchmückt, an geheiligter Stätte prangt und über dem Throne des Herrſchers ſtrahlt, läßt ſichs, ſeiner Würde unbeſchadet, gefallen, auch auf einem Aushängſchilde zu erſcheinen. Darum bekomme ich den Muth, ihn zu bitten, daß er mir erlaube, auf einige Augenblick ein alter Römer zu werden, ein kurzes Auſpizium zu halten, und ſeine Erſcheinung hier als ein mir günſtiges Zeichen zu erklären, ſo wie ſie der guten Sache ſtets ein gutes Zeichen iſt. —

Jetzt, lieber Leſer, ſetze dich ruhig zur Tafel, und genieße die Journal-Gerichte, die ich dir vorſetzen werde!

Sieben und achtzigſtes

Schild.

Der rothe Huſſar.

(Zweites Probeblatt. Aus dem Journal. „Brandraketten.“)

Wollte ich dem Leſer dieſer Zeitſchrift mein Porträt als Titelblatt geben, ſo ließe ich mich als ein Huſſar, mit glühendrother Uniform, auf kohlſchwarzem Pferd im Fluge dahinſauſend, mit hochgeſchwungenem Säbel, abbilden. Hinter mir auf dem Roſſe ſäße die Nemeſis, Brandraketten werfend unter die, vor mir auf der Flucht begriffenen ſchlechten Handlungen und ſchlechten Werke. Gegen beide ziehe ich zu Felde. Eigentlich komme ich mir gar vor wie ein Cherub mit dem Flammenſchwerte nur um den Vorwurf unmenſchlichen Hochmuths zu

vermeiden, hülle ich mein überirdiſches Weſen in eine irdiſche Huſſaren-Uniform. Nun aber, wehe euch, ihr ſogenannten ſchönen Geiſter und ihr ſogenannten ſchönen Seelen! Mit Schwert und Feuer will ich ravagiren!

Eh ich jedoch auf die Pegaſusreiter komme, will ich den Pegaſus ſelbſt vorführen, und in dieſem das Ideal eines menſchlichen Stekenpferdes aufſtellen, welches mit dem wirklichen Pferde ſo viele Ähnlichkeit hat. Können die Araber eigene Geſchlechtsregiſter und Stammbäume über ihre Pferde führen, ſo muß es wohl auch erlaubt ſeyn, über die gewiß nicht minder edle Race der Stekenpferde, die in der großen und kleinen Welt eine ſo wichtige Rolle ſpielen, einige Worte zu ſagen. Ich werde mich aber hierbei — ſo wie in der ganzen Zeitſchrift überhaupt — an keine Ordnung binden, weil ſie ihrem Titel entſprechen, folglich gleich den Brandraketten durch die Luft fahren muß, gleichviel wie, wenn's nur trifft.

Die Stekenpferde laſſen ſich gleich den wirklichen Pferden in Arbeits- und Luxus-Pferde eintheilen. Reiche und vornehme Leute haben durchaus nur Luxus-Stekenpferde, das iſt, ſolche, die einzig und allein dazu gehören, um vor der Welt damit

Parade zu machen, die Stunden der langen Weile durchzugalopiren, und ſich in den gepolſterten Sattel der trägſten Bequemlichkeit zu verſenken, mit einem Gefühl von leichtem Schaukeln, damit der Müßiggang ſelbſt den Schein der Thätigkeit bekommt.

Die Arbeits-Stekenpferde dienen der unbemittelten, und vorzüglich jener dürftigen Klaſſe, die gewiſſermaßen aus menſchlichen Zugpferden beſteht. Dieſe Arbeits-Stekenpferde kann man nicht genug rühmen; ſie dienen dem Müden nach vollbrachtem Tagewerk zur Erholung; dem Geiſte, der in die Gefahr geräth, bei der Trokenheit ſeiner Berufsgeſchäfte ſelbſt zu vertrocknen, geben ſie neue Lebensſäfte und Lebenskräfte. Auf ihnen ſitzend, treibt mancher Menſch etwas Nüzliches con amore, das ihm ſonſt läſtig oder widerlich würde. Solche Stekenpferde ſind das zuverläßigſte Mittel, das Vortheilhafte mit dem Angenehmen zu verbinden. Menſchen, die auf ſolchen Stekenpferden ritten — z. B. auf irgend einer als Nebenſache getriebenen Lieblingswiſſenſchaft, haben Manches entdeckt, oder raffinirt, was ſonſt unterblieben wäre. Von den Reitpferden unterſcheidet ſich das Stekenpferd vorzüglich dadurch, daß es nicht, gleich jenen, ſeinen Reiter abwirft, ſondern

nur raſtlos mit ihm forttrottirt oder galopirt, und ihn, ſobald er einmal im Sattel feſt ſitzt nicht mehr abſteigen, ſich ſelbſt nicht lenken laßt. Das natürliche Pferd iſt, wie alle Welt weiß, nachſt dem Elephanten und dem Hunde das lenkſamſte und gelehrigſte Thier; das figürliche aber das eigenſinnigſte und ungelehrigſte. Dagegen haben die wirklichen und metaphoriſchen Pferde wieder dieſes gemein, daß ſie, mehr als alle übrigen Hausthiere, häufigen Unglücksfällen und Krankheiten ausgeſetzt ſind. Ich führe nur ein einziges Beiſpiel, den Koller, an, wobei gewiß jedem Leſer ſogleich einfallen wird, wie ſehr das Stekenpferd der Ruhmſucht dem wüthenden Koller oder Schwindel, die Eitelkeit aber dem ſtillen unterworfen iſt. Und ſo wie das Pferd von zahlloſen Inſekten gequält und behaftet wird, ſo hakeln und beſten ſich Schmeichler und Schmarotzer an die Stekenpferde der Großen und Reichen. —

So hat denn Jeder ſein Stekenpferd. Setze ich mich auf das Meinige, ſo fliegt's im Galop, und ich ſchleudere meine Brandraketen auf die Stekenpferde der Andern, wodurch mein Stekenpferd den Vorzug vor allen übrigen bekommt und ein Stekenpferd per excellentiam wird. Da kann's denn nicht fehlen,

daß die Menſchheit eine neue Geſtalt, die Literatur einen neuen Schwung erhalten muß, denn ich werde nicht dem Zeitgeiſt huldigen, ſondern der Zeit einen Geiſt geben. Es danke mir daher ſelbſt Jeder, den ich zermalme oder zerreiße, weil es zu ſeinem Beſten geſchieht, das heißt, zum Beſten der Sache, von welcher er ein Theil iſt. Und wenn von meinen Brandraketen nicht nur ganze Werke, ſondern ſogar ganze Dichtungsarten und Fächer der Literatur in Flammen auflodern, ſo ſollen durch dieſe meine kunſtfreundlichen Feuerwerke neue Phönixe aller Gattungen hervorgehen! —

Acht und achtzigſtes

Schild.

Der grüne Apfel.

(Drittes Probeblatt. Aus dem Journal: „Der Dieb.“)

— — — — — Die Hand aufs Herz! Wer kann von ſich ſagen: er habe noch nie in einen ſauern Apfel gebiſſen? Nicht einer kann ſich deſſen rühmen! Schon der erſte Menſch mußte in einen ſauern Apfel beiſſen, und ſo gings fort und fort, bis auf den heutigen Tag. So beiße ich denn ſelbſt in einen ſauern Apfel, indem ich dieſe Zeitſchrift unternehme, und kann daher mit Recht von der Leſewelt fordern, daß auch ſie in einen ſolchen beiſſe, id est, daß ſie dieſe Zeitſchrift lese.

Das Schickſal hat einen ungeheuer gro-

ßen Fruchtboden voll saurer Äpfel, um die Menschen damit unaufhörlich zu regaliren, die denn auch immer drein beissen, theils weil sie müssen, theils freiwillig, aus Übereilung, Unverstand, oder Neugier. Grüne Äpfel sind sauer, noch saurer, sehr oft, die goldenen, wie z. B. der Apfel des Paris, oder jene Äpfel, die der schlaue Hippomenes beim Wettlauf mit der schönen Atalanta fallen ließ. Das Fräulein konnte dem Goldglanze nicht widerstehen, verweilte sich durch das Aufheben der goldenen Äpfel und wurde, ungeachtet ihrer Schnelligkeit im Laufen, besiegt. Auf gleiche Weise ward manches Genie, mancher herrliche Geist, manche schöne Tugend in ihrem Siegeslauf zum Ziele unterbrochen, weil Eigennutz oder irdischer Genuß in den Weg trat.

Süßes Leben! süße Liebe! süße Poesie! in wie viel saure Äpfel müssen wir euertwegen beissen! Und dennoch gibts so viel Äpfeldiebe auf der Erde und in der Literatur! Beinahe mehr Äpfeldiebe als Äpfelbäume! — Lieber Leser! mach dir also nichts draus, wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift selbst ein literarischer Dieb ist. Ich bekenne es wenigstens offenherzig schon auf dem Titelblatte, daß ich ein Dieb bin; und was ich stehle, stehle ich nur für dich! Der Zweck heiligt das

Mittel. Auch erlaube ich dir dafür, alles geſtohlne Gut, das ich dir auftiſche, bei Andern, die mein Journal weder kaufen noch leſen, für dein Eigenthum auszugeben.

Neun und achtzigſtes

Schild.

Das ſchwarze Kreuz.

(Viertes Probeblatt: Aus dem Journal: „Der Bettler.“ Enthält: Die Leiche der Wahnſinnigen. Geſpräch zwiſchen einem Narren, einem Todtengräber und einem Bettler.)

Der Titel: Bettler, bezieht ſich nicht nur auf dieſe Zeitſchrift, ſondern auch auf ihren Herausgeber, denn wir leben beide von milden Gaben: ich vom Gelde meiner Pränumeranten, das Journal von den milden Beiträgen der Mitarbeiter, die ich ehre, aber nicht honorire. Wollten manche Journaliſten ſo aufrichtig ſeyn als ich, ſo müßten ſie den Titel

meines Journals auch für ſich wählen, denn — Menſchen ſind wir ja alle, mehr oder weniger — Alle auch Bettler, mit Leib und Seele; das klingt ungefähr ſo wie — arme Sünder! — Findet der Leſer — zu ſeiner Verwunderung — bei mir etwa doch hie und da einen verſteckten Reichthum, ſo iſts deſto beſſer für ihn und für mich! Deſſen ungeachtet aber bitte ich jeden guten Chriſten um milde Beiträge, die ihm der Himmel lohne!

Einſt ging ich in einem fremden Lande auf einen Kirchhof, in der Abſicht, bei den Todten um einige ſchwermüthige Gedanken zu betteln, die ich zu einem Roman, die Urne betitelt, vonnöthen hatte. Eben verweilte ich vor einem Grabhügel, auf dem ein großes ſchwarzes Kreuz ſtand. Der Todtengräber kam eilig zu mir, und fragte, ob ich etwa das Gemählde ſehen wolle? — Da ich ihm meine Verwunderung über ſeine Frage zu erkennen gab, erklärte er mir, daß hier ein im Wahnſinn geſtorbenes Mädchen begraben liege. Hierauf zeigte er mir das, im hohlen Raume des ſchwarzen Kreuzes angebrachte Gemählde. »Sie ſehen hier, ſagte er, die Leiche der Wahnſinnigen, ſo phantaſtiſch ſie von den Wahnſinnigen beſtattet wurde, von einem Wahnſinnigen Zug für Zug gemahlt. Die ganze Sache verhielt

ſich aber ſo, wie ich Ihnen, wenn's gefällig, umſtandlich erzahlen will.« —

Indem der Todtengräber die Geſchichte anfangen wollte, trat ein wohlgekleideter junger Menſch von ſehr angenehmer Geſichtsbildung zu uns. Der Todtengräber gab mir durch heimliches Deuten auf die Stirne zu verſtehen, daß es im Gehirn des Kommenden nicht richtig ſey. Die Phyſiognomie zeigte jedoch keine Spur von Verrüktheit, nur der ſchwebende Gang, hie und da eine zu raſche Geberde, und manchmal ein ſeltſames Lächeln mit einem gewiſſen Zucken der Oberlippe, ließen den krankhaften Gemüthszuſtand vermüthen.

Als der junge Menſch dicht vor mir ſtand, nahm er ſogleich die Stellung eines Bettlers an, und ſagte: »Ich würde Sie gerne um etwas Verſtand bitten; den will aber Niemand weggeben. Es läßt ſich indeß in der Welt auch ohne Verſtand vieles ausrichten, wenn man nur Geld hat. Verſagen Sie uns eine kleine milde Gabe nicht! Ich bitte Sie im Namen des Mädchens, das wir in dieſes Grab verſchloſſen haben, wo ſie ſo lange bleiben muß, bis wir ihren verlorenen Verſtand wieder gefunden oder ſo viel Geld geſammelt haben, daß wir ihr einen kaufen können! —

Ich gab dem jungen Menſchen Geld. Er

ſteckte es haſtig in die Taſche, da er bemerkte, daß der Todtengraber einen neidiſchen Blick darnach hinſandte. Um die Harmonie nicht zu ſtoren, gab ich auch dem Leichenbeherrſcher, worüber der Narr recht gutmüthig lächelte. Jetzt begannen Beide wetteifernd mir zu erzählen, wobei der Narr den Nicht-Narren oft zum Beſten hatte, und dieſer ſeine Beſchämung hinter der Larve des Mitleids verbarg. So folgte denn zwiſchen dem Todtengräber, dem Narren, und mir — dem Bettler, das hier mitgetheilte Geſpräch.

Todtengräber. Ein Doktor hatte die Erlaubniß erhalten, nahe bei der Stadt ein Privat-Irrenhaus zu errichten, aber nur für ſtille Narren.

Narr. Er meint die Gemüthskranken.

Todtengräber. Ich meine diejenigen, die den Verſtand verloren haben.

Narr. Glücklich, wer keinen Verſtand hat, denn er kann ihn nicht verlieren, folglich auch kein Narr werden! Es gibt aber Dinge in der Welt, worüber jeder den Verſtand verlieren muß, der einen hat. So verlor die ſchöne gute Heliodora ihren Verſtand, weil ſie einen Menſchen liebte, der ſeinen Verſtand nur dazu verwendete, ſie zu betrügen. Sie hatte nämlich einen köſtlichen Schlaf, und auch

wunderſchöne Roſen. Der Schurke ſtahl ihr den Schlaf und die Roſen, und ließ ſich dann nicht mehr ſehen. In jeder Nacht ſeufzte ſie um den geſtohlenen Schlaf; und ſo oft ſie in einen Spiegel ſchaute, um die geſtöhlnen Roſen

Todtengräber. Den Diebſtahl kennen wir beſſer, lieber Herr!

Bettler. Geraubtes Gold und Silber, entriſſene Macht und Würden, laſſen ſich mit der Zeit wieder erwerben; den ruhigen Schlaf aber, und den Roſenabglanz der reinen Herzensgluth erhalten wir, einmal verloren, nicht wieder, durchpilgern wir auch die ganze Erde darnach.

Narr. Kurz, — Heliodora verlor über jenen Verluſt den Verſtand. Ihr Schmerz darüber war ſo ungeheuer, daß ſie endlich, wie jene weltberühmte Niobe, erſtarrte und verſtummte. Wir konnten nicht länger zweifeln, ſie wolle für todt gehalten ſeyn, thaten ihr den Willen, und ſtellten uns, als glaubten wir, ſie ſey wirklich todt. Das war aber von uns nichts als baare Discretion. Wir trugen Roſen zuſammen die Fülle, und legten das arme Mädchen darauf. Einer von uns ſtellte den Genius des Schlafes vor, kniete neben ihr, und fächelte ſie mit Mohnblättern.

Todtengräber. Das war überflüſſig.

Narr. War nicht überflüſſig, ſag' ich

Euch! Der Rosenduft war ihre einzige Nahrung, gleichsam Seelenspeise, und die kühlenden Mohnblätter erhielten ihr den Lebensathem. Wie leicht konnte sie in den Wahn verfallen, wirklich todt zu seyn, was sie doch nur scheinen wollte. Sie hätte dann als Geist herumgespukt, und andere in dem Irrthum bestärkt, daß es Geister gibt. Eben hielten wir Rath, wie es anzufangen wäre, den Verstand für sie aufzutreiben; da trat der Vorsteher der Anstalt herein, und erklärte, Heliodora müsse unverzüglich begraben werden. Vergebens belehrten wir ihn auf die überzeugendste Weise, Heliodora lebe, und wenn man sie nicht störe, werde sehr wahrscheinlich ein neuer Verstand in ihr aufkeimen, wie die Blumen aus dem Winterschlaf; vergebens erbothen wir uns, für sie den Verstand von Andern zusammen zu betteln, oder aus unsern eigenen Mitteln einen Fond zusammenzuschießen. Alles war umsonst! Der Vorsteher — obschon wir ihm sogar selbst eine Verstandes-Actie antrugen — wollte von dem ganzen wohlthätigen Unternehmen nichts wissen und wir mußten es geschehen lassen, daß die arme Heliodora lebendig begraben wurde. Wir stehen indeß von unserm Vorhaben nicht ab, sollten wir selbst erst bis zum jüngsten Tage damit zu Stande kommen; denn der Mensch ohne

Verſtand führt nur ein Scheinleben, und iſt ein lebender Todter, und das dulden wir nicht.

Todtengräber. Gut. Indeſſen bleibt das Fräulein da drunten meine Koſtgängerinn. Sammeln Sie nur fleißig Geld, ſo ſolls ihr an nichts fehlen.

Bettler. Und ich will für ſie gute Gedanken ſammeln in einer zu dieſem Zweck gewidmeten Zeitſchrift, aus welcher ſich vielleicht Verſtand von der beſten Qualität deſtilliren läßt.

Narr. Ich danke Ihnen im Namen der Nachwelt, edler Freund der Menſchheit! Fällt der jüngſte Tag in einem Schaltjahre, ſo geht Alles nach Wunſch, und jeder Kirchhof wird ein Treibhaus des Verſtandes.

Neunzigstes

Schild.

Der grüne Papagey.

(Fünftes Probeblatt; aus dem Journal: »Der Gedankenfeind.«)

Eine Vorrede zu diesem Journal zu schreiben, wäre ganz überflüßig, da der Titel schon zur Genüge erklärt, daß es unmittelbar für die galante Welt bestimmt ist, und zwar insbesondere:

1tens. Für galante Frauen und Mädchen, denen es gute Dienste leisten kann, z. B. während des Toilettemachens; oder, wenn ein Galan oder Cicisbeo um ein Viertelstündchen zu spät eintrifft; oder, wenn sie einem Ball nicht beiwohnen können, weil der Herr Gemahl oder der Herr Papa irgend ein nothwendiges Putz-

werk aus Eigensinn oder Geldmangel nicht beischaffen; u. d. gl.

2tens. Für galante junge Herren, damit die Gedankenfülle ihnen nicht die blühende Gesichtsfarbe verdirbt, und sie nicht schwerfällig und den Damen langweilig werden. Da Gedanken ein Gift für den guten Ton, eine Seuche für gesellige Zirkel sind, so hoffe ich, daß meine Zeitschrift in den besten Häusern Zutritt finden, und es ihr an Abnehmern nie fehlen wird. Ich verspreche dagegen meinen liebenswürdigen Quasi-Leserinnen und Lesern, daß ich mich bemühen werde, alle Aufsätze so gehaltlos als möglich zu machen, damit sie ja auf keine Gedanken stoßen, was ihnen — leicht Kopfschmerz oder wenigstens unerträgliche lange Weile verursachen könnte.

Der Inhalt wird folgender seyn:

a). Verliebte Tanzgeschichten.

b). Gesellschaftsspiele ohne Witz.

c). Klingklanggedichte für sogenannte Declamation.

d). Aufsätze aus dem Gebiete der Lebensphilosophie, das ist: über die neuesten Modeartikel in Kleidung und Meubeln.

e). Historische Aufsätze in der gefälligsten Form, das ist: Ball-Nachrichten, Anekdoten aus der Chronique scandaleuse, u. d. gl.

f). Theater-Kritik, die aber — um Gedanken und Kopfanſtrengung zu vermeiden — durchgehends in gangbaren leeren Redensarten abgefaßt ſeyn, und dem kunſtſinnigen Publikum kunſtfreundliche Anſichten mit kunſtwiſſenſchaftlicher Umſicht über die beifällige oder nicht beifällige Aufnahme der Annahme gefundenen Stücke mit dem gehörigen Zuſatze von Haut-gout durch das beliebte Dolce-picante auf ſolche Weiſe liefern wird, daß man ſie in jeder Geſellſchaft anbringen und ohne Gefahr für ſeine eigenen Bemerkungen ausgeben kann. Es wird daher bei dieſem Artikel für wohlklingende Gemeinplätze und grammatiſche Familien-Ähnlichkeit die gebührende beſondere Sorgfalt getragen werden.

Weil aber ſtatt der fehlenden Gedanken, doch etwas da ſeyn muß, da ſelbſt derjenige, der das Denken ſcheut, zu denken ſcheinen will: ſo gedenke ich als ein Gedanken-Surrogat, in dieſen Blättern nur Figuren zu liefern, und zwar, bald rhetoriſche, bald poetiſche, bald menſchliche. Mit einer der letztern mache ich den Anfang, und nenne ſie den grünen Papagey, weil dieſe Thierchen in jeder modernen Geſellſchaft von gutem Ton eine Hauptrolle ſpielen.

Mein Männlein ist ein kleiner Kaliban, ein Muster der liebenswürdigsten Bosheit und der bösartigsten Liebenswürdigkeit, in allen Gesellschaften in gleichem Grade geliebt und gefürchtet, weil er Alle zugleich quält und unterhält, die Übrigen auf Kosten von irgend Einem belustigt. Er ist die Geißel und das Triebrad aller Abendzirkel, ein eigentlicher Kakodämon familiaris. Er spricht immerfort, aber nie von sich, größtentheils einen so leichtsinnigen Unsinn, daß selbst diejenigen, die er neckt, es ihm nicht übel nehmen, sondern immer denken: »Das war ein Stich, aber er blutet nicht!« — Dabei weiß er alle Neuigkeiten des Tages, die er vor den Augen der staunenden Gesellschaft wie ein reiches Magazin öffnet. Er hat es schon so weit gebracht, daß man sichs zur Ehre rechnet, von ihm gestochen und geneckt zu werden; wen er ungehudelt läßt, der bleibt — als ein der Auszeichnung nicht Gewürdigter — im Schatten zurück. Wer ihn mit ernsten Waffen bekämpfen will, der ist am übelsten daran, denn der redselige Papagey übertäubt ihn mit einem solchen sinnlosen Wortschwall, daß die Gesellschaft vor Lachen sterben will, und er am Ende selbst unrecht zu haben glaubt. Sprich fort und fort, lieber Papagey, und beseele meine Zeitschrift! Wer nicht beißt, den bemerkt man

nicht; wer nicht spricht, der lebt nicht; wer nicht keck ist, gilt nicht für witzig; wer recht witzig ist, muß sogar den Witz entbehren können; wer alle Andern entbehren kann, den entbehren alle Andern ungern, und wer die grüne Farbe liebt, hat dazu entweder eine Ursache oder keine, darnach es kommt, so wie bei allen übrigen Farben, die ich hier zu verwenden gedenke, um den schönen Leserinnen ein Regenbogen-Brillantfeuer zu geben, dessen dieses holde Geschlecht so würdig ist, als ein Johanniskäfer seiner Flamme und die Sonne ihres Himmels, in welchem die Sterne nicht minder tanzen als unsere Schönen hienieden.

Wer nicht einsieht, daß die letztern Zeilen hinreichend sind, um den Titel meines Journals zu rechtfertigen, dem will ich noch sub rosa vertrauen, daß ich sogar mit dem Project umgehe, die bisherige Gedanken-Zollfreiheit aufzuheben, dieselben mit einer tüchtigen Accise zu belegen, und sogar das Sprichwort: »Gedanken sind zollfrei« zum Nutz und Frommen meiner Zeitschrift abzuschaffen. Und somit mache ich mich verbindlich für jeden Gedanken, der sich in diesem Journal erblicken läßt, ein angemessenes Strafgeld zu entrichten.

Ein und neunzigſtes

Schild.

Der Matroſe.

Indem ich jetzt weiter ſchreiben will, merke ich erſt, daß der Gedankenfeind eine ſehr gefahrliche Zeitſchrift iſt. Ich weiß nicht, ob es dem geneigten Leſer auch ſo geht wie mir; auf mich aber hat der verwünſchte Gedankenfeind mit ſeiner aufgehobenen Gedanken-Zollfreiheit einen ſo nachtheiligen Einfluß, daß alle meine Gedanken die Flucht ergriffen haben, und ich jetzt daſitze wie ein geſchlagener Feldherr, dem die Armee davongelaufen iſt.

Weil ich aber Gedanken haben muß und ohne ſie nicht einmal den Reſt dieſer Schilderſchau zu Ende bringen könnte: ſo bleibt mir

nichts anderes übrig, als das Matroſenpreſſen in England nachzuahmen, und eine förmliche Gedanken-Preſſung vorzunehmen. Ich halte mich aber dabei mehr an das in England früher übliche Verfahren, welches ehmals ſo gewaltſam war, daß bei einer Matroſen-Preſſung mehrere länger dienende Matroſen, von einem Offizier kommandirt, mit Prügeln und Meſſern bewaffnet, umhergingen, und Jeden, der nicht gutwillig Dienſte nahm, mit Schlägen und Stichen dazu beredeten.

Daſſelbe will denn auch ich thun, und auf die Gedanken, die ich brauche, mit Kiel und Federmeſſer losgehen, damit meine Flotte auf dem ſchwarzen und weißen Meere gehörig bemannt wird. Würde hie und da ein Gedanke, der ſich mir widerſetzen wollte, verwundet, verſtümmelt, oder gar ein Krüppel, ſo müßte er ſein Unglück im Schreiben ſich ſelbſt zuſchreiben. Ich aber betrachte mich auf jeden Fall als Sieger, und ſchreite auf meiner Heldenbahn muthig fort.

Zwei und neunzigſtes

Schild.

Der grüne Baum.

(Sechſtes Probeblatt. Aus dem Journal: »Nichts für ungut.«)

— — — — Ich weiß wohl, daß die Stammbücher zu den Lieblingsſpielen unſrer Zeit gehören; deſſen ungeachtet aber kann ich jedes Stammbuch — in ſo fern es Modeſache iſt —, nur mit einem grünen Baum vergleichen. Man ſieht nur darauf, die Blätter voll zu bekommen: was Hände hat, muß ſich einſchreiben und einmahlen. Aber noch ſchneller als die grünen Blatter vom Baume fallen, welken alle die heißen Freundſchafts-Verſicherungen auf den weißen Stammbuchblättern. Ich bin daher ſo eben damit beſchäftigt, mir ein Stamm-

buch zu machen, das — ſo bizarr es auch iſt — das wahrhafteſte von allen, die exiſtiren, werden ſoll. Ich ſchreibe nämlich eigenhändig alle jene hinein, die meine Feinde ſind und ſich für meine Freunde ausgeben. Auf die eine Seite des Blattes ſetze ich in ihrem Namen etwas, das ſie charakteriſirt, — überzuckerte bittre Mandeln; auf die andere Seite kommt in meinem eigenen Namen die Antwort, offen und geradezu. Am untern Rande des Blattes ſetze ich den Tag hinzu, an dem die Erfahrung die Richtigkeit meiner Antwort bewährt hat. So können die Getroffenen ſelbſt es mir nicht übel nehmen. —

Drei und neunzigſtes, vier und neunzigſtes, fünf und neunzigſtes, und ſechs und neunzigſtes

Schild.

Der Weinberg. Der blaue Stern. Der weiße Löwe. Die heilige Dreyfaltigkeit.

Es iſt höchſte Zeit, daß ich nach dieſen Excurſionen und Digreſſionen wieder auf die Geſchichte ſelbſt komme, ſonſt könnte der Leſer auf den Gedanken gerathen, die Geſchichte ſey entweder erlogen, oder meine Phantaſie hätte Bankerott gemacht. Ich muß ihm daher zeigen, daß die Geſchichte wahr, und meine Phantaſie nichts weniger als inſolvent iſt.

Der Weinberg, der auf dem 93ten Schilde ſein Porträt zeigt, iſt eben derſelbe, den der alte Hillmar vor einigen Wochen gekauft hat.

Ich lasse das Adjectiv: der alte, geflissentlich mit Schwabacher Lettern drucken, weil Hillmar, seitdem Viktorine und Helen ihre Hochzeit in der Ewigkeit gefeiert haben, sehr alt geworden ist, wie denn jeder große Schmerz es an der Art hat, daß er diejenigen, die er heimsucht, alt macht, und Manchem über Nacht weiße Haare gibt, wie es der Winter macht, der über die kohlschwarze Nacht so unerwartet plötzlich seine Schneedecke legt, daß die Erwachenden am Morgen in einem fremden Lande zu seyn glauben.

Hillmars Gemüth war aber zu gesund, als daß irgend ein Schmerz es zerrütten und ihn danieder drücken konnte. Seine Seele blieb daher stark wie sie von jeher war, und das schneeweiße Haar glänzte auf einem Kopfe, in dessen Antlitz von frischer Lebensfarbe die Augen wie mildes Sternfeuer leuchteten. Reinald nannte ihn den weißen Löwen, mit dem er auch in der obern Hälfte des Gesichts eine Ähnlichkeit hatte, so wie jeder Mensch, wenn man den Mund und die untere Gesichtshälfte verdeckt, mit irgend einem Thiere einen gemeinschaftlichen physiognomischen Grundzug hat. Schade daß die weißen Löwen à la Hillmar bei der schnellen Lebensconsumtion unsrer Generation immer seltener werden!

An einem Herbsttage von besonders milder Schönheit, beschloß Hillmar, den neu aquirirten Weinberg zu installiren. Er hatte ihn vom Herrn von Nußhalm gekauft, der sichs nicht nehmen ließ, bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft mit Champagner zu bewirthen. Er liebte diesen Wein mehr als die Traubensäfte aller andern Länder, und nannte ihn, um seine volle Verehrung auszudrücken, den Voltaire unter den Weinen. Ich, sagte Hillmar, möchte ihn lieber mit dem weißen Lichtglanz des griechischen Feuers vergleichen, welches jetzt auf unsern Theatern brillirt und sich recht hübsch macht; allein das Sonnenfeuer eines alten Oesterreichers ist mir doch viel lieber. Reinald erklärte sich dagegen mit Leib und Seele für den Champagner, und bewies seine Verehrung durch die That. Herr von Nußhalm fand sich durch diese Zustimmung sehr geschmeichelt, und schenkte dem Mahler so fleißig ein, daß dieser am sonnenhellen Himmel einen wunderschönen blauen Stern zu sehen behauptete, welchen die übrige Gesellschaft, ungeachtet aller Anstrengung des Gesichts, nicht zu entdecken vermochte, so eifrig auch Reinald mit dem Finger nach der ätherischen Stelle deutete, wo der liebliche Stern glänzen sollte. Der düstre Mensch war seit langer Zeit heute zum

erſten Mahl in heiterer Stimmung; um dieſe ſeltene Erſcheinung ihm nicht zu verkümmern und die unermüdet freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher er den Stern hundertmal zeigte, nach Verdienſt zu belohnen, erklärte die Geſellſchaft endlich das zu ſehen, was nicht da war. Reinald gerieth darüber in die lebhafteſte Freude und von dieſer in den ſanfteſten Schlummer. — Als er nach einem Stündchen erwachte, erzählte er ſeinen Traum, worin er den nächtlichen Himmel in der Herrlichkeit ſeiner funkelnden Geſtirne ſah. Alle die unendlichen Sternbilder hatten Leben, Bewegung und Geſtalt gewonnen, und waren das, was ſie genannt werden, wirklich. Die Leyer tönte himmliſche Melodien; der Schwan ſegelte majeſtätiſch dahin; die Jungfrau lächelte in verklärter Schönheit; Perſeus ſchritt in ſeiner ſtrahlenden Heldengeſtalt dahin; der Adler flog ſeinen Flammenflug; die Krone leuchtete als helles Sternendiadem, u. ſ. w. —

Herr von Nußhalm hatte über dieſen Traum als das poetiſche Phantaſieprodukt des Champagners, eine große Freude, und hing ſich mit aller Gewalt an den Mahler, der am nächſten Tage bei ihm ſpeiſen mußte. Herr von Nußhalm hatte aber dabei eine verſteckte Abſicht, denn er galt gern für einen Kunſtkenner und

drang ſich den Künſtlern als Mäcen auf. Er war früher in Italien geweſen und glaubte deshalb nothwendig ein Gemählde-Liebhaber ſeyn zu müſſen. Er hatte in dieſem Wahn in Italien eine Menge Bilder zuſammengekauft und ſie als Originalwerke der größten Meiſter ſehr theuer bezahlt. Er hoffte nun keinen kleinen Triumph zu feiern, wenn Reinald beim Anblick dieſer Schätze vor Bewunderung ganz verblüfft da ſtehen würde. Reinald ſtand aber nicht verblüfft, ſondern ganz ruhig da. Als aber Herr von Nußhalm eine äußerſt ſchlecht gemahlte heilige Dreifaltigkeit für ein vollendetes Meiſterwerk erklärte, da verließ den Mahler die Geduld, und er ſagte gerade heraus, die ganze Sammlung ſey nur eine Satyre auf ihren Eigenthümer, und dieſe Dreifaltigkeit nur der Beweis von der Einfaltigkeit ihres Beſitzers. Da bereute Herr von Nußhalm jeden Tropfen Champagner, den er dem Mahler zu trinken gegeben hatte. Nur dieſer edle Wein, ſagte er, gab Ihnen den Muth, ſo mit mir zu reden und Meiſterwerke zu läſtern, die Ihr Pinſel nie erreichen wird. Um des edlen Weines willen verzeihe ich Ihnen ihre Blasphemien: aber vom gegenwärtigen Augenblick an habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen. — Vergebens wollte Reinald das, was er geſagt hatte, be-

weiſen, Herr von Nußhalm war für ihn taub, trat in ſein Kabinet zurück, und that ſeinen Eudeleien den feierlichen Schwur, ſie bis zum letzten Athemzug für Meiſterſtücke zu halten. Es ging ihm hierin ſo, wie es den meiſten Menſchen geht, die auf ihre Meinungen erſt dann recht verſeſſen werden, wenn man ſie bekampft.

Hillmar lachte herzlich, als Reinald ihm die Geſchichte erzählte, und ſagte: Bleiben wir denn beim alten Oſterreicher! der verträgt die Wahrheit. Von ihm gilt das: »in vino veritas!« vorzugsweiſe.

Sieben und neunzigſtes, acht und neunzigſtes, neun und neunzigſtes, und hundertes

Schild.

Die goldne Roſe. Das goldne Fäßchen. Der breite Stein. Der Mohr — (und ſein Landsmann.)

Unter allen Steinen ſind bekanntlich die Edelſteine die ſeltenſten und theuerſten, machen ſich aber pretios, und verſtecken ſich — tief in die Erde. Ihr Gegentheil iſt der berühmt gewordene Stein des Anſtoßes, der uns überall im Wege liegt, häufiger im Leben, und wohlfeiler zu haben als irgend ein anderer Stein. Dieſe allegoriſch-mineralogiſche Creatur iſt das fatalſte von allen Mineralien, das gleich einem böſen Zauberer, alle mögliche Geſtalten annimmt, und uns ſo lange verfolgt,

bis wir ſelbſt aus dem Thierreich in das Mineralreich übergehen, und der Leichenſtein auf unſerm Grabe figürlich andeutet, ein Menſch ſey für den andern der ärgſte Stein des Anſtoßes. Daß der Menſch nach ſeinem Tode zu Staub, und aus dem Staube Stein wird, laſſe ich gelten; verwünſchen muß ichs aber, daß ſo mancher Menſch ſchon bei lebendigem Leibe ſich zu verſteinen anfängt, und ſein Herz in der petrifizirten Bruſt wie einen eingeſchloſſenen Waſſertropfen herumträgt. Der ſeltenſte und ſeltſamſte von allen Steinen iſt der allgemein bewundertte Stein der Weiſen, ähnlich der Meſſiade, die viele Verehrer, aber wenig Leſer hat. Viele glauben ihn zu haben, und wiſſen nicht einmahl, wie er ausſieht; andere möchten ihn gerne haben, wenn ſie ſich nicht vor ihm fürchteten, wie die Kinder etwas Schönes anlächeln, aber es nicht in die Hand nehmen wollen aus Furcht, es beiſſe. Die einſt übliche Todesart des Steinigens iſt zwar als phyſikaliſche Operation längſt aus der Mode gekommen, als moraliſche aber beſteht ſie noch, und wird fortan beſtehen, ſo lange es eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen gibt, die man Verleumder und Neider nennt. Schriftſteller aus dem Alterthum haben uns von einem eigentlichen Stein-

regen erzählt. Weil das Ei immer klüger ſeyn will als die Henne, ſo haben die Neuern dieſen Steinregen ſo lange für eine Fabel erklärt, bis die Neueſten — durch Erfahrungen und Erklärungen ihrer größten Phyſiker belehrt — ihn wieder für eine ausgemachte Wahrheit angenommen haben. So viel iſt wenigſtens außer Zweifel, daß das Schickſal manchen Menſchen und manches Volk von jeher mit manchem tüchtigen Steinregen regalirt hat, und zwar mit einem Schmach- und Unheil-Regen von ſolchen Mond- oder Meteorſteinen, die aus zerplatzenden Feuerkugeln mit Kanonenknall herabfallen. Und ſo verſieht und bearbeitet uns das ſteinharte Schickſal mit den verſchiedenſten Arten von Steinen. Dem Einen baut es einen Pallaſt von Marmorſtein, indeß es den Andern auf kalten Kieſelſtein bettet. Manche Menſchen wetzt es unaufhörlich an ſeinem coloſſalen Schleifſtein, und ſie werden dadurch ſo abgeſchliffen, daß endlich kaum etwas von ihnen übrig bleibt. Dagegen ſieht man auch Menſchen von ſo feiner Sitte, daß ſie die Schleifſteine ſind, an denen die Stumpfſinnigen und Rohen ſich zuſchleifen. So iſt eine eigene Gattung von Schiefer deshalb der beſte Schleifſtein, weil ſie die feinkörnigſte iſt. Manchem ſchuldbelaſte-

ten Frevler nimmt die Nemeſis, noch gnädig in der Strafe, von ſeinen bösen Gemüthswunden das wilde Fleiſch mit dem Höllenſtein (lapis infernalis) weg, indeß das Seelenauge einzelner Erwählter, mit dem ſtärkenden lapis divinus belebt, Dinge ſchaut, die dem Auge des gemeinen Blöden ewig verborgen bleiben. Der unſchuldigſte von allen Steinen iſt der gute Weinſtein, der ſich ſelbſt wundert, wie's kam, daß man ihn unter die Steine verſetzte; das muß ihm im Rauſch geſchehen ſeyn! Die Arzneikunde bedient ſich ſeiner, um die Kraft des Herzens und der Pulsadern abzuſpannen. Die größte Doſis Weinſtein von ſo wirkſamer Art verſchreibt dem Menſchen das Unglück. Der Menſch ſelbſt aber iſt, auf ſeiner Reiſe vom Taufſtein bis zum Grabſtein, gegen alle andere am freigebigſten mit Denkſteinen. So machte man z. B. auf den Leichenſtein des berühmten engliſchen Dichters Butler, der, nachdem er Hungers geſtorben war, in der Weſtminſter-Abtei ein Denkmal erhielt, die Inſchrift: »Der Arme bat um Brot; man gab ihm einen Stein.« Ein klarer Beweis, daß man hinieden leichter Steine als Brot findet. Kein Wunder! Läßt doch die Mythe den harten Menſchen ſelbſt aus Pyrrha's und Deukalions Steingut-Fabrik hervorgehen! Ich aber,

der Autor, habe hiemit dargethan, daß der breite Stein für mich kein Stein des Anstoßes war, und ich mich durch Steine, die mir in dem Wege liegen, in keine Verlegenheit setzen lasse, sondern vielmehr, gleich einem zweiten oder tausendsten Orpheus, Steine zu rühren weiß. Indeß rath' ich doch jedem meiner Leser, in Hinsicht auf die Steine den guten Kutschern nachzuahmen und jenen — so viel möglich — auszuweichen.

Was mich aber zu diesen steinernen Gastmahl bewog, war nicht das genannte Schiff, sondern vielmehr der verwünschte Herr von Mastbalm, der ein so steinernes Herz hat, daß er dem armen Mahler jene Wahrheits-Invective gegen seine schlechte Bildersammlung nie vergessen konnte, und ihm heimlich so viel Böses that, als er vermochte.

Bei dieser Gelegenheit fühle ich schmerzlich, wie traurig es für einen Schriftsteller ist, wenn ihm — wie's mir geschehen — die besten Personen seiner Geschichte wegsterben, und er die übrigen noch bis an den Gränzstein der Geschichte escortiren muß. Zum Trost fällt mir ein, daß ich doch auch wakere Leute noch habe, wie z. B. den Grafen Tenneberg, der bald eine Gelegenheit fand, sein gutes Herz zu beweisen, da Flora durch eine schwere Krankheit

ihre Schönheit in dem Grade verlor, daß keine Spur ihrer ehmaligen Reize übrig blieb, und sie jetzt eben so häßlich erschien, als sie vorher lieblich war. Ich muß dem Grafen zu seiner Ehre nachsagen, daß er gegen die häßliche Gattinn nicht minder liebevoll war, als gegen die schöne. Freilich konnte er nicht wohl anders seyn, denn Flora besaß einen Talisman, — ich glaube, eine immerblühende goldene Rose, nämlich die unverwelkliche — Seelenschönheit, die den Mann von gemeinerem Thon sanft zu lenken vermag, den edleren aber bezaubert. Flora lebte nur für ihren Gatten, nur in ihm, zeigte eine so zarte Aufmerksamkeit, eine solche Würde der Liebe, daß die Häßliche ihn beinahe noch mehr fesselte als die Schöne. Warum achten doch manche Frauen so wenig auf die sorgfältige Pflege dieser Wunderblume, die im weiblichen Gemüth, fürwahr den heimathlichen Boden zu ihrem besten Gedeihen findet und unwiderstehlich wirkt!

Ein köstliches Labsal war diese Erscheinung für den alten Hillmar, der allen irdischen Freuden entsagte, bis auf eine einzige — dem, an Jahren ihm gleich kommenden alten Österreicher, den er, wie ein wahrer Weiser, zu genießen wußte, indem er das Vergnügen mit der Mäßigkeit verband. Er gewöhnte sich

zwar — wie das eine Folge und Eigenheit des Alters iſt — nach und nach an die Einſamkeit, ſah es aber ſehr gerne, wenn dieſe von Menſchen, die er liebte, unterbrochen wurde, ohne daß jedoch die Tagesordnung daheim litt, auf die er ſtreng hielt. Wurde ihm die Stundeneintheilung mit ihren kleinen Geſchäften und Freuden verrückt, ſo fing er an, auf die Ruheſtörer ironiſche Ausfälle zu machen, doch auf eine ſolche Art, daß man hier deutlich erkannte, wie die Gutmüthigkeit ſich erſt dann in ihrem ſchönſten Lichte zeigt, wenn ſie ſatyriſche Pfeile abſchießen will. — Eine Stunde vor dem Mittagseſſen trank Hillmar ein Gläschen Tokayer. Weil er aber gegen alle Flaſchen eine Antipathie hatte, ließ er ſich ein vergoldetes Fäßchen machen, das, mit Tokayer gefüllt, auf einem Kaſten ſtand, und durch ſeinen Anblick nicht minder als durch den guten Inhalt erfreute. Er ſelbſt nannte ſich deshalb den Diogenes auf der Lichtſeite, und behauptete, ſein alter Vorgänger ſey nur deshalb ſo düſter und menſchenfeindlich geweſen, weil die Tonne keinen Wein enthielt, und Niemand auf den guten Gedanken kam, die leere gegen eine volle zu vertauſchen, was den mürriſchen Philoſophen gewiß augenblicklich verwandelt hätte.

Zu einem Diogenes auf der Schattenſeite geſtaltete ſich dagegen Reinald mit jedem Tage mehr und mehr. Sein früheres wüſtes Leben hatte durch das Mahlen der ſterbenden Viktorine eine für ſein Inneres ſehr vortheilhafte Wendung genommen; er hatte jenen ſchönen Entſchluß gefaßt, der ihn zu Helions Echo und zum Liebling Hillmar's und der Seinigen machte; ihm fehlte aber die Seelenſtärke, den ſchönen Entſchluß heiter und beharrlich auszuführen. Er war einer von den Menſchen, die ſich immerfort von einer oder der andern fixen Idee beherrſchen laſſen, plötzlich aber den Enthuſiasmus verlieren und in das Gegentheil überſpringen. Die ſchwärmeriſche Begeiſterung welche ihn für Viktorinen und Helion ergriffen hatte, wurde ihm endlich ſehr läſtig; er wollte ſich zwingen, darin zu verharren, und wurde über dem fruchtlos beſchwerlichen Bemühen, ein Anderer zu ſeyn als er wirklich war, mürriſch, ſich ſelbſt gram, gegen Andere feindſelig, und in ſeinem Weſen bizarr. Der naturgemaß lebende, ſtets heiter gleichmüthige Hillmar, und der krankhaft düſtere Reinald ſprachen ſich am deutlichſten bei demſelben Gegenſtande aus, der Beide zugleich anzog. Dieſer Gegenſtand des gemeinſchaftlichen Intereſſe für Beide war — ein Mohr und ſein Lands-

mann. Den Mohren hatte Graf Tennefeld in ſeine Dienſte genommen, aber keineswegs in der Abſicht, mit dem ſchwarzen Naturkinde zu prunken, ſondern aus Mitleid. Ein reicher Engländer hatte ihn mit ſich gebracht; Graf Tennefeld und der Lord lernten ſich kennen, lieben und achten. Der Lord ſtarb, und die gute menſchliche Nachtgeſtalt ſchmiegte ſich an den ſchon früher liebgewonnenen Grafen jetzt ſo innig und demüthig an, daß dieſer den Herrenloſen zu ſich nahm. Ich darf aber hier nicht verſchweigen, daß den Mohren nicht nur die Liebe zu dem guten Herrn, ſondern — beinahe noch mehr die Liebe zu einem afrikaniſchen Landsmann in Tennefelds Haus zog. Dieſer Landsmann war aber niemand anderer als — ein Affe. Die beiden Landsleute zeigten ſchon beim erſten Anblick große Freude über einander, wurden endlich die vertrauteſten Freunde, und wahre inseparables, die mit Zärtlichkeit an einander hielten. Gewiſſe gemeinſchaftliche Charakterzüge dienten dazu, den Freundſchaftsbund noch mehr zu befeſtigen. So waren z. B. Beide ſehr lüſtern und nach Leckereien begierig. Dieß veranlaßte ſie, manchen ſüßen Diebſtahl gemeinſchaftlich zu begehen. Süßen Weinen zeigten Beide die höchſte Verehrung. Beide waren leicht zum Zorn zu

reitzen, balgten und zauften ſich manchmal um ein Stück Zwieback, welches ſie dann wieder in der beſten Eintracht verzehrten.

An dieſem afrikaniſchen Oreſtes und Pylades hatte Hillmar ſein großes Vergnügen, und war ſo glücklich auch ihnen nicht zu mißfallen. Reinald drängte ſich in ihre Geſellſchaft, und — menſchenfeindlich geſtimmt wie er war — ſah er in ihnen eine perſonificirte Satyre auf die menſchliche Erbärmlichkeit. Er verſuchte zwar alles Mögliche, ſich bei dem Freundespaar in Gunſt zu ſetzen; allein jede Bemühung mißlang. Sonderbar iſts, aber wahr, daß ſelbſt die Thiere dem Menſchenfeind meiſtens abhold ſind, wogegen der Menſchenfreund auch gewöhnlich die Zuneigung der Thiere genießt.

Eines Tages kam's zwiſchen den Afrikanern und dem Mahler zu einer förmlichen Bataille. Dieſer arbeitete an Tennefelds Porträt, womit Flora den Gatten am nächſten Tage, zum Geburtsfeſte, überraſchen wollte. Nur noch einige Pinſelſtriche, und das Bild war fertig. Auf wenige Minuten entfernte ſich Reinald aus dem Zimmer. Aber wer vermöchte das Entſetzen und die Wuth des Zurückkehrenden zu beſchreiben! Gravitätiſch ſaß der Affe auf dem Stuhle vor der Staffelei, mit Pinſel und Palette ausgerüſtet. Neben ihm

ſtand ſein Landsmann — das ſchwarze Antlitz von freudiger Aufmerkſamkeit verklärt, und hielt das Gefäß mit der ſchwarzen Farbe. Der Affe ſtieß den Pinſel hinein, that wie ein Kraftgenie einige Kreuz- und Querſtriche über das gräſliche Antlitz, gerieth endlich in künſtleriſche Begeiſterungswuth, und ſtürmte, zur Freude des zuſchauenden Negers, auf das Porträt ſo raſend mit dem Pinſel, daß ſtatt des menſchlichen Konterfei's in wenig Augenblicken nur eine ägyptiſche Finſterniß zu ſehen war.

Jetzt flog Reinald auf die Kunſtbeſtie, die auf die Staffelei und mit derſelben polternd auf den Boden fiel, der Mahler auf Beide, und der Mohr auf alle Drei. Der Affe erſah ſeinen Vortheil zuerſt, und ſprang auf Reinalds Schultern; dieſer rannte mit ihm an die Wand, wo er ihn durch einen Gewaltſtoß abſtreifte; der Mohr eilte dem Alliirten zu Hülfe, Reinald zur Thür hinaus, und — der Himmel weiß, was da noch geſchähe, wenn — ich nicht ſo geſcheit wäre, dieſer Balgerei ſammt dem Kapitel ein Ende zu machen.

Hundert erſtes bis hundert und ſiebentes

Schild.

Der Spanier. Die goldne Sonne. Der blaue Hirſch. Der Bauerngruß. Das goldne Kreuz. Das Aug' Gottes. Der Wolf.

Kaum habe ich das gewaltſame Kapitel de bello africano gewaltſam geſchloſſen, ſo komme ich in eine neue Verlegenheit, weil ich jetzt einen Spanier haben ſoll und — als wahrheitliebender Geſchichtſchreiber aufrichtig geſtehen muß, daß ich keinen habe. Ich müßte daher entweder einen in dieſe Geſchichte geradezu hineinlügen, oder ihn aus den Wolken herabfallen laſſen; beides geht aber nicht an. Ich mach' es alſo ganz kurz und denke mir

einen Spanier, der gar nicht existirt, und auch nie existirt hat. Diesen negativen Hispanier frage ich denn um seine aufrichtige und unpartei'sche Meinung über sich selbst und über das gegenwärtige Kapitel; da es ihm nun ganz unmöglich ist, mir diese Frage zu beantworten, indem er weder sich selbst, noch das gegenwärtige Kapitel kennt, so muß alle Welt einsehen und begreifen, das ich gewonnenes Spiel habe, folglich über den nicht existirenden Spanier in einem nicht existirenden Kapitel kein Wort zu verlieren brauche. Wollte irgend Einer etwa die spitzfindige Bemerkung machen, daß ich mich hinter das 101te Schild verkrieche, so mag ich ihm nicht einmal wiedersprechen, sondern frage nur, wozu ich denn 116 Schilder hätte, wenn ich mich nicht einmal hinter ein einziges derselben verkriechen dürfte? Wenn ich wollte, könnte ich hier selbst als stolzer Spanier auftreten und dem Leser ein derbes Kapitel lesen; ich bleibe aber bescheiden und erkläre das gegenwärtige Schild für ein Schildkröten-Schutzdach, das ich um so mehr haben kann, als der Himmel selbst seine eigenen Aushängschilder hat, nämlich für die Nacht den silbernen Mond, für den Tag die goldne Sonne.

Jetzt schien aber die goldne Sonne

leider auf das goldene Kreuz, so nannte der einst korpulente, jetzt sehr mager gewordene Martin Biergans, Edler von Rosenschwert, seine sehr reiche, aber noch mehr geitzige Ehehälfte, die ihm jeden kärglich zugemessenen Bissen durch eine verschwenderische Zugabe von Zänkereien verkümmerte, so daß der ehmals sogenannte Wallfisch sich mit jedem Tage mehr zu einem Häringe, seiner ehemaligen Lieblingsspeise, qualifizirte. So lieferte der Ärmste einen neuen Beweis, das Gold und Glück nicht nothwendig zusammen wohnen müssen!

Da Herr Martin unter diesen Umständen mit jedem Tage stumpfsinniger wurde, kam es endlich dahin, daß er seinem ehlichen Gegentheil selbst dann nicht widersprechen durfte, wenn sie eine offenbare Absurdität behauptete. Unglücklicherweise geschah das jetzt. Das Gespräch kam vom Hirschhorngeist auf die Hirschgeweihe, und von diesen auf den Hirsch selbst. Da behauptete die Gattinn, es gäbe auch blaue Hirsche, und ein Herr Vetter von ihr, der zur Zeit der Reformation lebte, habe mit seinen eigenen Augen einen blauen Hirsch gesehen; folglich sey die Sache außer Zweifel, und nur ein Narr könne widersprechen. Vergebens erhob sich Herr Martin gegen diesen naturhistorischen Frevel mit einer Macht,

die beinahe eine so seltene Erscheinung als der blaue Hirsch selbst war. Sie ergoß sich in einen solchen Schwall von heftigen Worten, daß dem Gegner der Angstschweiß auf die Stirne trat.

In dem Augenblick kam Adalbert. Beide Parteien wendeten sich sogleich an ihn. Herr Martin glaubte sogar seinen rettenden Genius in ihm zu erblicken; aber weit gefehlt! Adalbert trat auf die Seite der stolzirenden Gattinn, und versicherte, auf Ehre und Gewissen, daß er selbst nicht einen — sondern wirklich drei blaue Hirsche gesehen habe. Frau Biergans triumphirte hohnlachend, indeß Herr Biergans eine ohnmächtige Beute der indiskreten Verzweiflung wurde. Zum Glück kam ihm, wie aus den Wolken gefallen, die Frage in den Mund: »Wo Monsieur Adalbert diese drei blauen Hirsche gesehen habe? a, wo?« — darauf antwortete Monsieur Adalbert mit schalkhaftem Lächeln: »Bei dem Zuckerbäcker unter den Tuchlauben, wo jedermann zwei gemahlte blaue Hirsche auf den beiden Seiten des Aushängschildes, und einen plastischen blauen Diminutiv-Hirsch auf der Zuckerwerk-Auslage sitzend erblicken könne.« — Jetzt bekam die gelbliche Gesichtsfarbe der hagern Madam Biergans eine gallgrünliche Schattirung; und

ihre kleinen Katzenäugelein funkelten. Eben ſollte die gramatikaliſch-veſuviſche Erruption über die ſchmalen bleichen Lippen mit beiſpielloſer Heftigkeit erfolgen, als zum Glück für die beiden Herren ein ſtattlicher Landmann mit einem kraftigen, blühendſchönen Weibe und fünf kernfriſchen Kindern eintrat, denen von zwei tüchtigen Burſchen ein Hirſch nachgetragen wurde, der aber nicht die ſeltſame blaue Zankfarbe, ſondern die gewöhnliche braune hatte.

Und der wackere Landmann ging, unter dem allgemeinen Erſtaunen, auf den alten Biergans los, dem er die Hand ſo kräftig ſchüttelte, daß der reduzirte Wallfiſch laut aufſchrie. Der Landmann aber lächelte, und ſagte: »Das iſt nun ſo der Bauerngruß, derb, aber vom Herzen kommend. Potz tauſend! kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Denkt doch an Euern Barnabas, lieber Vater!« —

Nun folgte eine Erkennungs- und Freudeſcene, die gerade zu rechter Zeit kam, um eine Verkennungs- und Leidenſcene zu unterbrechen. Selbſt Madam Biergans gerieth in eine vergnügte Stimmung, aber nicht der angekommenen Menſchen wegen, ſondern von wegen der ihnen nachfolgenden entſeelten Thiere, als da waren — nebſt dem genannten braunen Hirſch — auch Haſen, Faſane und anderes

derlei Gevögel, deſſen Fleiſch angenehmer iſt als die Stimme. In der Umgebung dieſer Leichname fand die liebliche Gabriele bei der Hausthyranninn eine unerwartet gute Aufnahme. Madam Biergans erklärte ſogar den blauen Hirſch für einen Scherz, womit ſie ihres lieben Alten Stärke in der Naturgeſchichte — und in der Geduld prüfen wollte. Adalbert erklärte: »daß es gar nicht übel wäre, ſo ein blauer Hirſch zu ſeyn. Überhaupt ſchmerze ihn nichts mehr, als daß die Seelenwanderung ein bloßes Märchen ſeyn ſolle. Er könne ſich gar keine angenehmere Unterhaltung denken, als den Genuß einer wechſelreichen Seelenwanderung. Welche luſtige Scenen müßte es da geben! Welche herrliche Streiche ließen ſich da ausführen! Man wäre Alles in Allem, und ſicher vor der langen Weile, und demſelben Einerlei in tauſend Geſtalten.« —

Barnabas bemerkte dagegen: Die ſchönſte Seelenwanderung könne ſich der Menſch von Kopf und Gemüth ſelbſt geben, wenn er mit Geiſt und Phantaſie das unendliche Reich der Ideen und Bilder durchfliegt und mit einem warmen Herzen voll Menſchenliebe an den Leiden und Freuden ſeiner Brüder Theil nimmt. Das ſey eine ſympathetiſche Seelenwanderung, der keine andere an Schönheit und reicher Mannigfaltigkeit gleich komme.« — Herr Martin

Biergans, der durch ſein goldenes Kreuz viel weicher und beſſer geworden war, als er zur Zeit ſeiner wallfiſchlichen ſtolzen Brutalität war, fand an der Äußerung ſeines wackern Sohnes viel Vergnügen, und umarmte ihn herzlich. »Du biſt brav, ſagte er, und haſt Dich, was gar ſchön iſt, im Schooße des Glückes veredelt. Abſolon aber, iſt noch ein müſſiger Thor, und muß erſt auf die hohe Schule des Unglücks kommen, ſonſt wird nichts aus ihm. Ich will dir im Vertrauen geſtehen, daß ich in meinem ehlichen Leben nicht glücklich bin; das gibt mir viele Gelegenheit zu Betrachtungen über meine ehmaligen Narrheiten. Will der Menſch gut und vernünftig ſeyn, ſo ſoll er ſtets das Aug' Gottes im Auge haben, das man in ein Dreieck hineinmahlt, ohne Zweifel, um anzudeuten, daß man nicht nur auf die Gegenwart, ſondern eben ſo nach Vergangenheit und Zukunft ſchauen ſoll. Du, mein Sohn, biſt auf dem rechten Weg; darum wird dich Gott ſegnen, wie ers ſchon gethan hat in Frau und Kindern. Gut iſts, daß du jetzt von mir nichts brauchſt, denn meine geitzige Frau will nichts auslaſſen. Schik ihr manchmal, wenn du kannſt, etwas für Küche und Leib, ſo ſetzeſt du dich bei ihr in Gunſt, und kannſt dafür einmal im Teſtament was hoffen.« —

Vor Allem, sagte Barnabas gerührt, will ich jetzt Euch ein Geschenk machen, und ein ehrenwerthes — mit diesem Wolfspelz. Ihr wißt, als ich jenes Landgut kaufte, war ich noch ein Schwächling. Den Landleuten meiner Nachbarschaft, einem sehr kräftigen Schlag Menschen, kam meine verkümmerte Gestalt gar lächerlich vor. Sie konnten's nicht begreifen, was ein Wesen mit meinem Surrogat-Leib in der schlichten Natur wolle, wo es Kraft und Arbeit gilt. Gerade, wie sie waren, und an keine zartsinnige Vorstellung gewohnt, mußte ich mir längere Zeit manche Neckerei gefallen lassen, ja, mußte es anfangs, sogar leiden, wenn Einer oder der Andere mir ins Gesicht lachte. Als sie mich endlich näher kennen lernten, hörte die Spötterei auf, und an ihre Stelle trat das Mitleid, welches mir aber fast noch mehr zuwider war als jene. Lange ging ich mit dem Gedanken um, ihnen zu zeigen; daß ich was vermöge. Nach einem Jahr nahm meine Gesundheit mächtig zu; meine Kräfte wuchsen mit der Arbeit, im Verhältniß zu meiner Gesundheit und Heiterkeit. Endlich kam eine erwünschte Gelegenheit, mich zu zeigen. Ein Wolf ließ sichs einfallen, sich in dem nahen Walde anzusiedeln und in dem Dorfe Gastrollen zu spielen. Vergebens wurden

dem Räuber Netze geſtellt, eiſerne Fallen gelegt, und mit Reiſig bedeckte Gruben gegraben. Vorſichtig und im höchſten Grade mißtrauiſch, wie's in der Natur des Wolfes liegt, wußte er alle ihm gefährlichen Anſtalten zu vereiteln, alle verdächtigen Stellen zu vermeiden; im Dorfe aber verminderte ſich jede Nacht die Zahl der Schaafe und der Schweine, und das Federvieh. So wurde ihm denn der Krieg erklärt, und beſchloſſen, gegen ihn auszurücken. Eine beträchtliche Anzahl Bauern erboth ſich dazu im erſten Feuer; als es aber an den Ernſt ging, wußte die Phantaſie von dem Wolfe die entſetzlichſten Gräßlichkeiten zu erzählen; kurz — mit jedem Tage wurde das Ungeheuer größer, der Muth und die Zahl der Helden kleiner, bis ſie auf fünf zuſammenſchmolz, und da war ich der fünfte. Weil der Wolf immer erſt in der Dunkelheit aus dem Dikicht des Waldes hervorkam, zogen wir bei einbrechender Dämmerung aus, und vertheilten uns am Eingang des Waldes, wo dieſer zunächſt an das Dorf gränzte. Jeder von uns hatte eine Flinte, einen Säbel, einen Prügel, und zwei Hunde mit geſtachelten Halsbändern bei ſich. Das Sprichwort ſagt: Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Meine Braut war dieſes Mahl der Wolf, der jedem von uns recht that, mir, daß er den

Weg nach meinem Poſto nahm, den andern, daß er zu ihnen nicht kam. Genug, ich hielt mich, mit Beihülfe meiner zwei Hunde, ſo tapfer, daß die Bauern als ſie ziemlich zögernd herbei eilten, den Wolf eben noch die letzten Athemzüge thun ſahen. Seitdem begegnet mir der Kleinſte wie der Größte im Dorf mit Achtung; ich aber bringe Euch, Vater, die Siegestrophäe, die Euch im nächſten Winter gute Dienſte leiſten ſoll le —

Hundert achtes bis hundert und zehntes

Schild.

Der weiße Stern. Der Kahlenberg. Die weiße Rose.

Was da lebt, muß auch sterben. Kann ich dafür, daß es so ist? — Ich behaupte sogar, daß es nicht nur so ist, sondern auch so seyn muß. Und das behaupte ich deßhalb, weil ich an Gott glaube; der Alles — selbst das Übel — zu unserm Besten gemacht hat, und, uns besserend, für unser Bestes sorgt, weil er besser ist als wir Alle, und weiter hinaus sieht mit uns, als wir egoistische Maulwürfe.

Weil nun alles sterben muß, so ists ganz natürlich, daß die Reihe auch an Helions Echo, den Mahler Reinald, kommt. Er starb aber später als Helion, weil dieser ätherischer war,

früher als Hillmar, weil dieser naturgemäßer lebte, schneller als Biergans, weil dieser mehr vegetirte, unruhiger als Barnabas, weil dieser sein Inneres mehr geläutert und veredelt hatte. So wie nun Martin Biergans von seinem guten Sohn die wärmende Wolfshülle bekam, so gab die Natur dem wilden Feuer des Mahlers die kühlende Erdhülle. Der blaue Stern, den sein exaltirtes Wesen in der Champagner-Begeisterung am Himmel zu sehen glaubte, verlor von seinem Feuer immer mehr, bis er zum weißen Stern des untergehenden Lebens wurde, aus dem die weiße Rose Viktorine lächelnd auf ihn herabblickte.

Eine seiner letzten Excursionen war auf den Kahlenberg. Mit dem ersten Grauen der Morgendammerung stand er auf, und trat einsam die Wanderung an. Es war Viktorinens Todestag. Uneinig mit sich selbst, ging er mit starken Schritten bis zu Helions und Viktorinens Gräbern. Statt der gehofften Beruhigung wurde aber sein Inneres hier heftig aufgeregt. Er überhäufte sich selbst mit Vorwürfen, durchlief mit bitterm Tadel die einzelnen Szenen seines leidenschaftlichen Lebens voll Fehler, und machte sich insbesondere seine Liebe zur sterbenden Viktorinen, als einen Ver-

rath an Helion, zum Vorwurf. Wie von einem böſen Geiſte weggeſcheucht, verließ er die Grabhügel und eilte fort. Dieſer böſe Geiſt war aber nichts Anderes, als das tolle Treiben ſeines ehmaligen unreinen Lebens und die innere Zerfallenheit mit ſich ſelbſt, da ſein wilder Durſt nach Lebensgenuß den Trieb nach künſtleriſchem Schaffen und nach Auszeichnung überwältigt und geſtört hatte.

So kam er in der heftigſten geiſtigen und körperlichen Bewegung in der flammenden Mittagsgluth auf den Kahlenberg. Erhizt wie er war, warf er ſich, nach erklommenem Gipfel, in das hohe Gras, wo ein feſter Schlaf ihn überfiel. Kaum erwacht, ergriff ihn der Gedanke an die alte Kirche der Karthäuſer-Mönche. Er erinnerte ſich an die Gruft, und verlangte ſie zu ſehen. Ein Förſterknabe führte ihn die wenigen Stufen abwärts und öffnete die Wohnung der Todten, die hier ſo zahlreich verſammelt waren, daß er ſchon nach wenigen Schritten ſtille ſtehen mußte. Hoch über einander aufgeſchichtet ſtanden die Särge und füllten den Hintergrund bis in die lezte Tiefe des Gewölbes. Deſſen ungeachtet aber war die Luft ſo rein, daß die Kerze des Knaben ungehindert hell brannte. In friedlicher Ordnung lagen die geſchloſſenen Särge auf einan-

der; nur einige wenige der erstern waren offen und beschädigt. Hier erblickte er Leichen der frommen Mönche, die in ihrer Ordenskutte unversehrt vor ihm da lagen. Die Haut klebte an manchem Skelett noch bräunlich lederartig, und einzelne Zähne staken noch in Todtenschädeln. Einzelne Holzsplitter der Särge lagen umher, weil französische Soldaten, aus Hunger nach etwa verborgenem Golde, es gewagt hatten, die Särge zu sprengen und die Ruhe der Todten zu stören.

Mit Todesgedanken erfüllt, stieg Reinald aus der Gruft, und nährte zugleich ein Vorgefühl des Todes. So setzte er sich auf den Gipfel des Berges. Das Abendroth verlosch am Himmel, wie ein Leben auf Erden. Die Natur schlief ein auf dem Sterbebette der Nacht. Sausende Lüfte seufzten dahin, und die Sterne entzündeten sich wie Leichenfakeln. Der unendliche Schmerz eines spurlos verschwundenen Lebens trauerte durch Reinalds Seele, und er begrüßte den Tod.

Von Ohnmacht befallen, sank er auf den Rasen; beim Erwachen fehlte ihm die Kraft, sich aufzurichten. Sein Rufen traf kein Ohr. Nur das dumpfe Brausen der Wälder und der Stromfluthen gab ihm gefühllose Antwort. Verlassen und hülflos brachte der Kraftberaubte

die Nacht in Schauern dahin. Am Morgen kam die Hülfe zu ſpät; man fand ihn außer ſich und ſterbend. Bei der erſten Wiederkehr des Bewußtſeyns verlangte er, hier begraben zu werden. Sein Wille ward erfüllt. Dem Todten ſey die Ruhe, die er im Leben nicht fand!

Hundert eilftes bis hundert und vierzehntes

Schild.

Die Schlacht bei Aspern. Das goldne Füllhorn. Der Courier. Die ſchöne Ungarinn.

In dieſer — nun zu Ende gehenden Geſchichte befinden ſich zwei vollkommen glückliche Ehen: Baron Hollan und Serene, Graf Tenneberg und Flora. Niemand kann billiger Weiſe mehr als dieſe zwei glücklichen Ehen verlangen, ſobald man bedenkt, wie ſchwer unter Tauſenden nur eine wahrhaft glückliche Ehe zu finden iſt. Und deſſen ungeachtet kommt zum Schluſſe noch eine Hochzeit, die, wie ich aus guten Gründen glauben muß, einen zufriedenen Eheſtand haben wird.

Der wilde Adalbert hatte ſich endlich aus-

getobt, und fing an, ein ordentlicher Menſch zu werden, die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe zu ehren, und entſchloß ſich endlich, ſelbſt ein bürgerliches Amt anzunehmen, daß er tadellos verwaltete. Darüber war nun Freude im bitterſüßlichen Hauſe, und die zu Feſtivitäten von jeher geneigten bitterſüßlichen Eheconſorten feierten die gute Wendung der Sache ſogleich mit einem rauſchenden Feſte nach ihrer Art. Die Leſerinnen würden ſich indeſſen ſehr irren, wenn ſie etwa glaubten, der bekehrte Adalbert ſey der hier vorzuführende Bräutigam. Keineswegs! Er behielt, ungeachtet ſeiner Bekehrung, die Abneigung gegen den Ehſtand, und wenn er einmal das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, ſo tritt er als Hageſtolz vom Schauplatz dieſer Erde.

Ich will aber den heirathluſtigen Leſerinnen, damit ſie von dem angekündigten Paar etwas zu ſehen bekommen, zuerſt die künftige Braut zeigen, ein ſechzehnjähriges, ſehr blühendes, volles und ſehr munteres ungariſches Fräulein, eine Couſine des Grafen Tenneſeld, die ſeit einiger Zeit in ſeinem Hauſe lebte, von Flora zärtlich geliebt.

Die Geſellſchaft der Feſtivität im bitterſüßlichen Hauſe unterhielt ſich auf verſchiedene Weiſe. Ein Theil derſelben, nämlich: Hellau

und Serena, Tennefeld mit Flora und dem ungariſchen Fräulein, Hillmar und einige Dii minorum gentium ſtanden ſo eben im Gemäldeſaal vor einem Bilde, welches die Schlacht von Aſpern vorſtellte. Alle ergoßen ſich wetteifernd in Freude über die Siegesſchlacht und den Ruhm der öſterreichiſchen Waffen; aber noch mehr als alle übrigen wurde ein ſchöner Jüngling davon ergriffen, und gerieth endlich in ſolche Begeiſterung, daß er dem Baron Hollau zurief: »Ja, Vater, dieß iſt der entſcheidende Augenblick, der mich meine Beſtimmung klar erkennen läßt! Erlauben Sie mir, der Stimme meines Innern zu folgen, und Soldat zu werden! Huſſar! Huſſar!« — Márie, die ſchöne Ungarinn, hatte dieſe Worte kaum vernommen, als ihre Augen feucht und die Wangen hochroth wurden. Im Geſichte zeigte ſich eine Miſchung von Schmerz und Freude.

Ich hoffe, der Leſer wird ſich noch an den kleinen Huſſaren erinnern, der im 5ten Schilde mit einem ſo unverſtändlichen Glückwunſch auftrat, daß man kaum wußte, ob er deutſch oder ungariſch ſpreche. Dieſer kleine Huſſar iſt ſeither größer geworden, und bat eben jetzt ſeinen Vater, den Baron Hollau, vor dem begeiſternden Siegesgemählde um die Erlaubniß,

wirklicher Huſſar werden zu dürfen. Die Bitte wurde dem ſchönen feurigen Jüngling gewährt. In der Huſſaren-Uniform erſchien er dem liebenden ungariſchen Fräulein noch herrlicher. Bald brach ein Krieg aus, und Rudolph zog ins Feld. Unter ſeiner Feld-Equipage befand ſich auch Mariens Schwur ewiger Liebe, authentiſirt vom Baron Hollau und ſeiner Gattinn. Im zweiten Jahre brachte Rudolph, vom Kommandirenden zum Lohn für die bewieſene Tapferkeit als Courier geſendet, die Siegesnachricht von einer entſcheidenden Schlacht. Eine Folge dieſer Schlacht war der Friede, und eine Folge des Friedens die Hochzeit der ſchönen Ungarinn mit dem zum Rittmeiſter beförderten Huſſaren.

So ſteht den das dritte glückliche Ehpaar vor dir, ſchöne Leſerinn! Der Himmel gieße auf ſie, ſo wie auf jedes tugendhafte, arbeitſame, vernünftige, treue und redliche Ehpaar das goldne Füllhorn ſeines Segens aus!

Und ſo ſind denn alle handelnden Perſonen dieſer Geſchichte theils ins kühle ſtille Grab gelegt, theils im Leben ſo gut geſtellt, daß wir ohne zu große Beklemmung von ihnen Abſchied nehmen können. Und ſo nehme ich denn auch von dir Abſchied, holde Leſerinn, und von dir, geneigter Leſer, — mit Furcht und

Hoffnung, nämlich, mit der Furcht, daß nicht Alles in dieſer Geſchichte ſich deines vollen Beifalls erfreuen wird; dafür aber auch mit der tröſtlichen Hoffnung, daß ich dir kein gedankenleeres und gehaltloſes Werk vorgelegt habe, und du vielmehr erkennen wirſt, daß ich keinen ſchaalen materiellen Roman liefern wollte, ſondern mit dir einen freundſchaftlichen Spaziergang machte, wobei wir uns zuſammen überzeugten, daß es uns an Geiſt, Gefühl und Phantaſie nicht fehle. Mir bleibt daher nichts mehr übrig als der Epilog im —

Hundert fünfzehnten bis hundert und sechzehnten

Schilde.

Die Stadt Wien. Das Peilerthor.

Liebe, alte, gute Stadt Wien! Nimm meinen Dank für jede freudige Empfindung, die ich in deinen Mauern genoß! Nimm meinen Dank auch für diesen, nicht müßigen Spaziergang auf deinen Plätzen, Straßen und Gassen! Ich habe dich durchwandelt und in natura gesehen; da stellst du dich mir jetzt noch einmal auch im Bilde über mir schwebend dar, als wolltest du mich mahnen, daß es meine Pflicht sey, dir und deinen gemüthlichen und wackern Bewohnern dieses Werk als eine Gabe darzubringen. Und ich erfülle den Wink vom Grunde meines Herzens.

und bitte dich, die Gabe eben ſo anzunehmen. Möge ſie dir nicht weniger angenehme Stunden gewähren, als ich in dir ſelige Augenblicke durchlebte! Wäre ich ein Zauberer, ſo würde ich die ſchönſten Schilder dieſer Geſchichte in ein goldenes Füllhorn vereinigen und dann auf dich einen Schatz von Glücksgütern jeder Art ausſtrömen. Weil ich aber das nicht vermag, ſo nimm freundlich von mir, was ich dir bieten kann.

Du haſt mir zwar, ſo viel ich weiß, kein Denkmahl errichtet, und wirſt mir auch — wie ich nicht zweifle — nie eines errichten. Ich bin's zufrieden; nur, bitte ich, geſtatte mir, daß ich, du uralte, gute, treue Stadt, in dem, neben deinem Bilde ſchwebenden Peilerthor eine Triumphpforte deiner freudigen glorreichen Zukunft erblicke. Das ehrliche treue Gemüth, die Liebe für Ruhe, Recht und Ordnung werden fortan die felſenfeſten Pfeiler deiner Wohlhabenheit und deines Glückes ſeyn. Und ſo wirſt du, theure Vaterſtadt, als Vorbild dem großen Kaiſerſtaat glänzend, von jeder Zeit das Gute dir anzueignen, um das Üble jeder Zeit rechtlich und ſtandhaft von dir abzuhalten; denn was auch der Zeitenwechſel bringen mag, nur das Laſter und das Böſe ändern ſich, die Tugend

und das Gute bleiben ſich immer gleich, die Erhalter der Städte und der Menſchen! Und wie vielerlei Aushängſchilder Zeiten und Menſchen auch zeigen, Recht und Wahrheit ſind das Hauptſchild des Lebens! —

Ende.